


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





# Evangelisches

# Missions-Magazin.

## Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

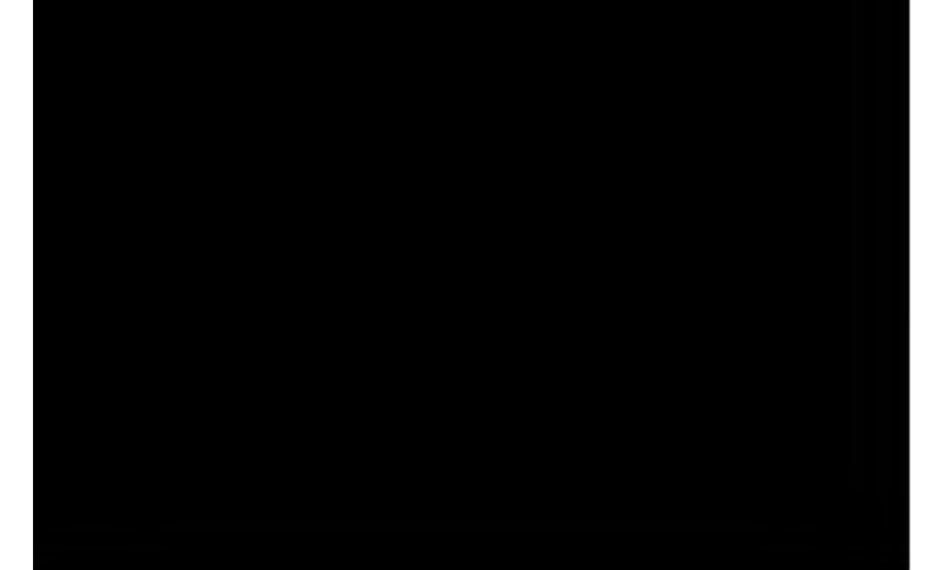
1893. — Siebenunddreißigster Jahrgang. — 1893.

Basel.

Verlag der Missionsbuchhandlung.

1893





# Inhalt.

**Erläuterungen zu den Bildern:**



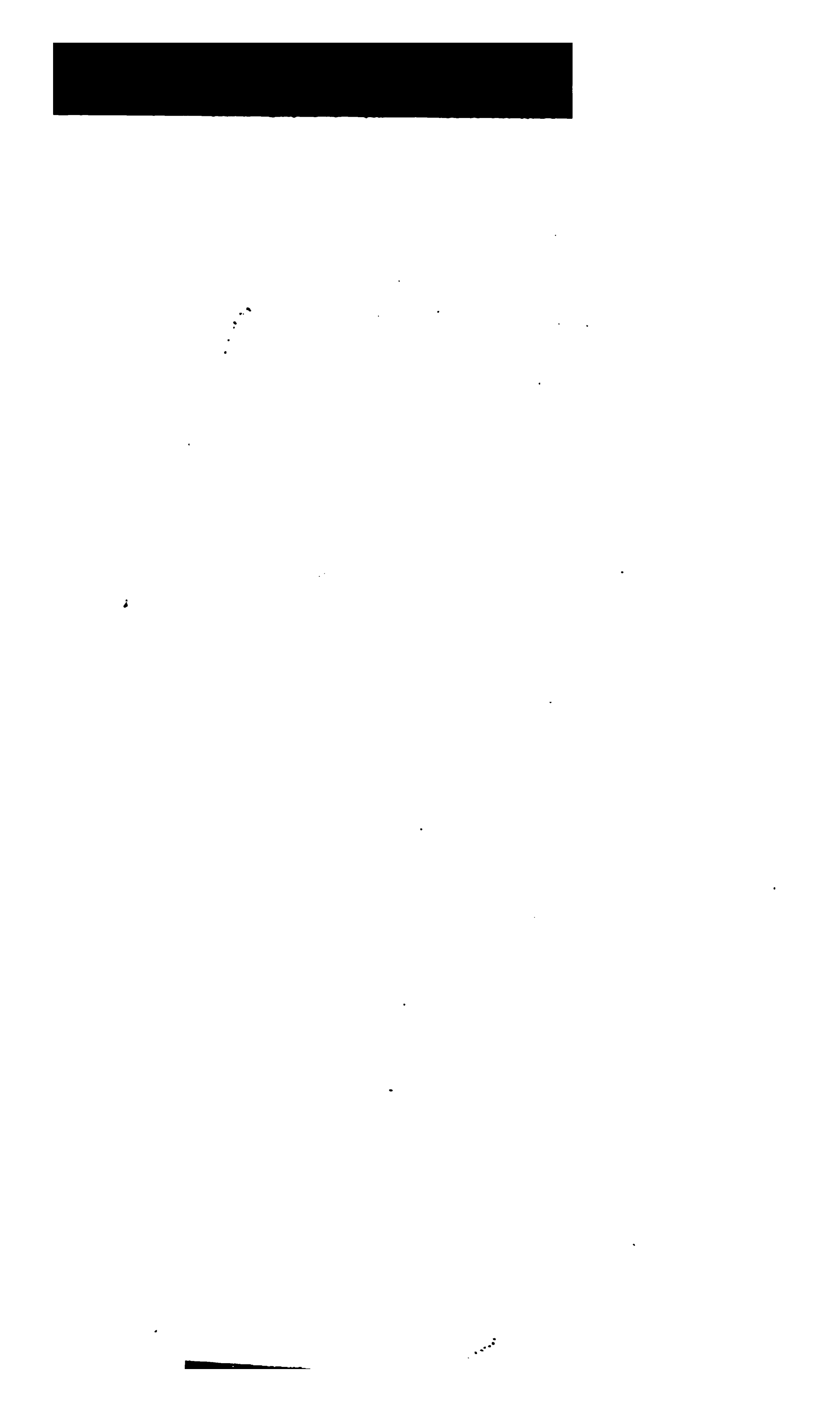
**Missions-Zeitung:**

a) Rundschau:



b) Neuestes und Vermischtes: Siehe das Register.

**Bücheranzeigen:**





# Das Gebet bei den Hindu.

Von Miss. Wilhelm Dilger.

Das Gebet ist zweifellos einer der wichtigsten Bestandteile der Religion. Während im Opfer der Mensch, um seine Sünden zu sühnen oder sonst sich der Gottheit Gunst zu versichern, dieser eine Gabe darbringt, geht er im Gebet die Gottheit für sich um Gaben an, oder bezeugt derselben seinen Dank für bereits empfangene Gaben. Darum spielt das Gebet eine so wichtige Rolle in allen bekannten Religionen. Und wie es nie ein Volk ohne Religion gab, so wird man vergeblich eine Religion ohne Gebet suchen. Die allerältesten Schriftdenkmäler der Menschheit sind zum großen Teil dem Gebet gewidmet. Wie uns die Forscher versichern, enthalten die uralten Schriften der Aegypter allermeist Gebete um Segnungen der Gottheit und Loblieder für deren Empfang. Auf den Backsteintafeln, die man in unsern Tagen am Euphrat und Tigris ausgräbt und die teilweise aus der Zeit der biblischen Erzväter stammen, liest man inbrünstige Gebete, die in mancher Hinsicht an die Psalmen erinnern. Auf indischem Boden vollends kam in uralten Zeiten, etwa seit dem Jahr 2000 vor Christo, oder gar noch früher, die Dichtung religiöser Gebetslieder zu voller Blüte. In einem der ältesten dieser auf uns gekommenen Lieder wird ein Gott des altindischen arischen Volkes folgendermaßen angesungen:

„Komm', stimme zu den Gesängen, brülle herbei sie begrüßend!
Fördre, o Herrlicher, Indra, uns das Gebet samt dem Opfer!
Indra geweiht sei ein Lobspruch, Labung dem reichlichen Spender,
Daß sich am Saft uns erlabe und an der Freundschaft der Starke!"*)
Rigveda I. 10, 4. 5.

*) Es mag hier ein für allemal bemerkt werden, daß die nachfolgenden Uebersetzungen vom Verfasser sind und ihm keine der vorhandenen Uebersetzungen zu Gebote stand.

Das Gebet ist aber auch deshalb hochbedeutungsvoll, weil in demselben der Charakter der einzelnen Religion mit überraschender Klarheit zu Tage tritt. Denn hier spricht der Mensch nicht nur die Gedanken aus, die er sich von seiner Gottheit macht, nicht nur die Erkenntnis, die er von ihr gewonnen, sondern auch die geheimsten Wünsche seines Herzens, das tiefste Sehnen seines Geistes und das Urteil seines Gewissens über sein eigenes Thun und Lassen. Hier wird es sich also auch verraten, welches höchste Ziel die betreffende Religion dem menschlichen Dichten und Trachten steckt, ob sie die Anklagen des Gewissens stillen, das tiefste Sehnen und Verlangen des menschlichen Herzens befriedigen kann. Für den Verkündiger des Evangeliums unter den Heiden wird es sich daher sehr empfehlen, das Gebetsleben der Heiden gründlich kennen zu lernen. Denn wenn es für die Botschaft von dem Heil in Christo in den Herzen der Heiden überhaupt Anknüpfungspunkte giebt, so wird man dieselben in ihren Gebeten am ehesten finden. Aber auch für den gläubigen Christen und Missionsfreund in der Heimat dürfte es sich lohnen, sich zu vergegenwärtigen, wie die Heiden beten. Er wird daraus nicht nur reichen Anlaß nehmen, Gott dem Herrn für den durch Christum eröffneten freien Zutritt zum Gnadenthron zu danken, sondern auch neuen Antrieb empfangen, dem Werk der Mission durch Fürbitte und Gaben Handreichung zu thun, damit auch denen der Weg zum Vater gewiesen werde, die jetzt noch in so tiefem mannigfaltigem Dunkel ihr Gebet und Flehen den falschen, nichtigen Göttern der väterlichen Ueberlieferung darbringen.

Eine Darlegung des Gebets bei den Hindu kann unmöglich an dem reichen Schatz von Gebetsliedern vorübergehen, die dem jetzigen Geschlecht als Erbe der Vorzeit zugefallen ist. Denn einmal wird damit in der Gegenwart ein übermäßiger Ahnenkultus getrieben, wobei die Unwissenheit die Mutter der Anbetung ist. Sodann werden jene alten Lieder, ob auch wenig oder ganz und gar nicht verstanden, noch heute jeden Tag von Tausenden und Abertausenden als Gebetsformeln gebraucht, mit denen sie ihr Tagewerk beginnen und beschließen. Und endlich ist der Gegensatz von Einst und Jetzt und die Entwicklung, die dazwischen liegt, äußerst lehrreich und beachtenswert. Unsere Mitteilungen zerfallen somit von selbst in zwei Teile: 1) Das Gebet im indischen

Altertum, wie es in schriftlichen Aufzeichnungen vorliegt; 2) das Gebet in der indischen Gegenwart, wie es im täglichen Leben geübt wird.

## I.

Daß die Vorfahren der Hindu höherer Kasten, die alten Arier, ein an Gebetsliedern reiches Volk waren, dafür legen die ältesten Schriften der indischen Religion ein umfangreiches Zeugnis ab. Der wichtigste und zugleich älteste Teil derselben, der Rigveda oder Liederveda, besteht der Hauptsache nach aus einer Sammlung von 1017, oder mit dem Anhang 1028 Liedern in 10 Büchern. Alle diese Lieder sind ursprünglich als Gebete an die Götter gerichtet oder doch von den Veranstaltern dieser Sammlung so aufgefaßt worden. Durch ihren Inhalt bezeugen es die Lieder selbst, daß das arische Volk im Anrufen der Götter sehr fleißig und eifrig war. Am frühesten Morgen, wenn die ersten Strahlen der Morgenröte den Aufgang der Sonne und den neuen Tag ankündigten, waren die Sänger schon bereit, ihre Lieder zu den Göttern emporsteigen zu lassen:

„Früh' sei gelobt der Vielliebe, Agni, der Gast unseres Hauses,
Er, der unsterblich, an allen Spenden sich labt unter Menschen!"

Rigveda V, 18, 1.

„Frühmorgens ruf' ich Aditi, die Göttin, zur Mittagszeit, beim Untergang der Sonne.
O Mitra-Varuna, um Schätze fleh' ich, um Fülle, Heil und Glück für Kind und Enkel!"

Rigveda I, 58, 9.

Am Morgengebet nahm auch die damals dem Gatten noch ebenbürtig zur Seite stehende Gattin des altarischen Mannes Anteil, wie aus folgender Stelle klar hervorgeht:

„Der Gattin gleich das Frühgebet zu fördern zeigen sich vielfach Nacht und Morgenröte,
Der Jungfrau gleich gewebten Schleier tragend, mit Goldschmuck schön zu schaun im Glanz der Sonne."

Rigveda I, 122, 2.

Und wenn dann der arische Mann nach des Tages Mühe und Schweiß, nach blutiger Schlacht gegen die Feinde, oder wil-

dem, leidenschaftlichem Würfelspiel im Kreis der Freunde zu seiner Hütte zurückkehrte, erschallte noch einmal, ehe er sich zur Ruhe legte, das Gebetslied, der Lobgesang der Götter:

„Wie um die Wagen zu treiben
Will ich des Herrlichen, Holden,
Agnis Gespanne nun preisen!
Der in den Häusern beim Glanze
Abends und morgens gelobt wird,
Und dessen Wirken nicht fehlschlägt."

Rigveda II, 8, 1. 3.

Mit dem Morgen- und Abendgebet war wohl immer auch ein Opfer verbunden. Gewiß ist, daß eine Zeit kam, wo die priesterlichen Sänger wünschten, daß die Opfer niemals ohne Gebet und Gesang dargebracht werden sollten. Durch die begleitenden Gebete und Lieder — so behauptete man — werde das Opfer den Göttern erst recht angenehm. Daß man das ausdrücklich einzuschärfen für nötig fand, zeigt freilich, daß eine Neigung vorhanden war, die Opfer ohne Gebetssprüche darzubringen:

„Nicht ungepreßt erfreut der Soma Indra, ohne Gebet, gepreßt auch nicht den Spender:
Ihm zeug' ich einen Spruch, den er mag kosten, kräftig und neu, damit er uns mög hören.
Bei jedem Spruch erfreut der Soma Indra, bei jedem Lied den Spender der gepreßte,
So oft sie ihn, wie Söhne ihren Vater, einmüt'gen Sinns zur Hilfe stürmisch rufen."

Rigveda VII, 26, 1. 2.

Zum Gebet nahm man seine Zuflucht besonders auch vor der Schlacht, wenn in den Gemütern die Frage zitterte, an wessen Fahnen wohl der Sieg sich heften werde. In dieser Lage rief auch damals jede Seite zu ihren Göttern. Und wenn beide feindlich einander gegenüberstehende Heere arischen Stammes waren, riefen beide wohl denselben Gott der Schlachten an, von dem man sicher erwartete, daß er den frommen Gesängen seiner Verehrer den Sieg verleihen werde:

„Den kampfbereit anrufen beide Schlachtreih'n, die Vordern und die Hintern, beide Gegner,
Den, wenn zugleich den Wagen sie besteigen, sie vielfach rufen, Leute, der ist Indra.
Er, ohne den die Völker nimmer siegen, den, wann sie kämpfen, sie zu Hilfe rufen,
Der jedem noch sich ebenbürtig zeigte, Unwankendes macht wanken, der ist Indra."

Rigveda II, 12, 8. 9.

Es ist nun freilich ein ganzes Heer von Göttern, dem diese Gebetslieder gewidmet sind. Es giebt christliche Gelehrte, die in diesen Hymnen etwas wie den Glauben an nur einen Gott und darin wieder einen Rest der ursprünglichen reineren Religion der Menschheit oder gar der „Uroffenbarung" zu finden meinen. Und in Indien giebt es heutzutage manche gebildete Eingeborne, die jede Spur von Vielgötterei in den vedischen Liedern leugnen. Das ist ja nun insofern erfreulich, als sich darin der mächtige Einfluß des Christentums auf das Geistesleben des heutigen Indiens zeigt. Nachdem man aus der heiligen Schrift einen besseren, auch vernunftgemäßeren Gottesglauben kennen gelernt hat, schämt man sich der Vielgötterei und sucht allerlei christliche oder doch vernünftige Ideen in die alten Gebetssprüche hineinzudeuten. Das kann aber nichts an der Thatsache ändern, daß in den Liedern der Glaube an viele verschiedene Götter ganz unbefangen zum Ausdruck kommt, wenn auch einzelne Sänger, namentlich gerade im Moment ihrer dichterischen Begeisterung, den besonderen Gott, den jeder eben besingen wollte, über alle andern Götter erhob und ihm deshalb für den Augenblick alle andern von seinem Volk sonst verehrten Götter aus dem Gesichtskreis entschwinden mochten. Daran kann aber nicht gezweifelt werden, daß das Volk in seiner Gesamtheit, und daß gerade auch die Sammler der vedischen Lieder an eine große Zahl von Göttern glaubten. Manche Lieder werden als an „alle Götter" gerichtet bezeichnet, was ja unsinnig wäre, wenn man nur an einen Gott glaubte. Sehr deutlich spricht in dieser Beziehung folgende Stelle, die ganz unbefangen in stark anthropomorphisierender Weise kleine, große und größte, junge und alte Götter unterscheidet:

„Anbetung sei den Großen und den Kleinen, den Jungen sei Anbetung
und den Alten!
Vermögen wir's, — laßt huld'gen uns den Göttern! Nie, Götter, will
der Größten Lob ich lassen!"
Rigveda I, 27, 13.

Ganz naiv-menschlich ist auch die Vorstellung, die sich in folgender Stelle ausspricht, wo angenommen wird, die Zahl der Götter sei dreiunddreißig:

„Mit diesen, Agni, komm auf gleichem Wagen oder verschied'nem: prächtig
sind die Rosse!
Samt Gattinen die dreiunddreißig Götter, freiwillig bring' sie her und thu'
dir gütlich!"
Rigveda III, 6, 9.

Ein anderer, vielleicht späterer Sänger scheint eine noch viel größere Zahl von Göttern zu kennen, wobei indessen das merkwürdig ist, daß als Grundzahl drei angenommen zu sein scheint:

„Dreihundert und dreitausend neunundneunzig haben der Götter einst verehrt den Agni:
Ihm tropften Fett und legten hin die Streu sie, dann ließen sie den Opferer
sich setzen."
Rigveda III, 39, 9.

Unzweifelhaft gehören diese Stellen nicht zu den spätesten Bestandteilen des Rigveda. Und es wird auch den scharfsinnigsten Auslegungskünsten nicht gelingen, diesen klaren Worten eine Deutung im Sinne des Glaubens an nur einen Gott abzugewinnen, so unbequem sie auch denen sein mögen, die von vornherein in dem Vorurteil befangen sind, die vedischen Sänger müßten eine reine, für alle Zeiten maßgebende Gotteserkenntnis besessen haben.

Indessen können wir wohl zugeben, daß diese Sänger in einem Punkt noch klarer sahen und wahrer urteilten, als ihre heutigen Schutzredner und als die allgemeine Volksanschauung des modernen Indiens. Jene alten Weisen hatten eine oft rührend unverfälschte Erkenntnis ihrer Sündenschuld. Dieselbe spricht sich besonders in den Gebetsliedern an Varuna aus, der sprachlich mit dem griechischen Uranos (Himmel) zusammenfallend in uralten Zeiten der Gott des nächtlichen Firmaments war und als solcher eine sehr hohe Verehrung genoß, später aber vernachläßigt

und degradiert worden zu sein scheint. Heute spielt er als einer der Wächter der Himmelsgegenden eine ganz untergeordnete Rolle. In jenen alten Tagen scheint er aber als Hüter der sittlichen Ordnungen, als Zeuge und Rächer der menschlichen Sünden gegolten zu haben. In den Gebeten zu ihm kommen Bekenntnisse vor, die gewiß auch in jedem Christenherzen verwandte Saiten erklingen lassen. Es sei gestattet, ein solches Lied in der Uebersetzung mitzuteilen. Rigveda VII, 86:

1. „Gewaltig weise sind doch dessen Werke, der weithin festigte die beiden Welten:
   Hochhingerückt hat er den hehren Himmel, zwiefach Gestirn und Erde ausgebreitet.
2. Mit meinem eig'nen Selbst besprech' ich dieses: wann werd' ich hin zu Varuna gelangen?
   Wird gnädig er den Opfertrank annehmen? wann werd ich fröhlich seine Huld erschauen?
3. Ich frag' es, Varuna, die Schuld erkennend, und nahe mich den Kundigen, zu fragen;
   Das Gleiche sagen mir die Weisen alle: „Der Varuna ist dir gewiß ungnädig!"
4. Ist's, Varuna, um frühern Unrechts willen, daß du den Freund, der Lob dir singt, willst töten?
   Mach es mir kund, Beständiger, Trugloser, damit ich schuldlos komme mit Anbetung!
5. Erlasse uns der Väter Missethaten, erlasse die uns, die wir selbst begangen!
   Laß' wie den rindergier'gen Dieb, o König, los wie ein Kalb vom Stricke den Vasischtha!
6. Nicht eigner Anschlag war's, es war Verblendung, Berauschung, Eifer, Würfelspiel und Thorheit:
   Der Aelt're wird dem Jüngern zur Verführung und selbst der Schlaf verscheucht uns nicht das Unrecht.
7. Schuldlos will ich dem eifermüt'gen Gotte, sowie ein Knecht dem güt'gen Meister, dienen:
   Die Thoren hat der holde Gott erleuchtet, zum Reichtum führt der Weisere den Klugen.
8. Dir, Varuna, Beständiger, laß dringend auch diesen Lobgesang an's Herz gelegt sein!
   Heil sei beim Ruhen uns, Heil bei der Arbeit: ihr Götter, schirmet uns mit steter Wohlfahrt!"

Einen breiten Raum nehmen in der Rigvedasammlung die Gebete zu Indra ein. Wir sind diesem Gott bereits oben begegnet, wie er als Gott der Schlachten die Gesänge beider Heere empfängt, mit denen er um Sieg angefleht wird. Ebenso wichtig, oder vielleicht noch wichtiger war er den alten Indern als Gott des Regens, da von seinen Spenden das Gedeihen der Saaten abhängig war und gegen Ende der heißen Zeit Menschen und Vieh fast verschmachtend mit Sehnsucht nach seinen segensreichen Gaben gen Himmel blickten. Der Anbruch der Regenzeit, dem man noch heute wie damals Jahr für Jahr mit gleicher Sehnsucht entgegenharrt, wurde von den alten Sängern aufgefaßt als Kampf des Indra mit dem menschenfeindlichen Dämonen Vritra, der als grausamer Zwingherr die regenspendenden Wolkenkühe gefangen hält, aber endlich von Indras Donnerkeil tödlich getroffen am Boden liegt, während die Wasser, seinem Burgverlies entronnen, zur Niederung strömen, um Menschen, Tieren, Feldern und Fluren die heißersehnte Labung zu bringen. Aus einem solchen Indraliede, das Herr Prof. Dr. von Roth als typisch bezeichnet, mögen hier einige Strophen mitgeteilt werden:

1. „Nun will ich Indras Heldenthaten künden, die ersten, die der Donnerer vollbracht hat:
   Er schlug den Drachen, machte frei die Wasser, gespalten hat er weit der Berge Schöße.
2. Er schlug den Drachen, der im Berge hauste, den Keil, den tosenden, erschuf ihm Tvaschtar.
   Blökenden Kühen gleich dahergewandert kamen die Wasser stracks herab zum Meere.
3. Brunstgierig hat erseh'n er sich den Soma, des Saftes trank er aus dem Dreigefäße:
   Den Donnerkeil zum Schleudern nahm der Spender, erschlug damit der Drachen Erstgebornen.
4. Als du erschlugst der Drachen Erstgebornen, als du der Listigen Anschläg' vereitelt,
   Da, schaffend Sonne, Himmel, Morgenröte, fandst, Indra, traun! du keinen Ebenbürt'gen!
5. Den schlimmsten Zwingherrn Vritra fällte Indra, den Vyamsa mit dem Keil, der mächt'gen Waffe:
   Gleich dem Geäst, das mit der Axt zerhauen, sich an die Erde schmiegend liegt der Drache.

8. Die Wasser, frischen Mutes, überströmten ihn, der dalag wie ein zerrissenes Ufer:
Der Drache lag nun da zu deren Füßen, die Vritra vordem mit Gewalt zurückhielt.
10. Da lag der Leib in jener Bahnen Mitte, die keinen Stillstand, keine Einkehr kennen:
Die Wasser strömen durch's Versteck des Vritra, der Indrafeind sank in das lange Dunkel.
13. Ihm nützte nichts der Blitz und nichts der Donner, nichts daß er loslies Dunst und Hagelwetter:
Als Indra und der Drache sich bekriegten, da siegte Maghava*) für alle Zukunft."

Rigveda I, 32.

Die mitgeteilten Proben aus den Liedern lassen nun auch deutlich erkennen, um welche Gaben jene alten Sänger die Götter vorzüglich angerufen haben. Am meisten ist es ihnen doch um irdische, materielle Güter zu thun: Sieg und Beute im Kriege, fruchtbare Regengüsse für die Saaten, große Herden prächtiger Rinder, gute Gesundheit und zahlreiche Nachkommenschaft. Freilich bitten sie auch manchmal in ergreifenden Worten um Vergebung ihrer Sünden. Allein diese ist ihnen nicht ein an sich notwendiges, wertvolles, und noch weniger das höchste Gut, das die tiefsten Bedürfnisse des Geistes befriedigen und zugleich den festen Ausgangspunkt zu einem neuen Leben in der Gerechtigkeit bilden würde. Vielmehr ist ihnen die Befreiung von der Sündenschuld nur das Mittel zu einem andern Zweck: sie fühlten wohl, daß sie, so lange sie mit Schuld belastet waren, der Götter Gunst und Gaben nicht teilhaftig werden könnten. Zu diesem Zweck bitten sie so angelegentlich um Verzeihung der Sündenschuld, wie aus folgender Stelle ganz deutlich hervorgeht:

„Wir bitten ab den Zorn dir mit Anbetung, mit Opfern, Varuna, mit Somatränken:
Der du's vermagst, lebend'ger, weiser König, verzeih' die Schulden uns, die wir begangen!
Die ob're Fessel,**) Varuna, von oben, die mittlere und unt're von uns löse:
Dann wollen ohne Sünde wir, Aditya, zu ew'gem Wohlsein stehn in deiner Obhut!"

Rigveda I, 24, 14, 15.

*) Etwa: Spender.
**) Gemeint sind wohl leibliche Krankheiten oder Beschwerden.

Für unsern Zweck ist es von Interesse zu beachten, welch großen Wert, welch ungeheure Kraft und Bedeutung die Sänger selbst schon dem in ihren Liedern zum Ausdruck kommenden Gebet beigelegt haben. Man glaubte durch dasselbe nicht bloß die Götter veranlassen zu können, ihre Macht und Weisheit zum Wohl der frommen Sänger und ihrer Freunde zu gebrauchen, sondern man stellte sich das Gebet selbst auch als eine geheimnisvoll wirkende, übernatürliche Macht vor, durch die man selbst die Götter stärken, sie zu hilfreichen Machtthaten befähigen und veranlassen zu können meinte. Diese Anschauung hat in einigen Indraliedern einen eigentümlich anschaulichen Ausdruck gefunden:

„Dir schirr' ich durch Gebet die mähn'gen Falben; komme herbei! Du setzst sie an die Deichsel.
Dich heitern auf die wilden Somasäfte: Indra mit Puschan, freu dich samt der Gattin!"

Rigveda I, 82, 6.

„Mit neuem Spruch und Lied schirr' ich die Falben an Indras Wagen nun, damit er komme:
Hier halten dich nicht auf zahlreiche Sänger, die sonst noch dir sich nah'n mit ihrem Opfer."

Rigveda II. 18, 3.

„Die Falben, die gebetgeschirrten Freunde, schirr' durch Gebet ich rasch dir beim Gelage:
Steig, Indra, auf den festen, sanften Wagen, der kundig, achtsam du, komm' her zum Soma!"

Rigveda III, 35, 4.

Und selbst die Götter — so glaubte man — machen von dieser geheimnisvollen Gebetskraft Gebrauch. In ihren eigenen Händen wird das Gebet zum Stab, mit dem sie den Weltlauf lenken, zur Waffe, mit der sie ihre berühmtesten Heldenthaten verrichten. Ohne Bild gesprochen wird das Gebet angesehen als eine über Natur, Menschen und selbst Göttern stehende geheimnisvolle Macht, wie das Schicksal, ohne die selbst die Götter nichts zu thun vermögen. Es sei gestattet, zum Beleg hiefür nur zwei Stellen anzuführen:

„Gieb uns, o Agni, vielfältig, gieb tausendfach,
schließ' zur Erhörung uns Reichtum wie Thüren auf!
Himmel und Erd' durch Gebet mach' uns zugeneigt:
hell wie des Morgenrots Lichtglanz erleuchtest Du."

Rigveda II, 2, 7.

„Das war ein Werk für der Götter Allgöttlichsten —
Festes ward locker und weich ward das Harte da:
Rinder*) führt' aus durch Gebet er, schlug Vala**) tot,
Dunkel vertrieb er und hellte den Himmel auf."

Rigveda II. 24, 3.

Die zuletzt angeführte Stelle ist einem Liede entnommen, das an den Gott Brahmanaspati-Gebetsherr gerichtet ist. Von ihm bezeugt schon sein Name Gebetsherr, welche Bedeutung ihm für unsere Frage zukommt. Die ausgezeichnetsten Forscher nehmen an, daß er nicht zu dem ursprünglichen Kreis der altarischen Götter gehörte. In der That erscheint er nicht wie jene als eine vergötterte Naturerscheinung, sondern als eine religiöse Handlung der Menschen, die personifiziert und auf den Thron der Gottheit erhoben wurde. Es war eben das Gebet, dessen ungeheure Wertschätzung, ja Ueberschätzung wir schon kennen gelernt, und das jetzt als eine neue Gottheit unter die Götter versetzt wurde. Wie wichtig dieser neue Gott, offenbar um seiner praktischen Nützlichkeit willen, seinen Verehrern war, zeigt sich auch darin, daß er in der eben angeführten Stelle „der Göttlichste der Götter" heißt. Man sah nämlich in ihm nicht sowohl die der Gottheit gebührende Anbetung, nicht das Lob- und Dankgebet, sondern vor allem das Bittgebet verkörpert, durch welches man auf den Willen der Götter einzuwirken, ja diese selbst zu stärken und hiedurch auf den Naturlauf wie auf die Handlungen der Menschen Einfluß zu gewinnen hoffte. Brahmanaspati erscheint daher häufig an der Seite Indras, des Regengottes. Mit diesem zieht er in den Kampf gegen den Dämonen Vritra, um die aufgehaltenen Wasser der Gewalt des Feindes zu entreißen und die so aus der Zwingburg erlösten Kühe den Menschen zuzutreiben. Seine Bedeutung wird am deutlichsten werden, wenn wir aus einem der an ihn gerichteten Lieder einige charakteristische Strophen mitteilen:

1. Dich rufen an wir, du Herrscher der Heerscharen,
weise und hochberühmt unter den Weisen du,
Dich, der Gebete Allherr, Brahmanaspati:
hör' uns mit Labungen, setz' dich auf deinen Sitz!

*) Die Regenwolken. — **) Verschließer.

2. Götter selbst haben, die weisen, o Himmlischer,
dein Los der Anbetung, Herr des Gebets, erlangt:
Sowie glanzherrlich die Sonne das Frührot zeugt,
bist der Erzeuger von allen Gebeten du.
6. Weitschauend schließest du, Hüter, die Bahn uns auf:
deinem Gesetze mit Liedern lobsingen wir.
Wer, o Gebetsherr, uns Frevel zufügen mag, —
eigenes Unheil soll glühend verderben ihn!
10. Mögen durch dich, den freigebigen, spendenden
Freund wir erlangen die herrlichste Lebenskraft!
Möge der tückische Feind nicht beherrschen uns,
Mögen fromm singend mit Liedern wir dämpfen ihn.
13. Den man in Schlachten ruft, dem man mit Andacht naht,
der zu den Kämpfen kommt, austeilend Gut um Gut,
Er, der Gebetsherr, treibt Wagen gleich sämtliche
Feinde weg, welche den frommen Mann schädigen,
17. Dich hat ja Tvaschtar, der Sänger von Lied um Lied,
allen Geschöpfen zu gute dereinst erzeugt.
Rächer und Richter der Schuld ist der Andachtsherr,
Unholdvernichter und Stütze des großen Werks.
18. Deiner Prachtherrlichkeit schloß das Gebirg sich auf:
als du, o Bote, entleertest der Rinder Stall,
Ließest mit Indra vereint, o Gebetsherr, du
los der Gewässer vom Dunkel umhüllte Flut.
19. Sei, o Gebetsherr, du Lenker auch dieses Lieds,
nimm auch der Kinder und Enkel dich hilfreich an.
Alles was Götter nur fördern ist segensreich:
heldenreich mögen laut sprechen beim Feste wir!

Rigveda II, 23.

Mit der Vergötterung des menschlichen Gebets war die Entwicklung des religiösen Glaubens der Inder auf eine verhängnisvolle schiefe Ebene geraten. Brahmanaspati, der Gebetsherr, wird freilich in den Liedern der Rigvedasammlung immer noch als persönlich gedachte Gottheit angerufen. Aber die Mischung des Menschlichen mit dem Göttlichen, der Welt mit der Gottheit hatte einmal angefangen. Und der denkende Geist blieb bei diesem Anfang nicht stehen: unmerklich glitt man auf der schiefen Ebene abwärts, bis die vergötterte Gebetskraft zur unpersönlichen Weltseele, zur abstrakten, unbewußten Ursache alles Seienden geworden war. Wir können diese Entwicklung in ihren einzelnen

Stufen hier nicht verfolgen. Sie werden sich überhaupt nicht immer mit Stellen aus den vedischen und nachvedischen Schriften belegen lassen. Aber das Resultat der Entwicklung bietet sich uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit dar. In einer Hymne des Atharvaveda, einer späteren Liedersammlung, wird nicht mehr der persönliche Gebetsherr, sondern die ganz unpersönlich gedachte, mystische Gebetskraft besungen als die Ursache und „Stütze" aller Wesen, die ihrerseits wiederum in der Anstrengung und Kasteiung, das heißt offenbar in der menschlichen Andachtsübung ihren Ursprung habe. Aus diesem wunderlichen Liede, in dem der Mensch das Erzeugnis seiner eigenen Andachtsübung anbetet, mögen nur einige bezeichnende Strophen hier stehen:

17. Die in dem Selbst erkennen die Gebetskraft,
Die werden auch das höchste Wesen kennen.
Und wer erkannt erst hat das höchste Wesen,
Und wer erkannt den Herrscher der Geschöpfe,
Die die erhabenste Gebetskraft kennen,
Die kennen auch die Stütze aller Wesen.

24. In dem die Götter, die der Andacht kundig,
Willig die höchste Andachtskraft verehren,
Wer das unmittelbar erkannt erst hätte,
Der Beter würde sein ein rechter Weiser.

32. Ihm, dessen Fundament die Erde bildet,
Und dessen Bauch der Kreis der Lüfte darstellt,
Ihm, das den Himmel sich zum Haupte machte,
Dem höchsten Andachtswesen sei Anbetung!

36. Ihm, das die Welten alle hat durchdrungen,
Geboren aus Bemühung und Kasteiung,
Das ganz allein die Soma hat geschaffen,
Dem höchsten Andachtswesen sei Anbetung!

Atharvaveda X, 7: 17.

Das Wort nun, das hier mit Andachtswesen, Gebetskraft wiedergegeben ist, und das in den Liedern des Rigveda ausschließlich das Gebet bezeichnete (Sanskrit: Brahman), ist den indischen Philosophen zum bösen Geist geworden, der sie auf der dürren Heide ihrer Spekulation im Kreis herumführte, wo die nach Gott dürstende Seele nur ganz spärliche Nahrung finden konnte und selbst das Gebet, die Himmelspflanze, welche jenes Wort ursprünglich bezeichnete, ersterben und verwelken mußte. Die höchste Gott-

heit, zu der man das menschliche Gebet, das Erzeugnis der menschlichen Andachtsübung gemacht, wurde Schritt für Schritt aller lebendigen, persönlichen Eigenschaften entkleidet, bis nichts mehr übrig blieb, als ein ganz allgemeines Dasein, das zugleich unbewußte Vernunft und unbewußte Seligkeit sein soll. Wie sehr alles persönliche Bewußtsein diesem Wesen abgesprochen wird, zeigt sich in der Behauptung, dieses Vernunftseligkeitswesen befinde sich in einem Zustand, der noch jenseits des traumlosen Schlafes liege. Auch der menschliche Geist kehrt nach dieser Weisheit immer in diesen seinen Ursprungsort zurück, so oft er in traumlosen Schlaf versinkt, besonders aber, wenn er, durch Weltflucht, einsame Kasteiung und Erwerbung der Weisheit dafür reif geworden, die Erlösung, d. h. die Auflösung in jenes Wesen erlangt. Auch jetzt schon wird der menschliche Geist als eine Aeußerung jenes allgemeinen Geistes aufgefaßt und durch jenes berühmte „große Wort" die wesentliche Einheit beider ausgesprochen: „Das bist du", d. h. jeder einzelne Mensch ist jenes unpersönliche Brahmawesen, d. h. Gott.

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß es für die, welche sich diese Gedanken ganz klar machen, weder nötig noch auch möglich ist, zu einem solchen Wesen zu beten. Wer wollte auch einem Wesen, das ursprünglich die geheime Kraft der menschlichen Andacht und überdies mit dem Beter im Grunde ganz identisch ist, noch seine Anliegen vortragen? Und dann — wie könnte dieses Wesen ohne persönliches Bewußtsein, das von allem Einzelleben ganz abezogen weder von sich selbst noch von den Menschen etwas weiß, auch die brünstigsten, dringendsten Gebete hören? Wie sollte es in seiner ewig unbewußten Ruhe jenseits des traumlosen Schlafes sich stören lassen, um durch lebendiges Eingreifen in den Lauf der Welt die Bedürfnisse und Wünsche der Beter zu erfüllen? Das Gebet zu ihm ist ebenso widersinnig als wirkungslos. An Stelle desselben tritt vielmehr die stille Betrachtung, die mystische Versenkung in das Wesen dieser unpersönlichen Gottheit, wozu als Hilfsmittel noch die Bußübungen in der Waldeinsamkeit kommen, um die Sinne in Zucht zu nehmen, von dem Scheinleben der äußeren Welt auf jenes im Innern des menschlichen Geistes verborgene Wesen hinzulenken und bei seiner Betrachtung festzuhalten. Es sind dies durchaus nicht etwa bloße Schlußfolgerungen, die wir

aus der gegebenen Sachlage ziehen. Die altindischen Weisen haben vielmehr selbst sich nicht gescheut, das zu thun und das Ergebnis in drastischen Worten auszusprechen. Es sei erlaubt, eine Stelle nur aus ihren Werken anzuführen, die mit beißender Ironie den Glauben geißelt, daß durch Opfer und Gebet, die stets vereinigt zu denken sind, die Seligkeit zu erlangen sei. Mundaka Upanischad I. 2 lesen wir wie folgt:

1) Das ist die Wahrheit: die heiligen Handlungen, welche die Seher in den vedischen Hymnen erschaut, waren im ersten Weltalter (Tretayuga) vielfach im Gebrauch. Uebet ihr dieselben beständig, die ihr Lohn begehret! Das ist in der That der Pfad zu der Welt, wo das Thun belohnt wird. 7) Zerbrechliche Bote aber sind diese Formen der Gottesverehrung mit ihren achtzehn Gebetssprüchen und Nebenhandlungen. Die welche das Opferwesen als das herrlichste feiern, die Thoren kehren zurück zu Zerfall und Tod. 8) Mitten in der Täuschung sich befindend, selbstklug, weise sich dünkend, wandern die Thoren gemartert umher wie Blinde, geleitet von Blinden. 11) Die Weisen aber, die ruhigen Sinnes im Walde der Kasteiung und frommen Betrachtung obliegen und ein Bettlerleben führen, diese gehen fleckenlos dorthin, wo die Unsterblichkeit wohnt: das ist der Urgeist, das unvergängliche Selbst."

Nach diesen und ähnlichen Aussprüchen ist das Gebet, da es zum Gebiet der Werke, der Handlungen gehört, nicht bloß wertlos, sondern geradezu schädlich, weil es nur zu weiteren Geburten in dieser Welt der Täuschung, der Leiden und des Todes führt. Der Weise wirft es darum samt dem Opfer und allen Werken über Bord. Das einzige Gebet, das ihm geziemt, ist das Murmeln jener mystischen Silbe Om, in deren drei Bestandteilen (a, u, m) das ganze Geheimnis des unpersönlichen Brahmawesens enthalten ist und deren Wiederholung darum beständig zur Betrachtung dieses Wesens anregen und die Gedanken dabei festhalten soll. Das ist aber eine Uebung, die unter verständigen Menschen nicht mehr mit dem Namen Gebet geschmückt zu werden verdient. So endet jene Entwicklung, die mit der Vergötterung des Gebets anfing, mit dem Tod, der Zerstörung alles und jeden Gebetsverkehrs mit der Gottheit. Nicht ungestraft hat der indische Geist das Erzeugnis seiner eigenen Gebetsübung auf den Thron der Gottheit gesetzt. Mag dieser Ueberschätzung des Gebets immerhin das echtmenschliche

tiefberechtigte Bedürfnis zu Grunde liegen, sich im Kampfe dieses Erdenlebens übernatürlichen Beistand zu sichern, gefördert wurde sie jedenfalls durch die menschliche Selbstsucht, die sich mit jenem Bedürfnis verband. Daß das Ende dieser Entwicklung der Tod des Gebets ist, beweisen nicht bloß die Aussprüche der indischen Weisen, sondern noch mehr die Thatsachen des praktischen Lebens unter dem indischen Volke der Gegenwart.

(Schluß folgt.)



# Sklaverei und Sklavenhandel in Kamerun.

Von Miss. H. Bohner.

## 1. Allgemeines über die Sklaverei.

Sklave im vollsten Sinn des Wortes wird ein Eingeborner in den gewöhnlichen Fällen nur durch förmlichen Verkauf und zwar meistens durch Verkauf von anderer Seite. Selbstverkauf kommt zwar auch vor, aber es geschieht dann meist nur von einzelstehenden Fremdlingen, die sich in Zeiten von Hungersnot dazu genötigt sehen. Die Verkäufer sind entweder Verwandte, die ein zu beständigem Schuldenmachen geneigtes Familienglied

Nachstehende Ausführungen des Verfassers, der 27 Jahre auf der Goldküste gearbeitet hat und nun seit 1890 die Basler Kamerun-Mission leitet, sind eine Beantwortung verschiedener Fragen, die ihm von amtlicher Seite über diesen Gegenstand gestellt wurden. Bei dem Interesse, das die Frage über Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika heutzutage in Anspruch nimmt, dürften obige Darlegungen wohl auch im Missions-Magazin ihren Platz finden. D. H.

auf diese Weise loszuwerden suchen, um nicht immer für dessen Schulden aufkommen zu müssen, oder aber, wenn sich dieselben durch eine gemeinsame Familienschuld genötigt sehen, irgendein Familienglied zu verkaufen. In diesem Fall kommen erst die eigenen Sklaven an die Reihe, dann deren Kinder und schließlich die Thunichtgute in der Familie oder die einzelstehenden Witwen und Waisen. Weitaus aber geschieht der Verkauf von Sklaven durch solche, die nicht dem gleichen Stamme angehören, sondern sich zum Zweck des Menschenraubs zusammenrotten, Krieg führen oder aber friedliche Dörfer und Städte überfallen und deren Bewohner als Sklaven erbeuten. Diese Menschenjäger treiben den Sklavenhandel als Gewerbe. Ein gelegentlicher Sklavenraub kommt auch in der Weise vor, daß man sich für eine ausstehende Schuld dadurch bezahlt macht, daß man Orts- oder Stammesangehörige einfach wegfängt und sich durch dieselben entschädigt. Ebenso suchen sich Beleidigte auf diesem Wege an ihren Gegnern zu rächen und Sühne zu erzwingen. Nicht selten geraten auch schutzlose Fremdlinge in den Fall, ohne allen Anlaß weggefangen und verkauft zu werden. Kriegsgefangene werden gewöhnlich nicht verkauft, sondern können ausgelöst werden. Geschieht dies nicht, so werden sie der Familie zugesprochen, die sie erbeutet hat. Damit, daß sie derselben einverleibt werden, gelten sie anfangs als Halbfreie, bis sie ganz im Familienverband aufgehen; denn gewöhnlich sind es Frauen und Kinder, die im Krieg erbeutet werden, während die Männer, sofern sie nicht im Kampfe umkommen, meistens durch die Flucht entrinnen.

Ist nun einmal ein Neger verkauft, so ist es in den meisten Fällen um seine Freiheit für immer geschehen; denn die Familie, die ihn käuflich abgetreten hat, nimmt ihn nie mehr wieder an. Auch die Flucht verhilft ihm selten zur Freiheit, da er in die Fremde verkauft, nicht leicht die Heimat erreicht, ohne unterwegs als Flüchtling erkannt zu werden. Als solcher wird er meist aufgegriffen und entweder wieder als Sklave verkauft oder gegen Fanggeld an seinen rechtmäßigen Meister abgeliefert.

Die Kinder der Sklaven nehmen schon eine etwas andere Stellung ein, indem sie gewöhnlich als Halbfreie betrachtet werden und demgemäß eine mildere Behandlung erfahren.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit der Sklaverei hat die häufig

tiefberechtigte Bedürfnis zu Grunde liegen, sich im Kampfe dieses Erdenlebens übernatürlichen Beistand zu sichern, gefördert wurde sie jedenfalls durch die menschliche Selbstsucht, die sich mit jenem Bedürfnis verband. Daß das Ende dieser Entwicklung der Tod des Gebets ist, beweisen nicht bloß die Aussprüche der indischen Weisen, sondern noch mehr die Thatsachen des praktischen Lebens unter dem indischen Volke der Gegenwart.

(Schluß folgt.)



# Sklaverei und Sklavenhandel in Kamerun.

Von Miss. H. Bohner.

## 1. Allgemeines über die Sklaverei.

Sklave im vollsten Sinn des Wortes wird ein Eingeborner in den gewöhnlichen Fällen nur durch förmlichen Verkauf und zwar meistens durch Verkauf von anderer Seite. Selbstverkauf kommt zwar auch vor, aber es geschieht dann meist nur von einzelstehenden Fremdlingen, die sich in Zeiten von Hungersnot dazu genötigt sehen. Die Verkäufer sind entweder Verwandte, die ein zu beständigem Schuldenmachen geneigtes Familienglied

Nachstehende Ausführungen des Verfassers, der 27 Jahre auf der Goldküste gearbeitet hat und nun seit 1890 die Basler Kamerun-Mission leitet, sind eine Beantwortung verschiedener Fragen, die ihm von amtlicher Seite über diesen Gegenstand gestellt wurden. Bei dem Interesse, das die Frage über Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika heutzutage in Anspruch nimmt, dürften obige Darlegungen wohl auch im Missions-Magazin ihren Platz finden. D. H.

auf diese Weise loszuwerden suchen, um nicht immer für dessen Schulden aufkommen zu müssen, oder aber, wenn sich dieselben durch eine gemeinsame Familienschuld genötigt sehen, irgendein Familienglied zu verkaufen. In diesem Fall kommen erst die eigenen Sklaven an die Reihe, dann deren Kinder und schließlich die Thunichtgute in der Familie oder die einzelstehenden Witwen und Waisen. Weitaus aber geschieht der Verkauf von Sklaven durch solche, die nicht dem gleichen Stamme angehören, sondern sich zum Zweck des Menschenraubs zusammenrotten, Krieg führen oder aber friedliche Dörfer und Städte überfallen und deren Bewohner als Sklaven erbeuten. Diese Menschenjäger treiben den Sklavenhandel als Gewerbe. Ein gelegentlicher Sklavenraub kommt auch in der Weise vor, daß man sich für eine ausstehende Schuld dadurch bezahlt macht, daß man Orts- oder Stammesangehörige einfach wegfängt und sich durch dieselben entschädigt. Ebenso suchen sich Beleidigte auf diesem Wege an ihren Gegnern zu rächen und Sühne zu erzwingen. Nicht selten geraten auch schutzlose Fremdlinge in den Fall, ohne allen Anlaß weggefangen und verkauft zu werden. Kriegsgefangene werden gewöhnlich nicht verkauft, sondern können ausgelöst werden. Geschieht dies nicht, so werden sie der Familie zugesprochen, die sie erbeutet hat. Damit, daß sie derselben einverleibt werden, gelten sie anfangs als Halbfreie, bis sie ganz im Familienverband aufgehen; denn gewöhnlich sind es Frauen und Kinder, die im Krieg erbeutet werden, während die Männer, sofern sie nicht im Kampfe umkommen, meistens durch die Flucht entrinnen.

Ist nun einmal ein Neger verkauft, so ist es in den meisten Fällen um seine Freiheit für immer geschehen; denn die Familie, die ihn käuflich abgetreten hat, nimmt ihn nie mehr wieder an. Auch die Flucht verhilft ihm selten zur Freiheit, da er in die Fremde verkauft, nicht leicht die Heimat erreicht, ohne unterwegs als Flüchtling erkannt zu werden. Als solcher wird er meist aufgegriffen und entweder wieder als Sklave verkauft oder gegen Fanggeld an seinen rechtmäßigen Meister abgeliefert.

Die Kinder der Sklaven nehmen schon eine etwas andere Stellung ein, indem sie gewöhnlich als Halbfreie betrachtet werden und demgemäß eine mildere Behandlung erfahren.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit der Sklaverei hat die häufig

vorkommende Schuldknechtshaft, die je nach Umständen schlimmer sein kann als jene. Da sie jedoch nur eine Pfandhaft ist, so kann das Pfand zu jeder Zeit durch Bezahlung der Schuld ausgelöst werden. Dies ist aber beim Sklaven oder Halbfreien nicht der Fall. Diese können sich ohne den Willen ihres Meisters, dessen verfügbares Eigentum sie sind, nicht freikaufen, selbst wenn sie das Geld dazu besäßen. Die Verpfändung geschieht meistens durch das Familienhaupt, seltener durch den Betreffenden selbst, und zwar stets für eine gewisse Geldsumme, für die er dadurch haftbar wird. In ersterem Fall hat die Familie, wenn die zum Pfand gegebene Person stirbt, dieselbe durch eine andere zu ersetzen, bis die Schuld zurückgezahlt ist. Es werden deshalb die Pfänder von den Gläubigern möglichst ausgenützt und weniger bei der Arbeit geschont als die Sklaven. Die Kinder des Pfandes stehen dagegen nicht auch im Verhältnis der Schuldhaft, sondern bleiben freies Eigentum ihrer Eltern. Auch im Falle der Verpfändung verfährt die Familie bei der Auslieferung ihrer Angehörigen nach denselben Grundsätzen wie beim Verkauf derselben, sodaß zuerst die Sklaven u. s. w. an die Reihe kommen.*)

---

## 2. Die verschiedenen Formen der Sklaverei in Kamerun.

Im Flußgebiet von Kamerun — denn nur um diesen Teil des deutschen Schutzgebietes handelt es sich bei unserer Frage — besteht zunächst die gewöhnliche Form der Sklaverei, wonach man einen feilgebotenen Menschen kauft, um seine Arbeitskraft auszunützen und das Eigentumsrecht an denselben beanspruchen zu können. Die meisten Sklaven werden mit andern Handelsgütern, bezw. Landesprodukten auf den Wasserstraßen des Sannaga, Lungasi, Wuri und Mongo, sowie auf deren Nebenflüssen ins Ka-

*) Auf der Goldküste, wo Sklaverei und Pfandwesen durch die englische Regierung gesetzlich aufgehoben ist, hat sich gleichsam als Ausklang der Sklaverei eine mildere Art der Pfandhaft eingebürgert, wonach jemand für die Zinsen einer Schuldsumme an bestimmten Wochentagen solange für den Gläubiger zu arbeiten sich verpflichtet, bis er seine Schuld zurückbezahlt hat. In diesem Fall wird für eine Summe unter 50 Mk. etwa ein Arbeitstag in der Woche berechnet, zu höheren Summen zwei bis drei Tage. In Kamerun kennt man indes diese Form der Pfandhaft nicht.

merungebiet eingeführt. Auch vom Basavolke, das östlich von den Duala wohnt, werden welche bezogen. Die für den Verkauf bestimmten Leute werden meistens als Lastenträger für die Handelsgüter verwandt, bis man den betreffenden Fluß oder Binnenmarkt erreicht hat. Hier werden sie mit jenen zugleich verkauft. Die Preise für den einzelnen Sklaven schwanken zwischen dem Werte von 50 und 100 Mark. Natürlich gelten jüngere Leute mehr als ältere.*)

Die Sklaven kommen in verschiedener Weise zur Verwendung. Aeltere Männer werden von den Kamerunern hinter der Einzäunung der Stadt angesiedelt, wo sie für die Frauen ihrer Meister das Land vom Gehölz klären und für den Ackerbau herrichten. Auch werden sie von ihren Herren auf deren Handelsreisen als Ruderer und Lastenträger benützt, sowie beim Fischfang und Hausbau beschäftigt. Da aber nicht alle verheirateten Duala im Besitz von Sklaven sind und sich nur im äußersten Notfall zum Landbau bequemen, so lichten die Sklaven auch nebenher Stücke Waldes für den Verkauf. Die dadurch gewonnenen Einnahmen, sowie der Erlös für Feldfrüchte bilden ihren täglichen Unterhalt, sofern sie in ihrem eigenen Gedinge leben. Sind sie dagegen für längere Zeit auswärts in anderer Weise für den Meister beschäftigt, so hat dieser sie zu beköstigen. Fast auf allen Ansiedelungen und Handelsplätzen des Flußgebietes haben die Duala ihre Sklaven für die verschiedensten Arbeiten angestellt.

Junge Knaben, die als Sklaven gekauft werden, dienen vielfach ihren Meistern als Diener und Begleiter. Besitzt ein solcher Knabe Fähigkeiten, so kann er sich nach und nach zum Unter- oder Nebenhändler seines Herrn emporarbeiten und sich ein Vermögen erwerben.**) Fehlt es ihm aber an der nötigen Begabung, so wird ihm leicht über Vermögen Arbeit zugemutet und der Arme altert infolge dessen frühzeitig und verkümmert. Junge Leute gewöhnen sich, auch wenn sie aus fremden Gebieten in Kamerun eingeführt worden sind, sehr schnell an die Landessitten, während dagegen die älteren, schon weil sie von den Freien getrennt wohnen, häufig nicht einmal die Sprache derselben lernen.

---

*) Auf der Goldküste betrug früher der Preis eines Sklaven 150—200 Mark.

**) Es ist hier zu bemerken, daß die Duala ausschließlich vom Handel leben.

Junge Sklavenmädchen helfen den freien Frauen beim Kochen wie beim Landbau und werden mit Sklaven der Familie verheiratet. Ganz freie oder auch nur halbfreie Leute heiraten selten ein Mädchen, das einem Volksstamm angehört, von dem Personen als Sklaven in den Handel kommen. Solch eine Heirat gilt nicht für ehrenhaft und kommt auch nur zwischen den Bewohnern von Bonaku (Akwastadt) und den Basa vor.*) Schämen sich nun einerseits die freien und halbfreien Duala, mit einer Sklavin eine Ehe einzugehen, so scheuen sie sich doch keineswegs, die Sklavenmädchen als Konkubinen zu nehmen, oder sie als solche an fremde Schwarze und an Europäer auszuleihen.

Dagegen kaufen viele reiche Duala ebenbürtige Mädchen und geben sie solchen Männern zu Frauen, die nicht imstande sind, den hohen Kaufpreis, den eine Frau in Kamerun kostet, selbst zu erlegen. Es geschieht dies in der Absicht, um die Nachkommen solcher Ehen zur eigenen Familie zählen zu dürfen und dadurch die Zahl der Familienglieder und das Ansehen der Sippe zu erhöhen. Aus demselben Grunde werden auch oft Sklaven gekauft. Diese Handlungsweise beruht auf der Anschauung, wie sie sich aus der Zeit des Faustrechts herschreibt, wo das Ansehen des Familienanhangs in Rechtsfragen den Ausschlag gab. Sie zieht sich durch das ganze Altertum hindurch und findet sogar in der Bibel im 127. Psalm ihren Ausdruck. Das beste Mittel gegen diese Anschauung ist das christliche Recht, nach welchem auch schon vor dem menschlichen Richter kein Ansehen der Person gilt.

Als ein großes Stück der Sklaverei ist auch das Los der (freien) Frauen in Kamerun zu betrachten. Die Lösung dieser Frauen-Sklavenfrage im deutschen Schutzgebiet von Kamerun ist eines der schwierigsten Probleme, dem die Kolonialregierung wie die Mission mit der Zeit ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Auch auf der Goldküste wird von seiten des Ehemannes eine Morgengabe gegeben, wodurch die Frau ihrerseits unauflöslich an den Gatten gebunden ist. Aber in Kamerun wird die Frau förmlich gekauft und vollständig als Sklavin behandelt. Der Mann kann sie wieder verkaufen oder als Pfand und Gattin geben, wem

*) Auf der Goldküste wurden nicht selten solche Ehen eingegangen, in welchem Fall die Frau dann frei wurde.

er will. Die Frau hat weder Recht noch freien Willen. Die Söhne erben die Frauen ihres Vaters so gut wie dessen Sklaven und können über dieselben nach Belieben verfügen, sei es, daß sie sie als ihre Weiber bei sich behalten oder aber verkaufen. Alte Frauen, die nichts mehr leisten können und ihren Eigentümern zur Last fallen, werden vielfach der Zauberei und Hexenkünste beschuldigt, so daß sie sich, um einem traurigen Ende zu entgehen, schließlich genötigt sehen, wieder in den Schoß der Familie zurückzukehren, der sie von Haus aus angehören. Ja die Frau ist hier zu einem gewissen Münzwert herabgesunken; denn mit den Worten: „er schuldet mir ein Weib,“ kann man sehr oft eine Schuldforderung bezeichnen hören. — Trotz dieser sklavischen Stellung, die das weibliche Geschlecht im Kamerungebiet einnimmt, fehlt es demselben keineswegs an geistiger Begabung und Bildungsfähigkeit. Das beweisen so manche Mädchen, die vormittags mit der Mutter auf der Pflanzung arbeiten und nachmittags die Missionsschule besuchen und hier erfreuliche Fortschritte machen.

Auch die Verpfändung von Personen kommt in Kamerun häufig genug vor. Von diesem Los werden hauptsächlich junge Mädchen betroffen, da die Frauen wegen des von ihnen betriebenen Landbaues viel besser zu verwerten sind als die Männer. Einen freien Duala-Mann wird deshalb schwerlich jemand als Pfand annehmen, es sei denn, er suche einen Diener oder Trabanten. In diesem Fall verpfändet sich der Betreffende selbst und er gilt dann einerseits für frei, andererseits als der Familie seines Herrn zugehörig.

---

## 3. Die Rechtsfähigkeit des Sklaven und die Verbindlichkeit des Meisters.

Dem Sklaven steht keinerlei Recht zu, sondern er ist in jeder Beziehung unmündig. So kann er z. B., auch wenn er schlecht behandelt wird, vor keinem afrikanischen Gericht gegen seinen Meister klagbar werden. Er ist somit seinem Herrn gegenüber völlig schutzlos. Der einzige Schutz, der ihm unter Umständen zu teil werden kann, ist die moralische Unterstützung von seiten seiner Mitsklaven. Die Sklaven eines und desselben Herrn betrachten

sich nämlich insgesamt als Geschwister und zwar so, daß der zuerst gekaufte der Erstgeborne heißt. „Er ist mein Nachfolger in der Geburt“ will bei ihnen sagen: er ist zunächst nach mir gekauft worden. Dieses geschwisterliche Verhältnis wird unter den Duala in Kamerun so tief aufgefaßt, daß eine Heirat zwischen den Kindern von Sklaven eines und desselben Meisters als Blutschande betrachtet wird. Darauf gründet sich auch jener moralische Schutz, den sich Sklaven jeweilen gegenüber dem Meister gegenseitig leisten. Es geschieht dies besonders dann, wenn einer aus ihrer Mitte, den sie nicht gern scheiden sehen, verkauft werden soll. In diesem Fall machen sie vereint dem Meister Vorstellungen und suchen ihn umzustimmen. Schützt dieser Schulden oder Geldnot vor, die ihn zum Verkauf drängten, so gehen sie in ihrem Gemeinsinn soweit, durch eine Kollekte unter sich die fragliche Geldsumme aufzubringen.

Obgleich nun der Sklave gesetzlich kein Recht für sich beanspruchen darf, so räumt ihm doch der herkömmliche Brauch manches ein, das ihm zu gute kommt und sein Los erleichtert, solange er mit seinem Meister in Frieden lebt oder dieser mit ihm zufrieden ist. So überläßt ihm z. B. sein Herr gewöhnlich allen Nebenverdienst, den er sich durch seine Dienstleistungen erwirbt. Auch werden die Söhne des Sklaven nur zeitweise zur Arbeit herangezogen und beim Verkauf oder bei der Verheiratung einer Tochter erhält der Vater 24 Mk., die Mutter 48—60 Mk. vom Kaufpreis „als Geschenk“. So gilt es auch als Härte, dem Sklaven seine Frau zu verkaufen u. a. m. Hingegen betrachtet sich der Meister als Eigentümer alles dessen, was sein Sklave besitzt, und dieses Besitzrecht erstreckt sich selbst auf die Frau des Sklaven, die sich der letztere aus eigenen Mitteln gekauft hat. Darum läßt auch den Ehebruch der Frau nicht der Sklave, sondern sein Meister bestrafen und in des letzteren Tasche fällt auch die übliche Strafsumme.

Wie der Sklave seinem Herrn gegenüber vollständig rechtslos ist, so ist andererseits dieser seinem Sklaven keinerlei Verbindlichkeit schuldig. Dagegen erfordert es sein eigenes Interesse, daß er ihn nicht überfordert und in Krankheitsfällen pflegt. Dauert die Krankheit länger als die Lebensmittel des Sklaven ausreichen, so wird er ihn in den meisten Fällen mit dem Nötigen versorgen. Auch veranlaßt ihn der hohe Preis des weiblichen Nachwuchses,

wenn immer möglich, dem Sklaven für eine Frau zu sorgen.*) Doch nötigt ihn das öffentliche Recht weder zu dem einen noch zum andern und sollte selbst der Sklave infolge von Vernachlässigung und Not umkommen. Dagegen weiß sich der Sklave in solchen Fällen, wo sein Herr ihn darben und notleiden läßt, dadurch zu helfen, daß er einen Fremden um Hilfe und Unterstützung angeht. Läßt ihm dieser solche angedeihen, so erwirbt er sich damit zugleich ein gewisses Eigentumsrecht an den Sklaven, bis dieser oder sein Meister ihn für Mühe und Unkosten entschädigt hat.

Läßt sich der Sklave unerlaubte und straffällige Handlungen zu schulden kommen, so hat der Meister für dieselben einzustehen, falls der Schuldige nicht gewillt oder nicht im stande ist, die geforderte Sühne zu leisten. Natürlich kann sich jener an seinem Sklaven nur durch körperliche Züchtigung oder Verkauf rächen. In Bezug auf erstere besitzt aber auch der Meister ein so unbeschränktes Recht, daß er seinen Sklaven ganz nach Belieben züchtigen, schlagen, peinigen und verstümmeln kann. Selbst die Todesstrafe darf er ungehindert an ihm vollziehen. So sieht man z. B. im Kamerungebiet nicht selten Sklaven mit verstümmelten Ohren. Diese Strafart soll aber, wie es heißt, meist schon an ihnen vollzogen worden sein, ehe sie im deutschen Schutzgebiet eingeführt wurden.

---

### 4. Auflösung des Verhältnisses eines Sklaven mit seinem Meister.

Das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven kann nur von ersterem — nie aber vom letzteren gelöst werden. Denn wenn auch der Sklave den Verkauf wünschen sollte und einen ihm genehmen Käufer vorführen könnte, so steht es doch im Belieben seines Meisters, ob er darauf eingehen will. Sich selbst freizukaufen ist aber schon deshalb dem Sklaven unmöglich gemacht, daß alle Zahlungsmittel, die ihm etwa zu Gebote stehen, zugleich rechtliches Eigentum seines Herrn sind. An diesen oder an dessen Erben

---

*) Der Preis eines Mädchens in Kamerun schwankt zwischen 600 und 1200 Mark. Ganz freie Mädchen kosten mitunter das doppelte dieser Summe.

fällt auch jegliches Besitztum des Sklaven nach seinem Tode. Erwirbt sich jedoch der Sklave soviel, daß er sich selbst einen oder mehrere Sklaven anschaffen kann, so ändert sich seine Stellung dahin, daß er als Halbfreier behandelt und zur Familie gerechnet wird.

Die einzige Form der Lösung des beiderseitigen Verhältnisses ist deshalb — wenn man vom Sterben absieht — der Verkauf oder in einzelnen Fällen Freigebung durch den Meister. Letztere wird aber wohl nie förmlich und gesetzlich vollzogen, denn sie kann immer wieder rückgängig gemacht werden. Den Verkauf können verschiedene Beweggründe veranlassen, sei es, daß der Meister den Sklaven als Zahlmittel für ein Kanoe oder eine Frau u. a. verwendet, sei es, daß er sich in Geldnot befindet und sonst nichts zu verkaufen hat, oder daß er mit dem Erlös desselben einen besseren Sklaven zu kaufen hofft — also meist geschäftliche Interessen. Und auch in diesem Fall handelt der Kameruner als Geschäftsmann. Er verkauft in erster Linie nur kränkliche Sklaven oder solche, die gern Schulden machen, nicht arbeiten wollen oder sich durch Dummheit und Stumpfsinn hervorthun.

In einem gewissen Sinn werden indes doch die Sklaven frei, wenn ihr Herr stirbt, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Der zuerst gekaufte Sklave wird in solchem Falle das Familienhaupt der andern. Erwerben sich diese dann in ihrer freien Stellung ein größeres Vermögen, oder wollen sie sich wie Freie benehmen und in öffentlichen Angelegenheiten mitreden, so erwacht der Neid und die Habgier der Freien. Durch allerlei Ränke und Schliche suchen diese sie nun um Hab und Gut zu bringen und aus dem Wege zu räumen. Der gewöhnliche Weg zum Ziele ist in solchen Fällen die Beschuldigung von Zauberei, wonach sie andere durch Geheimmittel krank gemacht und umgebracht hätten. Dies genügt, um die unglücklichen Opfer auszuplündern und selbst ums Leben zu bringen. Ein solcher Fall in Malimba wurde erst kürzlich dem Kaiserlichen Gericht angemeldet.

---

## 5. Ist die Aufhebung der Sklaverei im Schutzgebiet von Kamerun zur Zeit durchführbar?

Man könnte diese Frage unbedingt mit ja beantworten, wenn die Kolonialregierung hiezu vorbereitet wäre, d. h. wenn derselben eine geschulte Schutztruppe von einigen hundert Mann zu Gebote stünde. Das ist aber nicht der Fall. Diese Kolonialtruppe wäre nicht den Duala, den Bewohnern im untern Flußgebiet, gegenüber nötig; denn diese würden bei einer Aufhebung der Sklaverei, so man in verständiger Weise zu Werk ginge, sich kaum wegen dieser Maßregel auflehnen. Dagegen erfordert es das Ansehen der Regierung unter den Stämmen des Inlandes, die wie die Bakwiri nicht an den Flußläufen wohnen, daß man eine ausreichende Schutzmacht habe, die auch zu Land operieren kann. Zu derartigen Unternehmungen sind die europäischen Marinesoldaten ein zu teures Material und stehen zudem nicht unter dem Befehl des kaiserlichen Gouverneurs. Eine Schutztruppe muß aber erzogen werden, und man kann eine solche nicht über Nacht auf die Beine stellen, indem man einfach einige hundert Sklaven aufkauft, oder Eingeborne fremder Küstenstriche anwirbt, sie mit Waffen und Munition ausrüstet und ins Feld ziehen läßt. Bei unserer Frage aber kommt die Kolonialtruppe aus folgenden Gründen in Betracht:

Der erste Schritt zur Aufhebung der Sklaverei im Schutzgebiet von Kamerun ist zunächst das Verbot der Sklaveneinfuhr. Der weitere wäre dann das des Sklavenhandels oder Verkaufs, sowie der Verpfändung innerhalb der Kolonie und zuletzt hätte das Verbot der gewaltsamen Festhaltung von Sklaven zu folgen, die von der proklamierten Freiheit Gebrauch machen wollen. Diese Verbote von seiten der Kolonialregierung dürften aber nicht mit einander und zu gleicher Zeit, sondern schrittweise und in entsprechenden Zwischenräumen erlassen werden; denn eine mehr als tausendjährige Einrichtung, die das ganze Volksleben beherrscht, kann unmöglich auf einmal aufgehoben werden.

Zur Ausführung jenes ersten und wichtigsten Schrittes fehlen aber der Regierung vorderhand die Mittel. Denn was nützt das Verbot der Einfuhr, wenn man die Eingänge ins Absatzgebiet nicht überwachen kann? Es hätte absolut keinen Erfolg. Soll aber eine wirksame Ueberwachung stattfinden und der Sklavenhandel

nachdrücklich bekämpft werden, so kann dies nur geschehen, indem die Regierung Bezirksämter an den Sannagafällen in Idia und in Mondame am Mongo mit Europäern als Vorständen errichtet und an geeigneten Orten am Wuri und Lungasi Wachtposten mit eingeborener Besatzung anlegt.*) Eine kleine geschulte Polizeitruppe, die dem Bezirksamtmann schon um seines Ansehens und Schutzes willen beizugeben wäre, hätte aber nicht die Aufgabe, Feindseligkeiten zu beginnen, Dörfer zur Strafe niederzubrennen oder andere gewaltsame Maßregeln vorzunehmen — solcherlei Strafakte sollten vielmehr gänzlich untersagt sein — sondern sie hätte sich nur damit zu befassen, Ordnung an Ort und Stelle aufrecht zu erhalten und die Uebertreter des Gesetzes, soweit es ohne öffentlichen Aufruhr geschehen könnte, einzuziehen. Sollten größere Auflehnungen oder Verwicklungen entstehen, so könnte ja der Amtmann leicht vom Hauptquartier aus die nötige Hilfe erhalten.

Ein in dieser Weise ausgerüsteter Bezirksamtmann könnte nicht allein der Sklaveneinfuhr bald ein Ende machen, sondern es würde demselben auch bei einigem Geschick nicht schwer fallen, Verbindungen mit den Stämmen des Inlandes anzuknüpfen, wodurch er mehr zur Erschließung des Hinterlandes beitragen würde, als die teuern kriegerischen Expeditionen. Diese letzteren haben überhaupt nur dann einen dauernden Erfolg, wenn ihre Bahnen sogleich bleibend von einer europäischen Macht besetzt werden. Das ist aber angesichts ihres kometenartigen Charakters kaum möglich.

---

## 6. Wodurch die Aufhebung der Sklaverei befördert und vorbereitet werden kann.

Aus dem obigen ergiebt sich also, daß es zunächst Aufgabe der Kolonialregierung wäre, die bis jetzt zu schwache Schutztruppe in Kamerun auf die nötige Stärke zu erhöhen und für die Errichtung von Bezirksämtern an den angegebenen Orten mit den nötigen Wachtposten am Wuri und Lungasi Sorge zu tragen, um so in erster Linie der Einfuhr von Sklaven zu steuern.

*) Die Errichtung von Bezirksämtern an den obengenannten Plätzen wäre auch sonst noch von den besten Folgen für die gedeihliche Entwicklung der Kolonie und die Erschließung des Handels.

Bei der Ausführung des Verbots der Einfuhr sollten indes keine kriegerischen Strafakte vollzogen werden, die nur zu leicht größere Dimensionen annehmen, als sie der Sache frommen, sondern man sollte sich zunächst mit der Wegnahme der Sklaven begnügen und erst später härtere Strafen auf die ungesetzliche Einfuhr derselben setzen. Die hinweggenommenen Sklaven sollten auf bebaubarem Land unweit des Sitzes der Regierung oder des Bezirksamtes als freie Gemeinwesen angesiedelt werden. In der ersten Zeit, etwa bis zur ersten Ernte, hätte die Regierung sie zu beköstigen, wofür sie als Entschädigung ungefähr die Hälfte der Woche für die Regierung zu arbeiten hätten. Die übrige Zeit dürfte für die Errichtung ihrer Hütten und die Anlegung ihrer Pflanzungen genügen. Unmündige und verwaiste Kinder sollten den Erwachsenen unter der Bedingung übergeben werden, daß sie dieselben menschlich behandeln und zur Schule schicken. Wenn dagegen solche befreite Sklaven Europäern oder gar schwarzen Unterbeamten oder Privatpersonen in bleibenden Dienst oder zur Versorgung übergeben werden, so ist diese Maßregel, auch wenn man einige Ausnahmen gelten läßt, ein verkehrtes Verfahren; denn einerseits ruft dasselbe eine neue Art von Sklaverei hervor, und andererseits geben solche Leute fast ausnahmslos eine anspruchsvolle faule Rotte, deren Kinder später für die Kolonie eine wahre Pest sind. Die Erfahrung und erzieherische Gründe lassen uns entschieden davon abraten. Viel besser ist es, wenn die Leute von Anfang an für sich selbst sorgen müssen und mit dem Bewußtsein aufwachsen, daß sie die Frucht ihrer Arbeit zu genießen und die Folgen ihrer Handlungen zu tragen haben.

Als vorbereitende Mittel, soweit sie der Regierung schon heute zur Abschaffung der Sklaverei zu Gebote stehen, wären nachstehende Maßregeln zu treffen:

1) Es sollte allen Angestellten und Mitgliedern der Forschungsexpeditionen — seien es Weiße oder Schwarze — untersagt sein, irgendwelche Personen, gleichviel ob weiblichen oder männlichen Geschlechts, als Geschenk anzunehmen oder käuflich zu erwerben. Dasselbe Verbot hätte sich auch auf das Personal der Regierung zu erstrecken.

2) Klagsachen, die sich auf das Sklavenwesen beziehen, wie die Einziehung des Kaufpreises von Sklaven u. dgl., sollten vom

Kaiserlichen Gericht grundsätzlich ein für allemal nicht angenommen werden.*) Etwas anderes ist es mit den Schulden, die den Kauf von Frauen betreffen. Aber auch der Einziehung dieser Art von Schuldforderungen sollte sich das Kaiserliche Gericht sobald als möglich entledigen, denn es ist seiner unwürdig. Am besten wäre es, man setzte bestimmte Termine von solcher Zeitdauer fest, daß die Eingebornen bis dahin alle solche Schulden unter sich abwickeln könnten. Wenn durch diese Maßregeln auch nur das erreicht würde, daß die Kameruner anfangen möchten, ihr Vermögen in anderer Weise als wie bisher in Frauen und Sklaven anzulegen, so wäre schon viel gewonnen.

Aus unseren Darlegungen wird ersichtlich geworden sein, daß die Aufhebung der Sklaverei nicht bloß eine Forderung der Humanität ist, sondern auch, daß sie durchaus geboten ist, um das Volkswesen und alle Verhältnisse des Landes zu heben. Solange die Sklaverei, in welcher Form es auch sei, als Krebsschaden des gesamten Volkslebens besteht, kann von einer gedeihlichen Entwicklung desselben nicht die Rede sein. Denn sieht man auch von all den Greueln und Roheiten ab, die beim Sklavenfang und Menschenhandel, sowie bei der Haussklaverei vorkommen — der Stellung des weiblichen Geschlechts gar nicht zu gedenken — so übt die Sklaverei selbst auf die Freien des Volkes einen entsittlichenden Einfluß aus und beeinträchtigt nicht minder die wirtschaftliche Hebung des Landes. Durch sie werden die Freien zu eingebildeten Faullenzern und die Arbeit entwertet. So ist in Kamerun z. B. der Landbau dadurch gänzlich in Verachtung geraten, weil er nur von Frauen und Sklaven betrieben wird.**) Hätte deshalb die

*) Erfreulicherweise geschieht dies auch neuerdings nicht mehr, sondern das Kaiserliche Gericht überläßt die Schuldforderungen für verkaufte Sklaven dem seit einiger Zeit eingesetzten Duala-Gericht. Letzteres ist in der Weise zusammengesetzt, daß in jeder Stadt der Häuptling oder eine andere Persönlichkeit bis zu einem gewissen Grad das Recht von der Regierung erhalten hat, Streitsachen zu schlichten. Für Klagen von Personen verschiedener Orten besteht eine Art von Obergericht, das aus vier Personen von vier verschiedenen Orten zusammengesetzt ist. Diese Gerichte stehen natürlich unter der Kontrolle der Kolonialregierung.

**) Wenn z. B. die Schüler der Basler Mission angehalten sind, täglich eine Stunde mit der Hacke zu arbeiten, so geschieht es nicht selten, daß Vorübergehende spottend fragen, ob sie denn die Sklaven der Europäer seien?

Aufhebung der Sklaverei in Kamerun auch nur den einen Erfolg, daß sich infolge dessen die freien Männer zum Landbau bequemen müßten, so wäre das schon eine große Errungenschaft, die für alle Verhältnisse von tiefgehendem Einfluß sein würde.*)



## D. Warnecks Evangelische Missionslehre.**)

Der unermüdliche Vorkämpfer der Missionssache in Deutschland, zugleich einer der besten Kenner der neueren Mission, D. Warneck, hat es unternommen, zum erstenmal in einem selbständigen Werke eine deutsche wissenschaftliche Bearbeitung der theoretischen Missionskunde zu geben. Die Anlage desselben ist einfach. Ein „fundamentaler Abschnitt" soll in einer ersten Abteilung von der „Begründung der Sendung", in einer zweiten von den „Organen der Sendung" handeln, worauf ein zweiter Abschnitt den „Betrieb der Sendung" in vier Abteilungen, die das Missionsfeld, die Missionsaufgabe, die Missionsmittel und das Missions-

*) Zur Abschaffung der Sklaverei, die freilich im großen und ganzen nur durch eine Kolonialregierung in einem Lande durchgeführt werden kann, trägt die Mission auch ihr vorbereitendes Teil bei, indem sie in den von ihr gesammelten Christengemeinden grundsätzlich die Sklaverei durch ihre Gemeindeordnung ausschließt und sie als eine mit dem Geist des Christentums unvereinbare Einrichtung brandmarkt. D. H.

**) Evang. Missionslehre, ein missionstheoretischer Versuch von D. G. Warneck. Erste Abteilung: Die Begründung der Sendung. Gotha, F. A. Perthes. 1892.

vorkommende Schuldknechtshaft, die je nach Umständen schlimmer sein kann als jene. Da sie jedoch nur eine Pfandhaft ist, so kann das Pfand zu jeder Zeit durch Bezahlung der Schuld ausgelöst werden. Dies ist aber beim Sklaven oder Halbfreien nicht der Fall. Diese können sich ohne den Willen ihres Meisters, dessen verfügbares Eigentum sie sind, nicht freikaufen, selbst wenn sie das Geld dazu besäßen. Die Verpfändung geschieht meistens durch das Familienhaupt, seltener durch den Betreffenden selbst, und zwar stets für eine gewisse Geldsumme, für die er dadurch haftbar wird. In ersterem Fall hat die Familie, wenn die zum Pfand gegebene Person stirbt, dieselbe durch eine andere zu ersetzen, bis die Schuld zurückgezahlt ist. Es werden deshalb die Pfänder von den Gläubigern möglichst ausgenützt und weniger bei der Arbeit geschont als die Sklaven. Die Kinder des Pfandes stehen dagegen nicht auch im Verhältnis der Schuldhaft, sondern bleiben freies Eigentum ihrer Eltern. Auch im Falle der Verpfändung verfährt die Familie bei der Auslieferung ihrer Angehörigen nach denselben Grundsätzen wie beim Verkauf derselben, sodaß zuerst die Sklaven u. s. w. an die Reihe kommen.*)

## 2. Die verschiedenen Formen der Sklaverei in Kamerun.

Im Flußgebiet von Kamerun — denn nur um diesen Teil des deutschen Schutzgebietes handelt es sich bei unserer Frage — besteht zunächst die gewöhnliche Form der Sklaverei, wonach man einen feilgebotenen Menschen kauft, um seine Arbeitskraft auszunützen und das Eigentumsrecht an denselben beanspruchen zu können. Die meisten Sklaven werden mit andern Handelsgütern, bezw. Landesprodukten auf den Wasserstraßen des Sannaga, Lungasi, Wuri und Mongo, sowie auf deren Nebenflüssen ins Ka-

*) Auf der Goldküste, wo Sklaverei und Pfandwesen durch die englische Regierung gesetzlich aufgehoben ist, hat sich gleichsam als Ausklang der Sklaverei eine mildere Art der Pfandhaft eingebürgert, wonach jemand für die Zinsen einer Schuldsumme an bestimmten Wochentagen solange für den Gläubiger zu arbeiten sich verpflichtet, bis er seine Schuld zurückbezahlt hat. In diesem Fall wird für eine Summe unter 50 Mk. etwa ein Arbeitstag in der Woche berechnet, zu höheren Summen zwei bis drei Tage. In Kamerun kennt man indes diese Form der Pfandhaft nicht.

merungebiet eingeführt. Auch vom Basavolke, das östlich von den Duala wohnt, werden welche bezogen. Die für den Verkauf bestimmten Leute werden meistens als Lastenträger für die Handelsgüter verwandt, bis man den betreffenden Fluß oder Binnenmarkt erreicht hat. Hier werden sie mit jenen zugleich verkauft. Die Preise für den einzelnen Sklaven schwanken zwischen dem Werte von 50 und 100 Mark. Natürlich gelten jüngere Leute mehr als ältere.*)

Die Sklaven kommen in verschiedener Weise zur Verwendung. Aeltere Männer werden von den Kamerunern hinter der Einzäunung der Stadt angesiedelt, wo sie für die Frauen ihrer Meister das Land vom Gehölz klären und für den Ackerbau herrichten. Auch werden sie von ihren Herren auf deren Handelsreisen als Ruderer und Lastenträger benützt, sowie beim Fischfang und Hausbau beschäftigt. Da aber nicht alle verheirateten Duala im Besitz von Sklaven sind und sich nur im äußersten Notfall zum Landbau bequemen, so lichten die Sklaven auch nebenher Stücke Waldes für den Verkauf. Die dadurch gewonnenen Einnahmen, sowie der Erlös für Feldfrüchte bilden ihren täglichen Unterhalt, sofern sie in ihrem eigenen Gedinge leben. Sind sie dagegen für längere Zeit auswärts in anderer Weise für den Meister beschäftigt, so hat dieser sie zu beköstigen. Fast auf allen Ansiedelungen und Handelsplätzen des Flußgebietes haben die Duala ihre Sklaven für die verschiedensten Arbeiten angestellt.

Junge Knaben, die als Sklaven gekauft werden, dienen vielfach ihren Meistern als Diener und Begleiter. Besitzt ein solcher Knabe Fähigkeiten, so kann er sich nach und nach zum Unter- oder Nebenhändler seines Herrn emporarbeiten und sich ein Vermögen erwerben.**) Fehlt es ihm aber an der nötigen Begabung, so wird ihm leicht über Vermögen Arbeit zugemutet und der Arme altert infolge dessen frühzeitig und verkümmert. Junge Leute gewöhnen sich, auch wenn sie aus fremden Gebieten in Kamerun eingeführt worden sind, sehr schnell an die Landessitten, während dagegen die älteren, schon weil sie von den Freien getrennt wohnen, häufig nicht einmal die Sprache derselben lernen.

*) Auf der Goldküste betrug früher der Preis eines Sklaven 150—200 Mark.

**) Es ist hier zu bemerken, daß die Duala ausschließlich vom Handel leben.

Junge Sklavenmädchen helfen den freien Frauen beim Kochen wie beim Landbau und werden mit Sklaven der Familie verheiratet. Ganz freie oder auch nur halbfreie Leute heiraten selten ein Mädchen, das einem Volksstamm angehört, von dem Personen als Sklaven in den Handel kommen. Solch eine Heirat gilt nicht für ehrenhaft und kommt auch nur zwischen den Bewohnern von Bonaku (Akwastadt) und den Basa vor.*) Schämen sich nun einerseits die freien und halbfreien Duala, mit einer Sklavin eine Ehe einzugehen, so scheuen sie sich doch keineswegs, die Sklavenmädchen als Konkubinen zu nehmen, oder sie als solche an fremde Schwarze und an Europäer auszuleihen.

Dagegen kaufen viele reiche Duala ebenbürtige Mädchen und geben sie solchen Männern zu Frauen, die nicht imstande sind, den hohen Kaufpreis, den eine Frau in Kamerun kostet, selbst zu erlegen. Es geschieht dies in der Absicht, um die Nachkommen solcher Ehen zur eigenen Familie zählen zu dürfen und dadurch die Zahl der Familienglieder und das Ansehen der Sippe zu erhöhen. Aus demselben Grunde werden auch oft Sklaven gekauft. Diese Handlungsweise beruht auf der Anschauung, wie sie sich aus der Zeit des Faustrechts herschreibt, wo das Ansehen des Familienanhangs in Rechtsfragen den Ausschlag gab. Sie zieht sich durch das ganze Altertum hindurch und findet sogar in der Bibel im 127. Psalm ihren Ausdruck. Das beste Mittel gegen diese Anschauung ist das christliche Recht, nach welchem auch schon vor dem menschlichen Richter kein Ansehen der Person gilt.

Als ein großes Stück der Sklaverei ist auch das Los der (freien) Frauen in Kamerun zu betrachten. Die Lösung dieser Frauen-Sklavenfrage im deutschen Schutzgebiet von Kamerun ist eines der schwierigsten Probleme, dem die Kolonialregierung wie die Mission mit der Zeit ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Auch auf der Goldküste wird von seiten des Ehemannes eine Morgengabe gegeben, wodurch die Frau ihrerseits unauflöslich an den Gatten gebunden ist. Aber in Kamerun wird die Frau förmlich gekauft und vollständig als Sklavin behandelt. Der Mann kann sie wieder verkaufen oder als Pfand und Gattin geben, wem

*) Auf der Goldküste wurden nicht selten solche Ehen eingegangen, in welchem Fall die Frau dann frei wurde.

er will. Die Frau hat weder Recht noch freien Willen. Die Söhne erben die Frauen ihres Vaters so gut wie dessen Sklaven und können über dieselben nach Belieben verfügen, sei es, daß sie sie als ihre Weiber bei sich behalten oder aber verkaufen. Alte Frauen, die nichts mehr leisten können und ihren Eigentümern zur Last fallen, werden vielfach der Zauberei und Hexenkünste beschuldigt, so daß sie sich, um einem traurigen Ende zu entgehen, schließlich genötigt sehen, wieder in den Schoß der Familie zurückzukehren, der sie von Haus aus angehören. Ja die Frau ist hier zu einem gewissen Münzwert herabgesunken; denn mit den Worten: „er schuldet mir ein Weib,“ kann man sehr oft eine Schuldforderung bezeichnen hören. — Trotz dieser sklavischen Stellung, die das weibliche Geschlecht im Kamerungebiet einnimmt, fehlt es demselben keineswegs an geistiger Begabung und Bildungsfähigkeit. Das beweisen so manche Mädchen, die vormittags mit der Mutter auf der Pflanzung arbeiten und nachmittags die Missionsschule besuchen und hier erfreuliche Fortschritte machen.

Auch die Verpfändung von Personen kommt in Kamerun häufig genug vor. Von diesem Los werden hauptsächlich junge Mädchen betroffen, da die Frauen wegen des von ihnen betriebenen Landbaues viel besser zu verwerten sind als die Männer. Einen freien Duala-Mann wird deshalb schwerlich jemand als Pfand annehmen, es sei denn, er suche einen Diener oder Trabanten. In diesem Fall verpfändet sich der Betreffende selbst und er gilt dann einerseits für frei, andererseits als der Familie seines Herrn zugehörig.

---

### 3. Die Rechtsfähigkeit des Sklaven und die Verbindlichkeit des Meisters.

Dem Sklaven steht keinerlei Recht zu, sondern er ist in jeder Beziehung unmündig. So kann er z. B., auch wenn er schlecht behandelt wird, vor keinem afrikanischen Gericht gegen seinen Meister klagbar werden. Er ist somit seinem Herrn gegenüber völlig schutzlos. Der einzige Schutz, der ihm unter Umständen zu teil werden kann, ist die moralische Unterstützung von seiten seiner Mitsklaven. Die Sklaven eines und desselben Herrn betrachten

sich nämlich insgesamt als Geschwister und zwar so, daß der zuerst gekaufte der Erstgeborne heißt. „Er ist mein Nachfolger in der Geburt“ will bei ihnen sagen: er ist zunächst nach mir gekauft worden. Dieses geschwisterliche Verhältnis wird unter den Duala in Kamerun so tief aufgefaßt, daß eine Heirat zwischen den Kindern von Sklaven eines und desselben Meisters als Blutschande betrachtet wird. Darauf gründet sich auch jener moralische Schutz, den sich Sklaven jeweilen gegenüber dem Meister gegenseitig leisten. Es geschieht dies besonders dann, wenn einer aus ihrer Mitte, den sie nicht gern scheiden sehen, verkauft werden soll. In diesem Fall machen sie vereint dem Meister Vorstellungen und suchen ihn umzustimmen. Schützt dieser Schulden oder Geldnot vor, die ihn zum Verkauf drängten, so gehen sie in ihrem Gemeinsinn soweit, durch eine Kollekte unter sich die fragliche Geldsumme aufzubringen.

Obgleich nun der Sklave gesetzlich kein Recht für sich beanspruchen darf, so räumt ihm doch der herkömmliche Brauch manches ein, das ihm zu gute kommt und sein Los erleichtert, solange er mit seinem Meister in Frieden lebt oder dieser mit ihm zufrieden ist. So überläßt ihm z. B. sein Herr gewöhnlich allen Nebenverdienst, den er sich durch seine Dienstleistungen erwirbt. Auch werden die Söhne des Sklaven nur zeitweise zur Arbeit herangezogen und beim Verkauf oder bei der Verheiratung einer Tochter erhält der Vater 24 Mk., die Mutter 48—60 Mk. vom Kaufpreis „als Geschenk“. So gilt es auch als Härte, dem Sklaven seine Frau zu verkaufen u. a. m. Hingegen betrachtet sich der Meister als Eigentümer alles dessen, was sein Sklave besitzt, und dieses Besitzrecht erstreckt sich selbst auf die Frau des Sklaven, die sich der letztere aus eigenen Mitteln gekauft hat. Darum läßt auch den Ehebruch der Frau nicht der Sklave, sondern sein Meister bestrafen und in des letzteren Tasche fällt auch die übliche Strafsumme.

Wie der Sklave seinem Herrn gegenüber vollständig rechtslos ist, so ist andererseits dieser seinem Sklaven keinerlei Verbindlichkeit schuldig. Dagegen erfordert es sein eigenes Interesse, daß er ihn nicht überfordert und in Krankheitsfällen pflegt. Dauert die Krankheit länger als die Lebensmittel des Sklaven ausreichen, so wird er ihn in den meisten Fällen mit dem Nötigen versorgen. Auch veranlaßt ihn der hohe Preis des weiblichen Nachwuchses,

wenn immer möglich, dem Sklaven für eine Frau zu sorgen.*) Doch nötigt ihn das öffentliche Recht weder zu dem einen noch zum andern und sollte selbst der Sklave infolge von Vernachlässigung und Not umkommen. Dagegen weiß sich der Sklave in solchen Fällen, wo sein Herr ihn darben und notleiden läßt, dadurch zu helfen, daß er einen Fremden um Hilfe und Unterstützung angeht. Läßt ihm dieser solche angedeihen, so erwirbt er sich damit zugleich ein gewisses Eigentumsrecht an den Sklaven, bis dieser oder sein Meister ihn für Mühe und Unkosten entschädigt hat.

Läßt sich der Sklave unerlaubte und straffällige Handlungen zu schulden kommen, so hat der Meister für dieselben einzustehen, falls der Schuldige nicht gewillt oder nicht im stande ist, die geforderte Sühne zu leisten. Natürlich kann sich jener an seinem Sklaven nur durch körperliche Züchtigung oder Verkauf rächen. In Bezug auf erstere besitzt aber auch der Meister ein so unbeschränktes Recht, daß er seinen Sklaven ganz nach Belieben züchtigen, schlagen, peinigen und verstümmeln kann. Selbst die Todesstrafe darf er ungehindert an ihm vollziehen. So sieht man z. B. im Kamerungebiet nicht selten Sklaven mit verstümmelten Ohren. Diese Strafart soll aber, wie es heißt, meist schon an ihnen vollzogen worden sein, ehe sie im deutschen Schutzgebiet eingeführt wurden.

---

### 4. Auflösung des Verhältnisses eines Sklaven mit seinem Meister.

Das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven kann nur von ersterem — nie aber vom letzteren gelöst werden. Denn wenn auch der Sklave den Verkauf wünschen sollte und einen ihm genehmen Käufer vorführen könnte, so steht es doch im Belieben seines Meisters, ob er darauf eingehen will. Sich selbst freizukaufen ist aber schon deshalb dem Sklaven unmöglich gemacht, daß alle Zahlungsmittel, die ihm etwa zu Gebote stehen, zugleich rechtliches Eigentum seines Herrn sind. An diesen oder an dessen Erben

*) Der Preis eines Mädchens in Kamerun schwankt zwischen 600 und 1200 Mark. Ganz freie Mädchen kosten mitunter das doppelte dieser Summe.

fällt auch jegliches Besitztum des Sklaven nach seinem Tode. Erwirbt sich jedoch der Sklave soviel, daß er sich selbst einen oder mehrere Sklaven anschaffen kann, so ändert sich seine Stellung dahin, daß er als Halbfreier behandelt und zur Familie gerechnet wird.

Die einzige Form der Lösung des beiderseitigen Verhältnisses ist deshalb — wenn man vom Sterben absieht — der Verkauf oder in einzelnen Fällen Freigebung durch den Meister. Letztere wird aber wohl nie förmlich und gesetzlich vollzogen, denn sie kann immer wieder rückgängig gemacht werden. Den Verkauf können verschiedene Beweggründe veranlassen, sei es, daß der Meister den Sklaven als Zahlmittel für ein Kanoe oder eine Frau u. a. verwendet, sei es, daß er sich in Geldnot befindet und sonst nichts zu verkaufen hat, oder daß er mit dem Erlös desselben einen besseren Sklaven zu kaufen hofft — also meist geschäftliche Interessen. Und auch in diesem Fall handelt der Kameruner als Geschäftsmann. Er verkauft in erster Linie nur kränkliche Sklaven oder solche, die gern Schulden machen, nicht arbeiten wollen oder sich durch Dummheit und Stumpfsinn hervorthun.

In einem gewissen Sinn werden indes doch die Sklaven frei, wenn ihr Herr stirbt, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Der zuerst gekaufte Sklave wird in solchem Falle das Familienhaupt der andern. Erwerben sich diese dann in ihrer freien Stellung ein größeres Vermögen, oder wollen sie sich wie Freie benehmen und in öffentlichen Angelegenheiten mitreden, so erwacht der Neid und die Habgier der Freien. Durch allerlei Ränke und Schliche suchen diese sie nun um Hab und Gut zu bringen und aus dem Wege zu räumen. Der gewöhnliche Weg zum Ziele ist in solchen Fällen die Beschuldigung von Zauberei, wonach sie andere durch Geheimmittel krank gemacht und umgebracht hätten. Dies genügt, um die unglücklichen Opfer auszuplündern und selbst ums Leben zu bringen. Ein solcher Fall in Malimba wurde erst kürzlich dem Kaiserlichen Gericht angemeldet.

---

## 5. Ist die Aufhebung der Sklaverei im Schutzgebiet von Kamerun zur Zeit durchführbar?

Man könnte diese Frage unbedingt mit ja beantworten, wenn die Kolonialregierung hiezu vorbereitet wäre, d. h. wenn derselben eine geschulte Schutztruppe von einigen hundert Mann zu Gebote stünde. Das ist aber nicht der Fall. Diese Kolonialtruppe wäre nicht den Duala, den Bewohnern im untern Flußgebiet, gegenüber nötig; denn diese würden bei einer Aufhebung der Sklaverei, so man in verständiger Weise zu Werk ginge, sich kaum wegen dieser Maßregel auflehnen. Dagegen erfordert es das Ansehen der Regierung unter den Stämmen des Inlandes, die wie die Bakwiri nicht an den Flußläufen wohnen, daß man eine ausreichende Schutzmacht habe, die auch zu Land operieren kann. Zu derartigen Unternehmungen sind die europäischen Marinesoldaten ein zu teures Material und stehen zudem nicht unter dem Befehl des kaiserlichen Gouverneurs. Eine Schutztruppe muß aber *erzogen* werden, und man kann eine solche nicht über Nacht auf die Beine stellen, indem man einfach einige hundert Sklaven aufkauft, oder Eingeborne fremder Küstenstriche anwirbt, sie mit Waffen und Munition ausrüstet und ins Feld ziehen läßt. Bei unserer Frage aber kommt die Kolonialtruppe aus folgenden Gründen in Betracht:

Der erste Schritt zur Aufhebung der Sklaverei im Schutzgebiet von Kamerun ist zunächst das Verbot der *Sklaveneinfuhr*. Der weitere wäre dann das des *Sklavenhandels* oder Verkaufs, sowie der Verpfändung innerhalb der Kolonie und zuletzt hätte das Verbot der *gewaltsamen Festhaltung* von Sklaven zu folgen, die von der proklamierten Freiheit Gebrauch machen wollen. Diese Verbote von seiten der Kolonialregierung dürften aber nicht mit einander und zu gleicher Zeit, sondern schrittweise und in entsprechenden Zwischenräumen erlassen werden; denn eine mehr als tausendjährige Einrichtung, die das ganze Volksleben beherrscht, kann unmöglich auf einmal aufgehoben werden.

Zur Ausführung jenes ersten und wichtigsten Schrittes fehlen aber der Regierung vorderhand die Mittel. Denn was nützt das Verbot der Einfuhr, wenn man die Eingänge ins Absatzgebiet nicht überwachen kann? Es hätte absolut keinen Erfolg. Soll aber eine wirksame Ueberwachung stattfinden und der Sklavenhandel

nachdrücklich bekämpft werden, so kann dies nur geschehen, indem die Regierung Bezirksämter an den Sannagafällen in Idia und in Mondame am Mongo mit Europäern als Vorständen errichtet und an geeigneten Orten am Wuri und Lungasi Wachtposten mit eingeborener Besatzung anlegt.*) Eine kleine geschulte Polizeitruppe, die dem Bezirksamtmann schon um seines Ansehens und Schutzes willen beizugeben wäre, hätte aber nicht die Aufgabe, Feindseligkeiten zu beginnen, Dörfer zur Strafe niederzubrennen oder andere gewaltsame Maßregeln vorzunehmen — solcherlei Strafakte sollten vielmehr gänzlich untersagt sein — sondern sie hätte sich nur damit zu befassen, Ordnung an Ort und Stelle aufrecht zu erhalten und die Uebertreter des Gesetzes, soweit es ohne öffentlichen Aufruhr geschehen könnte, einzuziehen. Sollten größere Auflehnungen oder Verwicklungen entstehen, so könnte ja der Amtmann leicht vom Hauptquartier aus die nötige Hilfe erhalten.

Ein in dieser Weise ausgerüsteter Bezirksamtmann könnte nicht allein der Sklaveneinfuhr bald ein Ende machen, sondern es würde demselben auch bei einigem Geschick nicht schwer fallen, Verbindungen mit den Stämmen des Inlandes anzuknüpfen, wodurch er mehr zur Erschließung des Hinterlandes beitragen würde, als die teuern kriegerischen Expeditionen. Diese letzteren haben überhaupt nur dann einen dauernden Erfolg, wenn ihre Bahnen sogleich bleibend von einer europäischen Macht besetzt werden. Das ist aber angesichts ihres kometenartigen Charakters kaum möglich.

---

### 6. Wodurch die Aufhebung der Sklaverei befördert und vorbereitet werden kann.

Aus dem obigen ergiebt sich also, daß es zunächst Aufgabe der Kolonialregierung wäre, die bis jetzt zu schwache Schutztruppe in Kamerun auf die nötige Stärke zu erhöhen und für die Errichtung von Bezirksämtern an den angegebenen Orten mit den nötigen Wachtposten am Wuri und Lungasi Sorge zu tragen, um so in erster Linie der Einfuhr von Sklaven zu steuern.

---

*) Die Errichtung von Bezirksämtern an den obengenannten Plätzen wäre auch sonst noch von den besten Folgen für die gedeihliche Entwicklung der Kolonie und die Erschließung des Landes.

Bei der Ausführung des Verbots der Einfuhr sollten indes keine kriegerischen Strafakte vollzogen werden, die nur zu leicht größere Dimensionen annehmen, als sie der Sache frommen, sondern man sollte sich zunächst mit der Wegnahme der Sklaven begnügen und erst später härtere Strafen auf die ungesetzliche Einfuhr derselben setzen. Die hinweggenommenen Sklaven sollten auf bebaubarem Land unweit des Sitzes der Regierung oder des Bezirksamtes als freie Gemeinwesen angesiedelt werden. In der ersten Zeit, etwa bis zur ersten Ernte, hätte die Regierung sie zu beköstigen, wofür sie als Entschädigung ungefähr die Hälfte der Woche für die Regierung zu arbeiten hätten. Die übrige Zeit dürfte für die Errichtung ihrer Hütten und die Anlegung ihrer Pflanzungen genügen. Unmündige und verwaiste Kinder sollten den Erwachsenen unter der Bedingung übergeben werden, daß sie dieselben menschlich behandeln und zur Schule schicken. Wenn dagegen solche befreite Sklaven Europäern oder gar schwarzen Unterbeamten oder Privatpersonen in bleibenden Dienst oder zur Versorgung übergeben werden, so ist diese Maßregel, auch wenn man einige Ausnahmen gelten läßt, ein verkehrtes Verfahren; denn einerseits ruft dasselbe eine neue Art von Sklaverei hervor, und andererseits geben solche Leute fast ausnahmslos eine anspruchsvolle faule Rotte, deren Kinder später für die Kolonie eine wahre Pest sind. Die Erfahrung und erzieherische Gründe lassen uns entschieden davon abraten. Viel besser ist es, wenn die Leute von Anfang an für sich selbst sorgen müssen und mit dem Bewußtsein aufwachsen, daß sie die Frucht ihrer Arbeit zu genießen und die Folgen ihrer Handlungen zu tragen haben.

Als vorbereitende Mittel, soweit sie der Regierung schon heute zur Abschaffung der Sklaverei zu Gebote stehen, wären nachstehende Maßregeln zu treffen:

1) Es sollte allen Angestellten und Mitgliedern der Forschungsexpeditionen — seien es Weiße oder Schwarze — untersagt sein, irgendwelche Personen, gleichviel ob weiblichen oder männlichen Geschlechts, als Geschenk anzunehmen oder käuflich zu erwerben. Dasselbe Verbot hätte sich auch auf das Personal der Regierung zu erstrecken.

2) Klagsachen, die sich auf das Sklavenwesen beziehen, wie die Einziehung des Kaufpreises von Sklaven u. dgl., sollten vom

Kaiserlichen Gericht grundsätzlich ein für allemal nicht angenommen werden.*) Etwas anderes ist es mit den Schulden, die den Kauf von Frauen betreffen. Aber auch der Einziehung dieser Art von Schuldforderungen sollte sich das Kaiserliche Gericht sobald als möglich entledigen, denn es ist seiner unwürdig. Am besten wäre es, man setzte bestimmte Termine von solcher Zeitdauer fest, daß die Eingebornen bis dahin alle solche Schulden unter sich abwickeln könnten. Wenn durch diese Maßregeln auch nur das erreicht würde, daß die Kameruner anfangen möchten, ihr Vermögen in anderer Weise als wie bisher in Frauen und Sklaven anzulegen, so wäre schon viel gewonnen.

Aus unseren Darlegungen wird ersichtlich geworden sein, daß die Aufhebung der Sklaverei nicht bloß eine Forderung der Humanität ist, sondern auch, daß sie durchaus geboten ist, um das Volkswesen und alle Verhältnisse des Landes zu heben. Solange die Sklaverei, in welcher Form es auch sei, als Krebsschaden des gesamten Volkslebens besteht, kann von einer gedeihlichen Entwicklung desselben nicht die Rede sein. Denn sieht man auch von all den Greueln und Roheiten ab, die beim Sklavenfang und Menschenhandel, sowie bei der Haussklaverei vorkommen — der Stellung des weiblichen Geschlechts gar nicht zu gedenken — so übt die Sklaverei selbst auf die Freien des Volkes einen entsittlichenden Einfluß aus und beeinträchtigt nicht minder die wirtschaftliche Hebung des Landes. Durch sie werden die Freien zu eingebildeten Faullenzern und die Arbeit entwertet. So ist in Kamerun z. B. der Landbau dadurch gänzlich in Verachtung geraten, weil er nur von Frauen und Sklaven betrieben wird.**) Hätte deshalb die

*) Erfreulicherweise geschieht dies auch neuerdings nicht mehr, sondern das Kaiserliche Gericht überläßt die Schuldforderungen für verkaufte Sklaven dem seit einiger Zeit eingesetzten Duala-Gericht. Letzteres ist in der Weise zusammengesetzt, daß in jeder Stadt der Häuptling oder eine andere Persönlichkeit bis zu einem gewissen Grad das Recht von der Regierung erhalten hat, Streitsachen zu schlichten. Für Klagen von Personen verschiedener Orten besteht eine Art von Obergericht, das aus vier Personen von vier verschiedenen Orten zusammengesetzt ist. Diese Gerichte stehen natürlich unter der Kontrolle der Kolonialregierung.

**) Wenn z. B. die Schüler der Basler Mission angehalten sind, täglich eine Stunde mit der Hacke zu arbeiten, so geschieht es nicht selten, daß Vorübergehende spottend fragen, ob sie denn die Sklaven der Europäer seien?

Aufhebung der Sklaverei in Kamerun auch nur den einen Erfolg, daß sich infolge dessen die freien Männer zum Landbau bequemen müßten, so wäre das schon eine große Errungenschaft, die für alle Verhältnisse von tiefgehendem Einfluß sein würde.*)



# D. Warnecks Evangelische Missionslehre.**)

Der unermüdliche Vorkämpfer der Missionssache in Deutschland, zugleich einer der besten Kenner der neueren Mission, D. Warneck, hat es unternommen, zum erstenmal in einem selbständigen Werke eine deutsche wissenschaftliche Bearbeitung der theoretischen Missionskunde zu geben. Die Anlage desselben ist einfach. Ein „fundamentaler Abschnitt“ soll in einer ersten Abteilung von der „Begründung der Sendung“, in einer zweiten von den „Organen der Sendung“ handeln, worauf ein zweiter Abschnitt den „Betrieb der Sendung“ in vier Abteilungen, die das Missionsfeld, die Missionsaufgabe, die Missionsmittel und das Missions-

*) Zur Abschaffung der Sklaverei, die freilich im großen und ganzen nur durch eine Kolonialregierung in einem Lande durchgeführt werden kann, trägt die Mission auch ihr vorbereitendes Teil bei, indem sie in den von ihr gesammelten Christengemeinden grundsätzlich die Sklaverei durch ihre Gemeindeordnung ausschließt und sie als eine mit dem Geist des Christentums unvereinbare Einrichtung brandmarkt. D. H.

**) Evang. Missionslehre, ein missionstheoretischer Versuch von D. G. Warneck. Erste Abteilung: Die Begründung der Sendung. Gotha, F. A. Perthes. 1892.

ziel zum Gegenstand haben, behandeln soll. Die bis jetzt erschienene erste Abteilung enthält die Einleitung (S. 1—62) und den ersten Teil des fundamentalen Abschnitts (S. 63—319). Es mag zunächst auffallen, daß die „Begründung der Sendung", der Nachweis von der Notwendigkeit der Mission als einer großen Lebensaufgabe der Christenheit, so umständlich und ausführlich gegeben wird. Aber es geschieht dies in der Erwägung, daß es gegenüber den Gegnern, Gleichgültigen und lauen Freunden gilt, „der Heidenmission das volle Bürgerrecht in dem Gesamtorganismus der kirchlichen Bauthätigkeit zu erkämpfen". Zugleich hofft Warneck, durch die eingehende biblisch-theologische Begründung den Missionsarbeitern „in allen Kämpfen, Stürmen, Bedrängnissen, Leiden, Opfern an dem „„es steht geschrieben"" einen festen objektiven Halt und eine unversiegliche Quelle persönlichen getrosten Mutes zu bieten." Das Buch will demnach nicht nur als wissenschaftliche Leistung, sondern auch nach dem praktischen, auf der einen Seite apologetischen und auf der andern erbaulichen Zwecke — das Wort Erbauung im neutestamentlichen Sinne verstanden — beurteilt sein. Und in der That hat es Warneck verstanden, durch die allseitige Beleuchtung und Ausführung des Hauptgedankens, dem diese erste Abteilung gilt, seinen Gegenstand in einer nicht nur für Fernerstehende, sondern auch für Missionsleute anregenden und fruchtbaren Weise zu behandeln; er weiß dabei manchen interessanten, auch apologetisch wertvollen Stoff zu verwenden und insbesondere in die reichen Missionsgedanken der Schrift einzuführen. Aus letzterem Grund darf das Buch besonders denjenigen, die Missionsstunden zu halten haben, empfohlen werden; es bietet dafür manchen fruchtbaren Gedanken. Obwohl das Buch eine wissenschaftliche Missionslehre geben will, vermeidet es doch eine solche wissenschaftliche Schulsprache, die es für weitere Kreise ungeeignet machen würde. Populär im höheren Sinn geschrieben kann es nicht nur von Theologen, sondern überhaupt von höher gebildeten Lesern, welche einem größeren Gedankenzusammenhang folgen können, ohne Schwierigkeit gelesen werden. Einige Abschnitte setzen Kenntnis des Griechischen voraus.*)

*) Nur sollte sich der Verfasser nicht, wie er öfters hauptsächlich um der Kürze des Ausdrucks willen thut, sprachwidrige Wortbildungen oder Ausdrucksweisen erlauben, und das um so weniger, als sein Einfluß sie in die Missions-

Die „Begründung der Sendung“ wird zuerst entnommen dem Wesen des Christentums. Als die vollkommene Religion hat es allgemeine Bestimmung, ein Charakter, der sich auch in seinen Hauptlehren ausprägt („dogmatische Begründung“). Die Allgemeinheit seiner Bestimmung ergiebt sich auch aus der Natur seiner Sittlichkeit: „was Jesus gebietet, gebietet er nicht dem Juden, sondern dem Menschen; seine Ethik ist keine nationale, sondern eine menschheitliche.“ Die christliche Sittlichkeit weist sodann unmittelbar in die Mission hinein, sofern sie den Gehorsam gegen Christum und damit auch gegen seine Missionsforderung zur Pflicht macht und vermöge ihres Prinzips, der aus Christus stammenden Liebe, den Trieb zur Mission in sich schließt („ethische Begründung“). Auch das Wesen der Kirche fordert die Mission, sofern dieselbe als Gemeinschaft der Gläubigen in Christo den Trieb hat, zu wachsen, sich „immer neue Glieder anzugliedern“ und sofern sie als Heilsanstalt den Beruf hat, die ihr anvertrauten Schätze der ganzen Menschheit anzubieten und zu vermitteln („kirchliche Begründung“). Hiebei wird energisch geltend gemacht, wie der Heidenmission eine viel bedeutendere Stellung im Kreis der Thätigkeiten der Kirche gebührt, als ihr bis jetzt zugestanden wird. Ist so die Notwendigkeit Mission zu treiben dem Christentum und der Kirche eingeboren, so wird dieselbe auf der andern Seite gefordert durch die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Völker wie der Menschheit; denn sie führt eine Vorbereitung der Völker für das Christentum und eine Erschließung der Länder für das Evangelium herbei, Thatsachen, in denen der, welcher die Geschichte versteht, dringende Aufforderungen zur Mission erkennt

---

litteratur einzuführen und so dieselbe zu verunzieren droht. Ein Eigenschaftswort „reichsgöttlich“ könnte nur von dem Hauptwort „Reichsgott“, unmöglich aber von „Reich Gottes“ gebildet werden, so daß man von einer „reichsgöttlichen Aufgabe“ (S. 26) reden dürfte. Wenigstens bedenklich ist das „himmelreichliche Naturgesetz“ (S. 233). Wendungen wie „periodische Grundlinien“ (S. 15, statt: Grundlinien der Periodeneinteilung) und sogar „göttliche Causalitätsnachweisung“ (S. 206) findet man freilich auch bei andern Schriftstellern, sie sind aber eine Versündigung gegen die deutsche Sprache. Die Bildungen „Missionik“ und „Propagandik“ — mittelst Anhängung einer griechischen Endung an ein lateinisches Wort — können durch die Analogie von Apologetik und anderen griechischen Wörtern (S. 23) nicht gerechtfertigt werden.

(„geschichtliche Begründung“). Endlich läßt sich zeigen, daß das *Christentum die Fähigkeit besitzt, sich den nationalen und sozialen Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten der Völker anzuschmiegen* und dieselben durch seinen Geist umzubilden, ohne doch ihr Berechtigtes zu vernichten und daß umgekehrt *alle Völker die Fähigkeit haben, das Christentum anzunehmen.* Letzteres wird nachgewiesen auf Grund der Einheit des Menschengeschlechtes und der Fähigkeit aller Sprachen, Ausdruck für die Gedanken des Christentums zu werden; denn „besitzt ein jedes Volk in seiner Sprache das Organ für den Ausdruck christlicher Gedanken, so ist es auch fähig, diese Gedanken zu denken.“ Speziell wird hingewiesen auf die Allgemeinheit des Gottesbewußtseins und eines Schuldbewußtseins, worin eine Veranlagung für das Christentum zu erkennen ist („ethnologische Begründung“).

Zwischen die Kapitel über dogmatische, ethische, kirchliche Begründung einerseits und geschichtliche und ethnologische andererseits schiebt Warneck drei Kapitel, welche die *biblische Begründung* geben (Kap. 10. „Die missionarischen Wurzeln im Alten Testament,“ K. 11. „Die Mission in den Reden Jesu,“ K. 12. „Die Missionstheologie des Paulus“). Was diese Abschnitte bieten, ist gut — es sei besonders auf die Entwicklung des Gedankengangs des Römerbriefs hingewiesen — und eine biblische Begrün-

Kapitel bei Warneck vermöge dieser Einschiebung den richtigen inneren Zusammenhang des ganzen Werks zu beeinträchtigen scheint, so machen auch diese Abschnitte selber mehr den Eindruck selbständiger Abhandlungen, als den von Teilen eines wissenschaftlichen Ganzen, wie sie denn auch, so ausführlich sie sind, doch die biblische oder wenigstens die neutestamentliche Begründung nicht vollständig geben, sondern nur einige für die biblische Begründung wichtige, man darf sagen die hiefür bedeutendsten Abschnitte herausheben.

Die letzten Bemerkungen haben uns in die Beurteilung des Werks nach seiner wissenschaftlichen Seite geführt. Hiebei muß vor allem daran erinnert werden, daß erste Bearbeitungen eines Zweiges der Wissenschaft nicht den Vorteil haben, von mehr oder weniger anerkannten Grundsätzen über den Umfang des beizuziehenden Stoffs und über die Methode seiner Bearbeitung ausgehen zu können. Sodann ist im Auge zu behalten, daß sich der Verfasser vielleicht manches, was man in der ersten Abteilung vermißt, für später vorbehalten hat. Immerhin werden zwei Bedenken gegen Warnecks „fundamentalen Abschnitt“ durch das, was die Fortführung des Werkes nach Warnecks Plan bringen wird, nicht aufgehoben werden. Der ganze erste Teil ist der Begründung des einen Gedankens gewidmet, daß Mission als eine der Christenheit obliegende Pflicht mit aller Thatkraft getrieben werden muß. Von Reich Gottes und Kirche wird auch gehandelt, aber im Grunde nur unter dem Gesichtspunkt der „Begründung der Sendung“, nämlich in wiefern das Wesen beider die Mission fordert. Das dürfte nun aber nicht genügen. Die Mission arbeitet für Ausbreitung des Reiches Gottes und für Begründung der Kirche unter nichtchristlichen Völkern und zwar bewußt und planmäßig. Sie ist in die Entwicklung des Reiches Gottes und der Kirche, soweit sie Ausbreitung ist, als ihr wichtigster mit Bewußtsein dieser Entwicklung dienender Faktor hineingestellt. Darum thut den Organen der Mission eine Einsicht in das Wesen des Reiches Gottes und in seine Entwicklung, und ein Verständnis der Gesetze und der Ziele seiner Entwicklung not. Warneck sagt selbst S. 150 von Jesus: „Zuerst legte er festen Grund, indem er über die Natur des durch ihn begründeten Himmelreichs volle Klarheit gab, ehe er über die Ausbreitung desselben Auftrag erteilte.“ Eben das wird eine evangelische Missions-

(„geschichtliche Begründung"). Endlich läßt sich zeigen, daß das Christentum die Fähigkeit besitzt, sich den nationalen und sozialen Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten der Völker anzuschmiegen und dieselben durch seinen Geist umzubilden, ohne doch ihr Berechtigtes zu vernichten und daß umgekehrt alle Völker die Fähigkeit haben, das Christentum anzunehmen. Letzteres wird nachgewiesen auf Grund der Einheit des Menschengeschlechtes und der Fähigkeit aller Sprachen, Ausdruck für die Gedanken des Christentums zu werden; denn „besitzt ein jedes Volk in seiner Sprache das Organ für den Ausdruck christlicher Gedanken, so ist es auch fähig, diese Gedanken zu denken." Speziell wird hingewiesen auf die Allgemeinheit des Gottesbewußtseins und eines Schuldbewußtseins, worin eine Veranlagung für das Christentum zu erkennen ist („ethnologische Begründung").

Zwischen die Kapitel über dogmatische, ethische, kirchliche Begründung einerseits und geschichtliche und ethnologische andererseits schiebt Warneck drei Kapitel, welche die biblische Begründung geben (Kap. 10. „Die missionarischen Wurzeln im Alten Testament," K. 11. „Die Mission in den Reden Jesu," K. 12. „Die Missionstheologie des Paulus"). Was diese Abschnitte bieten, ist gut — es sei besonders auf die Entwicklung des Gedankengangs des Römerbriefs hingewiesen — und eine biblische Begründung gehört selbstverständlich in eine evangelische Missionslehre. Aber zunächst erhebt sich die Frage, ob diese Kapitel an der rechten Stelle stehen. Die biblische Begründung kann mit der dogmatischen, ethischen u. s. w. nicht auf gleiche Linie gestellt werden, sie bildet vielmehr den Unterbau für die anderen „Begründungen". Wenn man also nicht in jedem einzelnen Kapitel, das eine solche Begründung behandelt, von den Schriftaussagen ausgehen, sondern die biblische Begründung im Zusammenhang und in einem eigenen Abschnitt geben will, so wird sie den andern Begründungen voranzustellen sein. Dadurch würde dann auch äußerlich zur Darstellung gebracht, daß sich die evangelische Missionslehre in erster Linie auf die Schrift gründet. Und wenn Warneck die „Begründung der Sendung" mit einem Kapitel über den Ursprung der christlichen Mission eröffnet, so hätte sich daran die biblische Begründung naturgemäß angeschlossen. Wie die Anordnung der

Kapitel bei Warneck vermöge dieser Einschiebung den richtigen inneren Zusammenhang des ganzen Werks zu beeinträchtigen scheint, so machen auch diese Abschnitte selber mehr den Eindruck selbständiger Abhandlungen, als den von Teilen eines wissenschaftlichen Ganzen, wie sie denn auch, so ausführlich sie sind, doch die biblische oder wenigstens die neutestamentliche Begründung nicht vollständig geben, sondern nur einige für die biblische Begründung wichtige, man darf sagen die hiefür bedeutendsten Abschnitte herausheben.

Die letzten Bemerkungen haben uns in die Beurteilung des Werks nach seiner wissenschaftlichen Seite geführt. Hiebei muß vor allem daran erinnert werden, daß erste Bearbeitungen eines Zweiges der Wissenschaft nicht den Vorteil haben, von mehr oder weniger anerkannten Grundsätzen über den Umfang des beizuziehenden Stoffs und über die Methode seiner Bearbeitung ausgehen zu können. Sodann ist im Auge zu behalten, daß sich der Verfasser vielleicht manches, was man in der ersten Abteilung vermißt, für später vorbehalten hat. Immerhin werden zwei Bedenken gegen Warnecks „fundamentalen Abschnitt" durch das, was die Fortführung des Werkes nach Warnecks Plan bringen wird, nicht aufgehoben werden. Der ganze erste Teil ist der Begründung des einen Gedankens gewidmet, daß Mission als eine der Christenheit obliegende Pflicht mit aller Thatkraft getrieben werden muß. Von Reich Gottes und Kirche wird auch gehandelt, aber im Grunde nur unter dem Gesichtspunkt der „Begründung der Sendung", nämlich in wiefern das Wesen beider die Mission fordert. Das dürfte nun aber nicht genügen. Die Mission arbeitet für Ausbreitung des Reiches Gottes und für Begründung der Kirche unter nichtchristlichen Völkern und zwar bewußt und planmäßig. Sie ist in die Entwicklung des Reiches Gottes und der Kirche, soweit sie Ausbreitung ist, als ihr wichtigster mit Bewußtsein dieser Entwicklung dienender Faktor hineingestellt. Darum thut den Organen der Mission eine Einsicht in das Wesen des Reiches Gottes und in seine Entwicklung, und ein Verständnis der Gesetze und der Ziele seiner Entwicklung not. Warneck sagt selbst S. 150 von Jesus: „Zuerst legte er festen Grund, indem er über die Natur des durch ihn begründeten Himmelreichs volle Klarheit gab, ehe er über die Ausbreitung desselben Auftrag erteilte." Eben das wird eine evangelische Missions-

lehre auch thun müssen. Aber um des Verhältnisses der Kirche zum Reich Gottes willen und weil die Mission das Reich Gottes ausbreitet, indem sie die Kirche da gründet, wo sie noch nicht ist, ist auch ein Verständnis des Wesens der Kirche und ihres Verhältnisses zum Reich Gottes nötig. Demnach wird der grundlegende Teil der Missionslehre zu behandeln haben: 1) das Reich Gottes nach seinem Wesen, nach den Gesetzen und dem Ziel seiner Entwicklung. In diesem Teil findet denn auch die „Begründung der Sendung" ihre Stelle; denn es gehört zu den Entwicklungsgesetzen des Reiches Gottes, daß es auch (nicht bloß) durch Mission (sofern unter derselben eine bewußte, planmäßige Thätigkeit für Ausbreitung des Reiches unter Nichtchristen verstanden wird) ausgebreitet werde. 2) Das Wesen der Kirche nach ihrer idealen Natur und nach ihrer geschichtlichen Erscheinung. Der Missionar soll z. B. wissen, wie die verschiedenen geschichtlich gewordenen Gestaltungen der Kirche sich zum Wesen der Kirche verhalten. 3) Das Verhältnis der Kirche zum Reich Gottes. Manches was in diesen drei Abschnitten zu behandeln wäre, wird von Warneck auch hereingezogen; aber alles ist beherrscht von dem Gesichtspunkt der „Begründung der Sendung", während der Gesichtspunkt bestimmend sein muß, daß durch die richtige Erkenntnis über Reich Gottes und Kirche die Wirksamkeit der Mission, der ganze Missionsbetrieb geregelt werden muß.

Im zweiten Teil des fundamentalen Abschnitts verspricht Warneck von den Organen der Sendung zu handeln, von den Aussendenden und den Ausgesandten. Dagegen ist zunächst nichts einzuwenden. Wenn dann aber der zweite Hauptabschnitt des Werkes sofort zum Betrieb der Sendung übergehen will, so vermißt man eine Behandlung des Objekts der Mission, des Gegenstands ihrer Thätigkeit, nämlich des Heidentums. Zwar soll das erste Kapitel des zweiten Hauptabschnittes von Umfang, Beschaffenheit und Wahl des Missionsfeldes reden; aber es soll da nur das geboten werden, „was zur individualisierenden Charakterisierung der Mannigfaltigkeit des Missionsfeldes und der dadurch bedingten Verschiedenheit der Missionsmethode unerläßlich ist" (S. 25). Allein ehe die Mission sich über die unterscheidende Eigentümlichkeit der einzelnen heidnischen Völker und ihrer Verhältnisse klar wird, muß sie wissen, was das allen Heiden gemein-

same Wesen des Heidentums ist. Deswegen sollte auf den Abschnitt über die Organe der Mission, über das Subjekt der Mission auch einer über das Objekt der Mission folgen, der eine Charakterisierung des allgemeinen Wesens des Heidentums (etwa auch des Islams) enthielte. Bei der Anlage des Warneckschen Werkes hätte derselbe eine zweite Abteilung des zweiten Teils des fundamentalen Abschnitts zu bilden. Auf eine Besprechung der von Warneck beabsichtigten Gliederung seines zweiten Hauptabschnitts mag vorerst verzichtet werden. Es muß abgewartet werden, wie Warneck den mannigfaltigen Stoff, der sich hier darbietet, unter den vier aufgestellten Kategorien unterbringen wird.

Obgleich wir in der Missionslehre des Herrn D. Warneck manches vermissen, was nach unserer Auffassung von einer solchen zu erwarten ist, und uns die „Begründung der Sendung" zu ausführlich ausgefallen zu sein scheint, so nehmen wir doch die uns gebotene schöne Gabe dankbar an und freuen uns auf die Fortsetzung. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, das Werk glücklich zu Ende zu führen und dadurch mitzuhelfen, daß die oft schwierigen Fragen, die sich in der Praxis der Mission erheben, in der Theorie und Praxis der evangelischen Mission eine Lösung nach dem Evangelium und dem Sinne Jesu Christi, des Herrn der Mission, finden.

Th. Oehler.

---

## Erläuterung zu der Karte:
### Oestlicher Teil der Goldküste.
Basler Missions-Gebiet.

Nachdem frühere Jahrgänge des Missions-Magazins (1890 und 1891) Kartenskizzen der Basler Missionsgebiete in Indien und Kamerun gebracht haben, bieten wir nun unsern Lesern im vorliegenden Heft ein Kärtchen über den östlichen Teil der Goldküste.

Hier an der Westküste Afrikas, nur wenige Grade nördlich vom Aequator, befindet sich das älteste — und wenn man den Erfolg nach Ziffern berechnen will — das fruchtbarste und gesegnetste Arbeitsfeld der Basler Mission. Es ist kein sonderlich großes Länder-

gebiet, über das sich ihre Thätigkeit erstreckt, und man muß die Geschichte dieser Mission kennen, um zu wissen, wie dieselbe nur Schritt für Schritt vorwärts gegangen ist, bis sie im Laufe der letzten 50 Jahre das Land mit einem Netz von Missionsposten überzogen hat. Durch den Umstand, daß die englischen Wesleyaner den westlichen Teil der Goldküste und die Norddeutsche Mission das Gebiet jenseits des Voltaflusses besetzten, war die Basler Mission von der Zeit ab, wo sie nach ihrer Festwurzelung an eine Ausdehnung denken konnte, von selbst darauf hingewiesen, landeinwärts vorzudringen. Es geschah dies, indem sie ihre Arbeitsposten in einer Linie und in nicht zu großen Abständen in den bevölkertsten Strichen anlegte und damit nach und nach die gesamte Bevölkerung dieses Gebietes in den Bereich ihrer Missionsthätigkeit zog.

In Christiansborg, einem damals dänischen Küstenplatz, landeten im Jahr 1828 die ersten vier Basler Sendboten. Aber sie alle sanken in ein frühes Grab, noch ehe sie die geplante Besetzung des zweiten dänischen Küstenortes Ningo ausführen konnten. Der einzige überlebende Missionar der zweiten Kolonne, die im Jahr 1832 nachgerückt war, vertauschte 1835 Christiansborg mit dem gesünderen Akropong auf dem Akwapemgebirge. Aber auch hier forderte das Klima seine Opfer, sodaß sich die Gesellschaft ernstlich fragte, ob sie nicht dieses Arbeitsfeld, wie das auf der Liberiaküste, ganz aufgeben sollte. Indes, ein neuer Versuch wurde im Jahr 1843 gewagt und trotz mancher Opfer, die das Klima fast jährlich forderte, gelang es, Fuß zu fassen und den Bestand der Mission durch eine unverdrossene Arbeit — durch Gründung von Gemeinden und Schulen, durch Bearbeitung der Landessprache und Beschaffung einer einheimischen Litteratur, durch Einführung von Landbau und Industrie und durch eine stetige Ausdehnung des Werkes — zu sichern. Während der Bergstation Akropong schon 1847 eine zweite Station, das nur 4 Stunden südlich davon gelegene Aburi, zur Seite trat, wurde von Christiansborg aus, das erst 1844 wieder von einem Europäer besetzt wurde, die Station Abokobi 1854 unter der ackerbautreibenden Bevölkerung der Akra-Neger und von hier aus 1859 Odumase unter den stammverwandten Adangmeern im Krobolande gegründet. Später rückte man im Nordwesten in das Urwaldgebiet von Akem ein und legte nach einer vorübergehenden Besetzung des später zerstörten Gyadams eine Station in Akems Hauptstadt Kyebi (1861) an. Im Jahr 1864 überschritt man dann den oberen Volta, 15 Stunden nördlich von Odumase, und ließ sich unter dem Anumstamm nieder, während man 1867 das Mündungsgebiet des Volta bei Adafo besetzte. Anum wurde zwar 1869 durch die Asanteer zerstört, aber

1881 durch einen eingebornen Missionar, 1888 durch einen Europäer wieder aufgenommen. Von hier aus ist man in den letzten Jahren den Volta hinauf vorgedrungen und hat die Gebiete von Nkonya und Boem als Außenplätze besetzt. Von dem Gedanken geleitet, sich den nordwestlichen Grenzen von Asante zu nähern, entstanden im Jahre 1875 die Stationen Begoro an der Nordgrenze von Akem und Abetifi in der ehemaligen Asanteprovinz Okwawu. Letzteres ist als vorgeschobenster Posten nur noch etwa 6 Tagereisen von der Asante-Hauptstadt Kumase entfernt. Aber auch direkt nach Westen wurde im letzten Jahrzehnt ein Vorstoß unternommen, indem man von Abokobi und Christiansborg aus über den Densu- und Ayesufluß ging und das Gebiet von Agona und Gomoa im Fanteland besetzte, wozu noch neuerdings das von Akem-Kotoku gekommen ist. Als Centralstation für diesen ganzen westlichen Distrikt soll die im Bau befindliche Station Nsaba dienen.

An diese 10 Hauptstationen, die zur Zeit mit etwa 25 ordinierten Missionaren besetzt sind, reiht sich die stattliche Zahl von 76 Filialen und 44 Außenstationen, die von dort aus mit der Zeit gegründet worden sind und nun größere und kleinere Gemeinden aufweisen. Den europäischen Missionsarbeitern stehen 180 Nationalgehilfen (1 eingeborener Missionar, 16 Pfarrer, 59 Katechisten, 32 Hilfskatechisten, 54 Lehrer und Lehrgehilfen, 18 Lehrerinnen) zur Seite.

Die Gesamtbevölkerung, unter der die Basler Mission arbeitet, beträgt nach einer ungefähren Schätzung wohl kaum mehr als 200,000 Seelen. Frühere Kriege, und besonders der Sklavenhandel, haben die Bevölkerung stark vermindert, und die herrschende Polygamie, sowie manche Krankheiten, haben der Vermehrung vielfach Eintrag gethan. Unter dieser Bevölkerung, die sich selten an größeren Sammelpunkten zusammenfindet, sondern strichweise in unzähligen kleineren Ortschaften und Weilern angesiedelt ist, zählte die Basler Mission am 1. Januar 1892 10347 christliche Gemeindeglieder und die von ihr errichteten Schulen und Lehranstalten wurden von mehr als 3000 Schülern besucht.

Eine besondere Schwierigkeit bietet der Mission auf der östlichen Goldküste die Sprachenverschiedenheit, die darin ihren Grund hat, daß drei verschiedene Völkerstämme teils vom Osten, teils von Norden her eingewandert sind und hier ihre Sitze aufgeschlagen haben. Die Mission hat nun zwei der gangbarsten Sprachen, das Gâ (oder Akra) und das Tschi, in Schrift gefaßt und eine kleine Litteratur in jeder derselben geschaffen. So ist die heilige Schrift in beiden Sprachen dem Volk gegeben und eine Reihe von Büchern für Kirche und Schule

verfaßt worden. Während das Gâ die Kirchen- und Schulsprache für das Akra- und Adangmegebiet ist und nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil des Landes in Betracht kommt, hat dagegen das Tschi trotz seiner verschiedenen Mundarten eine ungleich größere Bedeutung, da es bis tief ins Innere hinein gesprochen oder doch verstanden wird. Im Inland liegt auch der Schwerpunkt der Mission.

Politisch ist die Goldküste seit dem Jahre 1874 britische Kolonie, während sie bis dahin nur unter Englands Schutzherrschaft stand. Die vordem dänischen und holländischen Besitzungen sind in den Jahren 1850, 1868 und 1872 teils durch Kauf, teils durch Vertrag an England übergegangen. Die Kolonialregierung hat seit 1877 ihren Sitz in Akra-Christiansborg, wovon besonders erstere Stadt als Stapelplatz der Dampferlinien und Station der Kabelverbindung mit Europa, durch Handel und Gewerbe in den letzten Jahren sehr emporgekommen ist. Ueberhaupt hat das Dasein des englischen Hauptquartiers den beiden Städten seitdem einen ziemlich civilisierten Anstrich verliehen. Der europäische Einfluß und der rege Handelsverkehr hat aber auch zugleich Verhältnisse geschaffen, die der Mission besondere Schwierigkeiten bereiten. Indes bei der freundlichen Stellung der englischen Regierung zur deutschen Mission, deren Arbeit und Erfolge sie jederzeit gern anerkennt, sowie bei den friedlichen und geordneten Verhältnissen, die das britische Regiment allenthalben im Lande herbeigeführt hat und aufrecht erhält, kann die Basler Mission ihr Friedenswerk unbehindert treiben. Auch darf sie alljährlich mit Dank gegen Gott auf schöne Erfolge blicken, die der sprechendste Beweis davon sind, daß ihre Arbeit unter den Christen und Heiden der Goldküste nicht vergeblich ist.

---

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### Ost- und Innerafrika.

Afrika soll nicht bloß kolonisiert, sondern auch christianisiert werden. Das ist der Eindruck, den wir erhalten, wenn wir einen Rundblick auf die evang. Missionsthätigkeit in demselben thun. Dem Fuß der Entdeckungsreisenden, zu denen ja auch Missionare ihr Kontingent gestellt haben, sind die Boten Christi unverweilt gefolgt, um

den Völkern, die in endlosen Fehden und Sklavenraubzügen sich gegenseitig aufreiben, das Evangelium des Friedens zu bringen. So findet sich in dem noch vor einigen Jahrzehnten so wenig bekannten, zum Teil noch gar nicht erforschten Küsten- und Seengebiet von Ost- und Centralafrika heute eine stattliche Reihe von britischen und deutschen Missionen, und wenn auch manche derselben erst vor kurzem ihr Missionspanier aufgepflanzt haben und eben noch daran sind, die ersten Bausteine an ihr Werk zu legen, so sind es doch Anfänge, von denen wir einen fröhlichen Fortgang erhoffen.

Indem wir unsern Rundgang im Norden der ostafrikanischen Küste beginnen, stoßen wir zuerst auf die Neukirchener Mission im Wituland. Ihre beiden Stationen Lamu (auf der Insel gl. N.) und Ngao am Tanaflusse sind zur Zeit von fünf Missionaren besetzt, deren Arbeit noch ganz im Anfangsstadium steht. Es hat dies seinen Grund vornehmlich in den schweren Heimsuchungen, von denen diese Mission seit ihrer Gründung 1887 betroffen worden ist. Als in jenem Jahr die beiden ersten Missionare Würtz und Weber unter den Wapokomo am Tana ihre Hütte errichteten, ließ sich anfangs alles ganz schön an. Die Bevölkerung kam ihnen mit dem größten Vertrauen entgegen und rüstig ging man mit ihrer Hilfe an den Bau einer besseren Wohnung. Noch war dieselbe nicht unter Dach, da begannen die Nöte. Im März 1888 brachen die räuberischen Somali herein und verwüsteten Ngao mitsamt der Missionsniederlassung. Die rechtzeitig geflüchteten Brüder kehrten dann wieder zurück und begannen die Arbeit aufs neue. Inzwischen traf auch als weitere Verstärkung aus der Heimat Miss. Blecher am Tana ein. Aber schon nach 2 Monaten erlag dieser dem Fieber und bald darauf auch die Gattin von Miss. Weber. Letzterer kehrte nun für kurze Zeit nach Europa zurück, während der von schwerer Krankheit sich langsam erholende Würtz sich nach Lamu zurückzog. Damit wurde letzteres als Station aufgenommen. Februar 1889 traf Weber mit 3 Mitarbeitern, Heyer, Böcking und Pieper, wieder in Ostafrika ein. Während Pieper in Lamu verblieb, kehrten die vier andern wieder nach Ngao zurück. Die Bewohner desselben hatten aber inzwischen das hohe und gutgelegene westliche Ufer mit dem gegenüberliegenden niedrigen vertauscht, um nicht unter englischer, sondern unter deutscher Schutzherrschaft zu stehen. Nun ging es wieder ans Bauen, und im März 1890 war man so glücklich, ein solides Haus im Rohbau fertiggestellt zu sehen. Da wurde dasselbe bei seiner niedrigen Lage im Juni von den Fluten des Tana hinweggewaschen und wieder war alle Mühe mit einem Schlage vernichtet. Aus dem geretteten Material errichteten die Brüder ½ Stunde oberhalb Ngao an einem höhergelegenen Orte

eine Nothütte und warteten auf das Sinken des Wassers, um sich dann auf der höheren westlichen Uferseite, die inzwischen mit dem ganzen Witugebiet englisch geworden war, wieder anzusiedeln. Zugleich hoffte man noch eine weitere Station in Engatana, eine Tagereise oberhalb von Ngao, am Fluß anlegen zu können. Schon waren die nötigsten Vorbereitungen getroffen, als im September 1890 der Wituaufstand ausbrach und die Missionare nötigte, mit Lebensgefahr an die Küste nach Lamu zu flüchten. Die Missionsarbeit war damit abermals und zwar auf unabsehbare Zeit abgebrochen. In Lamu hatte sich bis jetzt kaum Arbeit für einen Missionar gefunden und nun saßen ihrer fünfe daselbst. Der Inspektor der Gesellschaft, Pastor Stursberg, reiste nun selbst im November jenes Jahres nach Ostafrika und es kam dabei die Frage in Betracht, ob man nicht die Mission von Witu ins deutsche Schutzgebiet im Süden verlegen solle. Man sah indes davon ab, da schon im Februar 1891 der Weg an den Tana wieder offen stand. Mit herzlicher Freude begrüßten auch die Wapokomo die Rückkehr der Brüder, die bereits im August 1891 zwei bescheidene Wohnungen beziehen und nun die eigentliche Missionsarbeit aufnehmen konnten. Diese ist denn auch bis jetzt ungehindert fortgesetzt worden, aber das ungesunde Klima, das die Kräfte aller Arbeiter nahezu aufgerieben hat, der Heimgang von Frau Böcking (am 21. April 1892) und die immerhin noch provisorischen, der Gesundheit wenig zuträglichen Wohnungen u. a. m. legen den Neukirchener Brüdern recht schwere Geduld- und Glaubensproben auf. — In

sionar je und je mit Fragen unterbrechen, deutet darauf hin, daß sie aufmerksame Hörer des Wortes sind.

Ueber die englisch-kirchliche Mission im Bezirk von Mombas lauten die Berichte im ganzen recht erfreulich. Nur in Frere-town giebt der geistliche Stand der Pfleglinge, die aus befreiten Sklaven gesammelt, hier eine Zufluchtsstätte gefunden haben, viel Grund zu Klagen, während die ökonomische Lage derselben sich sehr gehoben hat. Beiträge, die von ihnen außer den kirchlichen Abgaben für die aus Rußland vertriebenen Juden und für Dr. Barnardos Anstalten in London (für verwahrloste Kinder) aufgebracht wurden, sind Beweise, daß auch der Wohlthätigkeits- und Missionssinn in jenen heidenchristlichen Gemeinden gepflegt wird. — Die Arbeit in Dschilore, einer neuen Station am Sabakifluß, hat einen hoffnungsvollen Anfang genommen. Die Gottesdienste wie die Sonntagsschule werden gut besucht und bereits wird von der Bekehrung des ersten Masai berichtet. Auch jenseits des Sabakiflusses hat Miss. Burt eine offene Thür unter den Wakamba gefunden. — Sehr ermutigend lauten die Berichte von Rabai (Kisulutini). Die Kirche ist dort nicht nur Sonntags überfüllt, sondern auch die Wochengottesdienste werden oft von 300—400 Personen besucht. Ein besonders gutes Zeugnis wird der Wanyikabevölkerung ausgestellt, die sich vorteilhaft von den Suahili auszeichne.

In Moschi im Dschaggalande, das an den südwestlichen Abhängen des Kilimandscharo auf deutschem Gebiete liegt, stand im letzten Jahr das Missionswerk in der schönsten Entwicklung. Der Häuptling Mandara förderte die Mission und stand dem Christentum sehr nahe. Aber er starb im Herbst 1891 und sein Sohn Meli wurde von der deutschen Regierung zum Nachfolger eingesetzt. Zwischen ihm und der deutschen Schutztruppe kam es jedoch im Juni 1892 zum Kampfe, der für die letztere unglücklich ausfiel und zwei Offizieren das Leben kostete. Da die englischen Missionare schon vorher vom Befehlshaber der deutschen Truppe aufgefordert worden waren, der Sicherheit halben das Gebiet zu räumen, so handelte es sich wohl um einen Strafakt, oder um dem deutschfeindlichen Meli in der Eröffnung der Feindseligkeiten zuvorzukommen. Doch dem sei wie ihm wolle. Natürlich mußten nach dem Urteil der deutschen Presse die dortigen englischen Missionare schuld an der Schlappe sein, wiewohl der amtliche Bericht keinen direkten Anhaltspunkt hiefür bot. Die Missionare sollen das Volk gegen die Deutschen aufgereizt und denselben Waffen zugeführt haben, — als ob einer Mission nicht im eigensten Interesse an friedlichen Zuständen gelegen sein müßte. Es

ist dies aber eine wohlfeile Art, Mißgriffe einer Kolonialpolitik, wenn sich böse Folgen ergeben, ohne weiteres der Mission aufzubürden. Man wird da unwillkürlich an Fälle erinnert, wie sie früher auf den westindischen Inseln zur Zeit der Sklaverei vorkamen, daß bei Aufständen desperater Negersklaven nicht selten die Schuld den Missionaren zugeschoben wurde, als ob sie die Auflehnung und den Aufruhr gepredigt hätten. — Unter den obigen Umständen scheinen sich die englischen Missionare auf das englische Gebiet, wo sie mehrere Zweigstationen haben, zurückgezogen zu haben.

Auf den Etappenstationen Mamboia und Mpwapwa, die auf dem Wege von der Küste nach dem Viktoria Nyanza liegen, ist es auch wieder einen Schritt vorwärts gegangen. Außer 12 Taufen wird u. a. die Fertigstellung einiger wichtiger Uebersetzungsarbeiten gemeldet.

In Uganda, wo nach der glücklichen Abwehr und Besiegung der Mohammedaner das Verhältnis zwischen den beiden christlichen Parteien, den Katholiken und Protestanten, immer gespannter wurde, kam es im Januar des letzten Jahres zu der bekannten blutigen Katastrophe, die nicht nur das Interesse der europäischen Welt in Anspruch genommen hat, sondern auch sehr verschieden beurteilt worden ist. So viel aber dürfte feststehen, daß es nicht ein Kampf um das Bekenntnis war, sondern daß es sich um die politische Machtfrage handelte. Doch die Vorgänge sind zu bekannt und haben auch in unserer Zeitschrift genügend Erwähnung gefunden, als daß wir noch näher

Anarchie und Bürgerkrieg das unglückliche Land noch mehr zerrütten und der Sklavenhandel in jenen Gegenden neu aufleben werde. Angesichts dessen ist es dringend zu wünschen, daß der europäische Einfluß in Uganda aufrecht erhalten bleibe. Nach neueren Meldungen soll auch, wie es heißt, der englische Generalkonsul von Sansibar, Sir Gerald Portal, den Befehl erhalten haben, sich als Kommissar nach Uganda zu begeben. Die Mission wird — wie auch der Entscheid falle — unter allen Umständen auf ihrem Posten verharren. Nach den letzten Nachrichten befand sich Bischof Tucker im Oktober auf dem Weg nach Uganda und zwar von Mombas aus auf der Route durch das britische Gebiet östlich vom Kilimandscharo. Er betritt damit zum zweitenmal Uganda, von dem er vor 2 Jahren mit tiefen Eindrücken schied und im Juni 1891 in England über das dortige Werk Gottes Bericht erstattete (Miss.Mag. 1891, S. 353 ff.). Wie sehr das Volk noch heute für das Evangelium empfänglich ist, bezeugen alle Berichte. Nur während der Zeit der kriegerischen Unruhen waren die Gemüter so in Anspruch genommen und wohl auch vom Parteigeist ergriffen, daß diese Hochflut der Aufregung notwendig einen Stillstand hervorrufen mußte. Immerhin waren die Gottesdienste in der Hauptstadt an den Sonntagen gut besucht. Die Missionsarbeit beschränkt sich aber nicht bloß auf die Hauptstadt Mengo, die der zurückgekehrte Muanga neuerdings verlegt hat, sondern sie hat auch in den Landschaften Budu und Busoga Eingang gefunden. Aus ersterem sollen die Protestanten nach der Behauptung des katholischen Bischofs vertrieben worden sein. Wie Miss. Pilkington seiner Zeit berichtete, erboten sich 36 Häuptlinge, für Wohnung und Unterhalt eines europäischen Missionars zu sorgen, wenn sich ein solcher bei ihnen niederlassen wolle. Bei den offenen Thüren, die sich so der Mission überall aufthun, reicht leider die geringe Anzahl von Arbeitern, die mit Predigen und Unterrichten, Bibelübersetzen und Bauen vollauf beschäftigt sind, bei weitem nicht aus. Von den Verstärkungen, die je und je dahin abgingen, sind mehrere Personen, noch ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten, dem Klima erlegen. In der Pflege der Mission befinden sich nach dem letzten Census circa 300 Getaufte, 1700 Katechumenen und 300 Schüler.

Bei unserm Rundgang durch das deutsch-ostafrikanische Küstengebiet begegnen wir zuerst der Mission von Berlin III. Sie ist noch eine sehr junge Pflanzung, die eben anfängt ihre ersten Früchte zu tragen. Diese Mission, die sich anfangs lange in einer etwas unklaren Stellung befand, scheint nun im rechten Fahrwasser zu sein. Es ist ihr gelungen, in kurzer Zeit auf ihrem Arbeitsfelde Fuß zu fassen und in jedem Jahr (1889—1892) je eine Station anzulegen

und dieselben mit tüchtigen Kräften zu besetzen. Ihren Sitz hat dieselbe in Dar-es-Salaam, der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, wo Miss. Greiner auf dem schönen Immanuelskap, einer dem Hafen vorgelagerten Halbinsel, die Missionsniederlassung angelegt hat. Die eigentliche Missionsarbeit ist nach Vollendung der Bauten noch unbedeutend und besteht hauptsächlich in der Erziehung befreiter Negersklaven, die der Mission zugewiesen worden sind. Außerdem werden die hier stationierten Deutschen kirchlich bedient und Krankenpflege getrieben. Besetzt ist die Station mit einem Pastor, 3 Diakonen und 2 Diakonissen. — Von hier aus hat Greiner im letzten Jahre landeinwärts bei Kisserawe unter den Wasaramo eine Zweigstation anzulegen begonnen, die den Namen Hoffnungshöhe erhalten hat. — Eine weitere Hauptstation ist die im Norden der Kolonie gelegene Hafenstadt Tanga, wo im Jahr 1890 die Arbeit von Miss. Krämer aufgenommen wurde. Da Tanga voraussichtlich der Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach dem Innern werden wird, so dürfte dasselbe in Zukunft an Bedeutung gewinnen. Auch hier wird, wie in Dar-es-Salaam, die schöne Anlage der Station gerühmt, die noch durch den geplanten Bau eines Krankenhauses vergrößert werden soll. Mit der Missionsarbeit ist ein versprechender Anfang gemacht und der Erstling getauft worden. Zugleich scheint das Evangelium in den umliegenden Ortschaften ebenfalls Eingang zu finden. Im Hinterland von Tanga aber erhebt sich in herrlicher Berglandschaft auf einem Hügel die Station Hohenfriedeberg bei Mlalo. Die Eingebornen, Waschambaa, sind den Missionaren mit großer Freundlichkeit ent-

Am Rovuma, in der südöstlichen Ecke des deutschen Schutzgebietes, wo dieselbe Mission ein weiteres Arbeitsgebiet hat, haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahren, seitdem das deutsche Regiment sichere Zustände im Lande hergestellt hat, viel günstiger gestaltet. Die Eingebornen, die früher aus Furcht vor den Arabern auf den Bergen lebten, fangen an, sich am Fuß derselben anzusiedeln und sind dadurch leichter von der Mission zu erreichen, wie denn auch die Gottesdienste von ihnen seither besser besucht werden. Für dieses Missionsfeld ist Masasi der Mittelpunkt mit noch weiteren vier Stationen. Die Arbeit ist hier auf ein sehr weites Gebiet ausgedehnt, während auf den Stationen selbst der Pflege befreiter Sklaven die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Laut der letzten Berichte hat eine Reihe von Heidentaufen stattgefunden und die Zahl der Schüler hat sich beträchtlich gemehrt.

Wir kommen nun schließlich noch zu der Nyasa-Mission, die in letzter Zeit vielfach in der Missionslitteratur behandelt worden ist. Am mittleren Ostufer des Nyasa ist es zunächst ebenfalls die Universitäten-Mission, die hier auf portugiesischem Gebiet auf 9 Stationen arbeitet. Das ungesunde Klima und die schwierige Verbindung mit der Küste stellt nicht geringe Anforderungen an die Ausdauer und den Verleugnungssinn der europäischen und eingebornen Missionsarbeiter. Diese hoffen nun auf dem Hochlande von Yao, in Isombe, nur 6 Tagereisen östlich vom See entfernt, eine Gesundheits- und Erholungsstation zu erhalten. Bei der starken Bevölkerung, die jenes Gebiet aufweist, verspricht man sich zugleich dort ein entsprechendes Arbeitsfeld. Auf den Nyasastationen selbst fehlt es nicht an erfreulichen Fortschritten. So ist auf der Centralstation Likoma die Zahl der Getauften von 66 auf 110 gestiegen und die Schülerzahl auf den Uferstationen von 259 auf 421 angewachsen. An mehr denn 20 Uferplätzen legt der Missionsdampfer, dessen Kapitän leider vom Fieber weggerafft worden ist, an und macht bei denselben seine Runde mit der Botschaft des Heils. Auf mehreren Stationen sind größere Bauten aufgeführt worden und die Missionspresse hat verschiedene litterarische Erzeugnisse in der Landessprache durch den Druck für Kirche und Schule geliefert. — Da die Aufsicht über die abgelegene Nyasa-Diözese für den in Sansibar residierenden Bischof mit allzuviel Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten verbunden ist, so soll dieselbe demnächst ihren eigenen Bischof erhalten.

Auf dem gegenüberliegenden Westufer des Nyasa arbeitet die freischottische Mission, die unter dem Namen der Livingstonia-Mission bekannt ist. Tüchtige Kräfte stehen hier in der Arbeit und das Werk ist in frischem Zuge. Von 6 Centren aus, die mit Euro-

Heimat zurück und bediente bis 1872 die Gemeinde Date bei Akropong. Von da ab arbeitete er unter den schwierigsten Verhältnissen längere Zeit im Akemdistrikt und nahm 1881 die Mission am mittleren Volta, die seit der Zerstörung der Station Anum 1869 aufgehoben war, wieder auf. Hier hat er in großem Segen gewirkt und die Voltamission nicht nur neugegründet, sondern auch bedeutend ausgedehnt. Durch große und beschwerliche Predigtreisen in die Hinterländer der Goldküste, bis nach Salaga, hat er jene Gebiete nicht nur erkunden, sondern auch für die Mission erschließen helfen. Im Jahr 1888 trat er als Pastor an seine Heimatgemeinde Akropong und hatte hier noch die Freude, seine heidnische greise Mutter vor ihrem Tode taufen zu dürfen. — D. Asante hat gegen 40 Jahre lang der Mission treue Dienste geleistet und durch seinen christlichen und priesterlichen Wandel bezeugt, daß er mit aufrichtigem Herzen seinem Herrn und dessen Reichssache diente. Durch sein Zeugnis sind viele seiner schwarzen Brüder zu Christo geführt worden. Den europäischen Missionaren aber stand er in der Arbeit stets als ein Bruder und Mitkämpfer treulich zur Seite. Sein Heimgang hat deshalb nicht nur unter den eingeborenen Christen und Heiden, sondern auch unter den europäischen Missionsarbeitern die tiefste Teilnahme erregt.

# Bücheranzeige.

**Stähelin** R. **Amos Comenius.** Basel, Verlag von R. Reich, 1893. S. 65.

Die kundige Hand eines Kirchenhistorikers hat uns hier ein Lebensbild gezeichnet, das jeden Leser aufs höchste interessieren muß. Und welch ein Leben ist das! Ein reichbegabter Geist ist dieser Müllerssohn aus Mähren aus dem 17. Jahrhundert; er umfaßt alles Wissen seiner Zeit, schafft bahnbrechende Werke auf dem Gebiete der Pädagogik und Schulbildung, trägt sich mit großen Entwürfen zum Besten der Menschheit und setzt seine letzte Kraft ein, sie unter den aufreibendsten Hinderungen zu verwirklichen. Aber Comenius ist auch ein Christ, voller Gottvertrauen, das in den schwersten Führungen standhält. Eine Reihe von Erbauungs- und Trostschriften, die zu dem Gehaltvollsten und Besten gehören, was die asketische Litteratur der evangelischen Kirche hervorgebracht hat, wird von den Kennern der czechischen Sprache noch immer zu den klassischen Erzeugnissen derselben gerechnet. „Als die Finsternis des Unglücks (Verfolgung der alten Brüdergemeine) wuchs," so schildert er selbst ihre Entstehung, „als ich sah, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei gegenüber den unerklärlichen Heimsuchungen und Gerichten, habe ich eifriger noch als sonst zu Gott aufgeschrieen und habe mitten in der Nacht, vom Bett aufspringend, nach der Schrift gegriffen und gebetet, daß wenn schon kein menschlicher Trost mehr helfen kann, uns doch Gott mit Seinem inneren Trost nicht verlassen möge." Lies selber, lieber Leser, und erquicke und stärke dich an dem Leben dieses Zeugen der Wahrheit in finstrer Zeit. E. T.

**Schmidt** H. Fr., Pastor der deutsch-ev. Kirche in Cannes. Der **Heiland im Werden und Wirken.** Ein Weihnachtsbuch. Basel, Reich, 1893. S. 188.

Ein empfehlenswertes Buch, wie alle Schriften des Verfassers. Diese Predigten sind Zeugnisse, die von tiefer Erfahrung, von seinem Verständnis der Seelenzustände und der heil. Schriften und endlich von besonderer Innigkeit und Wärme des religiösen Gemüts zeugen. Bei mehr als einer Stelle leuchtet es dem Leser durchs Herz und heißt es: Dies ist Wahrheit. Gott segne die Weihnachtsgabe. E. T.

*NB.* **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Blick auf den Wolta von der Station Anum aus.

# Unsere Zuversicht für China.

(Joh. 6, 9 und 1 Sam. 14, 6.)

Missionsvortrag gehalten zu Frankfurt a. M.

von Missionar O. Schultze.

Die Chinesen lieben es, die Eingänge ihrer Häuser und Hallen mit Sinnsprüchen zu zieren. Diese werden auf rote Papierstreifen, von oben nach unten, geschrieben. Bis zu 8 Schriftzeichen, jedes in der Größe einer Handfläche und darüber, bilden paarweise einen Spruch. Der Sinn eines solchen Spruchpaares steht immer in einem gewissen ergänzenden oder gegensätzlichen Zusammenhang. Vom Beschauer rechts prangt der wichtigere der beiden Sprüche, links von ihm das Gegenstück oder die Ergänzung.

Von den Wänden eines Christenhauses leuchten uns beispielsweise die Worte entgegen: „Menschen lachen, ich sei dumm, den Erlöser anzubeten“ — und gegenüber: „Mich lächert die Beschränktheit der Menschen, die falsche Geister göttlich verehren.“ — Beim Betreten einer Schule fällt unser Blick auf die Sätze: „Lernen gleicht dem grenzenlosen Meer“ — „Fleiß nur erreicht das Ufer.“ Sehr oft sind beide Sprüche auch in Frag- und Antwortform gefaßt, z. B.: „Zu des Himmels Wolken, wer wüßte den Weg?“ Antwort: „Des Menschen Wille ist die Leiter.“

Eine Frage und eine Antwort enthalten auch unsere Texteswort. Mögen sie am Eingang unserer Feier stehen! Ja, ich möchte gerade diese Frage und diese Antwort über das ganze Missionswerk in China setzen. Unwillkürlich drängt sich uns im Blick auf dieses Werk die menschliche Frage auf: „Was ist das unter so Viele? Wir dürfen aber auch aus der Geschichte dieses Werkes die göttliche Antwort vernehmen: „Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen.“

Die Frage des Andreas: „Fünf Gerstenbrote und zween Fischlein, was ist das unter so Viele?" ging der wunderbaren Speisung der Fünftausend voran. Es wäre gewiß eine einseitige Beurteilung, wollte man aus derselben nur Un- und Kleinglauben des Fragestellers heraushören. Wir fühlen vielmehr seiner Frage ein tiefes Mitleid und den guten Willen ab, da zu helfen, wo Hilfe not that. Sie war veranlaßt durch den Herrn selbst. „Ihn jammerte des Volks." Davon läßt er die Jünger etwas nachempfinden, wenn er sie fragt: „Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?" — und so den lebhaften Wunsch äußert, der Menge solle geholfen werden. Daß dies durch den Dienst der Jünger zu geschehen habe, bekundet sein Wort: „Gebt ihr ihnen zu essen!" Was Wunder, wenn die Jünger zu zählen, abzuschätzen und zu rechnen anheben? Wo ist jemand, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe hinaus zu führen?

Und wer wollte es in unseren Tagen den Missionsleuten verargen, wenn in ihren Kreisen je und je die Frage laut wird: „Was ist das unter so Viele?" — Wer etwas erfahren hat von der Liebe Gottes, mit der er in Christo die Welt geliebt, wer hineingeschaut und etwas erkannt hat von der Breite und der Länge, der Tiefe und der Höhe des Gnadenratschlusses Gottes, mit dem er die gefallene Menschenwelt umfaßt, wem es klar ge-

Mangolei, Tibet, und mit dem selbständigen Korea und Japan, ist anderthalbmal größer als ganz Europa und hat eine Gesamtbevölkerung von beinahe $5^1/_2$ hundert Millionen, also ein Drittel der sämtlichen Erdbevölkerung. Von den 380 Millionen des eigentlichen Chinas, die auf einem Flächenraum von 73,000 Quadratmeilen wohnen, sinken stündlich 1400, jeden Tag 33,000 ins Grab. Die Kantonprovinz, in der die Basler arbeiten, hat allein 22 Millionen Einwohner, das Basler Missionsgebiet daselbst eine Ausdehnung größer als Baden und Württemberg. Blickt man nun auf die wenigen weit zerstreut wohnenden Arbeiter, im Vergleich zu diesem ausgedehnten Arbeitsfeld, so muß man unwillkürlich ausrufen: „Was ist das unter so Viele?! Man könnte einwenden: Der direkten Missionsarbeit stehe die indirekte der Bibel- und Traktatverteilung zur Seite. Das ist wahr; aber man höre folgende von Missionar Gibson in Swatau aufgestellte Berechnung. Er sagt: „Die britische Bibelgesellschaft verbreitet jährlich beinahe vier Millionen Exemplare heiliger Schriften in allen Teilen der Welt; das macht 13,000 Exemplare jeden Tag oder 540 in der Stunde. Angenommen, alle jene 4 Millionen Exemplare seien chinesisch und würden in China verbreitet, wie lange würde es da dauern, bis jeder Chinese ein Exemplar bekommen hätte? Es giebt 380 Millionen Chinesen. Da ist denn die Rechnung bald fertig, daß es 95 Jahre dauern würde, bis diese alle versorgt wären. Diese Rechnung ist aber nicht richtig; denn im Lauf der 95 Jahre wären ja drei Generationen dahingestorben. Die Mehrzahl wäre also ins Grab gesunken, ehe die Reihe an sie gekommen wäre, und lange ehe die letzten ihre Bibeln bekommen hätten, wären die der ersten schon wieder zu Staub und Asche geworden. Man müßte also gerade wieder von vorn anfangen."

So sehen wir uns auch hier, was die in China Jahr für Jahr zur Verteilung gelangenden Schriften anbetrifft, zu dem Ausrufe veranlaßt: „Was ist das unter so Viele?!"—

Und blicken wir auf die uns in China entgegenstehenden feindlichen Mächte, so kommen wir zu keinem anderen Resultat. Des Apostels Wort: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit

den bösen Geistern unter dem Himmel „gilt auch dort.“ — Da ist der seit Jahrtausenden festgewurzelte Ahnen-, Geister- und Götzendienst mit dem großen Heere derer, denen er Lebensunterhalt und Verdienst gewährt. Die Stadt Kanton, so groß wie Berlin, hat 663 Götzentempel und 658 offene Altäre, also 1321 Kultusstätten neben 83 Nonnen- und 195 Mönchsklöstern. In 974 Läden werden Gegenstände für den Götzendienst verkauft und in 67 Fabriken die Götzen selbst hergestellt. Etwa 12,348 Personen ernähren sich in dieser einen Stadt auf diese Weise. Die Bevölkerung läßt sich den Götzendienst jährlich weit über 3 Millionen Mark kosten. Ganz China soll jährlich etwa 600 Millionen Mark auf den Ahnen- und Geisterdienst verwenden. 60,000 Thiere und 27,000 Stück Seide werden jährlich in 1650 Tempeln allein dem heiligen Konfucius geopfert.

Bedenken wir ferner, welch ungeheuere Macht die Sünde und das Laster in China repräsentiert. Ich hebe nur die Spielwut und die Opiumseuche hervor, von der Millionen und aber Millionen befallen sind, nicht ohne Schuld der Europäer. England nahm nach dem Blaubuch der Regierung in den letzten 50 Jahren 250 Millionen Pfund Sterling für nach China verkauftes Opium ein. In einem Flecken von 1400 Einwohnern, in der Provinz Yun-nam, fand ein Missionar 40 Opiumhöhlen. „Keiner der Sklaven

und der Kaiser ist fern", lautet ein landläufiges, allem schlechten Gesindel wohl bekanntes Sprichwort. Verachtung und Argwohn, Furcht und Haß sind die in beständigem Kreislauf auf und abwogenden Gefühle, die man für die Ausländer hegt. Hinlänglich bekannt ist die feindliche ablehnende Stellung, die der einflußreiche Litteratenstand in China gegenüber den Missionaren und dem Christentum einnimmt. Ziehen wir aus all diesen Erwägungen das Facit und blicken wir auf die kleine, schwache, verachtete Schar von Sendboten, ja wahrlich, wer wollte es uns verargen, wenn wir ausrufen: „Was ist das unter so Viele?" Und doch müssen wir diese scheinbar so berechtigte Frage eine menschliche, mindestens glaubensarme nennen.

„Ihm ist es nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen." Unter seinen Händen mehren sich die 5 Gerstenbrote also, daß nicht nur die Fünftausend satt werden, sondern auch noch mehr für die Jünger übrig blieb, als sie gegeben. Sie gaben 5 Brote und zween Fischlein und erhielten dafür 12 Körbe voll. So ist es immer gewesen. Niemals, im ganzen Verlauf der seitherigen Weltgeschichte, standen sich zwei ungleichere Gegner gegenüber, als das mit allen damals bekannten weltlichen Machtmitteln ausgerüstete, riesige Römerreich und das junge, schwache, blutig verfolgte Christentum. Und dennoch! Wer behielt den Sieg? Mit dem Ausruf: „So hast du dennoch gesiegt, Galiläer!" starb im Jahre 363 der letzte heidnische Kaiser Julian der Abtrünnige, nachdem sein Versuch, das Heidentum wieder zu beleben, vereitelt war. Lassen wir eine $3^1/_2$ hundertjährige Missionszeit verstrichen sein und auch über China wird man es ausrufen dürfen: „So hast du dennoch gesiegt, Galiläer!" Als im Jahre 1807 der erste evangelische Missionar, Dr. Morrison, auf dem Wege nach China war, um dort das Evangelium zu verkündigen, maß ihn ein mitreisender amerikanischer Kaufmann, dem er sich vorstellte, von Kopf bis zu Fuß und fragte spöttisch: „Und glauben Sie den Götzendienst des chinesischen Reichs erschüttern zu können?" Morrison antwortete: „Nein, mein Herr; ich hoffe, Gott wirds thun." Gott hatte ihn nach China berufen. Im britischen Museum zu London fand er als junger Mann ein handschriftliches Wörterbuch der chinesischen Sprache und ein Fragment von der Uebertragung der Evangelien ins Chinesische. Beides zog ihn merkwürdig an und er fing an Chinesisch zu studieren.

Nach der Ursache befragt: „Warum er sich denn gerade zum Studium dieser absonderlichen Sprache getrieben fühle?“ antwortete er: „Die Beweggründe sind mir selbst noch nicht klar, aber ich fühle in mir einen unwiderstehlichen Trieb dazu, wie ein Feuer, das in mir brennt.“ In seinem Tagebuch aber fand sich aus jener Zeit der Gebetsseufzer: „O Jesu, sende mich dahin, wo man der Arbeiter am meisten bedarf. Vielleicht ist das eine Arbeitsfeld härter als das andere. Von mir selbst bin ich zu keinem tüchtig; aber in deiner Kraft will ich ausrichten, was du mir aufträgst!“ Als er sich der Londoner Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt hatte, bestimmte ihn diese nach China. Das Wort seiner Abschiedspredigt (Joh. 14, 1): „Euer Herz erschrecke nicht!“ läßt uns etwas vermuten von seinen inneren Kämpfen. Es ist, als ob sein natürliches Herz Einsprache erhoben habe: „Was willst du in dem großen, dazu noch verschlossenen China?“ Sein Glaube aber hielt sich an das Wort des Herrn, und in diesem felsenfesten Vertrauen zog er hin. Als Fremdling, arm und schwach, zog er ein in die Millionenstadt Kanton, und doch hatte der Herr Großes mit ihm vor. Ihm war es beschieden, dem chinesischen Volke das Wort Gottes in seiner Sprache zu geben. Wohl waren schon vor ihm Versuche in dieser Richtung gemacht worden. In Kalkutta, auf indischem Boden, hatte David Brown, Kaplan der ostindischen Compagnie schon im Jahre 1806 das Evangelium Matthäi mit

Gottes ausgebrochen sein und ausgerufen haben: „Ja wahrlich, es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen!“

Vor mehreren Jahrzehnten noch fehlte es den englischen Missionsgesellschaften an Leuten. Beinahe 100 deutsche Missionare wurden von der Basler Missionsgesellschaft an die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft abgegeben. Heute hat Großbritannien fast viermal so viel Arbeiter und Arbeiterinnen in der Arbeit stehen, als Deutschland und die Schweiz zusammen. Diese Missionsbegeisterung in England ist ein Werk des Herrn. Eine einzelne englische Missionsgesellschaft sandte im Jahre 1891 nicht weniger als 109 Missionare nach China. Gerade diese „Chinesische Inlandmission“, wie sie sich nennt, ist ihrer Entstehung und seitherigen Entwicklung nach ein Beweis dafür, daß es dem Herrn nicht schwer ist, durch viel oder wenig zu helfen. Als der Gründer dieser Mission, Hudson Taylor, sich bekehrte, war ihm besonders das eine groß und wichtig: „Ich gehöre hinfort nicht mehr mir selbst an.“ Gott gab es ihm ins Herz, sein Leben China zu weihen. Bei einem Geistlichen der Kongregationalisten entlieh er sich das Buch von Dr. Medhurst über China und teilte demselben seine Berufung und seinen Entschluß mit, „wie einstens die Apostel“ hinaus zu ziehen. Da legte ihm dieser die Hand auf die Schulter und sagte: „Mein lieber junger Mann, Sie werden mit den Jahren wohl klüger werden.“ Er ließ sich nicht irre machen. In Ningpo fand er als Missionsarzt seine erste Wirksamkeit auf dem chinesischen Missionsfelde. In jener Zeit kam er innerlich zu der Gewißheit, es müsse etwas Außerordentliches für die Evangelisation Chinas geschehen. Bewegt von diesen Gedanken kehrte er nach England zurück. „Das unglückliche China“ — schrieb er damals — „nimmt mir derart Herz und Geist in Anspruch, daß ich am Tage alle Ruhe und des Nachts fast allen Schlaf verliere.“ Er war eines Sonntags, als er sich zur Erholung bei einem Freunde in Brighton befand, nicht im stande den Anblick einer Versammlung von mehr als 1000 Christen zu ertragen, die sich ihrer Heilsgewißheit freuten, während Millionen von Chinesen, wie er sich sagen mußte, ohne einen Heiland umkommen. Von einer tiefen geistlichen Beängstigung gepeinigt, irrte er am Meeresufer hin und her. Endlich wandte er sich mit den Worten an seinen Gott: „Ich bin dein Knecht, *meine* Sache ists nur, dir zu gehorchen und dir zu folgen,

aber deine Sache ist es, für mich und diejenigen, die mit mir arbeiten wollen, zu sorgen, uns zu leiten und zu führen." Und nun bat er Gott um 24 Mitarbeiter, zwei für jede der 11 Provinzen, die noch ohne Missionare waren und zwei für die Mongolei. Gott erhörte seine Bitte. Im Laufe des Jahres 1865 wurde die „chinesische Inland-Mission" organisiert und heute stehen 434 europäische Missionare auf 193 Haupt- und 187 Nebenstationen in ihrem Dienste. So ist es auch hier ersichtlich: „Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen." Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf das Werk der „Basler Mission draußen auf den Tschhong-lokbergen der Kantonprovinz.

Es war im Sommer des Jahres 1852, daß ein einzelner Mann, der auf Hongkong bekehrte und getaufte Chinese Tschong-hin, sich auf den Weg machte, um in seiner fernen Heimat in Tschhonglok seinen Anverwandten von dem Heilande Kunde zu bringen, den er selbst gefunden. Menschlich betrachtet war von dieser Reise Tschong-hin's nicht viel zu erwarten; hatten doch wenige Jahre vorher seine Anverwandten in Kau-tsai, denen er jetzt predigen wollte, unter sich Geld zusammengelegt, um ihn, den Taugenichts und Thunichtgut, dem kein Laster fremd geblieben, fortzuschaffen. Und der sollte nun in seiner Heimat Gehör finden? „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland," und doch sollte

erwarten. Wie damals die Jünger alle 5 Brote und alles was an Fischlein da war, dem Herrn rückhaltslos ausliefern mußten, damit dann von ihm der Segensstrom sich ergieße über die fünftausendköpfige Menge und wieder zurück auf die Jünger, so lasset uns in Anbetracht unserer Missionsgaben an die eigene Brust schlagen und fragen: „Was ist das unter so Viele?“ Erst wenn wir alles in den Dienst des Herrn gestellt, sei es wenig oder viel, gilt uns die Verheißung: „Es ist dem Herrn nicht schwer, durch unsere Missionsgaben, sei es viel oder wenig, zu helfen.“

---

# Das Gebet bei den Hindu.

Von Miss. Wilhelm Dilger.

(Schluß)

## II.

So fruchtbar die altindische Zeit an dichterischen Gebetsergüssen war, so arm und unfruchtbar ist die Gegenwart an solchen Erzeugnissen. Im Vergleich mit den ältesten Teilen der Veden, die nur aus Gebetsliedern bestehen, muß die fast völlige Abwesenheit derselben in der späteren Litteratur in höchstem Grad überraschen. Freilich jede Dichtung, jedes Schriftwerk, mag dasselbe nun philosophische Spekulationen oder Grundsätze der Sittlichkeit, grammatische Regeln, Göttermythen oder Tierfabeln enthalten, beginnt mit dem Lobpreis der Götter. Aber diese kann schon aus dem Grunde nicht als eigentliches Gebet gelten, weil in sie immer auch die Götter der Erde, die Brahmanen, und der menschliche Lehrer des Dichters eingeschlossen sind, deren Segen man mit dem der Götter auf das anzufangende Werk herabruft. Die Sache ist hier zur bloßen Gewohnheit, zur toten Formel geworden. Ueber dem Anfang jeden Buches steht auch die Formel: „Anbetung dem Herrn der Heerscharen: Möge Unheil ferne sein!“ Allein dieser Spruch ist nicht als Gebet, sondern als Zauberformel zu verstehen, mittelst deren man die böse Rotte höllischer Geister, deren Anführer der Gott Ganapati ist, zu bannen sucht, damit sie das anzufangende Werk nicht stören und hindern. Es ist ferner wahr, daß auch

heute noch da und dort sogenannte Loblieder auf die Götter gedichtet und veröffentlicht werden. Aber vergeblich sucht man in diesen Erzeugnissen das, was wir Gebet nennen und was sich in unsern Kirchenliedern so reichlich findet: Dank für erfahrene Wohlthaten Gottes und einfältige Bitten um das, was Leib und Seele notthut. Was sie enthalten, sind teils langweilige, ermüdende Aufzählungen von Götternamen oder schwulstig-überschwängliche Lobsprüche auf eingebildete Eigenschaften gewisser Götter, wodurch man diese sich günstig stimmen zu können glaubt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als mache es der Dichter mit seiner Gottheit gerade so, wie es der Hindu so gerne mit dem hält, von dem er irgend eine Gunst herausschlagen möchte: er ergeht sich in Lobsprüchen, die den Angeredeten in recht günstige Stimmung versetzen sollen, die aber bei nüchternen Menschen geradezu einen lächerlichen, wenn nicht gar ekelhaften Eindruck hervorrufen. Oft mögen sie auch darauf berechnet sein, nicht sowohl zu dem Gott zu beten, sondern der Mitwelt das dichterische Talent des Verfassers zu offenbaren.

Fragen wir nunmehr nach der wirklichen praktischen Uebung des Gebets unter dem Volk, so verdient die Thatsache vor allem hervorgehoben zu werden, daß der Hinduismus das *gemeinsame Gebet* nicht kennt. Wohl werden im ganzen Lande umher gemeinschaftliche Feste zu Ehren der verschiedenen Götter gefeiert. Aber

gemeinsam nach den berühmten Badeplätzen und Tempeln des Landes. Da mag wohl hie und da unterwegs der näselnde Gesang einer Anzahl Pilger erschallen. Aber gedankenlos wie er ist, kann man kaum ein Gebet in ihm erkennen. Nur in außerordentlichen Fällen: bei Regenmangel, Teurung, Seuchen, oder in einzelnen Kasten auch bei Hochzeiten, soll es hie und da zu gemeinsamer Anrufung der Götter kommen. Da spricht dann der Priester eine Formel in der Sanskritsprache vor, und die andern murmeln sie unverstanden nach. Die Aussprache, die Betonung sind ja die Hauptsache daran, nicht der Inhalt des alten Spruchs. Ob dies gemeinschaftliches Gebet ist, mag der Leser selbst entscheiden. Im Hinduismus giebt es eben das nicht, was wir die Gemeinde heißen, die Gemeinschaft der Gläubigen untereinander als Folge und Ausdruck ihrer Gemeinschaft mit Gott. Vielmehr zieht diese Religion selbst unübersteigliche Schranken zwischen den einzelnen Kasten, wodurch an sich schon die gemeinsame Anbetung Gottes unmöglich gemacht wird. Und selbst innerhalb der einzelnen Kasten fehlt es eben an der Gemeinschaft des Glaubens, des Lebens, der Liebe und Hoffnung, die Jesu Jünger zu einem geistlichen Leib so innig verbindet.

Für die Gebetsübung des Einzelnen giebt es jedoch bindende Vorschriften in den heiligen Büchern der Hindu, doch gelten dieselben eigentlich nur für die höheren, zweimal geborenen Kasten. So heißt es in Manus Gesetzbuch III, 67: „Der Hausherr soll am Hochzeitfeuer (das am Tage der Vermählung angezündet und dann ununterbrochen unterhalten werden soll) vorschriftgemäß die häuslichen heiligen Handlungen vollziehen: Die fünfteilige Gebetsordnung und das tägliche Speisopfer!“ Man darf sagen, daß die höheren Kasten, besonders die Brahmanen, diese Vorschrift auch heute noch pünktlich einhalten. Fast ohne Ausnahme werden die vorgeschriebenen Morgen- und Abendgebete samt dem sie begleitenden Zeremoniell täglich verrichtet. Es giebt zu diesem Zweck eigens zusammengestellte Gebetbücher, in denen auch die endlosen Zeremonien genau beschrieben und der Text der alten Gebetssprüche eingereiht ist. Freilich verstehen die allerwenigsten Beter den Inhalt der Texte. Dennoch lernen alle dieselben auswendig, was ja einem indischen Gedächtnis nicht schwer fällt. Und der Zweimalgeborne muß schon tief durchdrungen sein von dem Geist der

modernen Kultur oder etwa auch von christlichen Ideen, der sich dieses wenig geistreiche, wenig erhebende Morgen- und Abendgebet schenken zu dürfen glaubt. Für unsern Zweck interessieren uns weniger die symbolischen Handlungen, als der Inhalt der Gebete, die hier in Betracht kommen. Den letzteren wenden wir unsere Aufmerksamkeit vor allem zu, indem wir uns jetzt den Gang der Morgenandacht eines Brahmanen vergegenwärtigen.

Unmittelbar nach dem Aufstehen, wenn er den Mund mit geschlürftem Wasser gespült hat, und noch ehe er sein Morgenbad nimmt, soll der Brahmane die Hymne Rigveda VII, 41 sprechen, die in der Uebersetzung also lautet:

1. Frühmorgens rufen Agni wir und Indra,
früh Mitra-Varuna, früh die Aschwinen;
Früh wollen rufen wir Bhaga und Puschan,
früh Brahmanaspati, Soma und Rudra.
2. Rufen wir Bhaga, frühgewinnend, mächtig,
den Sohn der Aditi, den Gutverteiler,
Bhaga, zu dem der Arme wie der König,
der reich sich dünkt, spricht: „Wollest mir zuteilen!"
3. Bhaga, du Lenker, guter Gaben Spender,
nimm diese Andacht an, Bhaga, uns gebend:
Mach, Bhaga, reich an Rindern uns und Pferden,
an Helden, Bhaga, sei'n wir überlegen.
4. Und mögen sogleich wir an Gütern reich sein:
sowohl beim Tagesgrau'n als auch am Mittag,
Und auch beim Untergang der Sonne, Spender,
mögen wir stehen in der Gunst der Götter!
5. So sei denn Bhaga güterreich, ihr Götter,
mögen durch ihn auch wir sein reich an Gütern!
Als solchen pflegt dich jeder anzurufen,
als solcher gehe, Bhaga, du voran uns!
6. Die Morgenröten neigen sich zur Feier
wie Dadhikrava*) zu dem heil'gen Orte:
Sie mögen uns, wie Rosse rasch den Wagen,
den Bhaga, der uns Güter schafft, herführen.
7. Es leuchten strahlend uns die Morgenröten,
stets reich an Pferden, Rindern, Heldensöhnen:
Schwellend und strömend Fett nach allen Seiten,
Beschützet ihr beständig uns mit Wohlfahrt!

*) Ein Sonnengott.

Nach diesem Gebet ist es dem Hindu höherer Klasse durch seine Religion vorgeschrieben, ein Bad zu nehmen, was ja der Gesundheit in diesem heißen Lande ungemein förderlich ist. Hierauf folgt erst die eigentliche Morgenandacht. Dieselbe beginnt mit dem Wasserschlürfen zum Zweck der Ausspülung des Mundes, was sich während jeder Andacht des öfteren wiederholt. Während dieser Handlung werden vierundzwanzig Namen des Gottes Wischnu mit Anbetung angerufen. Nun folgt eine Uebung, die es mit dem Einatmen und Ausatmen durch die Nase zu thun hat, worauf die Gebete ihren Anfang nehmen. Sie beginnen mit dem feierlich-mystischen Om, das oben besprochen wurde, und dann werden die sieben Welten angerufen, deren Lage nicht genau festzustellen ist: Jede derselben muß eine anbetende Huldigung erhalten. Nach Osten gewendet spricht sodann der Beter die berühmte Gayatri, Rigveda III, 62, 10:

„Lieblichem Glanze des Gottes Savitar laßt uns nachsinnen:
Mög' er die Andacht uns fördern!"

Hierauf folgt die Zeremonie der Abwaschung oder vielmehr Wassersprengung, die zweimal vorzunehmen ist. Es wird dabei mit der hohlen Hand Wasser auf den Kopf gesprengt und zuerst die drei ersten, beim zweitenmal alle neun Verse des folgenden Liedes gemurmelt. Rigveda X, 9:

1. Wasser, ihr seid uns erquickend, drum wollet Stärkung uns schaffen,
   Mächtige Freude zu schauen!
2. Was euer herrlichstes Wesen, dessen macht ihr uns teilhaftig,
   Gleichwie liebwillige Mütter.
3. Dem wollen wir an die Hand gehn, zu dessen Wohnung ihr eilet:
   Uns auch erschafft ihr, o Wasser!
4. Heil uns! zur Hilfe beim Trunke sei'n uns die Göttinnen-Wasser,
   Heil mögen sie uns herströmen!
5. Die über Schätze und Menschen herrschend verfügen, die Wasser,
   Sie fleh' ich an um den Heilstrank.
6. Soma hat mir in den Wassern alle Heilmittel gekündet,
   Und den allheilsamen Agni.
7. Spendet mir, Wasser, den Heilstrank, Schutzwehr sei er meinem Leibe,
   Lange die Sonne zu schauen.
8. Schaffet, o Wasser, hinweg das, was in mir sein mag von Unrecht:
   Wenn ich je Einen geschädigt, wenn ich zum Unrecht geschworen.
9. Hin streb' ich heut' zu den Wassern, will mit dem Naß mich vereinen,
   Milchreich dir nahen, o Agni, wollest mit Glanz mich ausstatten!

Nach dieser Hymne scheint es, daß die alten Sänger die wohlthätigen Wirkungen des Wassers in gesundheitlicher Beziehung ganz wohl erkannt hatten. Unsere modernen Wasserheilkünstler würden jedenfalls an diesen Sprüchen ihre Herzensfreude haben. In Indien hat man aber eben alles, was man bewunderte, was man in seinen geheimnisvollen Wirkungen nicht zu ergründen vermochte, vergöttert. In der Morgenandacht des Brahmanen folgt auf dieses Lied ein anderes ganz kurzes, das aus dem Anhang der Rigvedasammlung entnommen ist und „Sündentilgung" genannt wird, weil man glaubt, daß durch dreimalige Wiederholung desselben die ärgsten Sünden aus dem Schuldbuch des Menschen ausgetilgt werden können. In Wirklichkeit hat aber der Dichter nur seine Vorstellung von dem Hergang der Schöpfung in demselben niedergelegt und für uns nüchterne Europäer ist nicht einzusehen, was das Lied mit der Tilgung der Sünden zu thun haben soll. Rigveda X, 190:

1. Ordnung und Wahrheit entstanden einst aus der flammenden Hitze,
   daraus entstand dann die Nacht und daraus die wogende Meerflut.
2. Aus dem flutwogenden Meere wurde der Jahrslauf geboren:
   Der über alles, was aufblickt, Herr ist, teilt Tage und Nächte.
3. Sonne und Mond hat der Schöpfer eins nach dem andern geschaffen:
   Himmel und Erde erschuf er, oben den Luft- und den Lichtkreis.

Was bisher dargelegt wurde, soll nach der Vorschrift alles vor Sonnenaufgang vollzogen werden. Sobald die Königin des Tages am Horizont auftaucht, muß ihr eine Huldigung gebracht werden. Dies geschieht, indem der Brahmane dreimal Wasser in die Luft sprengt und jedesmal die oben bereits angeführte Gayatri wiederholt, die ja an die Sonne als den „Erreger" alles Lebens auf Erden gerichtet ist. Hierauf sind mystische Zeremonien mit den Fingern vorzunehmen, die jedoch von manchen Brahmanen nicht vollzogen werden und auch hier übergangen werden können. Ein Teil dieser Uebung, genannt „Gliederberührung", ist jedoch von allen vorzunehmen. Es werden dabei, unter dem Murmeln von allerlei Sprüchen, Brust, Augen, Ohren, Hals, Kopf u. s. w. mit den Fingerspitzen berührt, worauf zu einem Rosenkranz mit 108 Kügelchen aus dem heiligen Tulasiholz die oben mitgeteilte Gayatri 108 mal wiederholt werden muß.

Bis dahin konnte der Beter seine Andacht sitzend verrichten. Jetzt aber beginnt der sogenannte Utthana- oder Upasthanateil, dessen Name eben besagt, daß die Gebete von hier an stehend verrichtet werden müssen. Der Beter wendet sich nach Osten zur aufgehenden Sonne und ruft diese mit dem Lied Rigveda III, 59 folgendermaßen an:

1. Mitra, hold redend, macht die Leute einig, Himmel und Erde hat gefestigt Mitra.
   Wachsam schaut Mitra auf die Menschenstämme: gießt hin fettreichen Opfertrank dem Mitra!
2. Der Sterbliche sei reich an Nahrung, Mitra, der huldigt dir, befolgend deinen Willen!
   Dein Schützling kommt nicht um, wird nicht besieget, nicht nah, nicht fern trifft Drangsal ihn, Aditya.
3. Leidlos erfreuend uns am Labetrunke, die Kniee aufrecht auf der Erde Weite,
   Gehorsam folgend dem Gesetz Adityas, mögen wir steh'n in Mitras Huld beständig!
4. Anbetungswert, sehr hold ist dieser Mitra, schönherrschend, huldvoll ist der Fürst geboren:
   In des Anbetungswürdigen Huld und Gnade, die uns ist heilvoll, mögen stets wir stehen!
5. Anbetend nahe man der großen Sonne, hold ist dem Sänger, der die Leute einigt.
   Sei dieses dem Ruhmwürdigsten willkommen! dem Mitra gießt den Opfertrank ins Feuer!

An dieses Lied schließt sich eine Anrufung der als Göttinnen gedachten Morgenröten mit der Strophe Rigveda IV, 51, 11:

„Strahlende Himmelstöchter, Morgenröten, euch ruf ich mit des Opfers Flammenflagge:
Den Menschen seien lieb wir! und der Himmel mög das verleihen mit der Göttin Erde!"

Zum Schluß der Morgenandacht soll der Brahmane seinen Stammbaum aufzählen, damit er seine Vorfahren in pietätsvollem Andenken behalte: „Ich gehöre zu diesem und diesem Geschlecht; ich habe so und soviel berühmte Vorfahren; ich studiere diese und diese heiligen Vorschriften; ich folge dieser und dieser Schule des Veda!" Den Schluß der Gebete machen folgende Worte: „An-

betung der Welt des Brahma, Anbetung der Welt des Wischnu, Anbetung der Welt des Rudra (Schiwa). Möge meine Morgenandacht dem höchsten Herrn des Weltalls wohlgefallen!"

Das Mittagsgebet wird nicht so regelmäßig verrichtet wie die Morgenandacht. Manche mögen es wohl ganz vernachlässigen. Die gebildeten Hindus, die in Schulen, Gerichtshöfen, Kanzleien angestellt sind, sehen sich genötigt, dasselbe an das Morgengebet anzuschließen. In einer Zusammenstellung von Gebeten und Vorschriften finden sich mit den begleitenden symbolischen Handlungen, die wir der Hauptsache nach bei der Morgenandacht kennen gelernt, folgende Bruchstücke von vedischen Liedern für das Mittagsgebet bestimmt:

„Wenn er herbeirollt durch den dunkeln Luftraum, bringt er zur Ruh' was sterblich und unsterblich:
Savitar*) fährt auf seinem goldnen Wagen, der Gott um alle Wesen zu beschauen!"
Rigveda I, 35, 2.

„Ihn, den Gott, Kenner der Wesen, führen herauf Heroldsstrahlen,
So daß ihn jeder mög' schauen."
Rigveda I, 50, 1.

„Hier aus dem Dunkel nach oben schauend zum höheren Lichte,
Gehn wir zum Gotte, der Sonne, hin zum erhabensten Lichtglanz."
Rigveda I, 50, 9.

„Glänzend ging auf der Götter holdes Antlitz, des Mitra, Varuna und Agni Auge:
Himmel und Erd und Lüfte füllt die Sonne, der Lebensgeist des Festen und Bewegten."
Rigveda I, 115, 1.

Dann heißt es weiter in diesem Mittagsgebet: „Mögen wir sehen hundert Herbste, mögen wir leben hundert Herbste, mögen wir uns freuen hundert Herbste, mögen wir fröhlich sein hundert Herbste, mögen wir dasein hundert Herbste, mögen wir hören hundert Herbste, mögen wir rühmen hundert Herbste, mögen wir unbesiegt bleiben hundert Herbste!" Solche Gebete um ein langes Leben von hundert Herbsten (Jahren) kommen im Rigveda hin und wieder vor. Und wenn auch der heutige Brahmane eigentlich das Leben etwas düsterer und fatalistischer anzusehen durch seine Religion verpflichtet wäre, so lebt jener alte Wunsch seiner Väter doch in ungeschwächter Naturkraft fort in seinem Herzen.

*) Sonnengott: der Erreger.

Das Abendgebet geht im wesentlichen denselben Gang wie das Morgengebet und zum größten Teil werden auch dieselben Lieder und Sprüche gemurmelt. Nur im oben erklärten Upasthanateil wird eine andere Hymne eingefügt (Rigveda I, 25, 1—10), deren Uebersetzung hier stehen möge:

1. Ob wir, o Gott, deine Ordnung, Varuna, wie Untergebne
   Täglich auch mögen verletzen, —
2. Gieb uns der tödlichen Keule dessen nicht hin, der uns zürnet,
   Und nicht des Grollenden Eifer!
3. Gleichwie ein Roß an dem Wagen, lösen mit Liedern zur Gnade
   Wir dir den Sinn, o Varuna!
4. Herrliches Gut zu erlangen fliegen weithin meine Wünsche,
   Gleichwie ein Vogel zum Neste.
5. Wann schaff ich her doch den Helden, Varuna glanzvoller Herrschaft,
   Ihn, der weitschauet, zur Gnade?
6. Das haben Beide*) gemeinsam: ferntreten dem nicht die Holden,
   Der das Gesetz hält, dem Frommen.
7. Er, der die Spur kennt der Vögel, die durch den Luftkreis hinfliegen,
   Er kennt die Schiffe des Meeres.
8. Er, des Gesetz nimmer wanket, kennt die zwölf Monden samt Nachwuchs,
   Den auch, der nachher kommt, kennt er.
9. Er kennt die Bahn auch des freien, flüchtigen, mächtigen Windes,
   Kennt die, die hoch drüber thronen.
10. Mächtig zur Herrschaft saß nieder in seinem Hause Varuna,
    Er, des Gesetz nimmer wanket.

Es muß hier noch bemerkt werden, daß das Morgengebet zu seinem völligen Vollzug noch fordert, daß dem Gott Brahma seine besondere Anbetung und dann noch den Göttern, den alten Weisen und den verstorbenen Vätern je eine kürzere Huldigung dargebracht werden. Brahma wird mit dem Veda identifiziert, und die Anbetung, die ihm gebührt, würde eigentlich im Auffagen aller heiliger Schriften bestehen. Dazu würde aber ein Tag nicht genügen. Deshalb begnügt man sich damit, die zwei ersten Worte der wichtigsten Bücher zu wiederholen. Doch auch das ist mehr nur eine gesetzliche Forderung, die nur von sehr wenigen Brah-

*) Mitra und Varuna.

modernen Kultur oder etwa auch von christlichen Ideen, der sich dieses wenig geistreiche, wenig erhebende Morgen- und Abendgebet schenken zu dürfen glaubt. Für unsern Zweck interessieren uns weniger die symbolischen Handlungen, als der Inhalt der Gebete, die hier in Betracht kommen. Den letzteren wenden wir unsere Aufmerksamkeit vor allem zu, indem wir uns jetzt den Gang der Morgenandacht eines Brahmanen vergegenwärtigen.

Unmittelbar nach dem Aufstehen, wenn er den Mund mit geschlürftem Wasser gespült hat, und noch ehe er sein Morgenbad nimmt, soll der Brahmane die Hymne Rigveda VII, 41 sprechen, die in der Uebersetzung also lautet:

1. Frühmorgens rufen Agni wir und Indra,
frühמ Mitra-Varuna, früh die Aschwinen;
Früh wollen rufen wir Bhaga und Puschan,
früh Brahmanaspati, Soma und Rudra.
2. Rufen wir Bhaga, frühgewinnend, mächtig,
den Sohn der Aditi, den Gutverteiler,
Bhaga, zu dem der Arme wie der König,
der reich sich dünkt, spricht: „Wollest mir zuteilen!"
3. Bhaga, du Lenker, guter Gaben Spender,
nimm diese Andacht an, Bhaga, uns gebend:
Mach, Bhaga, reich an Rindern uns und Pferden,
an Helden, Bhaga, sei'n wir überlegen.

Nach diesem Gebet ist es dem Hindu höherer Klasse durch seine Religion vorgeschrieben, ein Bad zu nehmen, was ja der Gesundheit in diesem heißen Lande ungemein förderlich ist. Hierauf folgt erst die eigentliche Morgenandacht. Dieselbe beginnt mit dem Wasserschlürfen zum Zweck der Ausspülung des Mundes, was sich während jeder Andacht des öfteren wiederholt. Während dieser Handlung werden vierundzwanzig Namen des Gottes Wischnu mit Anbetung angerufen. Nun folgt eine Uebung, die es mit dem Einatmen und Ausatmen durch die Nase zu thun hat, worauf die Gebete ihren Anfang nehmen. Sie beginnen mit dem feierlich-mystischen Om, das oben besprochen wurde, und dann werden die sieben Welten angerufen, deren Lage nicht genau festzustellen ist: Jede derselben muß eine anbetende Huldigung erhalten. Nach Osten gewendet spricht sodann der Beter die berühmte Gayatri, Rigveda III, 62, 10:

„Lieblichem Glanze des Gottes Savitar laßt uns nachsinnen:
Mög' er die Andacht uns fördern!"

Hierauf folgt die Zeremonie der Abwaschung oder vielmehr Wassersprengung, die zweimal vorzunehmen ist. Es wird dabei mit der hohlen Hand Wasser auf den Kopf gesprengt und zuerst die drei ersten, beim zweitenmal alle neun Verse des folgenden Liedes gemurmelt. Rigveda X, 9:

1. Wasser, ihr seid uns erquickend, drum wollet Stärkung uns schaffen.
   Mächtige Freude zu schauen!
2. Was euer herrlichstes Wesen, dessen macht ihr uns teilhaftig,
   Gleichwie liebwillige Mütter.
3. Dem wollen wir an die Hand gehn, zu dessen Wohnung ihr eilet:
   Uns auch erschafft ihr, o Wasser!
4. Heil uns! zur Hilfe beim Trunke sei'n uns die Göttinnen-Wasser,
   Heil mögen sie uns herströmen!
5. Die über Schätze und Menschen herrschend verfügen, die Wasser,
   Sie fleh' ich an um den Heilstrank.
6. Soma hat mir in den Wassern alle Heilmittel gekündet,
   Und den allheilsamen Agni.
7. Spendet mir, Wasser, den Heilstrank, Schutzwehr sei er meinem Leibe,
   Lange die Sonne zu schauen.
8. Schaffet, o Wasser, hinweg das, was in mir sein mag von Unrecht:
   Wenn ich je Einen geschädigt, wenn ich zum Unrecht geschworen.
9. Hin streb' ich heut' zu den Wassern, will mit dem Naß mich vereinen,
   Milchreich dir nahen, o Agni, wollest mit Glanz mich ausstatten!

Nach dieser Hymne scheint es, daß die alten Sänger die wohlthätigen Wirkungen des Wassers in gesundheitlicher Beziehung ganz wohl erkannt hatten. Unsere modernen Wasserheilkünstler würden jedenfalls an diesen Sprüchen ihre Herzensfreude haben. In Indien hat man aber eben alles, was man bewunderte, was man in seinen geheimnisvollen Wirkungen nicht zu ergründen vermochte, vergöttert. In der Morgenandacht des Brahmanen folgt auf dieses Lied ein anderes ganz kurzes, das aus dem Anhang der Rigvedasammlung entnommen ist und „Sündentilgung" genannt wird, weil man glaubt, daß durch dreimalige Wiederholung desselben die ärgsten Sünden aus dem Schuldbuch des Menschen ausgetilgt werden können. In Wirklichkeit hat aber der Dichter nur seine Vorstellung von dem Hergang der Schöpfung in demselben niedergelegt und für uns nüchterne Europäer ist nicht einzusehen, was das Lied mit der Tilgung der Sünden zu thun haben soll. Rigveda X, 190:

1. Ordnung und Wahrheit entstanden einst aus der flammenden Hitze,
   daraus entstand dann die Nacht und daraus die wogende Meerflut.
2. Aus dem flutwogenden Meere wurde der Jahrslauf geboren:
   Der über alles, was aufblickt, Herr ist, teilt Tage und Nächte.
3. Sonne und Mond hat der Schöpfer eins nach dem andern geschaffen:
   Himmel und Erde erschuf er, oben den Luft- und den Lichtkreis.

Bis dahin konnte der Beter seine Andacht sitzend verrichten. Jetzt aber beginnt der sogenannte Utthana- oder Upasthanateil, dessen Name eben besagt, daß die Gebete von hier an stehend verrichtet werden müssen. Der Beter wendet sich nach Osten zur aufgehenden Sonne und ruft diese mit dem Lied Rigveda III, 59 folgendermaßen an:

1. Mitra, hold redend, macht die Leute einig, Himmel und Erde hat gefestigt Mitra.
   Wachsam schaut Mitra auf die Menschenstämme: gießt hin fettreichen Opfertrank dem Mitra!
2. Der Sterbliche sei reich an Nahrung, Mitra, der huldigt dir, befolgend deinen Willen!
   Dein Schützling kommt nicht um, wird nicht besieget, nicht nah, nicht fern trifft Drangsal ihn, Aditya.
3. Leidlos erfreuend uns am Labetrunke, die Kniee aufrecht auf der Erde Weite,
   Gehorsam folgend dem Gesetz Adityas, mögen wir steh'n in Mitras Huld beständig!
4. Anbetungswert, sehr hold ist dieser Mitra, schönherrschend, huldvoll ist der Fürst geboren:
   In des Anbetungswürdigen Huld und Gnade, die uns ist heilvoll, mögen stets wir stehen!
5. Anbetend nahe man der großen Sonne, hold ist dem Sänger, der die Leute einigt.
   Sei dieses dem Ruhmwürdigsten willkommen! dem Mitra gießt den Opfertrank ins Feuer!

An dieses Lied schließt sich eine Anrufung der als Göttinnen gedachten Morgenröten mit der Strophe Rigveda IV, 51, 11:

„Strahlende Himmelstöchter, Morgenröten, euch ruf ich mit des Opfers Flammenflagge:
Den Menschen seien lieb wir! und der Himmel mög das verleihen mit der Göttin Erde!"

Zum Schluß der Morgenandacht soll der Brahmane seinen Stammbaum aufzählen, damit er seine Vorfahren in pietätsvollem Andenken behalte: „Ich gehöre zu diesem und diesem Geschlecht; ich habe so und soviel berühmte Vorfahren; ich studiere diese und diese heiligen Vorschriften; ich folge dieser und dieser Schule des Veda!" Den Schluß der Gebete machen folgende Worte: „An-

Nach dieser Hymne scheint es, daß die alten Sänger die wohlthätigen Wirkungen des Wassers in gesundheitlicher Beziehung ganz wohl erkannt hatten. Unsere modernen Wasserheilkünstler würden jedenfalls an diesen Sprüchen ihre Herzensfreude haben. In Indien hat man aber eben alles, was man bewunderte, was man in seinen geheimnisvollen Wirkungen nicht zu ergründen vermochte, vergöttert. In der Morgenandacht des Brahmanen folgt auf dieses Lied ein anderes ganz kurzes, das aus dem Anhang der Rigvedasammlung entnommen ist und „Sündentilgung" genannt wird, weil man glaubt, daß durch dreimalige Wiederholung desselben die ärgsten Sünden aus dem Schuldbuch des Menschen ausgetilgt werden können. In Wirklichkeit hat aber der Dichter nur seine Vorstellung von dem Hergang der Schöpfung in demselben niedergelegt und für uns nüchterne Europäer ist nicht einzusehen, was das Lied mit der Tilgung der Sünden zu thun haben soll. Rigveda X, 190:

1. Ordnung und Wahrheit entstanden einst aus der flammenden Hitze,
   daraus entstand dann die Nacht und daraus die wogende Meerflut.
2. Aus dem flutwogenden Meere wurde der Jahrslauf geboren:
   Der über alles, was aufblickt, Herr ist, teilt Tage und Nächte.
3. Sonne und Mond hat der Schöpfer eins nach dem andern geschaffen:
   Himmel und Erde erschuf er, oben den Luft- und den Lichtkreis.

Bis dahin konnte der Beter seine Andacht sitzend verrichten. Jetzt aber beginnt der sogenannte Utthana- oder Upasthanateil, dessen Name eben besagt, daß die Gebete von hier an stehend verrichtet werden müssen. Der Beter wendet sich nach Osten zur aufgehenden Sonne und ruft diese mit dem Lied Rigveda III, 59 folgendermaßen an:

1. Mitra, hold redend, macht die Leute einig, Himmel und Erde hat gefestigt Mitra.
   Wachsam schaut Mitra auf die Menschenstämme: gießt hin fettreichen Opfertrank dem Mitra!
2. Der Sterbliche sei reich an Nahrung, Mitra, der huldigt dir, befolgend deinen Willen!
   Dein Schützling kommt nicht um, wird nicht besieget, nicht nah, nicht fern trifft Drangsal ihn, Aditya.
3. Leidlos erfreuend uns am Labetrunke, die Kniee aufrecht auf der Erde Weite,
   Gehorsam folgend dem Gesetz Adityas, mögen wir steh'n in Mitras Huld beständig!
4. Anbetungswert, sehr hold ist dieser Mitra, schönherrschend, huldvoll ist der Fürst geboren:
   In des Anbetungswürdigen Huld und Gnade, die uns ist heilvoll, mögen stets wir stehen!
5. Anbetend nahe man der großen Sonne, hold ist dem Sänger, der die Leute einigt.
   Sei dieses dem Ruhmwürdigsten willkommen! dem Mitra gießt den Opfertrank ins Feuer!

An dieses Lied schließt sich eine Anrufung der als Göttinnen gedachten Morgenröten mit der Strophe Rigveda IV, 51, 11:

„Strahlende Himmelstöchter, Morgenröten, euch ruf ich mit des Opfers Flammenflagge:
Den Menschen seien lieb wir! und der Himmel mög das verleihen mit der Göttin Erde!"

Zum Schluß der Morgenandacht soll der Brahmane seinen Stammbaum aufzählen, damit er seine Vorfahren in pietätsvollem Andenken behalte: „Ich gehöre zu diesem und diesem Geschlecht; ich habe so und soviel berühmte Vorfahren; ich studiere diese und diese heiligen Vorschriften; ich folge dieser und dieser Schule des Veda!" Den Schluß der Gebete machen folgende Worte: „An-

Nach dieser Hymne scheint es, daß die alten Sänger die wohlthätigen Wirkungen des Wassers in gesundheitlicher Beziehung ganz wohl erkannt hatten. Unsere modernen Wasserheilkünstler würden jedenfalls an diesen Sprüchen ihre Herzensfreude haben. In Indien hat man aber eben alles, was man bewunderte, was man in seinen geheimnisvollen Wirkungen nicht zu ergründen vermochte, vergöttert. In der Morgenandacht des Brahmanen folgt auf dieses Lied ein anderes ganz kurzes, das aus dem Anhang der Rigvedasammlung entnommen ist und „Sündentilgung" genannt wird, weil man glaubt, daß durch dreimalige Wiederholung desselben die ärgsten Sünden aus dem Schuldbuch des Menschen ausgetilgt werden können. In Wirklichkeit hat aber der Dichter nur seine Vorstellung von dem Hergang der Schöpfung in demselben niedergelegt und für uns nüchterne Europäer ist nicht einzusehen, was das Lied mit der Tilgung der Sünden zu thun haben soll. Rigveda X, 190:

1. Ordnung und Wahrheit entstanden einst aus der flammenden Hitze, daraus entstand dann die Nacht und daraus die wogende Meerflut.
2. Aus dem flutwogenden Meere wurde der Jahrslauf geboren: Der über alles, was aufblickt, Herr ist, teilt Tage und Nächte.
3. Sonne und Mond hat der Schöpfer eins nach dem andern geschaffen: Himmel und Erde erschuf er, oben den Luft- und den Lichtkreis.

Bis dahin konnte der Beter seine Andacht sitzend verrichten. Jetzt aber beginnt der sogenannte Utthana- oder Upasthanateil, dessen Name eben besagt, daß die Gebete von hier an stehend verrichtet werden müssen. Der Beter wendet sich nach Osten zur aufgehenden Sonne und ruft diese mit dem Lied Rigveda III, 59 folgendermaßen an:

1. Mitra, hold redend, macht die Leute einig, Himmel und Erde hat gefestigt Mitra.
   Wachsam schaut Mitra auf die Menschenstämme: gießt hin fettreichen Opfertrank dem Mitra!
2. Der Sterbliche sei reich an Nahrung, Mitra, der huldigt dir, befolgend deinen Willen!
   Dein Schützling kommt nicht um, wird nicht besieget, nicht nah, nicht fern trifft Drangsal ihn, Aditya.
3. Leidlos erfreuend uns am Labetrunke, die Kniee aufrecht auf der Erde Weite,
   Gehorsam folgend dem Gesetz Adityas, mögen wir steh'n in Mitras Huld beständig!
4. Anbetungswert, sehr hold ist dieser Mitra, schönherrschend, huldvoll ist der Fürst geboren:
   In des Anbetungswürdigen Huld und Gnade, die uns ist heilvoll, mögen stets wir stehen!
5. Anbetend nahe man der großen Sonne, hold ist dem Sänger, der die Leute einigt.
   Sei dieses dem Ruhmwürdigsten willkommen! dem Mitra gießt den Opfertrank ins Feuer!

An dieses Lied schließt sich eine Anrufung der als Göttinnen gedachten Morgenröten mit der Strophe Rigveda IV, 51, 11:

„Strahlende Himmelstöchter, Morgenröten, euch ruf ich mit des Opfers Flammenflagge:
Den Menschen seien lieb wir! und der Himmel mög das verleihen mit der Göttin Erde!"

Zum Schluß der Morgenandacht soll der Brahmane seinen Stammbaum aufzählen, damit er seine Vorfahren in pietätsvollem Andenken behalte: „Ich gehöre zu diesem und diesem Geschlecht; ich habe so und soviel berühmte Vorfahren; ich studiere diese und diese heiligen Vorschriften; ich folge dieser und dieser Schule des Veda!" Den Schluß der Gebete machen folgende Worte: „An-

betung der Welt des Brahma, Anbetung der Welt des Wischnu, Anbetung der Welt des Rudra (Schiwa). Möge meine Morgenandacht dem höchsten Herrn des Weltalls wohlgefallen!"

Das Mittagsgebet wird nicht so regelmäßig verrichtet wie die Morgenandacht. Manche mögen es wohl ganz vernachlässigen. Die gebildeten Hindus, die in Schulen, Gerichtshöfen, Kanzleien angestellt sind, sehen sich genötigt, dasselbe an das Morgengebet anzuschließen. In einer Zusammenstellung von Gebeten und Vorschriften finden sich mit den begleitenden symbolischen Handlungen, die wir der Hauptsache nach bei der Morgenandacht kennen gelernt, folgende Bruchstücke von vedischen Liedern für das Mittagsgebet bestimmt:

„Wenn er herbeirollt durch den dunkeln Luftraum, bringt er zur Ruh'
was sterblich und unsterblich:
Savitar*) fährt auf seinem goldnen Wagen, der Gott um alle Wesen zu
beschauen!"
Rigveda I, 35, 2.

„Ihn, den Gott, Kenner der Wesen, führen herauf Heroldsstrahlen,
So daß ihn jeder mög' schauen."
Rigveda I, 50, 1.

„Hier aus dem Dunkel nach oben schauend zum höheren Lichte,
Gehn wir zum Gotte, der Sonne, hin zum erhabensten Lichtglanz."
Rigveda I, 50, 9.

„Glänzend ging auf der Götter holdes Antlitz, des Mitra, Varuna und
Agni Auge:

Das Abendgebet geht im wesentlichen denselben Gang wie das Morgengebet und zum größten Teil werden auch dieselben Lieder und Sprüche gemurmelt. Nur im oben erklärten Upasthanateil wird eine andere Hymne eingefügt (Rigveda I, 25, 1—10), deren Uebersetzung hier stehen möge:

1. Ob wir, o Gott, deine Ordnung, Varuna, wie Untergebne
   Täglich auch mögen verletzen, —
2. Gieb uns der tödlichen Keule dessen nicht hin, der uns zürnet,
   Und nicht des Grollenden Eifer!
3. Gleichwie ein Roß an dem Wagen, lösen mit Liedern zur Gnade
   Wir dir den Sinn, o Varuna!
4. Herrliches Gut zu erlangen fliegen weithin meine Wünsche,
   Gleichwie ein Vogel zum Neste.
5. Wann schaff ich her doch den Helden, Varuna glanzvoller Herrschaft,
   Ihn, der weitschauet, zur Gnade?
6. Das haben Beide*) gemeinsam: ferntreten dem nicht die Holden,
   Der das Gesetz hält, dem Frommen.
7. Er, der die Spur kennt der Vögel, die durch den Luftkreis hinfliegen,
   Er kennt die Schiffe des Meeres.
8. Er, des Gesetz nimmer wanket, kennt die zwölf Monden samt Nachwuchs,
   Den auch, der nachher kommt, kennt er.
9. Er kennt die Bahn auch des freien, flüchtigen, mächtigen Windes,
   Kennt die, die hoch drüber thronen.
10. Mächtig zur Herrschaft saß nieder in seinem Hause Varuna,
   Er, des Gesetz nimmer wanket.

Es muß hier noch bemerkt werden, daß das Morgengebet zu seinem völligen Vollzug noch fordert, daß dem Gott Brahma seine besondere Anbetung und dann noch den Göttern, den alten Weisen und den verstorbenen Vätern je eine kürzere Huldigung dargebracht werden. Brahma wird mit dem Veda identifiziert, und die Anbetung, die ihm gebührt, würde eigentlich im Aufsagen aller heiliger Schriften bestehen. Dazu würde aber ein Tag nicht genügen. Deshalb begnügt man sich damit, die zwei ersten Worte der wichtigsten Bücher zu wiederholen. Doch auch das ist mehr nur eine gesetzliche Forderung, die nur von sehr wenigen Brah-

*) Mitra und Varuna.

manen eingehalten wird. Den Göttern, Weisen, Vätern wird dadurch gehuldigt, daß Wasser über Finger und Hand in verschiedener, recht wunderlicher Weise gegossen und die heilige Schnur von einer Seite auf die andere gelegt wird. Wir werden nicht Unrecht thun, wenn wir annehmen, daß auch diese Vorschrift nur von wenigen Getreuen beobachtet wird.

Der Vorschrift gemäß sollte von jedem Hausvater oder in Vertretung desselben von einem andern Familiengliede nach dem Morgengebet mit seinen Beigaben sogleich eine andere Zeremonie mit den entsprechenden Gebetssprüchen verrichtet werden. Dieselbe wird Pantschayatana, d. h. die Handlung der fünf Orte oder Stellungen, kurzweg auch Götterhuldigung genannt. In manchen Teilen Indiens und von besonders religiösgerichteten und reichen Hindu mag das ja eingehalten werden. Ein Freund versichert mich jedoch, daß diese Handlung nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, etwa bei Hochzeiten vorgenommen werde. In derselben tritt der eigentliche Götzendienst zu Tage; denn die Götter werden in gewissen Bildern oder Symbolen angebetet. Es geschieht dies in einem eigens dafür eingerichteten kleinen Zimmer, das eigentlich in keinem Brahmanenhause fehlen sollte, und Mandira, d. h. Tempel genannt wird. Hier sind für die fünf Götter: Wischnu, Schiwa, Ganescha, Schakti und Surya (d. h. Sonne), fünf kleine Steine

rühmten Vedaliede, das wir unten mitteilen. Nachdem das Wassergefäß, die Muschel, die Glocke angebetet sind und nun auch das Glöcklein geläutet worden, werden folgende 16 Huldigungen vorgenommen, zu deren jeder einer von den 16 Versen des berühmten Puruscha- oder Urgeistliedes gemurmelt werden muß: 1) Anrufung oder Herbeirufung der Götter; 2) Zubereitung eines Sitzes für sie aus den Blättern der heiligen Tulasipflanze; 3) Zubereitung von Wasser zum Waschen der Füße; 4) Darbringung von Reis und anderen Speisen; 5) Wasser zum Schlürfen; 6) Baden, d. h. Abwaschung der Steinsymbole mit Milch, Schmalz, Honig und Zucker; 7) Kleidung derselben mit Tulasiblättern; 8) Ueberkleidung und Schmückung ebenfalls mit Tulasiblättern; 9) Sandelholzdarbringung zum Wohlgeruch; 10) Blumen; 11) Weihrauch; 12) Anzündung einer Lampe; 13) Speisung; 14) Umgehung der Steinsymbole; 15) Blumen mit Gebetssprüchen; 16) Schlußanbetung der Steinsymbole. Das vedische Lied, von dessen 16 Versen je einer zu jedem dieser Huldigungsakte zu murmeln ist, genießt über ganz Indien hin das größte Ansehen, wird sehr viel gebraucht und ist in vieler Hinsicht ein intressantes Schriftstück. Der Dichter hat darin seine Vorstellungen über die Entstehung der Welt, insbesondere auch über den Ursprung der bekannten vier Hauptkasten aus dem Urgeist („Puruscha“) und über die Einführung und Weihe des Opferwesens durch die Götter selbst niedergelegt. Damit ist freilich zugleich gesagt, daß es mehr theosophische Spekulation als Gebet ist, und nur weil man dasselbe in den allermeisten Fällen gar nicht versteht und auch nicht verstehen will, kann man es als tägliches Gebet zu den Göttern benützen. Höchstens zur Grundlage für die mystische Meditation zum Zweck der Versenkung in die unpersönliche Gottheit könnte es dienen, und ohne Zweifel wird es von manchen Hindu in diesem Sinn gebraucht. Für die nachstehende Uebersetzung konnte leider, wenn der Sinn der Worte nicht gar zu unklar bleiben sollte, das Versmaß des Grundtextes nicht beibehalten werden. Rigveda X, 90:

1. Der Urgeist ist ein Mann von tausend Häuptern, von tausend Augen und von tausend Füßen.
   Die Erde hüllt er ein von allen Seiten und um zehn Finger breit ragt er darüber.

2. Dies ganze Weltall eben ist der Urgeist — was je gewesen ist, was je mag werden:
Selbst über die Unsterblichkeit verfügend, wächst höher er empor in Kraft der Speise.
3. So hoch und weit erstreckt sich seine Größe, und größer noch als das ist er, der Urgeist:
Alle Geschöpfe sind von ihm ein Vierteil, drei Vierteil, was unsterblich ist im Himmel.
4. Es stieg empor der Urgeist mit drei Vierteln, das weitre Viertel, das entstand hier unten:
Von da schritt er hinaus nach allen Seiten zu dem, was ißt, hin und zu dem, was nicht ißt.
5. Viradsch, der Glänzende, ist ihm entsprungen, und aus Viradsch hinwiederum der Urgeist:
Er überragte, seitdem er geboren, die Erde so von hinten als von vornen.
6. Als einst die Götter brachten dar ein Opfer, mit ihm dem Urgeist, als dem Opfertranke,
da diente ihm als Opferschmalz der Frühling, als Opferguß der Herbst, als Holz der Sommer.
7. Als Opfer schmückten auf der Streu sie damals den Urgeist, der im Anfang ward geboren:
Vermittelst seiner opferten die Götter, welche man kennt als Sadhya und als Rischi.
8. Aus diesem völlig dargebrachten Opfer ward triefend Opferschmalz

12. Sein Mund, das war der Mann der Beterkaste,*) der Mann der Herrscherkaste ward zum Arm ihm;
Der Mann des Volkes waren seine Schenkel, aus seinen Füßen ward der Schudrasklave.
13. Der Mond entstand aus seinem innern Sinne, aus seinen Augen ward die Sonn' geboren;
Aus seinem Angesicht Indra und Agni, Vayu entstand aus seinem Lebensodem.
14. Der hohe Luftkreis ward aus seinem Nabel, der Himmel ist ihm aus dem Haupt entstanden,
Die Erd' aus seinen Füßen, die vier Orte†) aus seinem Ohr: so schufen sie die Welten.
15. Als einst die Götter, bringend dar ein Opfer, den Urgeist als ein Opfertier anbanden,
Da lagen ringsum sieben Feuerhölzer, und Brennholz warens dreimal sieben Stücke.
16. Die Götter weihten's Opfer durch ein Opfer: so waren einst die Ordnungen vorzeiten.
Die Herrlichen erreichten, traun den Himmel, allwo die alten Sadhya sind, die Götter.

Es ist bezeichnend, daß für den strenggläubigen Hindu jeder der beiden Hauptmahlzeiten am Mittag und Abend ein doppelter gottesdienstlicher Akt vorausgeht: die „Anbetung aller Götter" und die „Opferdarbringung". Auch hiezu werden verschiedene Sprüche aus den Veden und anderen heiligen Schriften gemurmelt, die man uns jedoch gerne erlassen wird. Vorzunehmen sind diese heiligen Handlungen zu Heiligung der Nahrung und als Sühne für die Lebewesen, die etwa bei der Zubereitung derselben getötet worden sein mögen. Jedoch sollen dieselben keineswegs das Tischgebet ersetzen. Dieses erfolgt vielmehr stets unmittelbar vor dem Essen, und wird auch von denjenigen nicht versäumt, die sich etwa jene beiden Zeremonien schenken oder doch sehr abkürzen. Während sich die ganze Familie, mit Ausnahme der Frauen, besonders aber der Witwen, im Kreise oder in geradliniger Reihe gesetzt und jedes Glied auf einem jedesmal frisch zu verfertigenden Teller aus Bananenblättern seinen Reis vor sich hat, muß zuerst wieder Wasser

*) Sanskrit: Brahmana, Kschatria (hier Radschanya), Vaischya, Schudra — die vier Kasten.

†) Die vier Himmelsgegenden.

geschlürft und auf die Teller gesprengt werden. Dann spricht der Hausvater oder sonst jemand ein aus mindestens zwei, oft drei Sprüchen zusammengesetztes Gebet. Folgende Sprüche werden dabei am meisten gebraucht:

1. „Die Flüsse mögen fließen, Wolken regnen, die Pflanzen mögen gute Früchte tragen!
   Mög' ich Gebieter sein von diesen Ländern, die reich an Nahrung sind, an Reis und Dickmilch!"
   Taittiriya Brahmana II, 7, 16, 4.
2. „Man rühmt die Speise hoch: dies ist wahrlich eine göttliche Sache; denn die Speise bringt einen wirklich zum höchsten Glück."
   Taittiriya Brahmana I, 7, 10, 6.
3. „Kein anderer als du, Herr der Geschöpfe, hält alle diese Wesen hold umfangen.
   Der Wunsch sei uns gewährt, mit dem wir opfern: laß uns Besitzer sein von reichen Schätzen!"
   Rigveda X, 121, 10.
4. Süßigkeit strömen die Winde, Süßes die Flüsse dem Frommen:
   Süß mögen sein uns die Pflanzen!
   Süß sei die Nacht und das Frührot, süß sei der untere Luftraum,
   Süß uns der Himmel, der Vater!"
   Rigveda I, 90, 6, 7.

Man kann überhaupt sagen, daß bei dem altgläubigen Hindu kein Schritt im Leben geschehen kann ohne Gebetssprüche. Bei

Volk nahet sich mit seinem Munde und mit ihren Lippen ehren sie mich; aber ihr Herz ist ferne von mir, und ihre Furcht vor mir ist angelerntes Menschengebot!" Das ist eben das in der Sache selbst liegende Gericht des Götzendienstes, daß da, wo man das Geschöpf, das Erzeugnis menschlicher Erfindung an die Stelle des lebendigen Gottes setzt, auch das Gebet zu totem Lippendienst, zu einem leeren, lästigen Formelkram herabsinkt.

Es muß hier noch einmal daran erinnert werden, daß die oben dargelegten Gebetsvorschriften nur für die Brahmanen gelten. Die niederen Kasten vom Schudra abwärts sollen einen vedischen Gebetsspruch weder hören noch in den Mund nehmen. Für sie giebt es weder bestimmte Vorschriften, noch bestimmte Gebete. Der Einfluß der Gebetsübung bei den höheren Kasten auf die niederen ist gleichwohl wahrnehmbar. Manche suchen sich in der nachvedischen Litteratur geeignete Stellen, die sie nun morgens und abends aufsagen. Sehr häufig wird jetzt ein puranisches Gebet von den niederen Kasten, besonders den Schudra gebraucht, das auch die Brahmanen oft beten und das in rührender Weise dem Sündenbewußtsein auch des Hinduherzens Ausdruck giebt:

„Ein Sünder bin ich und mein Thun ist Sünde, ein Sündengeist bin ich, geboren sündig;
Errette mich, o du mein Gott, in Gnaden, du liebst ja zärtlich den, der dir vertrauet!
Es ist kein Missethäter meinesgleichen, und deinesgleichen ist kein Sündentilger;
Nachdem du so Erwägung hast gepflogen, thue, o Gott, wie du es würdig findest!"

Aber im ganzen wird unter diesen Kasten überhaupt nicht viel gebetet. Die von der vedantistischen Brahmaphilosophie Angehauchten glauben sich über das Gebet im gewöhnlichen Sinn erhaben: Sie glauben zu wissen, daß das höchste Wesen weder Gebete hören noch Bitten gewähren kann. Sie begnügen sich daher mit dem feierlichen Murmeln der Silbe Om. Die große Masse des Volkes, von diesen Weisen als „Unwissende" bezeichnet, hören wir abends ihr endloses „Rama—Rama—Rama!" plappern und bei Mondfinsternissen ihr klägliches „Govinda" schreien. Diesem Geplapper, das als Zeichen und Hilfsmittel des sogenannten „Frömmigkeitswegs" angesehen wird, wird in den puranischen

Schriften alles zeitliche und ewige Glück, alle Fülle irdischen und himmlischen Segens beigelegt. Aehnliche Verheißungen werden dem Wiederholen gewisser Sprüche gegeben. Ein jetzt getaufter Hindu machte damit einst trübe Erfahrungen. Er hatte den sehnlichen Wunsch, den Gott Wischnu, dessen Dienst er treu ergeben war, zu schauen. Als er denselben seinem brahmanischen Priester mitteilte, gab ihm dieser auf, einen gewissen Spruch 800,000 mal zu wiederholen. Drei Monate lang mühte er sich damit ab; allein der Gott wollte seine Erscheinung nicht machen. Betrübt klagte der Mann es seinem Priester, der ihm erwiderte, er müsse in der Aussprache einen kleinen Fehler gemacht haben, und wenn er den Gott sehen wolle, bleibe ihm nur übrig, die Uebung noch einmal von vorne anzufangen. Der Mann fand aber einen bessern Weg zur Gemeinschaft mit Gott: er lernte das Evangelium kennen und in Jesu Christo ging ihm das Licht wahrer Erkenntnis des lebendigen Gottes auf. So dürfen wir hoffen, daß der Gott, der das Schreien der Raben hört, auch die Gebete erhören wird, die in diesem Lande aus der Nacht des Irrtums zu ihm emporsteigen, damit bald der Tag des Heils für die Einzelnen und das Ganze aufgehe.



# Gottes Wege in der Mission.

## Ein Bild aus der Mission am Voltafluß.



### 1. Das Voltagebiet.*)

Auf der Goldküste in Westafrika ergießt sich nach trägem Lauf und in mehreren Armen ein ansehnlicher Strom in den Atlantischen Ocean, dem die Portugiesen auf ihren Entdeckungsfahrten im 15. Jahrhundert wegen seiner Stromschnellen den Namen Rio Volta beigelegt haben. Seine Quelle wie der obere Lauf sind zur Stunde unbekannt, und noch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts herein wurde der Fluß für einen Mündungsarm des Niger gehalten, mit dem er allerdings durch Lagunen und flache Küstengewässer in Verbindung steht. Wie die meisten afrikanischen Flüsse, hat auch der Volta einen sehr verschiedenen Wasserstand. Nicht nur, daß der gleichmäßige Wechsel der Gezeiten das Gewässer an seinem Unterlauf steigen und fallen läßt, er hat auch, wie der Nil, alljährlich seine regelmäßig wiederkehrende Hochflut. Nach der Regenzeit, die in jenen Gegenden von Mai bis Juli währt, sammelt er die ihm von allen Seiten zufließenden Wassermassen und führt sie dem Golf von Guinea zu. Langsam, aber stetig, steigen dieselben vom Juli ab zwischen den 30 bis 40 Fuß hohen Ufern, bis gegen Mitte Oktober der Fluß seinen höchsten Wasserstand erreicht hat. Nach allen Richtungen hin füllen sich die Nebenarme, die in der trockenen Zeit — von Januar bis März — zwischen dem Mangrovegebüsch und in der Savanne teils versumpfte, teils spärliche Rinnsale darstellen. Höher und höher schwillt der Strom an, da und dort tritt er über seine nirgends eingedämmten Ufer und überflutet meilenweit das Flachland. Wie Oasen ragen die höher gelegenen Negerortschaften, vereinzelte Baumgruppen, schlanke Fächerpalmen und riesige Baobabs

*) Man vergleiche hiezu die dem Januarheft beigefügte Kartenskizze.

aus dem Wasserspiegel hervor. Das Getier der Steppe eilt flüchtend dem Inland zu und sucht dem nassen Element zu entrinnen. Der Verkehr wird durch leichte Baumbote hergestellt, die von den Eingeborenen mit der dreizinkigen Ruderschaufel forbewegt, pfeilschnell über die Wasserwüste dahinfliegen.

Langsam sind die Gewässer von Tag zu Tag gestiegen; um so schneller fallen dieselben von Mitte Oktober ab. Sie verlaufen sich und lassen da und dort in der Niederung größere und kleinere Wasserbestände zurück. Das Ufergebiet tritt allmählich wieder hervor, die Flußinseln tauchen auf, eine Sandbank um die andere erscheint, auf denen sich das Krokodil sonnt und unzählige Reiher dem Fischfang obliegen oder ihr Gefieder putzen. Der Strom, in sein eigentliches Bett eingedämmt, flutet wieder träge wie zuvor zwischen den wild zerrissenen und vom üppigsten Grün umsäumten Ufern dahin.

In seinem unteren Lauf, der zugleich die geographische Grenzlinie zwischen der Gold- und Sklavenküste bildet, durchströmt der Volta eine Ebene, die teils Grassteppe, teils mageres Kulturland ist. Nur einzelne hochragende Berghäupter, zum Teil die Festen und Nationalheiligtümer der Eingebornen, erheben sich aus dem Flachland und verleihen mit ihren gewaltigen Formen dem mit zahllosen Fächerpalmen bestandenen Gefilde einen eigenen Reiz. Die im ganzen eintönige Landschaft ist nur spärlich bewohnt, da sie in der trockenen Jahreszeit zu wasserarm ist; nur an den fruchtbaren Ufern des Volta drängt sich eine zahlreiche Bevölkerung in größeren Städten und Dörfern zusammen. Fischfang und Handel bildet deren hauptsächlichste Beschäftigung. Etwa 100 km stromaufwärts von der Mündung aber tritt ein von Südwest nach Südost streichendes Gebirge an den Volta heran und setzt sich jenseits desselben nach Norden und Nordosten hin fort. Hier muß er dasselbe durchbrechen und es geschieht dies durch ein etwa 25 m breites Felsenthor. Aber auch oberhalb wie unterhalb desselben durchqueren Felsenbänke den Strom, wobei die Riffe bei niederem Wasserstand drohend aus den Fluten ragen. Die dadurch entstehenden Stromschnellen, deren Getöse weithin hörbar ist, sind der Schiffahrt äußerst hinderlich und gestatten deshalb den Flußdampfern auch nur den unteren Lauf bis gegen 70 km hinauf zu befahren. Weiter oben ist jene auf die Bote der Eingebornen beschränkt, die

die Stromschnellen bei kundiger Führung meist ungefährdet zu passieren wissen.

Trotz seiner Wasserfülle hat der Volta erst in den letzten Jahrzehnten eine gewisse Bedeutung für den Handelsverkehr erlangt, wogegen in früheren Zeiten, als die Hinterländer der Gold- und Sklavenküste durch das mächtige Asante beherrscht und gesperrt waren, nur ein unbedeutender Warenaustausch zwischen den Bewohnern des unteren und mittleren Voltagebietes stattfand. Das Inland lieferte damals nur Sklaven, während die Küste es fast ausschließlich mit Salz versah. Erst seit der Niederwerfung der Asanteer durch die Engländer, Anfang 1874, wodurch auch die von jenen unterjochten Negervölker frei wurden und Asante seinen Einfluß am mittleren Volta einbüßte, hat sich ein reger Handelsverkehr mit dem Binnenland entwickelt. Europäische Handelshäuser und selbst Geschäfte von unternehmenden Eingebornen haben am Unterlauf des Flusses bis 100 km hinauf ihre kaufmännischen Niederlassungen angelegt und unterhalten zahlreiche Zweiggeschäfte oberhalb der Stromschnellen. Die bedeutende Markt- und Handelsstadt Salaga, etwa 21 Tagereisen landeinwärts von der Küste entfernt, ist seither in den Gesichtskreis getreten, und der Verkehr mit ihr und den zu gewissen Jahreszeiten sich dort einfindenden Handelskarawanen aus dem Sudan und dem nördlichen Afrika hat eine Handels- und Verkehrsstraße geschaffen, die bis tief hinein in das Herz Afrikas reicht.

Damit sind auch der Mission die Wege ins Innere dieses Teils von Afrika gebahnt worden. Liegt es doch in ihrer Aufgabe, nicht bloß den seit Jahrhunderten zugänglichen Küstenstrichen das Evangelium zu bringen, sondern es ist ihr Beruf und Ziel, mit dieser Leuchte auch in die umnachteten inneren Gebiete des dunkeln Erdteils vorzudringen. Daraufhin wies auch der gegebene Wasserweg schon von Anfang an die auf der Goldküste arbeitende Basler Missionsgesellschaft, ihr Augenmerk auf die Völkerschaften an den Ufern des Volta zu richten. Abgesehen von ihrem ersten Missionsversuch im Jahr 1828, hatte die Basler Mission schon seit 1843 in dem vormals dänischen, seit 1850 englischen Gebiet der Goldküste unter vielen Opfern ihre segensreiche Arbeit getrieben. Es war ihr unter Gottes Beistand gelungen, mit der Zeit eine Reihe von Hauptstationen und Außenposten anzulegen, ansehnliche

Gemeinden zu sammeln, Schulen zu gründen und eine Litteratur in zwei vordem nicht in Schrift gefaßten Sprachen zu schaffen. Ihre Wirksamkeit umfaßte dabei die im Küsten- und unteren Voltagebiet wohnenden Akra- und Adangmeneger, sowie die Tschistämme des Akwapemgebirges und dessen Ausläufern. Wohl lag es von Anfang an im Bestreben der Basler Mission, auf der Goldküste allmählich nach Nordwesten vorzudringen und das Gebiet von Asante zu besetzen, weshalb man sich auch mit den Jahren dessen Grenzen mehr und mehr genähert hatte; aber die politischen und sozialen Verhältnisse jenes Landes und besonders die der Hauptstadt Kumase, um deren Besetzung es sich in erster Linie gehandelt hätte, machten die Niederlassung der Mission vorderhand unmöglich. Ja bis heute hat das Evangelium im eigentlichen Asante noch keinen Eingang gefunden. Behielt man auch trotzdem Asante noch im Auge, um im günstigen Augenblick dort einzurücken, so sollte sich plötzlich und in ungeahnter Weise die Thür gegen Nordosten hin am Voltafluß aufthun. Es geschah dies in Verbindung mit dem Handel, dessen sich die Basler Mission in ihrer Weise bediente.

Zum Betrieb des Handels hatte sich die Mission schon seit Jahren veranlaßt gesehen. Die afrikanischen Verhältnisse, und nicht zum wenigsten der ökonomische Betrieb der Mission, der anfangs in den Händen von ordinierten Missionaren lag, hatten ihn mit

florierenden Umsatz von Schnaps und Waffen einen nach christlichen Grundsätzen betriebenen Handel darstellen.

Wie nun der afrikanische Handel am Volta aufwärts strebte und das Hinterland zu erschließen suchte, so erblickte man darin eine Weisung, in dieser Richtung auch mit dem Evangelium vorwärts zu dringen und zwar Hand in Hand mit der Missionshandlung. Man mag heutzutage über dieses Problem denken wie man wolle, unter den damaligen Verhältnissen war wohl der Mission keine andere Wahl gelassen, als in dieser Allianz zu operieren. So war denn die Basler Missionsgesellschaft entschlossen, ihre bisherigen Grenzen zu überschreiten und jenseits des Volta, etwa 150 km oberhalb der Mündung, unter dem volkreichen Stamme der Anumer die Arbeit aufzunehmen. Ein schwedischer Freund hatte zu diesem Zweck in hochherziger Weise die Summe von 10,000 Fr. zur Verfügung gestellt. Zugleich mit der Mission wollte die Missionshandlung ihre Thätigkeit entfalten und Baumwolle ausführen. Mit Rücksicht darauf war auch eine Handelsstation an der Mündung des Volta, in Adafo, in Aussicht genommen worden, und wie dort sollte auch diese mit einem Missionar für den Dienst am Evangelium besetzt werden.

Ehe man aber den entscheidenden Schritt am mittleren Volta that, galt es zunächst das Gebiet zu erkunden. Es begaben sich deshalb Ende 1863 einige Basler Missionare über den Volta hinüber, um den geeignetsten Platz für die künftige Handels- und Missionsstation ausfindig zu machen. Im Interesse der ersteren hätte es nun freilich gelegen, einen Punkt unmittelbar am Fluß zu wählen, wo sich die Handelsgüter am besten spedieren ließen; aber im Blick auf den künftigen Betrieb des Missionswerkes unter den Stämmen des Inlandes sah man davon ab und beschloß, sich am Hauptort des Anumvolkes, der gegen zwei Stunden vom Volta entfernt lag, niederzulassen. Im August des folgenden Jahres ging man an die Ausführung des Planes. Die Brüder Rottmann, Klaus und Fetzer, die beiden ersteren Missionskaufleute, der letztere ein Baubruder, fuhren in zwei großen Kanoes den Fluß hinauf und langten in den ersten Oktobertagen des Jahres 1864 in Anum an. In ihrer Begleitung befand sich auch ein eingeborner Missionsgehilfe. Sie bezogen zwei kleine Hütten und gingen unverweilt daran, einen günstigen Platz für die eigentliche Nieder-

lassung zu wählen. Ein solcher fand sich auf einem ziemlich hohen Hügel, der sich dicht hinter der Stadt Anum erhob und die ganze Umgebung beherrschte. Von seiner Höhe aus ließ sich das schöne zu den Füßen hingelagerte Gebiet mit dem vom Norden daherflutenden Volta überblicken. (Vergl. das Titelbild.)

---

## 2. Das Anumvolk und seine Nachbarn.

Die Anumer, unter denen die Basler Mission in jenem Jahre Fuß zu fassen suchte, gehören der Volksfamilie der Kyereponger an, deren Ueberreste sich noch heute auf dem Akwapemgebirge in einigen Städten vorfinden. Sie bildeten ehemals die ausschließliche Bevölkerung des ganzen Hinterlandes der Goldküste, bis die Tschivölker, deren bekannteste Vertreter die Asanteer sind, aus dem Innern gegen die Küste vordrangen und sich hier festsetzten.

Ihre ehemalige Unabhängigkeit verloren sie zuerst durch die von den Asanteern abstammenden Akwamer, die anfänglich ihren Sitz 10 Stunden nordwestlich vom heutigen Akra jenseits des Densuflusses hatten und als mächtig gewordener Stamm im 16. und 17. Jahrhundert der Schrecken ihrer Nachbarn waren. Nicht nur unterwarfen sie sich das Küstenvolk der Akraer, von denen damals viele nach Klein-Popo an der Togoküste flüchteten, sondern sie unterjochten auch die Bergbevölkerung und regierten sie mit eisernem Szepter. Sie waren es auch vornehmlich, die den Sklavenhandel an diesem Teil der Küste zur Blüte brachten. Damals scheint ein Teil der Kyereponger, die heutigen Anumer, die die Ausläufer des Akwapemgebirges bewohnten, über den Volta gedrängt worden zu sein und sich auf den Höhen des jenseitigen Ufergebietes niedergelassen zu haben. Sie stießen dabei auf das Evhevolk, das noch heute jenen Teil der Sklavenküste inne hat. Es ist wohl auch hier nicht ohne blutige Zusammenstöße abgegangen und mehrere Städte haben nach der Ueberlieferung damals ihren Untergang gefunden. Doch wußten sich später die Anumer, nachdem sie sich in den Hochthälern des kleinen Gebietes festgesetzt und sich den schmalen Landstreifen bis an den Volta gesichert hatten, friedlich zu ihren Nachbarn, den Evheern, zu stellen. Aber sie sollten später einen um so bitterern Feind in ihre Nähe bekommen. Die Akwamer,

denen sie vor Zeiten gewichen waren, hatten sich durch ihre Bedrückung der Küsten- und Bergbewohner so verhaßt gemacht, daß diese mit Hilfe der Akemer das Joch abschüttelten und die Akwamer ums Jahr 1734 aufs Haupt schlugen. Nach afrikanischer Kriegsweise wurden sie fast gänzlich ausgerottet, sei es, daß sie niedergemetzelt, sei es, daß sie zu Sklaven gemacht wurden. Der kleine Rest, der dem Untergang entging, flüchtete sich nach Osten dem Volta zu. Dort barg er sich auf den schwer zugänglichen Flußinseln und Uferrändern unterhalb der Stelle, wo der Strom das Gebirge durchbricht, etwas südlich vom Gebiet der Anumer. Hier führt seitdem das ehemals so mächtige und gefürchtete Akwamvolk ein verlorenes Dasein. Dem Ackerbau und dem Handel abhold, lebt es meist von der Jagd und dem Fischfang. Daneben trieb es früher das unehrliche Gewerbe der Flußräuberei, indem es auf- und niederfahrende Handelsbote gelegentlich plünderte und durch Sperrung des Wasserweges Zölle erhob. Jederzeit zu kriegerischen Unternehmungen und allerlei Raubzügen aufgelegt, stehen sie zu allen benachbarten Stämmen in einem feindseligen Verhältnis, sodaß ihre Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider sie ist. Dabei geht der Stamm unaufhaltsam seinem Ende entgegen, da er sich nicht mehrt, sondern allmählich ausstirbt. Heidnische Laster und Krankheiten, wie Aussatz, Erblindung und Stumpfsinn, lichten seine Reihen, und wie ein gerichtetes und geächtetes Geschlecht siecht er dahin, sodaß in absehbarer Zeit seine letzte Stunde geschlagen haben wird. Jetzt ohnmächtiger als je, machte er indes noch vor einigen Jahrzehnten dem Anumvolk und den Evheern das Dasein schwer genug, versperrte den Weg an die Küste und lag in beständigen Händeln mit ihnen. Das würde sehr wahrscheinlich auch heute noch der Fall sein, wenn nicht der Arm der Engländer bis über den Volta hinüberreichen und die Ruhe aufrecht erhalten würde. Welches Unheil aber der aussterbende Akwamstamm noch im Jahre 1869 über das ganze linksseitige Voltagebiet bringen sollte, das wird der Verlauf unserer Darstellung zeigen.

Als die Basler Mission damals im Jahr 1864 den Fluß überschritt und sich unter den Anumern niederließ, herrschte scheinbar ringsum Friede und Ruhe. Höchstens äußerte sich der alte Nationalhaß zwischen den Volksstämmen in gelegentlichen Reibungen und Gewaltthätigkeiten. Indes der Verkehr auf dem Volta war zur

Zeit frei und große Ladungen von Baumwolle, die das Evheland erzeugte, gingen den Fluß hinunter an die See.

Die nächste Aufgabe der beiden für Anum bestimmten Brüder Klaus und Fetzer bestand nun zunächst darin, den Bau der Station in Angriff zu nehmen. Der Hügel, dessen Scheitel gerade genügend Raum für die Anlage der nötigen Gebäulichkeiten darbot, wurde vom Gestrüpp geklärt und die Arbeit begann. Gegen Weihnachten 1864 waren einige Erdhütten fertig gestellt, die den Brüdern und ihren Gehilfen als vorläufige Wohnung dienten. Hierauf ging man an die Errichtung des eigentlichen Missionshauses aus solidem Mauerwerk. Holzfäger, Maurer und Zimmerleute hatten sie von der Goldküste, wo diese Künste dank der Mission längst bekannt waren, mitgebracht. Doch der Bau ging nur sehr langsam und unter unsäglichen Schwierigkeiten von statten. Der früher so kräftige Klaus war während des Jahres 1865 fast beständig und mehrmals bis auf den Tod an gefährlichen Fiebern krank. Dazu brachen die alten Streitigkeiten zwischen den Stämmen diesseits und jenseits des Volta aus und riefen böse Händel hervor. Die von der Goldküste mitgebrachten Arbeiter mußten fliehen, da man sie gefangen nehmen, wenn nicht gar töten wollte. So standen die Bauten eine Zeitlang fast still, bis neue Arbeiter gewonnen waren. Andere nicht minder erhebliche Schwierigkeiten machte der König von Akwam, der Erbfeind der Anumer, indem er nach seiner alten Praxis den Weg durch sein Gebiet erschwerte und für seine Kasse auszubeuten suchte. Der Verkehr konnte zeitweilig nur auf dem großen Umweg über die südwestlich gelegenen Stationen der Norddeutschen Mission nach dem Hafenplatz Keta auf der Sklavenküste stattfinden. Anum war in solchen Zeiten als vorgeschobener Missionsposten gänzlich von den übrigen Basler Stationen auf der Goldküste abgeschnitten, wiewohl die nächste derselben, Odumase, nur etwa 15 Stunden entfernt lag.

Indes die Arbeit schritt langsam vorwärts und das Werk des Friedens konnte in dem von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllten Lande aufgenommen werden. Eine kleine Schule wurde eröffnet und zugleich das Evangelium dem tief in der Nacht des Heidentums sitzenden Volke gepredigt. Dies konnte noch nachdrücklicher geschehen, seit ein ordinierter Missionar, Johannes Müller, Ende 1865 auf der Station eingetroffen war. Kam es auch vorder-

hand noch zu keinen eigentlichen Uebertritten, so durfte man doch hoffen, daß, nachdem das Vertrauen der Anumbevölkerung gewonnen war, auch für die Völker am Volta ein Tag der Gnade und des Heils erscheinen werde. Er ist gekommen; aber erst mußten schwere und verheerende Gewitterstürme, Tage der Drangsal und Jahre der Heimsuchung über sie hereinbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Ein noch nicht besetztes Missionsfeld.

Es ist eine bekannte und gerade im vorigen Jahr so oft hervorgehobene Thatsache, daß sich die evangelische Mission während der letzten 100 Jahre zu einer bedeutsamen Macht entwickelt hat, eine Erscheinung, die auf die verschiedensten Völkerschaften den tiefgehendsten Einfluß ausgeübt hat. Denn wo die Mission bei ihrer fortschreitenden Ausdehnung als Trägerin der Heilsbotschaft und christlichen Kultur zu den heidnischen Völkern gekommen ist, da hat sie auch im religiösen und socialen Leben derselben eine Wandlung aller Verhältnisse geschaffen. Und es ist wahrlich ein großes Feld, das die Mission heutzutage bebaut und das mit jedem Jahr mehr Boden gewinnt. Denn wo ihr die Thüren auf dem weiten Erdenrund aufgethan werden — und sei es durch die Ergebnisse der neueren Entdeckungen und Erforschungen — da tritt sie, eingedenk des Auftrages ihres Meisters: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“ meist ungesäumt in die Arbeit, ohne der Opfer zu achten, die ihr da und dort nicht erspart bleiben. Entfernungen zu Wasser und zu Lande kommen dabei, dank dem heutigen Weltverkehr und seinen Mitteln, kaum noch in Betracht; nur die Heilsbedürftigkeit eines Volkes giebt den Ausschlag und die zunehmende Bekanntschaft mit den vielen noch in Finsternis und im Todesschatten sitzenden Nationen läßt auch die Zahl der Sendboten Jesu Christi von Jahr zu Jahr immer größer werden.

Angesichts dessen muß es uns überraschen, daß es doch noch Länderteile giebt, die bis jetzt von der evangelischen Mission scheinbar ganz unbeachtet geblieben sind, ja sozusagen vergessen zu sein scheinen. Wir denken dabei zunächst an das unermeßliche Gebiet

von Brasilien mit seiner Urbevölkerung, den Indianern, an denen das Christentum und mit ihm die Civilisation gewissermaßen achtlos vorübergegangen ist. Es ist uns allerdings nicht unbekannt, daß die evangelische Mission nicht in erster Linie hiefür verantwortlich gemacht werden kann, sondern daß die Ursache davon hauptsächlich in der Geschichte und in den besonderen Verhältnissen Brasiliens liegt. Einerseits sind die von den Indianern bewohnten Gebiete noch zum größten Teil unerforscht und schwer zugänglich, andererseits ist Brasilien seit Jahrhunderten ein vom römischen Katholicismus beherrschtes Land, der es bisher der evangelischen Mission sehr erschwert hat, mit der Leuchte des Evangeliums die noch bedeutenden Reste der heidnischen Indianer in ihren Urwäldern zu erreichen. Immerhin hat es nicht an vereinzelten Missionsversuchen unter ihnen gefehlt und die ersten derselben reichen sogar dreihundert Jahre zurück; denn schon im Jahre 1558 predigte der Hugenotte Jean Boles den Indianern in Santos das Evangelium, wofür er aber von den Jesuiten eingekerkert und 1567 in Bahia hingerichtet wurde. Später besetzten Holländer 1637 den Ort Recife und arbeiteten unter den Tapuyas, von denen sie 1640 etliche Hunderte zum heiligen Abendmahl zuließen. Aber auch sie mußten 1667 Brasilien wieder räumen. Erst als zweihundert Jahre später, 1867, der Amazonenstrom allen Nationen geöffnet und damit das Innere Brasiliens zugänglich wurde, drangen 1872—1876 die Missionare Clough und Resyek den Fluß hinauf und versuchten unter unsäglichen Mühen eine Mission unter den Indianern am Tapajos zu gründen. Sie untersuchten dann den Purus, lernten die Ipurinha-Sprache und erzogen eine Anzahl Kinder. Aber 1884 wurde diese Mission wieder aufgegeben.

Abgesehen von diesen vereinzelten schwachen Missionsversuchen, haben es neuerdings auch mehrere nordamerikanische Missionsgesellschaften und eine englische (die südamerikanische) unternommen, dem Evangelium in Brasilien Eingang zu verschaffen. Aber es sind dies Kolonialmissionen, d. h. ihre Arbeit gilt zunächst den an den Hafenplätzen wohnenden und ankommenden Ausländern, sonderlich den Seeleuten und Einwanderern. Zugleich wird unter der einheimischen katholischen Bevölkerung evangelisiert und erst in letzter Linie an den Indianern gearbeitet, so weit sich diese von den Niederlassungen der Weißen aus erreichen lassen. Eine eigentliche Indianermission aber, wie diese in Nord- und Mittelamerika und in Britisch-Guiana getrieben wird, besteht unseres Wissens in Brasilien nicht. Und doch giebt es hier noch etwa eine Million Indianer, die bis jetzt völlig unberührt vom Evangelium geblieben sind und in tiefster Un-

wissenheit und Versunkenheit dahinleben. Jene Zahl ist freilich nur eine Schätzung, deren Richtigkeit sich kaum nachweisen läßt, insofern weite Länderstrecken Brasiliens noch gar nicht erforscht oder doch nicht genügend bekannt sind. Erst im Jahr 1888 fanden deutsche Reisende, die den Xingu, einen südlichen Zufluß des Amazonas, hinauffuhren, Indianerstämme, von deren Dasein man bis jetzt keine Kenntnis hatte. Es waren dies keine nomadisierende Jägervölker ohne festen Wohnsitz, wie es gewöhnlich bei den Rothäuten der Fall ist und wodurch jede Missions- und Kulturarbeit unter ihnen so erschwert wird, sondern solche, die etwas Ackerbau trieben und deshalb eine seßhafte Lebensweise führten.

Man denkt sich gewöhnlich die Indianer Brasiliens, was die Intelligenz betrifft, auf einer tieferen Stufe stehend, als ihre Brüder in Nord- und Mittelamerika. Dies trifft aber nicht ganz zu. Auch sie besitzen ein gutes Teil der Eigenschaften, denselben Scharfsinn und das ausgeprägte Gefühl für Wahrheit und Recht, das jene bekanntlich auszeichnet. So wird von einem dieser Naturkinder erzählt, daß er bei Gelegenheit einer Kapelleneinweihung nicht dazu zu bewegen war, einem geschnitzten Bildnis, das in der Kapelle seine Aufstellung gefunden hatte, die verlangte Verehrung zu zollen; denn, sagte er, ich habe das Ding da gekannt, als es noch ein Orangenbaum war. Auch in der Anfertigung von Handarbeiten zeigen die brasilianischen Indianer, so tief sie auch sonst stehen mögen, eine außerordentliche Geschicklichkeit. „Man beachte nur, schreibt der Amerikaner Dr. Chamberlain, die Gewandtheit und Kraft, mit welcher sie ihren gewaltigen Bogen spannen, oder wie sorgfältig ihre sechs Fuß langen Pfeile gearbeitet sind. Diese bestehen zur Hälfte aus Holz und im übrigen aus Bambus, wobei sie die gefiederten Enden mit scharfen Spitzen aus Vogelknochen versehen. Die Treffsicherheit, mit der sie diese Pfeile abschießen, ist ganz erstaunlich. Sie wissen die Bogenlinie, die der Pfeil auf seinem Fluge durch die Luft beschreibt, so sicher zu berechnen, daß er bei seinem Niederfallen am Ziel ganz genau die einzige schwache Stelle an der Schale einer Schildkröte trifft, sie durchbohrt und an den Boden spießt. Es ist dies eine Berechnung der Kräfte, die kaum vom geübtesten Scharfschützen übertroffen wird. Das zeigt sich auch bei andern Gelegenheiten. Da sucht einer einen Vogel von einem der riesigen Bäume herunterzuschießen. Verfehlt der Pfeil sein Ziel und verschwindet er in der Luft, so lauscht der Indianer aufmerksam, um sein Niederfallen zu hören. Läßt ihn dabei sein scharfes Gehör doch einmal im Stich, so zieht er ruhig einen zweiten Pfeil aus dem Köcher und schießt ihn in der gleichen Richtung

durch das Gezweig der Bäume, und zwar so, daß er, mit derselben Kraft geschleudert, den gleichen Weg nehmen muß. Er findet dann beide Pfeile auf derselben Stelle liegen. Warum sollte es nun nicht möglich sein, ein Volk wie die Indianer, das nicht nur eine geübte Hand und scharfe Sinne hat, sondern auch unstreitig geistige Fähigkeiten besitzt, auf eine höhere Stufe zu heben, so es in eine entsprechende Pflege genommen würde?"

Wir wissen, daß ihm diese Pflege nicht besser zu teil werden kann, als durch die evangelische Mission, die schon manches Volk — und sei es noch so tief gesunken — durch das Evangelium auf den Weg des Friedens gewiesen und ihm außer den Gütern des Heils auch die einer höheren Lebensordnung zugänglich gemacht hat. Vielleicht erkennt es einmal die evangelische Kirche in den deutschen Kolonien Brasiliens als ihre Aufgabe an, unter den Urbewohnern des Landes zu missionieren. Sie hat freilich vorderhand als junge Pflanzung in fremdem Erdreich noch genug mit sich selbst zu thun; aber daß ihr der Missionsgeist nicht fremd ist, zeigt der Umstand, daß seit kurzem in jenen Kolonien ein Missionsblatt erscheint, das sich die Aufgabe stellt, die Liebe und das Interesse für die Heidenmission unter den Kolonisten zu wecken.*)

Damit ist vielleicht der erste Schritt dazu gethan. Das gebe Gott!

obdachlos geworden, ganze Familien sind spurlos verschwunden, da sie unter den Trümmermassen begraben liegen. Die Sterbeglocke ertönte damals ohne Aufhören und auf allen Straßen begegnete man den mit Toten und Verwundeten gefüllten Karren. Einige Stadtteile bildeten sozusagen ein großes Totenfeld, wo die Leichen von Menschen und Tieren die Luft ringsum verpesteten. Man kann sich denken, daß der Verlust an Menschenleben und Eigentum so groß ist, daß er sich kaum annähernd schätzen läßt. Auch die Mission ist davon schwer betroffen worden. Die große St. James Kathedrale von Port Louis hat zwar mit ihren 9 Fuß dicken Mauern der Wucht des Orkans widerstanden, aber sie ist doch sehr beschädigt und diente dann als Hospital für die Verwundeten. Eine andere Kirche und mit ihr der dritte Teil der Stadt Port Louis liegt in Ruinen. Eine Kirchenmauer zertrümmerte in ihrem Fall das nahestehende Pfarrhaus und begrub den eingebornen Missionar David mit seiner Familie unter den Trümmermassen. Drei seiner Kinder wurden dabei erschlagen, während man ihn selber und seine Frau mit zwei Kindern zwar noch lebend, aber schwer verletzt darunter hervorzog. Der Orkan wütete nur anderthalb Stunden, aber diese Zeit genügte, um ganze Straßen und etwa 3000 Häuser der Stadt Port Louis vollständig vom Erdboden hinwegzufegen. Zugleich hat der bisherige Wohlstand der blühenden Insel auf lange hinaus einen empfindlichen Stoß erlitten.

Die Geschichte der Insel und die Plantagenwirtschaft, die hauptsächlich durch indische und chinesische Kulis betrieben wird, bringt es mit sich, daß sich hier eine Buntscheckigkeit der Bevölkerung vorfindet, wie dies kaum irgendwo in gleichem Maße auf einem so kleinen Flächenraum der Fall ist. Alle möglichen Rassen und Nationen sind da vertreten: Engländer als Herren der Insel, Franzosen, Kreolen, Afrikaner, Madagassen, Chinesen und Hindu, die durch die verschiedensten Berufsarten sich auf diesem kleinen Fleck Erde zusammenfinden. Unter dieser zum Teil sehr fluktuierenden Bevölkerung hat die Mission seit etwa vier Jahrzehnten ein wichtiges und gesegnetes Arbeitsfeld gefunden.

Die Arbeit der englisch-kirchlichen Mission, von der uns allein ausführliche Berichte vorliegen, erstreckt sich zunächst auf die von Nord- und Südindien eingeführten Kulis und Chinesen. Sie hat es dabei zugleich mit dem von Indien hieher verpflanzten Islam zu thun. Seit 12 Jahren sind die von ihr gesammelten Gemeinden selbständig und stehen unter der Oberaufsicht des Bischofs und der Missionare. Von letzteren sind es sechs, die in ebensoviel Bezirken auf der Insel arbeiten. Die Gemeinden zählten nach dem letzten Bericht von 1892 2519 Christen und 1621 Schüler. In

Bezug auf das Schulwesen, das von der Regierung unterstützt wird, werden die Katholiken, die sich die Verhältnisse zu nutze zu machen wissen, leider sehr von oben begünstigt. — Bei ihren Rundreisen auf der Insel finden die Missionare meistens einen erfreulichen Eingang und selbst Uebertritte von Mohammedanern gehören nicht zu den Seltenheiten. Andererseits kommen freilich auch Rückfälle von schwachen Christen zum Islam vor, wenn denselben irdische Vorteile winken. Es kann dies um so leichter geschehen, als es der Islam nicht daran fehlen läßt, Propaganda für seine Sache zu machen. So erhielt derselbe erst letztes Jahr einen neuen Impuls durch einen Engländer Wilson, der die Mohammedaner auf Mauritius durch falsche Berichte glauben machte, als ob der Islam in England neuerdings mit Macht um sich griffe. Dieser Wilson kam als mohammedanischer Missionar von Indien herüber und hielt auf verschiedenen Teilen der Insel Versammlungen mit der ausgesprochenen Absicht, alles zum Islam zu bekehren. Er rühmte sich bei dieser Gelegenheit, in Liverpool allein 7000 Engländer zum Mohammedanismus bekehrt zu haben. Es gelang ihm aber nur einige wenige römisch-katholische Kreolen zu bethören und mehrere Hindu zu seinen Versammlungen anzulocken. Da er zugleich das Christentum mit großer Heftigkeit angriff und dadurch die Mohammedaner gegen die Mission aufreizte, so lud ihn Missionar Blackburn zu einer öffentlichen Besprechung ein. Er sagte zu und machte in den öffentlichen Blättern bekannt, er werde die Irrtümer der christlichen Lehre bloßlegen und die Wahrheit des Islam beweisen. Am festgesetzten Tage stellte sich auch eine große Anzahl von Zuhörern ein; aber der Verfechter des Islam erschien nicht, sondern verließ wenige Tage darauf in aller Stille die Insel. Trotz dieser moralischen Niederlage, die er sich damit selbst bereitete, wurden aber die Mohammedaner keineswegs enttäuscht, sondern haben sich seitdem zu neuem Widerstand gegen das Christentum und dessen Einfluß aufgerafft und ziehen nun sogar mit ungläubigen Schriften gegen dasselbe zu Felde. Was soll man aber von einem Engländer aus dem christlichen England denken, der sich in den Kolonien umhertreibt und unter der Fahne des falschen Propheten den Kreuzzug gegen das Christentum predigt!

Die große Insel Madagaskar, auf der das Evangelium seiner Zeit so herrliche Triumphe erlebt hat, bildet auch heute noch ein bedeutendes Missionsobjekt. Denn trotz der stetigen Ausdehnung des Christentums von der Centralprovinz Imerina aus nach den umliegenden und entfernteren Provinzen des Landes ist doch der weitaus größere Teil der Insel noch unberührt vom Evangelium. Aber auch so weit dieselbe christianisiert ist, bleibt der Mission und beson-

ders der Londoner, die hier in erster Linie in Betracht kommt, noch eine wichtige und umfangreiche Aufgabe gestellt. Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, wie schwer sich hier die christlichen Massen zu einer wohlgeordneten Volkskirche organisieren lassen. Trotz aller Sichtung und dem ernstlichen Bestreben der Mission, das christliche Leben in den Gemeinden zu vertiefen, anzuregen und auf eine höhere Stufe zu bringen, wuchert das Unkraut des alten Heidentums in der mannigfaltigsten Gestalt empor. Es kann aber auch gar nicht anders sein, daß eine solche Volkskirche, die zum Teil durch den Einfluß der Hofkreise und nicht auf dem Wege einer langsamen Entwicklung zu dem geworden ist, was sie jetzt ist, und deren Massen bei steter Vermehrung zum Teil nur ganz oberflächlich vom Evangelium durchdrungen sind — daß diese madagassische Volkskirche mit ihren mehr als 200,000 Gliedern der Pflege der Mission vielfach unerreichbar geworden ist, wenn man die unverhältnismäßig geringe Anzahl der Missionare in Betracht zieht, die das Ganze leiten und beeinflussen sollen. Dazu reichen die auf dem ganzen madagassischen Missionsfeld stehenden 29 europäischen Arbeiter bei weitem nicht aus. Es ist dieser Uebelstand um so bedauerlicher, als sich allenthalben neue Thüren aufthun, die die Mission ungesäumt besetzen sollte, ehe ihr daselbst ähnliche Verhältnisse wie auf dem bisherigen Arbeitsfelde erwachsen. Wohl stehen mehrere tausend Nationalgehilfen — und darunter ein gut Teil recht tüchtiger und treuer Leute — in der Arbeit, aber die Mehrzahl derselben sind nach den Berichten doch ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Manche sind durch die Verhältnisse und durch die Not zu Hirten ihres Volkes gemacht worden, die weder die innere noch die äußere Qualifikation zu diesem Amte besitzen. — Ueber die gegenwärtige Lage des madagassischen Missionsfeldes hat eine größere Rundreise des Missionars Baron im letzten Jahr nur bestätigt, was im allgemeinen schon bekannt war. Darnach wurde aufs neue ersichtlich, daß, obwohl das Christentum auf der Insel festgewurzelt ist und unaufhaltsam nach allen Richtungen vordringt, doch der weitaus größte Teil der Bevölkerung noch außerhalb der Kreise steht, in denen das Licht des Evangeliums scheint. Als weiterer Punkt wird hervorgehoben, daß auch im Fall alle europäischen Missionare von der Insel zurückgezogen würden, das Christentum daselbst von seinen Bekennern weiter ausgebreitet werden würde. Denn nirgends bewahrheite sich das Gleichnis vom alles durchdringenden Sauerteig so, wie auf dem madagassischen Missionsfelde. Christen von allerlei Gattung, wie Gouverneure, Soldaten und Händler, die ihr Beruf an die entlegensten Teile der Insel führt, tragen die Bibel bei sich und helfen in irgend einer Weise mit, an solchen Punkten, die bis dahin dem Missionar

unerreichbar waren, die ersten Bausteine zur Gründung der christlichen Kirche und Schule zu legen. Andererseits verhehlt man sich aber auch nicht, daß es für die madagassische Kirche von unberechenbarem Schaden wäre, wollte man schon jetzt den Einfluß der europäischen Missionare vermindern oder gar überflüssig machen. Denn wiewohl die Howachristen die Fackelträger des Christentums in ihrem Lande sind, so bedürfen sie doch noch selbst einer gründlichen Erziehung und des Unterrichts in der christlichen Wahrheit. Zur Zeit aber sind sie dazu berufen, der Mission die Wege zu der noch übrigen heidnischen Bevölkerung zu bahnen. Wo dies aber geschieht, erwächst der Mission die dringende Aufgabe, mit allen ihren Kräften einzutreten und das Feld weiter zu bebauen. Darum thut ihr auch allenthalben eine bedeutende Verstärkung ihres Arbeiterpersonals nötig, und es ist fast nicht zu begreifen, daß dies von der Londoner Missionsgesellschaft nicht schon längst geschehen ist.

Ueber den Stand der Gemeinden, deren Zahl (nach Warnecks Allgem. Missions-Zeitschr. 1892, S. 341) etwa 1400 beträgt, lauten die letzten Berichte (Rep. 1892) im ganzen erfreulicher als in den letzten Jahren. Soweit dieselben unter der direkten Pflege und Leitung der Missionare stehen, lassen sichs diese angelegen sein, in den Gemeinden und unter der Masse der Namenchristen ein lebendiges Christentum zu wecken. Hiezu wird auch das Vereinswesen, wie es in der heimatlichen Christenheit als Förderungsmittel zur Weckung und Vertiefung des religiösen Lebens dient, mit Erfolg herbeigezogen. Mit Recht werden überall Bibellesevereine gegründet, und auch eine Bibelgesellschaft ist bereits ins Leben getreten. Ebenso versucht man die neuerdings in Amerika an Bedeutung gewinnenden sogen. Endeavour-Vereine, wonach sich die Mitglieder zu einem Leben mit Gott verpflichten, unter den madagassischen Christen einzuführen. Wie sehr solche Hilfsmittel der Seelsorge notthun, läßt der Zustand des Gemeindelebens mit seinen oft recht dunklen Seiten erkennen. Das gilt besonders von den Gemeinden auf dem Lande, je weiter dieselben von der Hauptstadt, dem Centrum der Mission, entfernt liegen. Da findet sich noch ein gut Teil von Aberglauben und altem heidnischem Sauerteig. Selbst Spuren von Zauberei und Totenverehrung tauchen da und dort auf. Doch fehlt es auch nicht an erfreulichen Anzeichen von vorhandenem geistlichem Leben, das sich z. B. in einem eifrigen Evangelisationstrieb kundgiebt. Sehr erfreulich war der Eingang, den ein tüchtiger und ernstgesinnter Evangelist im Osten der Imerinaprovinz fand, wo sich nun ein reges, kirchliches Leben entfaltet, während die Bevölkerung sich vorher sehr ablehnend verhielt. Welche ungeheure Aufgabe aber den einzelnen Missionaren gestellt ist, geht z. B.

aus dem Umstand hervor, daß dem im Vonizongo-Distrikt stationierten Missionar Hucket allein 112 Gemeinden mit ihren Schulen unterstellt sind, die er des Jahres öfters zu visitieren hat. Von den zahlreichen Schulen examinierte er wöchentlich zehn bis zwölf. Bei der mangelhaften Tüchtigkeit der Nationalgehilfen, denen die specielle Arbeit in den Gemeinden und Schulen überlassen bleiben muß, ist es erklärlich, daß die Arbeitskraft eines einzelnen Missionars, dem noch allerhand andere Pflichten obliegen, nicht ausreicht, um einen wesentlichen Einfluß auf das Gemeindeleben auszuüben. — Große Aufmerksamkeit widmet die Mission besonders in der Provinz Imerina dem Erziehungswesen, und gerade auf diesem Gebiet lauten auch die Berichte am ermutigendsten. Eine Erweckung unter der Jugend ist nicht ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Nur das Seminar der Hauptstadt hat bis jetzt nicht ganz den gehegten Erwartungen entsprochen. Wohl liefert es alljährlich eine größere Anzahl von Predigern, aber sie reichen noch lange nicht aus, um die vielen ungeschulten Evangelisten und Landprediger übrig zu machen. Letztere aber sind durchaus nicht gewillt, sich der gebotenen Mittel zu bedienen, um dem Mangel ihrer Schulbildung nachzuhelfen. Das traurigste ist die Thatsache, daß die Gemeinden mit solchen unfähigen Predigern recht wohl zufrieden sind und gar kein Verlangen nach tüchtigeren Leuten haben. Andererseits ziehen es wiederum die im Seminar ausgebildeten Nationalgehilfen vor, im direkten Dienst der Mission zu stehen, als sich von Gemeinden anstellen zu lassen, die in vielen Fällen nicht genügend für ihren Unterhalt sorgen.

Südlich von Imerina hat die Londoner Mission ein weiteres Arbeitsgebiet in der Provinz Betsileo, deren dunkelfarbige Bewohner schon von Radama I. (1810—1828) unterworfen wurden. Auch hier bildet der Hauptort Fianarantsoa den Mittelpunkt des Missionswerkes, von wo aus die drei daselbst stationierten Missionare je einen Distrikt beaufsichtigen. Die alten Klagen über räuberische Einfälle vom Westen her, gegen die die Howaregierung nicht energisch einschreitet, dauern noch fort. Dagegen wird den Gemeinden dieser Provinz im ganzen ein gutes Zeugnis ausgestellt. Nur hält es auch bei ihnen, wie bei allen madagassischen Christen, noch immer schwer, sie zu kirchlichen Beiträgen herbeizuziehen. Eine recht bedauerliche Wahrnehmung ist die Zunahme der Trunksucht unter dem Volk, und es hat dies dazu geführt, die gänzliche Enthaltung von allen geistigen Getränken, sowie vom Verkauf des Zuckerrohrs zu Destillationszwecken als Bedingung für die Kommunikanten zu machen. — Hier in dieser Provinz hat es die Mission noch mit einer überwiegend heidnischen Bevölkerung zu thun. So arbeitet eine einheimische Missionsgesellschaft (native home missio-

nary society) mit gutem Erfolg unter dem Barastamm. Die Bara haben ihren Wohnsitz im westlichen Teil von Betsileo und sind ein wildes, kriegerisches Volk, die sich fast die ganze Zeit über gegenseitig befehden und dem Viehraub nachgehen. Alle ihre Dörfer sind stark befestigt und selbst die kleinen Missionskapellen müssen öfters als Verteidigungsstätten dienen, weshalb ihre Erdmauern mit Schießlöchern versehen sind. Die Eingebornen bringen ihre Speere und geladenen Flinten selbst in die Gottesdienste mit, was bei der unvorsichtigen Handhabung der Schußwaffen nicht immer ganz gefahrlos ist. Die Landes- und Volksverhältnisse bringen es mit sich, daß sich die Howa nur höchst ungern als Lehrer in diesem Gebiet anstellen lassen, und es wird deshalb voraussichtlich noch längerer Zeit bedürfen, bis das Evangelium unter den Bara größere Fortschritte machen wird. — Im Norden von Betsileo hat die Entdeckung von Goldfeldern die Gemüter in einige Aufregung versetzt und die Missionare mit Sorge für ihr Werk erfüllt. Das dadurch hervorgerufene Bedürfnis nach Arbeitern hat denn auch alsbald die Schulen geleert, und viele junge Leute, die man später als Lehrer anzustellen hoffte, sind dadurch der Mission entzogen worden. — Auf der Station Imerimandroso unter den Sihanaka wurde mit Hilfe der eingebornen Christen ein großes Hospital erbaut, das aber bald wieder durch ein von böswilliger Hand angelegtes Feuer teilweise zerstört wurde. Der wichtige Hafenplatz Tamatawe an der Ostküste war längere Zeit von keinem Missionar besetzt und die dortige Arbeit mußte von einem Evangelisten und Lehrer gethan werden.

Zum Schluß führen wir noch den numerischen Stand der Londoner Mission nach dem letzten Census auf: Missionare 29; weibliche Missionsarbeiter 4; ordinierte Eingeborne 895; Missionsgehilfen 4298. — Haupt- und Nebenstationen 1282; Christen 204,149, darunter 49,585 Kommunikanten; Schüler 67,241.

Von den übrigen in Madagaskar arbeitenden Missionsgesellschaften (die Ausbreitungsgesellschaft und die Quäker) heben wir nur noch die norwegische Mission mit ihrer gründlichen Arbeit hervor. Wir beschränken uns dabei auf die Hauptzüge dieser auf 5 Gebieten stehenden und seit 25 Jahren in Madagaskar arbeitenden Mission.

Auf der Westküste vermehrte der unglückliche Heerzug der Howa den Trotz der Sakalawen; der Fortgang der norwegischen Mission war hier infolge dessen nur ein geringer. Gesundheitshalber reiste Missionar Aas zur Erholung in die Heimat, Röstvig konnte zu Tullear 12 taufen und König Tompohemana bat um Missionare für seine Residenz Manombo. In St. Augustin ist die Arbeit erst in der Anfangsentwicklung, doch konnten in Morondava 20 Eingeborne die heilige Taufe

erhalten. Die Gemeinde betrug 138 Glieder und zählte 5 Predigtplätze, von Aarnäs bedient. Im Jahr 1890 stieg die Gesamtzahl aller Gemeindeglieder auf 176 und zwar 32 in Tullear und 144 in Morondava; 6 Eingeborne unterstützen die 3 Norweger. In St. Augustin besuchten 20, in Tullear 100 die Schule regelmäßig. Nach den neuesten Nachrichten scheint der König Tompohemana vor den 900 Howasoldaten Achtung bekommen zu haben und ein heilsamer Schreck in die wilden Sakalawa gefahren zu sein. Tou, von Amerika herübergekommen, begann von St. Augustin aus eine neue Mission im westlichen Tanosi-Land, welches ungefähr vier Tagereisen östlich von Tullear unter dem südlichen Wendekreis, umgeben im Westen von den Sakalawa, im Süden von den Mahafali, östlich und nordwärts von den Bara liegt. Der bekannte Nielsen-Lund, welcher 1887 auf jener Südreise diese Gegend durchwandert hatte, brachte den Missionar Tou hierher zum König Besitory und verließ ihn am Weihnachtsfest 1890, um in seine eigene Wirksamkeit zurückzukehren. Eine etwa 140 englische Quadratmeilen große Strecke ist neu besetzt: In der Hauptstadt Mangasoa arbeitet Tou selbst mit einem Lehrer, in Kiliarivo, 5—6 Stunden nordwärts ein Lehrer, in Manantsoa am Onihalifluß auch einer. Nach einem Halbjahr, also an Johanni 1891, hatte Tou sich auf seiner Station eingerichtet. Das Tanosi-Volk ist in Götzendienst, Trunk und Unsittlichkeit tief gesunken; Raub und Mord ist an der Tagesordnung; bis jetzt wird die Missionsschule schwach besucht, zumal da der König Besitory selbst wenig Lust zum Lesen und Schreiben zeigt. Aber Mangasoa wird noch ein wichtiger Missionsort, ein Verbindungsglied zwischen Ihosy und St. Augustin, sowie Tullear. Der Herr segne diese Ausbreitung Seines Werkes. — Im Inland und auf der Ostküste dieser Insel hatte die Mission unter dem Golddurst, sowie den zahlreichen Räubereien viel zu leiden, so daß hiergegen die Feindschaft und List der Jesuiten fast verschwand. Getauft wurden 2969, zum heiligen Abendmahl gingen 18,810, Gemeindeglieder waren 22,061, Schüler 42,635, Kirchbesucher etwa 43,000, doch hat die Zahl der Täuflinge gegen das Jahr 1888 abgenommen. Auf den neuen Plätzen im Baraland und auf der Südostküste herrschte Fieber und ein wilder Zustand. Missionar Gahres Tod war eine stille Predigt; in beiden Landschaften beginnt erst die Arbeit. Während in Vangaindrano und Manambondro das Fieber tobt, liegt Fort Dauphin gesund. Das Betsiriry-Land ist der Mission fernerhin verschlossen; der Despot Itorea haßt jegliche Berührung mit den Europäern. Im Inland ging die Arbeit im Krankenhaus, Seminar, der Arbeitsschule, dem Mädchenasyl u. s. w. wacker vorwärts; hier sind 14 Stationen. Im Jahr 1890 wurden 3099 getauft,

die Gemeindegesamtzahl wuchs auf 25,181, darunter 20,145 Erwachsene und 5033 Kinder; 448 Schulen wurden von 1110 Lehrern geleitet (vgl. Norske Missionstidende 90,386. 91,219. 377.26. III. 388.220.

## 2. Nordafrika.

Die Mission der schwedischen Vaterlandsstiftung, die seit 1865 in M'kullo bei Massaua am roten Meer arbeitet, konnte sich 1890 von hier aus weiter ausdehnen und Belez, etwas südlicher Asmara auf dem Hamasen-Hochland (etwa 39° östl. L. v. Gr. und $15^1/_2$ nördl. Br., vgl. die vortreffliche Karte in Peterm. geogr. Mitt. 1872, Taf. 12) gründen. Außerdem befindet sich neben M'kullo eine Zweigstation in Massaua und Arkiko am roten Meer; auch Geleb in Mensa und Djimma südwärts im Gallaland sind Stationen. Wie lange der italienische Schutz dauert, wird die Zeit lehren. 9 Missionare, darunter ein Arzt, 7 Frauen, 6 eingeborne Lehrer, 13 eingeborne Evangelisten stehen auf diesem Missionsfeld; 1889 kam der zu Upsala ordinierte Abessinier Markus Germei nach hier zurück; der Eingeborne Onesimus übersetzte Psalmen, Gesänge, die Evangelien, Apostelgeschichte, St. Pauli Briefe, den Hebräerbrief ins Galla; Winquist und Rodén mit Hilfe des Twoldo Medhen und Eleazer sahen Davids Uebersetzung des N. T. ins Tigre nach. Der Missionsarzt Winquist sammelt ein alphabetisches, etymologisches Wörterbuch von 8000 Tigre-Wörtern, Twoldo Medhen übertrug Luthers Erklärung des 1. und 2. Hauptstückes. Die Buchdruckerei, auch von zwei Eingebornen mitbedient, arbeitet am großen Sprachlehrwerk der amharischen und äthiopischen Sprache. Auf den genannten Stationen sind, abgesehen von den Missionaren und eingebornen Helfern, 130 Heidenchristen gesammelt, darunter 85 Abendmahlsgäste; außerdem 99 Schulkinder (vgl. Miss.-Tidning 1891, 90. 102).

Im alten Nillande, in Aegypten, suchen die vereinigten Presbyterianer Amerikas eine zweifache Aufgabe zu erfüllen, indem sie unter den koptischen Christen und unter der mohammedanischen Bevölkerung arbeiten. So hoffnungsvoll ihre Missionsthätigkeit unter den ersteren ist, so langsam und unscheinbar ist dieselbe unter den Mohammedanern, da sie sich wegen der Staatsgesetze nur in bestimmten Grenzen zu bewegen hat. So ist jede Straßenpredigt und die Veröffentlichung religiöser Blätter streng untersagt. Ihre Hauptarbeit liegt deshalb auf dem Gebiet des Schulwesens, wodurch sich die mohammedanische Bevölkerung noch am ehesten erreichen läßt. In den 110 Schulen, die von 6763 Schülern besucht werden, befinden sich denn auch 984 Kinder mohammedanischer Eltern. Unter den Gemeindegliedern der Presbyterianer sind es gegen 100 Christen,

die vom Islam zum Christentum übergetreten sind und von denen manche um dieses Schrittes willen Verfolgung und harte Strafen haben erleiden müssen. — Von Bedeutung für die künftige Evangelisation Aegyptens ist eine Reformbewegung unter den Kopten, die den Bilder- und Heiligendienst, sowie die Ohrenbeichte verwirft und sich beim Gottesdienst der arabischen, statt der unverstandenen alt-koptischen Sprache bedient. Die Evangelisten der Mission finden gerade in diesen Kreisen, die sich in vielem den Protestanten nähern, ein warmes Entgegenkommen.

In Kairo hat die englisch-kirchliche Mission ihre Arbeiterzahl verstärken und auch die medicinische Mission, die einen wichtigen Bestandteil ihrer Thätigkeit ausmacht, wieder aufnehmen können. Ein Besuch bei einem Beduinenstamm, den Dr. Harpur ausführte, fand die freundlichste Aufnahme. Auch diese ägyptische Mission ist eine Aussaat auf Hoffnung; denn die bisherigen Erfolge sind noch sehr bescheidene und die Zahl der eingebornen Christen beträgt erst 40 Seelen.

In den afrikanischen Mittelmeerländern hat die nordafrikanische Missionsgesellschaft eine große Anzahl von männlichen und weiblichen Arbeitern stehen, die unter Christen, Juden und Mohammedanern wirken. Nach Briefen, die dieselben öfters im „Christian" (einem in London erscheinenden Blatte) veröffentlichen, scheinen sie besonders unter der mohammedanischen Bevölkerung von Marokko einigen Eingang zu finden, wenn auch von Uebertritten noch nicht die Rede ist. Die Drohung des französischen Ministers, alle ausländischen Missionare aus Algier zu verweisen — als Vergeltung für die Vertreibung der katholischen Patres in Uganda — scheint bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen zu sein.

---

## b) Neuestes und Vermischtes.

Das Leipziger Missionsblatt (Nr. 1, 1893) macht die erfreuliche Mitteilung, daß die Generalversammlung der bayerischen evangel.-lutherischen Missionsgesellschaft für Ostafrika am 12. Dezember v. J. die Auflösung der Gesellschaft und die Uebergabe der von ihr gegründeten Mission in Ostafrika an die Leipziger Missionsgesellschaft beschlossen habe. Die Verschmelzung dieser beiden Gesellschaften kann man nur mit herzlicher Freude begrüßen, da es einerseits die Vereinigung zusammengehöriger Kräfte bedeutet und es anderseits dadurch der Leipziger Mission, die in nächster Zeit in die Arbeit in Ostafrika einzutreten gedachte, erspart bleibt, sich dort ein ganz neues Missionsfeld suchen zu müssen. Schon mehrfach

hatte sich Leipzig während des letzten Jahrzehnts mit der Frage beschäftigt, ob es nicht außer seiner Tamulenmission in Indien auch noch ein Arbeitsfeld in Ostafrika aufnehmen sollte. Aber der Mangel an Kräften und Mitteln ließ es bis jetzt nicht dazu kommen. Inzwischen begann ein Teil der lutherischen Missionsfreunde Bayerns, an deren Spitze Pfarrer Ittameier in Reichenschwand stand, im Jahr 1886 auf eigene Hand eine Mission in Ostafrika und zwar unter den Wakamba im Hinterland von Mombas (vgl. Rundsch. Miss. Mag. S. 40).*) So bedauerlich dies bei den nahen Beziehungen der bayerischen Missionsfreunde zu der Leipziger Mission damals schien, so war doch die Möglichkeit einer späteren Vereinigung beider Missionen von Anfang an ins Auge gefaßt und es hatte deshalb auch die bayerische (oder Hersbrucker) Mission in ihren Statuten die Leipziger zur eventuellen Erbin eingesetzt, wogegen die letztere erklärte, daß sie stets bereit sein werde, dem Hersbrucker Komite die Hand zu reichen, sobald dasselbe eine Annäherung an die Leipziger Mission wünschen sollte. Nun hat eine Verschmelzung beider Missionen stattgefunden. Pfarrer Ittameier in Reichenschwand, der bisherige Leiter der bayerischen Mission in Ostafrika, tritt in das Kollegium der Leipziger Mission ein und wird die Vermittlung zwischen diesem und den bayerischen Missionaren führen. Die drei auf englischem Gebiet liegenden Wakambastationen sollen der Leipziger Mission in Ostafrika vorderhand als Stützpunkte dienen, von wo aus sie ihre Arbeit auf das deutsche Kolonialgebiet ausdehnen will. In diesem gedenkt sie das seit 7 Jahren von der englisch-kirchlichen Mission bearbeitete Moschi im Dschaggalande am Kiliamandscharo zu übernehmen, da sich die englische Mission wegen der letztjährigen Vorgänge (vergl. Rundschau, S. 41 f.) von dort zurückgezogen hat und ihr Missionseigentum den Leipzigern gegen Entschädigung abtreten will.

Nach Briefen aus Uganda, die bis zum 18. August reichen, herrscht Ordnung und Ruhe im Lande. Kapitän Lugard hat, bevor er dasselbe verließ und sich nach Europa begab, einen Vertrag zwischen den Protestanten, Katholiken und Mohammedanern zustande gebracht, wonach jeder Partei ihr Land zugewiesen ist. Die Missionsarbeit nimmt nun ihren ungestörten und guten Fortgang, so daß die englischen Missionare vollauf beschäftigt sind mit Predigen, Lehren, mit Uebersetzungs- und Druckarbeiten. Sie haben Ende Juli ihre neue Kirche in Anwesenheit von über 3000 Waganda einweihen und im Lauf der letzten Monate mehr als 100 Personen taufen können. Da-

*) Eine ausführliche Darstellung dieser Mission findet sich in der Allgem. Missions-Zeitschr. von D. Warneck, 1891, S. 164 ff.

gegen gab es allerlei Kriegsunruhen in Busoga (im Osten von Uganda), denen Kapitän Williams ein Ende machte. Bei einem dortigen Häuptling, Luba, ist durch Miss. Roscoe eine neue Station errichtet worden. Ab und zu tauchen beunruhigende Gerüchte auf, wonach die Katholiken im Bündnis mit den Mohammedanern die Protestanten Ugandas bekriegen wollen. Bischof Tucker, der im Oktober auf dem Wege nach Uganda war, wird nun wohl dort eingetroffen sein.

In China ist Tschan Han, einer der Haupturheber jener verleumderischen Schriften und Straßenanschläge, wodurch die Chinesen gegen alle Ausländer und insbesondere gegen die Mission aufgehetzt wurden, degradiert worden, während man die Druckereien geschlossen hat. Nichtsdestoweniger kommen da und dort doch noch vereinzelte Ausbrüche des chinesischen Fremdenhasses vor. So erst letzten Oktober in Kien Yang im südlichen China, wo der englisch-kirchliche Missionar Phillips von einer Rotte angegriffen wurde. Dieselbe suchte sich an ihm zu vergreifen, steckte ein Nebenhaus in Brand und mißhandelte seinen Diener. Phillips entging nur unter dem Schutze eines mit Soldaten herbeigeeilten Beamten den Händen des tobenden Pöbels.

Die Summe von £ 100,000, die als Ausdruck des Dankes zum hundertjährigen Jubiläum der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft (2. Oktober 1892) aufgebracht werden sollte und wofür das Jahr hindurch in den baptistischen Gemeinden gesammelt wurde, ist nicht nur zusammengekommen, sondern hat sogar die Höhe von £ 105,625 (2,112,500 Mk.) erreicht. Ja man hat sogar Grund zu hoffen, daß sie sich bis zum Rechnungsabschluß auf £ 125,000 belaufen werde. An dieser Missionssteuer haben sich 1656 Gemeinden beteiligt.

Todesfälle. — Den 10. Sept. v. J. starb nach kurzer Krankheit Missionar Knothe, der verdiente Superintendent der Berliner Mission in Nord-Transvaal.

Am 9. November entschlief zu Georgetown in Britisch-Demarara der 85jährige anglikanische Bischof Austin von Guiana, nachdem er 50 Jahre lang Bischof gewesen war und mit unermüdlicher Treue seines Amtes gewaltet hatte.

Mit dem großen Dampfer Rumania, der letzten Herbst auf seiner Fahrt von Southampton nach Indien an der portugiesischen Küste unterging, haben auch leider vier Missionsleute, die sich nach ihrem indischen Arbeitsfelde begaben, ihren Tod in den Wellen gefunden. Zwei derselben gehörten der wesleyanischen, die beiden andern der irisch-presbyterianischen Mission an.

# Bücheranzeige.

**Heß** W. Fr. **Bibelstunden über den Brief des Apostels Paulus an die Römer.** Kap. 1—8. Basel, Reich, 1893. 366 S.

Dieses Buch, ein Kleinod der deutschen ev. Erbauungslitteratur, bedarf kaum einer Empfehlung. Wir bringen diesen neuen Abdruck der ersten Auflage nur in Erinnerung. Die Schrift enthält ächtes Gold eines gegründeten und gereiften Bibelforschers, das er selbst aus dem großen Schachte der heil. Schrift geschöpft und mit der Gewißheit des eigenen Erlebens umgeben hat. Erbauen erinnert an ein organisches Gefüge, an ein Ineinandergreifen der Teile zum Ganzen. Das ist das Erbauen auch im Glaubensleben, und wichtige Stücke in diesem Gefüge sind Erkenntnisse biblischer Wahrheiten in ihrem Zusammenhang. Hier sind solche geboten. E. T.

**Orelli** C. v. **Christus und andere Meister,** Rektoratsrede. Basel, Verlag von R. Reich.

Diese Rede, die schon als sie gesprochen wurde, einen großen Eindruck auf die Zuhörer machte, ist eine nicht gewöhnliche litterarische Erscheinung. Sie verdient es, auch im Missionsmagazin eine Besprechung zu erfahren. Denn gerade für Missionare enthält sie in engem Rahmen (31 Seiten) eine Fülle von belehrenden und nur dem Meister im Fach so klar zur Verfügung stehender Gedanken. Im September 1893 soll in Chicago ein Parliament of Religions zusammentreten, eine Versammlung namhafter Vertreter des Christentums, Judentums, des Islam, des Buddhismus, Brahmanismus, Parsismus und anderer Religionen, um deren Auffassung der wichtigsten Fragen und Aufgaben darzulegen. Das ist ein bedeutsames Unternehmen und zeigt, wie hoch gegenwärtig die religionsgeschichtlichen Forschungen geachtet werden. v. Orelli giebt nun für eine Vergleichung dieser meist an Stifter gebundenen Religionen wichtige Gesichtspunkte. Vor allem wird hier die unwidersprechliche Thatsache hervorgehoben, daß die Gläubigen bei allen außerchristlichen Religionen niemals an den Stifter, sondern nur an seine Lehre gewiesen werden. Mit dem Christentum verhält es sich völlig anders. Hier muß jeder Versuch, die Religion von ihrem Stifter abzulösen, scheitern. „Wir glauben, unbefangene Religionsvergleichung wird darthun, daß das Christentum die persönlichste aller Religionen ist in dem Sinn, daß keine Religion sich so unlösbar an ihren Stifter gekettet zeigt, wie das Christentum an Christum und daß in dieser formalen Eigentümlichkeit die materielle Einzigartigkeit dieses Glaubens sich ausspricht.“ Ja der hochverehrte Verfasser kommt zu dem Satz, daß, wenn wir aus der historisch wohl bezeugten Lehre Jesu alle Beziehungen auf seine Person ablösen, es schwer fallen dürfte, irgend etwas dem Christentum schlechthin Eigentümliches nachzuweisen. Hier zieht er nun einen sehr interessanten Vergleich zwischen der Sittlichkeit eines Buddha, eines Laotse und des Christus. Die ersten Boten des neuen Glaubens, der mit Christus hervortritt, verkündigen nicht eine neue Gotteslehre, oder ein neues Liebesgesetz (?), sondern Evangelium, frohe Botschaft; sie verkündigen Christum, und um dieses Namens willen erleiden sie Schmach und Tod. Diese Person also ist Kern und Stern ihrer Lehre. Was weiter gesagt wird vom Unterschied zwischen Christus und Buddha, ist durchaus zutreffend.

Der Verfasser hat es verstanden, im Gebiete der Religionsgeschichte gleichsam aus der Vogelperspektive auf die wichtigsten und interessantesten Gebirgsspitzen hinzuweisen, die ihnen wesentlichen Merkmale ins Licht zu rücken und dann die Unterschiede als Kenner festzustellen. Ich kann allen Missionaren diesen Vortrag empfehlen. E. T.

*NB.* **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**






Missionskapelle in Len thong ha (China).

# Vater Goßner.

Von Stadtpfarrer Chr. Römer.

Ist es nicht überflüssig, auf den altbekannten und vielgenannten Vater der uns allen teuren Goßnerschen Mission den Blick der Missionsfreunde wieder einmal hinlenken zu wollen? H. Dalton hat ja in seinem Lebensbilde Goßners (1874) alles aufs beste schon gesagt und wir können das meiste nur ihm nachsagen, — und doch in unserer schnelllebenden Zeit und vielbewegten Missionszeit ist's gewiß mehr als sonst angebracht, daß wir die Worte 5. Mos. 32, 7 zu Herzen nehmen: „Gedenke der vorigen Zeit bis hieher, und betrachte, was der Herr gethan hat an den Vätern!" Das wirkt nicht bloß ermutigend in den Sorgen der Gegenwart und in Tagen geringer Dinge, sondern es mahnt an die starken Wurzeln der Kraft, aus denen unsere evangelische Mission erwachsen ist, an den Boden, auf dem wir stehen müssen, wenn das Evangelium auch in unserem Mund eine Kraft Gottes sein soll, zu retten alle, die daran glauben. Ein Missionar muß sein, was Goßner sein wollte: „Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt." Darin hat er seines Lebens Freude und Ehre gesucht, und damit hat er sich auf den heiligen und himmlisch herrlichen Boden des größten Nachfolgers Christi, des Apostels Paulus gestellt, an den, wenn Kleines mit Großem verglichen werden darf, Goßners Schicksal und Wirken vielfach mahnt. „Ich hab' oft gereiset, bin in Fährlichkeit gewesen unter falschen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in viel Fasten, in Frost und Blöße. — Ich trage Sorge für alle Gemeinden. — Ich habe mehr gearbeitet als die andern:" das sind lauter Züge aus des Apostels Leben, an welche das mit Leiden, Arbeit und Erfolg so erstaunlich reich gesegnete Leben Goßners immer wieder erinnert.

Es war im Jahr 1773, daß Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob zur Freude von fast ganz Europa. Am 14. Dez.

dieses für seine Kirche so denkwürdigen und anscheinend verheißungsvollen Jahrs empfing Johannes Evangelist Goßner die hl. Taufe, gewiß erst wenige Tage alt. Sein Geburtstag ist nicht genau bekannt. Sein Geburtsort ist der Weiler Hausen, nicht fern von Günzburg, im damaligen bischöflich Augsburgischen Gebiet gelegen. Ein schwäbischer Bauernsohn, hat er seine schwäbische Bauernart zeitlebens nicht verleugnet weder am Kaiserhof zu Petersburg noch unter den Exzellenzen Berlins: man hörte ihm den Schwaben im Dialekt an, man spürte die zähe und mitunter eigensinnige schwäbische Bauernart gar wohl an ihm, er blieb Schwabe in der klaren und wahren Derbheit der Rede, und für feiner organisierte norddeutsche Seelen hatte er mitunter zu viel frischen, naturwüchsigen Humor und zu wenig salbungsvolle Weihe. Kurz, er hat sich also nicht umsonst als Knabe auf einem schwäbischen Bauernhof getummelt. Mit schwerem Herzen gaben die Eltern seinem Herzenswunsch, Pfarrer zu werden, nach, und so sehen wir den Zwölfjährigen ins St. Salvadorgymnasium in Augsburg eintreten. Zwar gab es offiziell keine Jesuiten mehr; doch war es in Augsburg ganz beim Alten geblieben, nur daß die früheren Jesuiten jetzt Exjesuiten hießen. Die jesuitische Dressur hatte glücklicherweise in Goßner die Geistesfrische und Selbständigkeit noch nicht geknickt, als er nach 6 Jahren das Gymnasium verließ und zum Schmerz der Patres, die Großes auf ihn hielten, nicht die Jesuitenuniversität Eichstädt, sondern das „freisinnige“ Dillingen bezog. Hier standen damals eine Reihe hervorragende Männer als Lehrer, voran Johann Michael Sailer.

Der Ausgang des 18. Jahrhunderts ist bezeichnet durch eine Gärung im Leben der Völker Europas, im Reich des gesamten geistigen Lebens und im Gebiet der Religion. Diese Gärungszeit auch nur von fern zu überschauen und in der Tiefe zu verstehen und zu beurteilen, ist sicher nur wenigen Kennern der Menschheit und der Menschheitsgeschichte annähernd möglich; wir andern stehen da, so oft uns ein Stück jener Geschichte vor die Seele tritt, ich möchte sagen: „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.“ Welche Fülle edler Keime sproßt empor, und wenn die Frucht aufwachsen soll, ist sie innerlich vergiftet oder wird sie von außen durch Unverstand und durch Bosheit zertreten. So ging es mit der Bewegung, die sich an den Namen Sailers anschließt. Der Rationalismus mit seiner soliden, auch wohl recht hausbackenen und

behäbigen Biederkeit genügte nicht mehr, wo es so irrationell und vernunftwidrig in der Welt drunter und drüber ging, wie im Jahrzehnt der französischen Revolution; und nun war Frankreich der Herd, von dem aus die frivole Aufklärung auch nach Deutschland herüber drang, dagegen in England und bald darauf in Deutschland erwacht der Protestantismus wieder zu neuer religiöser Innigkeit und Tiefe und zugleich zu originalerer Erkenntnis der christlichen weltüberwindenden Wahrheit. Der Rationalismus aber hatte gegen Kirche und Kirchenlehren gleichgültig gemacht und damit den Zaun zwischen den zwei Konfessionen Deutschlands ziemlich über den Haufen geworfen, und den Wellen der Geistesregung in der einen Kirche steht kein Damm entgegen, der sie von der andern Kirche ferne hielte: nein, wo neues Geisteswehen in der evangel. Kirche erwacht ist, da weht es im damaligen Deutschland auch hinein in den Katholizismus und weht aus dem Katholizismus herüber zu unsrem Protestantismus: so völlig anders als in unsrer gegenwärtigen Zeit des Gegensatzes und des heißen Kampfes der Kirchen. Nur ein Fels stand unbewegt und blieb wie er war stehen, bis ihm das Existenzrecht abgesprochen wurde: der Jesuitenorden. Mit derselben Sicherheit, mit der er in der Frivolität eines Voltaire den Gegner und Todfeind der römischen Kirche erkannte, mit demselben kalten Instinkt witterte er in der zu neuem Leben erwachten Herzensfrömmigkeit die Feindin der Kirche Roms, und „Illuminaten“ und „Mystiker“, wir würden sagen: „Freimaurer“ und „Pietisten“ wurden mit gleicher Energie und mit gleich giftigen Waffen bekämpft. Die Aufhebung des Ordens konnte wohl seine Taktik ändern, aber nicht seine Wirksamkeit lahm legen.

Mit solchen Feinden hatte es das neuerwachte religiöse und wissenschaftliche Leben zu thun, das sich an Sailers Namen knüpft und dessen Pflanzstätte Dillingen war. Sailer selbst war kein Mann scharfen und konsequenten Denkens, auch kein kräftig und scharf durchfahrender Charakter, aber eine hervorragend edle christliche Persönlichkeit und einer der treusten und gesegnetsten Seelsorger, die je eine deutsche Hochschule unter ihren Lehrern zählte. Gemeinschaft mit Gott durch stille Andacht und Heiligung des Lebens durch christlichen Wandel: darauf drang er mit überwältigendem Ernst; bis zum Geheimnis der Rechtfertigung durch den Glauben ist er nicht durchgedrungen. Bezeichnend für ihn und die ganze Zeit ist

durch. Es war wahrscheinlich 1788 oder 1789, da, schreibt er, „sagte ich zu einer sehr demütigen und innigen Seele, die ich am Krankenbette besuchte: Aber Sie werden doch recht ruhig und selig sterben? Sie fragte mich: Warum denn? Ich: Weil Sie so fromm und heilig gelebt haben. Die Kranke lächelte über meine Worte und sagte: Wenn ich im Vertrauen auf meine Frömmigkeit hinstürbe, so wüßte ich gewiß, daß ich verdammt würde. Aber auf Jesum, meinen Heiland, kann ich getrost sterben. — Dies Wort aus dem Munde einer kreuzvollen im Ruf der Heiligkeit stehenden Seele öffnete mir zuerst die Augen. Ich erblickte Christum für uns, frohlockte, wie Abraham, als er Seinen Tag sah, predigte den erkannten Christum auch andern, und sie frohlockten mit."

Jahre lang hatte Boos sich bis dahin vergeblich abgemartert, sich bis aufs Blut gegeißelt, Hunger gelitten, Jahre hindurch auch des Winters nur auf dem harten, kalten Boden ohne Bett geschlafen, gebetet, gebeichtet und kommuniziert: „ich wollte mit Gewalt aus meinen guten Werken und guten Sitten leben, aber bei aller Heiligkeit fiel ich immer tiefer in die Selbstsucht hinein, war immer traurig, ängstlich, kopfhängend ..... und kein Mensch gab dem Patienten das Kräutlein ein: der Gerechte lebt aus dem Glauben. Und als es mir einmal eingegeben ward und ich mich besser befand, kam die ganze Welt mit all ihrer Gelehrsamkeit und ihrem hohen geistlichen Ansehen daher und wollte mir weiß machen, ich hätte Gift gegessen, Gift gespieen und alles vergiftet; man müsse mich henken, ertränken, einmauern, verbrennen, davonjagen &c. .... Sieh, das ist in kurzem mein Lebenslauf. Wenn ich einmal tot bin, so sag der Welt: ich lasse sie grüßen, und ich hab' ihr weiter kein anderes Kräutlein eingeben wollen, als dieses: daß der Gerechte aus dem Glauben lebe; das habe mir und andern geholfen; daß sie aber kein Vertrauen zu mir und meiner Medizin gehabt habe, dafür könne ich nicht. Den Glauben, daß man durch sich selbst gerecht und selig werde, hätt' ich so lang probiert als sie; ich hätte aber später in einer alten Schrift gefunden, daß wir um Christi willen, ohne daß wir's verdient, aus Gnaden gerecht und selig werden, und in diesem Glauben sei ich auch gestorben. Wenn ihr aber diese Brücke nicht anstehe, so könne sie mit eigenen Füßen durchs Weltmeer waten und zusehen, ob sie nicht ertrinke. So, dies sagst du der Welt nach meinem Tode."

Dieser Brief kennzeichnet Boos aufs beste. Es ist merkwürdig, wie diese neue Predigt überall wohin Boos kam einschlug. Sie hatte zwei Schlagwörter, die auch Goßner festgehalten hat: „Christus für uns“ und „Christus in uns!“ d. h. Christus ist erstlich **unsere** stellvertretende Gerechtigkeit und zweitens: er wirkt in uns selbst die Heiligung. Namentlich das bayrische Algäu wurde von dieser Bewegung ergriffen. Dorthin wanderte Boos, als er um seiner Predigt willen seines Pfarramts entsetzt war, und wurde Vikar bei Feneberg, dem Stelzenmann, wie er unter seinen Freunden hieß. Feneberg war als Freund Sailers von seiner Stelle am Gymnasium in Dillingen entfernt worden, und lebte nun hier auf der entlegenen Pfarrei Seeg. Gleich zu Anfang verunglückte er bei einem Filialritt, ein Bein mußte man ihm abnehmen und seitdem hatte er für seine 85 Filialien zählende Pfarrei stets 2 Kapläne zur Seite, ausnahmslos Schüler seines Freundes Sailer. Durch seinen Kaplan Boos wurde er für die Erkenntnis des „Christus für uns“ gewonnen, und als Boos bald hernach die Nachbarpfarrei übertragen erhielt, ertönte dort oben die echt evangelische Predigt mitten im katholischen Land, mitten in einer Zeit, wo sie auch unter den Evangelischen wenig gekannt war. — In immer weitere Kreise verbreitete sich die gewaltige Wirkung. Briefe von Boos gingen, durch Abschriften vervielfältigt, von Hand zu Hand durch Deutschland und die Schweiz hin unter Katholiken wie unter Protestanten. Ein Brief von Boos war es auch, durch dessen Mitteilung Goßner die Augen geöffnet wurden. Er war hiefür innerlich wohl vorbereitet. In seinem Tagebuch, das er damals als Lavaters Verehrer selbstverständlich führte, findet sich aus jener Zeit das Wort: „Ich habe jetzt alle Schulen durchlaufen, hab' 14 Jahre lang viele Lehrer gehabt und bei ihnen immer gelernet, mein Geld, meine Kraft und Zeit verzehret und alles darauf gewendet, was ich darauf wenden konnte, und es ist mir doch nicht geholfen: ich hab' alles umsonst ausgegeben, alles umsonst verwendet. Meine Lehrer haben mich viel gelehret, aber das Eine Notwendige hat mich keiner gelehret. Jetzt wende ich mich zu dir, Herr Jesus Christus, sei du jetzt mein einziger Lehrer, erbarme dich meiner, zerstöre die Werke menschlicher Gelehrsamkeit und Weisheit und gieb mir deinen Geist, daß der mich in alle Wahrheit leite, daß mein Glaube stehe nicht in der Weisheit der Menschen, sondern in der Kraft Gottes. Jesu, Sohn

Davids, sei mein Lehrer und nimm mich als deinen Schüler an. Amen.“ Kurze Zeit nachher fiel ihm der Brief von Boos in die Hand, der ihm die Erhörung seiner Bitte brachte. Fortan tritt Goßner mit Boos, diesem seinem innigsten Freund, Glaubens- und Kampfesgenossen selbst in einen Briefwechsel, den sie von da an zeitlebens pflegten, und es ist an den rechten Mann gekommen, was Boos in seinem ersten Brief an Goßner schreibt: „Ich habe nur wenige Tropfen vom Kreuz Christi getrunken; aber, o wie süß! komm, halt mit! Wenn ich 1000 Jahre darum geweint hätte, wär' ich's nie wert gewesen. Er giebt's auch umsonst, ohne alles Verdienst, den größten Sündern, sonst hätte ich's nie kriegen können. Ein Mitgenoß der Gnade muß auch Mitgenoß des Leidens werden. Ja wir wollen zusammen leiden und sterben.“

Zunächst galt es noch kein Leiden um des Glaubens willen; nein, droben im schönen Algäu durfte Goßner als Kaplan bei dem Stelzenmann Feneberg eintreten. Kurz zuvor waren Feneberg und seine 2 Kapläne als Irrlehrer in Augsburg verklagt worden, aber um so emsiger war man im Pfarrhaus zu Seeg bemüht sich dessen zu überzeugen, daß man den unverfälschten katholischen Glauben habe. Fleißig las der Pfarrer mit den Vikaren in den Kirchenvätern und sie legten sich Auszüge solcher Stellen namentlich aus Augustin an, in denen sie die wahre Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden mit Freuden wiederfanden. Zwei und ein halbes Jahr war Goßner hier geborgen, da wurde er als Domkaplan in die Bischofsstadt und Exjesuitenstadt, nach Augsburg, gerufen. Es war dies im Frühjahr 1801. Noch traf er dort etliche warme Freunde der Sailerschen Schule, aber einer um den andern verschwindet von der Bildfläche und nach kaum 1 Jahr wird er durch die Exjesuiten beim Bischof verklagt als ein Anhänger der Boos'schen Schwärmerei.“ In demselben Gebäude, wo 1530 das Augsburger Glaubensbekenntnis verlesen worden war, wurden ihm 95 Fragen vorgelegt, die sich alle auf vertrauliche Briefe bezogen, die man vor Jahren bei Schülern Sailers konfisziert hatte. Er erinnerte sich zum Teil gar nicht mehr dessen, was er geschrieben haben sollte, bekam aber keinen der Briefe selbst in die Hand; nur abgerissene Sätze daraus wurden ihm vorgelesen, die er vertreten oder als Irrlehren widerrufen sollte. So ging es resultatlos 6 Tage lang fort. Die Absicht, ihn in lebenslänglicher Klosterhaft vom Schauplatz

verschwinden zu lassen, wagte man nicht auszuführen: er wurde nur zu mehrwöchiger Haft im Priesterkorrektionshaus zu Göggingen verurteilt, aus dessen Mauern der Boos'sche Brief gekommen war, der vor $4^1/_2$ Jahren ihm zum Rechtfertigungsglauben verholfen hatte. Der Vorsteher des Korrektionshauses war damals selbst auch durch seinen Sträfling Boos zum Glauben an den „Christus für uns" geführt worden und freute sich innig, in Goßner wieder einen Bruder im Glauben bei sich zu haben in einer Anstalt, die sonst meist Priester füllten, die Schlimmes gethan hatten oder geistesgestört waren. Nach etlichen Wochen war die Haft überstanden und Goßner erquickte sich durch einen Besuch bei Boos, der in der Diözese des edlen Bischofs von Linz eine Zuflucht und ein Pfarramt gefunden hatte. Die Rückkehr nach Augsburg wurde ihm sauer und doch war jede Meldung um eine Pfarrstelle für ihn vergeblich. — Doch die Zeiten änderten sich: 1803 fiel das Fürstbistum Augsburg an Bayern und die bayrische Behörde verlieh ihm sofort die wohldotierte Pfarrei Dirlewang, etwa in der Mitte zwischen Memmingen und Buchlon gelegen. Mit ihm zog seine Hauserin auf, die fortan ein halbes Jahrhundert lang ihn wie eine treue Schwester überall hinbegleitete und gute und böse Tage mit ihm teilte. Wenn späterhin Freunde an ihn schreiben, so versäumen sie selten, zugleich seine „Cousine Itta" zu grüßen und eine innige Freundin des Hauses nannte Itta „Goßners milderndes, ausgleichendes Prinzip."

Zum erstenmal stand er nun frei und selbständig an einer Gemeinde. Aber nach allem was seine Freunde und er erlebt hatten, fehlte der ungetrübt fröhliche Mut, und so sehr er sie niederkämpfen will, die Ahnung, daß seines Bleibens in der katholischen Kirche nicht sei, taucht wieder und wieder in ihm auf. Freilich die friedliche Stille des Pfarrlebens und das Amt, das Zeit, Kraft und Gemüt ausfüllt, drängt solche Stimmungen in wohlthätiger Weise in ihm zurück; aber das schmerzliche Gefühl einsam zu stehen, wich nicht von seiner Seele. Von ganz anderer Seite und in reicherem Maß als er je gedacht hätte, wird ihm aber nun brüderlicher Anschluß zu teil.

Wiederum führt uns unser Weg nach Augsburg. Dort lebte Dr. theol. Johann August Urlsperger, ein Sohn jenes württembergischen Hofpredigers, der einst (1718) gegen das wüste

Treiben des herzoglichen Hofs zu Stuttgart eine Karfreitagspredigt gehalten hatte, infolge deren ihm im Gnadenweg „Auswanderungserlaubnis“ gegeben wurde. Joh. August, in der Verbannung zu Augsburg geboren, war seines Vaters würdiger Sohn, ein gründlicher Kenner der damals fast vergessenen Lehre der lutherischen Kirche, ein ernster Bibeltheolog und ein unermüdlicher Kämpfer gegen die flache Zeitphilosophie und Zeittheologie. Aber einsam stand er da und seine wissenschaftlichen Werke wie seine Flugschriften trugen ihm überreichlich den Hohn und die Verachtung der selbstgewissen Zeitwissenschaft ein. Dies trieb ihn, den Versuch zu machen, die hin und her zerstreuten vereinsamten Anhänger des alten Glaubens enger und wirksamer zu verbinden: er trug sich mit dem Plan der Gründung einer „Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit.“ Mehr als ein Jahr lang reiste er für diesen Zweck in Deutschland, England, Holland umher; nirgends fand er Verständnis. Auf seiner letzten Station, in Basel, zündete sein Gedanke. Aber die Basler gaben zu seinem Schmerz der ganzen Sache eine andere Wendung. Ihm war's um eine kampfgerüstete Gesellschaft zur Verteidigung des wahren Glaubens gegen die Neologie zu thun, die „deutsche Christentumsgesellschaft“ aber, die 1780 sich in Basel konstituierte, stellte die theologische Polemik sehr zurück und rückte in erste Linie Erbauung und Förderung wahrer Gottseligkeit innerhalb des bestehenden Kreises von Gläubigen. In dieser Gestalt gewann die Christentumsgesellschaft bald eine große Zahl von Zweigvereinen in Deutschland und in der Schweiz, und die heute noch bestehenden „Basler Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit“ wurden das zusammenhaltende, wesentlich nur erbaulich gehaltene Organ der Gesellschaft. Nur eine solche Vereinigung, welche über dogmatische und kirchliche Fragen wegsah und lediglich nach der herzlichen Liebe zum Heiland und zu den Brüdern fragte, war in jener Zeit überhaupt lebensfähig, und glücklicherweise verlor sie sich nicht in ein thatenloses Gefühlschristentum, sondern gab nur den gemeinsamen Boden ab, aus dem rasch ein Werk christlicher Liebe nach dem andern entsproßte. Es mag 1806 oder kurz vorher gewesen sein, daß Goßner durch einen Freund, gleichfalls einen Priester Boos'scher Richtung, auf die Gesellschaft hingewiesen wurde. Sekretär derselben war Christian Friedrich Spittler, dieser Mann von nie rastendem Unternehmungsgeist

und Schaffensdrang, so ganz ein Mann nach Goßners Herzen, und mit ihm und dem nachmaligen Basler Missionsinspektor Blumhardt war — zunächst aus der Ferne — rasch ein inniger Bruderbund geschlossen. In Nürnberg bestand ein bedeutender Zweigverein und mit den Gliedern desselben ergab sich auch bald persönliche Berührung. Dort lebte Kießling, der Freund der zerstreuten Protestanten Oesterreichs, dort wirkte Pfarrer Schöner, der Dichter des „Himmelan, nur himmelan." Die Basler und Nürnberger Freunde gründeten damals 1806 mit einander die Basler Bibelgesellschaft und Goßner wirkte Hand in Hand mit ihnen lebhaft für Verbreitung der hl. Schrift unter den Katholiken. In Nürnberg werden Flugschriften Goßners für das katholische Volk gedruckt, die Basler Sammlungen enthalten Aufsätze von ihm: kurz im Nu ist er nicht nur mitten im Kreis, sondern auch mitten in der Arbeit dieser Gesellschaft drinnen. Merkwürdig, daß er noch katholischer Priester bleiben konnte, noch merkwürdiger, daß ihm der Dichter des Himmelan nur himmelan die Gedanken eines Uebertritts mit den Worten ausredet: „Bleibe wo du bist, der lutherische Teufel ist ebenso schwarz wie der katholische." Wahrlich ein schmerzliches Wort! Wie tief gesunken muß die Kirche damals gewesen sein, wenn ihre eigenen Kinder und Diener den göttlichen Wahrheits- und Lebenskern, der ihr Erbgut ist, nicht mehr in ihr erkannten.

Daheim war Goßner nicht mehr in seiner Kirche, aber sein Amt an der Gemeinde zu Dirlewang hielt ihn doch mächtig fest. Gewaltig war der Eindruck seiner Predigt und wenn von der ganzen Umgegend das Volk zusammenlief, die einen um einen „Freisinnigen, „die andern um einen Prediger der wahrhaftigen Gottesgnade zu hören, da geschah es dann wohl an schönen Sommertagen, daß der Pfarrer nicht auf die Kanzel stieg, sondern vor die Kirchthüre trat und der malerisch um den Hügel gescharten Menge eine Bergpredigt hielt, die weithin im Thal und auch tief im Herzen vernommen wurde. Durch die Not der Zeit war er zudem mit seiner Gemeinde als Seelsorger und hilfreicher Berater so verwachsen, daß Unvorhergesehenes kommen mußte, wenn er sich sollte loslösen können. Und dies kam in Gestalt eines schweren Nervenfiebers, das ihn 1/2 Jahr lang ganz von Kanzel und Gemeinde fern hielt und ihn nötigte, einen leichtern Arbeitsposten zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gottes Wege in der Mission.

## Ein Bild aus der Mission am Voltafluß.

(Fortsetzung)

### 3. Ein Gewittersturm.

Immer trüber und drohender umwölkte sich der politische Horizont. Die in ihren Anfängen stehende Mission in Anum bekam dies je länger je mehr zu spüren und die Lage der Missionsarbeiter wurde immer drückender. Wohl waren die Stationsbauten im J. 1866 größtenteils fertiggestellt, und die Brüder konnten sich mehr als zuvor den Handelsgeschäften wie der direkten Missionsarbeit hingeben; aber die Station litt nicht wenig unter der zwischen den Stämmen herrschenden Spannung. Dabei stand sie außerhalb des englischen Schutzes, der sich damals nur auf das Gebiet der Goldküste erstreckte. Die Missionare waren somit allen Bedrückungen und Erpressungen der Eingebornen schutzlos preisgegeben. Jede Gelegenheit, und sei es das Stranden eines Bootes, wurde dazu benützt, um sich auf Kosten der Mission zu bereichern. Gegenseitiges Wegfangen der Leute, die im Dienst der Missionare standen, wurde unter den Akwamern und Anumern allgemach zur Tagesordnung. Br. Fetzer, der an die Küste gereist war, wurde bei seiner Rückkehr von den Akwamern gar nicht durch ihr Gebiet gelassen. Endlich gelang es ihm, bei Nacht den Volta heimlich zu kreuzen und auf Jägerpfaden nach einem sechzehnstündigen Marsch Anum glücklich zu erreichen. Aehnlich hatte sich J. Müller auf großen Umwegen durchzuschlagen. Dazu lockte das reichhaltige Warenlager der Handelsstation die Beutegier der Umwohner, die bei den kriegerischen Zeitverhältnissen nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um dasselbe zu plündern. Das Volk war bei der herrschenden Aufregung begreiflicherweise unzugänglich und unempfänglich für das Evangelium. Nur mit Mühe gelang es, einige wenige Knaben für die Schule zu gewinnen Die meisten fürchteten den Tod durch den Fetisch, falls sie dieselbe besuchen würden. Das finsterste Heidentum und die barbarischsten Gebräuche traten den

Missionaren allenthalben entgegen, und soweit sie die Verhältnisse und das Volk beurteilen konnten, mußten sie sich sagen, daß dasselbe im Augenblick kein Ohr für das Wort des Friedens habe. Aber auch das Land befand sich in einem trostlosen Zustand. Alle Wohlfahrt lag darnieder. Niemand bezeugte Lust, einer regelmäßigen Arbeit und dem Ackerbau nachzugehen. Wußte doch keiner, wann sich das drohende Kriegswetter entladen würde. Auf allen Grenzgebieten beunruhigte ein Stamm den andern; da und dort wurde geraubt, gemordet, geplündert und niedergebrannt. Ueberall nahm die Willkür und Gesetzlosigkeit überhand. Unter allen Stämmen glühte bitterer Haß und wilde Kriegslust. Freischaren zogen den Volta auf und nieder und beunruhigten bald da, bald dort die unter sich uneinigen Völkerschaften. Und wie am obern Volta die Kriegsfackel jeden Augenblick aufzulodern drohte, so glimmte das Feuer im Mündungsgebiet zwischen den diesseitigen und jenseitigen Stämmen.

So kam das Jahr 1868 heran. Eben fing die von den Brüdern ausgestreute Saat an, einige spärliche Früchte zu tragen, da traf die Station Anum ein schwerer Schlag. Der tüchtige Bruder Klaus, der schon seit längerer Zeit durch Fieber und Dysenterie geschwächt war, wurde am 22. April auf der Station Odumase, wohin er wenige Tage zuvor verbracht worden war, vom Herrn abgerufen. Zugleich wurden die Kriegswirren immer bedrohlicher. Die Akwamer, schon seit Jahren auf dem Kriegsfuß stehend, verbündeten sich im Gefühl ihrer nationalen Schwäche mit den das Hinterland der Goldküste beherrschenden Asanteern und gedachten nun die Anumer sowie die Evhestämme — vor allem Peki und Ho, wo die Norddeutsche Mission arbeitete — auszurotten oder doch unter ihr Joch zu spannen. Die Asanteer ließen sich nicht zweimal rufen und schoben ihre Streitkräfte nach und nach bis an den oberen Volta heran, ohne indes sofort anzugreifen. Dies geschah erst im folgenden Jahr 1869, nachdem sie noch ein weiteres Heer südlich von Anum hatten über den Volta gehen lassen. Mit diesem vereinigte sich auch der Kriegshaufe der Akwamer und der Feind stand jetzt im Norden und Süden des Landes. Nun entlud sich das jahrelang drohende Unwetter auf allen Seiten. Selbst die Grenzstämme auf der Goldküste, die sich plötzlich durch einen Einfall der Asanteer bedroht sahen, schreckten samt der englischen Regierung

auf, kamen aber zu keiner gemeinsamen Aktion, da es an einer einheitlichen Führung fehlte. Jeder zunächst bedrohte Stamm gedachte sich der Angreifer zu erwehren und die entfernteren warteten, bis ihnen der Feind auf den Leib rücken würde. Das Schicksal der Völkerschaften auf dem linken Voltaufer, wie das der Station Anum war damit besiegelt.

Hier waren inzwischen Personalveränderungen eingetreten J. Müller war am Schluß des Jahres 1868 durch Geschw. Ramseyer, und der Nachfolger von Klaus, A. Schönhut, durch den Missionskaufmann J. Kühne abgelöst worden. Erstere trafen am 29. Dezember 1868 auf der Station ein und freuten sich über die kleine Gemeinde, die nun in ihre Pflege überging. Im Kriegszustand war noch immer keine Entscheidung eingetreten. Die Anumer und ihre Verbündeten hatten bald da, bald dort ein Lager bezogen und warteten thatenlos der Dinge, die da kommen sollten. Hatte man es versäumt, dem Feinde den Uebergang über den Volta zu wehren, so dachte jetzt vollends niemand daran, demselben entgegenzuziehen. Selbst die Pässe, die ins Gebiet von Anum und Peki führten, wurden nicht rechtzeitig oder nicht genügend besetzt. Die Stämme der Goldküste aber, die zur Hilfe entboten wurden, wagten schon gar nicht ihre Grenzen zu verlassen, da sie einen Einfall ins eigene Gebiet von irgend einer Seite her befürchten mußten. Vor allem jedoch lähmte der bloße Name der Asanteer, deren Uebermacht und kundige Kriegsführung von altersher bekannt war, jegliche thatkräftige Unternehmung. Selbst die englische Regierung war für einen solchen Kriegsfall nicht gerüstet.

So kam der Juni 1869 heran. Wohl wußte man in Anum den Feind in der Nähe, aber man hatte keine sichere Kunde über ihn. Es war eine schwüle drückende Atmosphäre, in der man sich befand. Mehrmals wurde in der Stadt Anum, wo sich nur Weiber, Kinder und Greise befanden, während die Männer im Kriegslager weilten, der Alarmruf gehört: der Feind sei in der Nähe. Ein solcher ließ sich aber nicht blicken. Nur Rauchwolken von brennenden Dörfern, die in der Ferne aus der Ebene aufstiegen und täglich näher rückten, kennzeichneten seine Spur. Wiederholt wurden die Geschwister vom Lager aus aufgefordert zu fliehen. Aber bei der Ungewißheit der Lage, unter dem Gefühl der Pflicht und Verantwortung die Station und ihr Eigentum bis zum letzten Augen-

blick zu wahren, und im Vertrauen auf ihre neutrale Stellung als Missionare, konnten sie sich nicht dazu entschließen ihren Posten aufzugeben. Sie blieben auch, als sich vollends die letzten Bewohner Anums und selbst die eigenen Bediensteten flüchteten. Mehrere Tage lang sahen sich die Geschwister voll banger Erwartung einsam und verlassen auf ihrer Bergeshöhe, ohne daß sich ein Feind blicken ließ. Da — am Morgen des 12. Juni — erschienen einige Asantekrieger auf der Station und führten Geschw. Ramseyer mit ihrem Kindlein und Br. Kühne hinweg ins feindliche Lager, das sich mehrere Stunden östlich von Anum befand. Unmittelbar nach ihrer Gefangennahme wurde die Station von den anstürmenden Asanteern und Akwamern geplündert. Die Gefangenen aber wurden, umgeben von den Schauderscenen afrikanischer Kriegsführung und beständig bedroht, unter den Messern der vom Kampf erhitzten Krieger zu fallen, vor den Asantefeldherrn geführt. Dieser sandte sie unter einer Eskorte über den Volta nach Kumase, wo sie nach langen Märschen und unsäglichen Entbehrungen, denen ihr Kindlein unterwegs zum Opfer fiel, anlangten. In der Hauptstadt verblieben sie als des Königs Gefangene unter den traurigsten Verhältnissen, bis sich $4\frac{1}{2}$ Jahre später ihr Befreier nahte.*)

Währenddem ergoß sich das siegreiche Asanteheer über das ganze Land. Wohl widerstanden die angegriffenen Stämme in einzelnen kleinen Gefechten, aber sie wurden geschlagen und zersprengt. Städte und Dörfer sanken in Asche. Die unglücklichen Bewohner aber flüchteten dem Volta zu, um jenseits desselben im englischen Gebiet Zuflucht zu suchen. Viele erlagen unterwegs den Strapazen und Entbehrungen. Andere fielen den umherstreifenden feindlichen Horden in die Hände und wurden als Sklaven hinweggeführt oder niedergemacht. Was sich nicht hatte retten können oder zu spät flüchtete, teilte dasselbe Schicksal. Das ganze Land ringsum wurde zur Wüste und Einöde gemacht. Im Juli wurde auch die norddeutsche Missionsstation Ho mit ihren zahlreichen Gebäuden von den Asanteern geplündert und zerstört. Die Missionare konnten sich hier noch rechzeitig an die Küste flüchten, da ihnen der Weg dahin durch die Ebene offen stand. — Die Asanteer zogen sich

*) Näheres darüber in: Vier Jahre gefangen in Asante. Missionsbuchhandlung, Basel. 30 Pf.

zwar später, durch einen Freischarenführer beständig beunruhigt, wieder nach Norden zurück und bedrohten das Gebiet der Goldküste, aber sie hatten ihren Zweck erreicht. Das ganze Evheland war unterworfen, aber auch zugleich entvölkert und verödet. Die geflüchteten Reste der Stämme lebten zerstreut im englischen Gebiet und fristeten hier als Fremdlinge ein ärmliches Dasein. Die Anumer hatten größtenteils auf dem Akwapemgebirge bei ihren alten Stammverwandten eine Zuflucht gefunden, während die Evheer sich unter der ackerbautreibenden Bevölkerung des Akralandes niedergelassen hatten. Andere waren landeinwärts gegen Osten geflohen.

So schien die Aussaat der Mission in Anum vergebens ausgestreut worden zu sein; denn die jahrelange Arbeit war mit einem Schlag vernichtet und zwar auf unabsehbare Zeit. Und doch sollte unter dem Walten Gottes diese Heimsuchung den Voltavölkern zum Segen werden. Viele der Flüchtlinge kamen auf der Goldküste in Berührung mit dem Evangelium und hatten Gelegenheit, an den hier schon bestehenden Christengemeinden der Basler Mission die neuschaffende Kraft des Evangeliums kennen zu lernen. Die vormals so harten und unempfänglichen Herzen waren durch die jahrelange Kriegsnot und die Schrecknisse der letzten Zeit vielfach mürbe geworden. So fanden manche hier in der Fremde die ewigen und bleibenden Güter, die sie in den vorigen Tagen am eigenen Herd nicht geachtet hatten. Die Basler Mission wandte denn auch gleich von Anfang an ihre Aufmerksamkeit den Anumern und Evheern zu und fand unter denselben in jenen Jahren einen recht fruchtbaren Boden.

---

## 4. Sieben Jahre später.

Es war am 19. Januar 1876, daß sich der Schreiber dieses schon vor Tagesgrauen auf dem Marsch durch das schöne Pekithal befand. Das Ziel der Wanderung war das ehemalige Anum und die Missionsstation, deren Schicksal seit ihrer Zerstörung unbekannt geblieben war; denn seit die Missionsgeschwister an jenem 12. Juni 1869 von dort gefangen abgeführt worden waren, hatte kein Fuß mehr, außer dem der Plünderer, die Schwelle der Station überschritten. Es lag deshalb der Missionsgesellschaft daran, gewisse

Kunde über dieselbe zu erhalten, und dies veranlaßte mich, auf dem großen Umwege über die norddeutschen Missionsstationen auf der Sklavenküste von Osten her Anum aufzusuchen. Die kürzere und bequemere Route vom Volta aus hatte zur Zeit noch ihre Schwierigkeit.

Fast sieben Jahre waren seit jener Katastrophe verflossen und die Zeitverhältnisse hatten sich in mancher Hinsicht geändert. Das gefürchtete Asantereich war seitdem durch eine englische Expedition unter Sir Garnet Wolsely gedemütigt und die Missionsgeschwister aus ihrer mehr als vierjährigen Gefangenschaft erlöst worden. Jene Niederlage und der Einfluß der englischen Kolonialregierung hatte eine Reihe der tributpflichtigen Stämme ermutigt, das drückende Asantejoch abzuschütteln. Dadurch geriet das aus den Tributärstaaten bestehende Konglomerat des Reiches in einen Zerbröckelungsprozeß, der noch durch Thronstreitigkeiten und blutige Bürgerkriege befördert wurde. Das länderbeherrschende Asante, über hundert Jahre lang die Geißel der Nachbarvölker, hatte nur noch seinen Stützpunkt in dem eingeäscherten und wieder notdürftig aufgebauten Kumase und war seitdem durch die Verträge mit England niedergehalten. Die mit ihm verbündeten Stämme der Akwamer und Angloer auf der Sklavenküste waren ebenfalls als Besiegte in ihre Schranken gewiesen und zum Frieden gezwungen. Nun fingen die ins englische Gebiet geflüchteten Stämme an sich wieder zu sammeln, um die alten Heimstätten über dem Volta aufzusuchen. So hatten sich die Hoer und Pekier, sowie die nördlichen Bergbewohner, zum Teil wieder in ihren früheren Wohnsitzen eingefunden und begannen ihre Hütten aufzurichten und das mit den Jahren verwilderte Land aufs neue anzubauen. Doch befanden sich noch die meisten derselben auf englischem Gebiet; denn viele waren durch den Umstand, daß sie seiner Zeit von allem entblößt als Flüchtlinge auf die Goldküste gekommen waren und sich hier auf fremdem Grund und Boden niederlassen mußten, in ein Hörigkeitsverhältnis und wohl auch in tiefe Schulden geraten. Dies hinderte nicht wenige an der gleichzeitigen Rückkehr in die alte Heimat.

Auch die Norddeutsche Mission war in jener Zeit (Januar 1876) eben daran, ihre ehemalige Station Ho wieder neuanzulegen. Traurig genug sah es dort aus. Nur die zahlreichen Trümmerhaufen, die von hohem Gras und Gebüsch überwuchert waren,

deuteten auf die vormalige Ausdehnung und Bedeutung des Anwesens. Die auf einem Hügel gelegene Station war mit ihrem Gemeindlein, ihrer Schule und Oekonomie, mit ihrer schmucken Kapelle und mehreren Wohnhäusern der Stützpunkt der norddeutschen Mission unter dem Evhevolk gewesen. Eine Reihe von Missionsarbeitern hatte hier ihr Leben gelassen und ruhte auf dem vormals wohlgepflegten Gottesacker, dessen Grabsteine nun in wilder Unordnung zerstreut umherlagen. Der Krieg hatte alles vernichtet. Jetzt nachdem sich die Leute allmählich wieder ansiedelten, ging man daran, Schutt und Trümmer hinwegzuräumen und in Hoffnung kommender Zeiten des Friedens das Zerstörte wieder aufzubauen.

Anders stand es mit Anum. Seine Bewohner weilten noch in der Fremde, da sie der Nachbarschaft der verhaßten Akwamer nicht trauten und erst sichere Bürgschaft dafür haben wollten, daß sie fortab von denselben unbelästigt bleiben würden. Somit war das ganze Anumgebiet noch 1876 eine heulende Wildnis ohne Weg und Steg. Das Aufsuchen der zerstörten Station war unter diesen Umständen ein schwieriges Stück Arbeit und die Ausführung sehr fraglich. Denn alle Zugänge waren vollständig verwachsen, die alten Pfade längst verschwunden, alle Spuren gänzlich verwischt. Kaum ließen sich noch einige wenige Wahrzeichen in der nächsten Umgebung auffinden, die zur Orientierung dienen konnten. Doch der Versuch gelang mit Hilfe eines Jägers, der als Führer diente und sich in der Wildnis zurechtzufinden wußte. Nach einer mehrstündigen höchst beschwerlichen Wanderung ward endlich die ehemalige Missions- und Handelsstation auf der von dichter Waldung bedeckten Bergeshöhe aufgefunden. Wie nicht anders zu erwarten war, stand ich vor Ruinen, über die fast volle sieben Jahre dahin gegangen waren. Und trotzdem boten sie bei näherer Besichtigung nicht den trostlosen Anblick dar, wie es anfangs geschienen hatte. Wohl war das Anwesen geplündert und das Holzwerk der Gebäulichkeiten durch Feuer eingeäschert worden; aber die soliden Steinmauern des Wohnhauses und des Warenschuppens, sowie die Einfriedigung des Gehöftes hatten der Zerstörung getrotzt. Thüren- und Fenstergestelle waren überall, selbst an den Nebengebäuden, noch erhalten und die hohen Hofmauern waren sogar noch mit dem ursprünglichen Bretterschutz versehen. Noch führte der offene Zugang durch ein mächtiges Thor in den weiten Hofraum. Unter einer

schönen Oelpalme erhob sich ein wohlgeordnetes Bretterlager und die kurz vor der Zerstörung gepflanzten Mangobäumchen hatten sich zu einer stattlichen Höhe entwickelt. Abgesehen von den fehlenden Dächern und Fußböden, Fenstern und Thüren, war ein eigentlicher Verfall kaum wahrzunehmen Es bedurfte nur des Pfahlmessers, um in der Wildnis aufzuräumen und die Bergspitze vom Gestrüpp zu klären. Auch die Gebäulichkeiten wären mit nicht allzugroßen Kosten wieder herzustellen gewesen. Aber daran konnte niemand vorerst denken, solange stundenweit keine Bevölkerung vorhanden war, unter der man hätte missionieren können. Der Wunsch, die Station wieder zu besetzen, konnte nur in Erfüllung gehen, sobald die Anumer aus ihrem Exil zurückkehrten und ihre zerstörten Städte und Dörfer wieder aufbauten. Um hierüber Klarheit zu erlangen, begab sich Schreiber dieses im Juli 1876 in ihre Niederlassung auf dem Akwapemgebirge und legte dem Oberhäuptling und seinen Räten diese Frage in einer Volksversammlung vor. Die Antwort fiel dahin aus: sie hätten mit Genugthuung vernommen, daß die Mission ihren Blick wieder auf Anum gerichtet habe; sie selbst dächten nun auch daran, Schritte zur Uebersiedelung nach ihrer alten Heimat zu thun. Doch könne diese nicht mit einem Schlage stattfinden; denn während auf den gegenwärtigen Ansiedelungen die Ernte gesichert und der Abzug vorbereitet werden müßte, hätten sie dort erst die notdürftigsten Hütten zu errichten und neue Pflanzungen anzulegen. Und wie beim Afrikaner alles Ding seine gute Zeit haben will, so ging es auch hier. Jahre vergingen darüber, bis der allmähliche Umzug der Anumer truppweise stattgefunden hatte und sich das ehemalige Anum mit seinen 7 Städten wieder aus den Trümmern erhob. Aber auch mit der Wiederbesetzung der Station verzog sichs in die Länge und die Missionsruine stand noch lange einsam und verlassen auf der waldigen Anhöhe, während der Zahn der Zeit sein Zerstörungswerk unaufhaltsam fortsetzte.

(Schluß folgt.)

# Eine Witwenheirat in Bombay.

Von Miss. J. Hafner.

Vor einiger Zeit kam in Bombay ein Büchlein heraus mit dem Titel: „Geschichte der Wiederverheiratung einer Witwe." Dasselbe giebt die Erfahrungen eines angesehenen indischen Kaufmanns in Bombay wieder, der das Schriftchen in der Absicht verfaßt hat, um öffentlich ein Wort zu Gunsten der Witwenheiraten in Indien zu sagen. Wenn man bedenkt, welch unglückliche Stellung die indische Witwe im socialen Leben zeitlebens einzunehmen pflegt, und welche unüberwindliche Vorurteile der Wiederverheiratung einer solchen entgegenstehen, trotzdem das englische Gesetz sie seit 1856 ausdrücklich zuläßt und manche aufgeklärte Kreise Indiens darauf hinarbeiten, den alten Bann zu beseitigen,*) so wird man auch verstehen, wie jene Schrift des indischen Kaufmanns Madhowdasa Raghanathadasa, worin er seine Verheiratung mit einer Witwe offen darlegt, einiges Aufsehen erregte. Die Geschichte ist folgende:

Madhowdasa Raghanathadasa heiratete zum erstenmal, als er 18 Jahre alt war, wurde aber schon nach drei Jahren Witwer. Zwei Jahre später verheiratete er sich wieder, verlor jedoch auch die zweite Frau durch den Tod, nachdem er acht Jahre mit ihr gelebt hatte. Nach abermal zwei Jahren nahm er die dritte Frau, die ihm aber auch nach neunjährigem Ehestand hinwegstarb. Er war nun 41 Jahre alt und hatte drei Frauen nacheinander verloren. Sein Gram darüber war groß und die schwere Führung drückte ihn tief darnieder. Schon vor dem Tode seiner dritten Frau hatte er die Bekanntschaft eines Hindu gemacht, dem er freiere Anschauungen in Betreff der Behandlung der indischen Frauen verdankte. Namentlich war er durch ihn zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die Wiederverheiratung der Witwen begünstigen sollte. Diese Erkenntnis veranlaßte ihn, seinem Freunde nach einiger Zeit mitzuteilen, daß wenn er je wieder heiraten sollte, er nur mit einer Witwe in die Ehe treten würde.

Bald darauf führte ihn seine angegriffene Gesundheit zu einer Luftveränderung nach Walkischwara, das nur eine Stunde von

*) Vgl. Miss.Mag. 1891, S. 441 ff.

Bombay entfernt liegt. Hier wohnte er im oberen Stock eines Hauses, das einem seiner Freunde gehörte, während eine Frau mit ihrer verwitweten Tochter die untere Wohnung innehatte. Da Madhowdasa die Frau kannte, wollte er ihr eines Tages seinen Besuch abstatten, traf aber nur deren verwitwete Tochter, „ein wahres Bild des Elends und der Verzweiflung." Anfangs wollte sie gar nicht sprechen, fing aber doch zuletzt an zu reden und erzählte dem Besucher, wie ihre Gesundheit unter den strengen Vorschriften des Witwentums leide und daß sie in ihrer unglücklichen Lage keine Lebensfreudigkeit mehr habe. Durch das viele Fasten seien ihre Nerven so angegriffen, daß ihr ganzer Organismus zerrüttet sei. „Ich habe," sagte sie, „seit 12 Monaten keine regelrechte Kost mehr genossen und lebe meist nur von geronnener Milch. Was habe ich noch von der Welt? Nur der Tod kann mich von meinen Leiden erlösen. Ich will mich deswegen aushungern und hoffe auf diese Weise durch den Tod erlöst zu werden. Auch wollte ich mich schon ertränken oder Opium nehmen, aber die heiligen Bücher sagen, daß wer Selbstmord begehe, in späteren Geburten siebenmal in derselben Weise sterben müsse."

Das Gehörte machte auf Madhowdasa einen tiefen Eindruck und veranlaßte ihn zu dem Schritt, den er bald darauf that. Er hatte zwar keine sonderliche Neigung, sich wieder zu verheiraten. Da es aber seine Verhältnisse wünschen ließen, so entschloß er sich dazu und zwar im Sinne der neuen Bewegung, der er sich zu Gunsten der indischen Witwen angeschlossen hatte. Der Weg, den er zunächst einschlug, war freilich ein etwas eigentümlicher. Er machte in einer Zeitung die Anzeige, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, daß er demjenigen 1000 Fr. zahlen wolle, der ihm eine achtungswerte Witwe von seiner Kaste nennen könnte, die willig wäre, ihn zu heiraten. Durch diese öffentliche Anzeige wurden seine Kastengenossen ganz bestürzt, und sofort fanden sie auch Madhowdasa als den heraus, der sie eingerückt habe. Briefe mit Auseinandersetzungen und Drohungen liefen massenhaft ein. Selbst sein Freund, in dessen Haus er die Witwe gesehen hatte, hielt ihm die Thorheit eines solchen Schrittes vor. In allen Familien bildete diese Anzeige das Tagesgespräch und besonders Frauen fanden diesen Stoff anziehend und interessant. Inzwischen hatte sich jene unglückliche Witwe zu ihrem Schwager begeben und lebte in dessen Familie.

Dieser hatte bereits die dritte Frau, die aber erst 10 Jahre alt war, während er selbst schon 45 Lebensjahre hinter sich hatte. Hier nun hörte auch sie von Madhowdasas Heiratsantrag. Ihre Mutter aber war so entrüstet darüber, daß sie erklärte: „nur ein halbverhungertes Subjekt könne auf so etwas eingehen; eine anständige Witwe werde sich das nie träumen lassen.“

Eines Tages, während noch alles von jenem Antrag sprach, kam Dhankur — so hieß die oben erwähnte Witwe — in das Haus eines Freundes und traf hier einen vornehmen Hindu, der schon in England gewesen war und auch die Absicht Madhowdasas billigte. Er kannte Dhankurs Elend und Lebensüberdruß und sagte ihr gerade heraus: „Warum machen Sie Ihrem Elend kein Ende — nicht durch Selbstmord — sondern auf eine vernünftige Weise? Warum könnten Sie z. B. nicht Madhowdasas Frau werden?“ — Die Witwe war über diese Worte bestürzt, obschon ihr der Gedanke daran nicht mehr ganz fremd war. Aber sie meinte, das sei doch unmöglich.

Einige Tage später kehrte sie mit ihrer 10jährigen Freundin, der Frau ihres Schwagers, von einem Leichenbegängnis zurück. Da sie der Weg in der Nähe von Madhowdasas Wohnung vorüberführte, so machte sie ihr den Vorschlag, in dieser vorzusprechen und sich einen Trunk Wasser auszubitten. Dies geschah. Ein Diener reichte ihnen das Wasser, worauf ihn Dhankur fragte, ob sein Herr zu Hause sei. Aber schon kam dieser selbst heraus. Die Witwe entschuldigte sich und erzählte ihm, daß sie nur um einen Trunk Wasser gebeten habe, worauf sie verlegen schwieg. Madhowdasa aber war kurz entschlossen und fragte sie sofort, ob sie sich wohl dazu entschließen könne, ihn zu heiraten. Sie verbarg ihr Gesicht und sagte: „Ja, falls mein Bruder nichts dagegen hat.“ Madhowdasa aber wußte, daß dies nie der Fall sein werde und stellte ihr deshalb vor, sie habe in diesem Stück ganz auf eigene Gefahr zu handeln und sie müsse sich selbst auf Verfolgung gefaßt machen. Dhankur erklärte ihm dann, sie werde sich darüber bedenken und ihn ihren Entschluß in einigen Tagen wissen lassen. Damit begab sie sich auf den Heimweg. Ihr Kampf war nicht leicht; hatte sie doch als wehrloses Mädchen alle Vorschriften und das alte Herkommen der Kaste gegen sich. Aber sie besann sich und sandte ihm folgenden in Gutscherati geschriebenen Brief:

„Seit ich Sie gesehen und gesprochen habe, dachte ich vier Tage lang ernstlich über die Sache nach. Ich hasse das unmoralische Leben mancher unserer jungen Witwen von unserer Kaste von ganzem Herzen; auch fürchte ich mich vor der großen Sünde des Selbstmords. So lange meine Mutter lebt, habe ich zwar nichts zu befürchten. Möge sie noch 100 Jahre leben! Aber wenn ihr etwas begegnen sollte, was wäre dann mein Los? Niemand würde mich schützen. Unter dem Dach meines Bruders und seiner Frau möchte ich nimmermehr leben. Mit jedem Bissen Brot, den man mir reicht, müßte ich herbe Sticheleien hinnehmen. Was ich noch an Eigentum besaß, haben mir meine Verwandten weggenommen. Würde ichs von ihnen zurückverlangen, so würde man mich als ihre Feindin betrachten. Aus diesen Gründen habe ich nun meinen Entschluß gefaßt und bin bereit, den besten Weg zu wählen, indem ich Ihrem Wunsche willfahre. Ich zögere nicht länger. Gott hat mir auch im Traume angezeigt, daß ich darauf eingehen soll, und ich bin mit herzlicher Dankbarkeit bereit, seinem Wink zu folgen. Das ist alles was ich zu sagen habe. Ich bin willig, Ihre Dienerin zu sein. Ihre Dhankur."

Madhowdasa war über diese Antwort sehr erfreut und sandte sofort folgende Zeilen an sie ab:

„Mein liebes zukünftiges Weib Dhankur! Ich habe Deinen Brief erhalten, der von Deiner eigenen Hand so hübsch geschrieben mein Herz mit Freude erfüllt hat. Nun werde ich mit allem Eifer die nötigen Vorbereitungen für das Ereignis treffen. Der Himmel hat Dir die rechte Richtung, der Du folgen kannst, gewiesen. Glaube mir, daß Gott in allem diesem ist. Die, welche voraussichtlich dadurch unsere Feinde werden, sind zwar sehr mächtig durch ihre Stellung und ihren Reichtum, aber der allmächtige Gott wird uns Mut und Kraft geben, ihnen zu widerstehen und er wird uns schützen. Deshalb brauchen wir uns nicht zu fürchten. Für die Hochzeit ist Dienstag, der 2. Mai bestimmt. Mache Dich an jenem Tage bereit, des Mittags um 1 Uhr am Fenster Deiner Wohnung zu stehen. Ich schicke den Madhuradasa vor dieselbe, um auf Dich zu warten. Gehe dann hinter ihm drein; er wird Dir den Weg zeigen. Ich werde in der Nähe von Scheth Lakschmidasas Haus eine Kutsche bereit halten und mit meinem Freund Kursondasa Deine Ankunft erwarten. Bringe ja nichts mit Dir, außer was

Du auf dem Leibe trägst. Laß alles in Deiner Mutter Haus; denn wenn Du nur ein kleines Stück mitnähmest, so könnten unsere Feinde Schwierigkeiten machen und eine Klage gegen uns anstrengen. Sei also, bitte, vorsichtig in diesem Stück. Ich bin kein Bettler, dem Du irgend etwas mitzubringen brauchst. Es wird nicht nötig sein, daß ich Dir noch einmal schreibe. Du wirst diese Mitteilung als endgültig ansehen. Ich bin entschlossen, Deine Hand anzunehmen.

Dein Madhowdasa."

Dieser seltsamen Korrespondenz folgte denn auch bald die Hochzeit. Für etwaige Hindernisse, die dabei von seiten der Gegner zu erwarten waren, hatte man für polizeiliche Hilfe gesorgt. Für die Hochzeitsfeier und für die erste Zeit seines Ehestandes hatte der Bräutigam ein Haus gemietet. Feurige schnelle Rosse wurden für die Kutschen bereitgehalten; Blumen, Betelnüsse, Zucker, Backwerk, Rosenwasser und was sonst zu einer indischen Hochzeit gehört, wurde in der Mietwohnung bereitgehalten. Zu der Hochzeitsfeier war auch eine Anzahl von Freunden geladen worden, denen man aber aus Vorsicht den Namen des Brautpaares nicht genannt hatte. Man hatte sich damit begnügt, bei der Einladung hinzuzufügen, daß die Wiederverheiratung einer Witwe stattfinden werde.

Am Morgen des verabredeten Tages schrieb Dhankur noch vor Tagesgrauen einen Abschiedsbrief an ihre Mutter, worin sie ihr auseinandersetzte, warum sie diesen Schritte thue. Dann hieß es weiter: „Betrachte mich hinfort als gestorben; doch werde ich sehr glücklich sein, wenn ich von Dir höre. Es hat mich niemand veranlaßt, diesen Schritt zu thun, sondern ich thue ihn von mir aus; darum beschuldige niemand deswegen." Diesen Brief legte sie in ein Kästchen und wartete dann, wie verabredet, am Fenster. Als Madhuradasa kam, folgte sie ihm, stieg mit ihrem Bräutigam in die Kutsche und in raschem Trab ging es davon. Dhankur neigte ihr Haupt und zog ihr Gewand über dasselbe. Sie war begreiflicherweise durch alle diese Vorgänge etwas aufgeregt, machte aber alle Ceremonien durch, ohne verwirrt zu sein. Madhowdasa, der ihre Zukunft für alle Fälle sicher stellen wollte, stellte vor vier obrigkeitlichen Personen ein Dokument aus, worin er seiner Frau 15,000 Fr. verschrieb.

Im Hause ihrer Mutter wurde natürlich das plötzliche Verschwinden Dhankurs bald bemerkt. Anfangs glaubte man, sie sei

nur zu einem Besuch ausgegangen; als sie aber am Abend nicht heimkehrte, suchte man sie bis Mitternacht. Das Rätsel wurde erst gelöst, als jemand vom Hochzeitshaus kam und das Vorgefallene meldete. Schon am folgenden Morgen brachten alle Zeitungen Bombays das Ereignis und dasselbe erfuhr die verschiedenartigste Beurteilung. Unter den altgläubigen Hindukreisen aber rief es die größte Aufregung hervor. Ein Lied, das zu Ehren dieser ungewöhnlichen Hochzeitsfeier gedichtet und in Musik gesetzt wurde, fand eine solche Verbreitung, daß es von Knaben auf den Straßen Bombays zum großen Aerger der vornehmen Leute gesungen wurde.

Aber auch die Verfolgung blieb nicht aus und zwar trat dieselbe zunächst in recht empfindlicher Weise an Madhowdasa heran. Als Kaufmann hatte er auch anderer Leute Geld in seiner Verwahrung und in seinem Geschäft stecken. Schon drei Tage nach seiner Hochzeit kamen nun diese, einer nach dem andern, und verlangten ihr Geld zurück, sodaß er nur mit knapper Not seine finanziellen Angelegenheiten ordnen und dem geschäftlichen Ruin entgehen konnte. Die weitere Folge war, daß seine Kastengenossen alsbald eine Zusammenkunft hielten, in der sie den Beschluß faßten, daß es Madhowdasa und seiner Frau fortan nicht mehr erlaubt sein solle, mit den Kastengenossen zu essen und zu trinken oder an einer Hochzeitsfeier teilzunehmen. Dieser Ausschluß wurde auch auf alle die ausgedehnt, die an ihrer Hochzeit teilgenommen hatten. Ferner wurde allen Brahmanen verboten, irgendwelche Ceremonie in seinem Haus vorzunehmen oder für sie zu kochen. Dhankurs Mutter sollte ihre Tochter nicht besuchen noch je wiedersehen. Ja, man suchte sogar die Verordnung durchzusetzen, ihnen im Fall des Todes die übliche Leichenverbrennung zu versagen, indem man die Verfügung treffen wollte, daß die bei der Leichenverbrennung angestellten Leute sie nicht anrühren dürften. So wurde dieses Paar von seinen Glaubensgenossen um jenes dem altgläubigen Hindu so verhaßten Schrittes willen auf allerlei Weise verfolgt. Und doch blieb derselbe nicht ohne Einfluß auf Gleichgesinnte. Noch mehrere solche Witwenheiraten fanden von da ab in Madhowdasas Hause statt, der aus innerer Ueberzeugung mit dem herrschenden altindischen Vorurteil einmal gebrochen, nun mit allem Eifer für die neue Bewegung zu Gunsten der Wiederverheiratung der indischen Witwen eintrat.

gelesen!

# Eine bedeutsame Kundgebung einer deutschen Kirchenbehörde.

Das „Amtsblatt des württembergischen Evangelischen Konsistoriums und der Synode" bringt unter dem 10. Januar d. J. folgenden **Konsistorialerlaß*) an sämtliche Dekanatämter und Pfarrämter, betreffend die Förderung der evangelischen Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten, insbesondere in Kamerun:**

Die evangelische Heidenmission ist, seit das Interesse für sie im vorigen Jahrhundert lebhafter erwachte, fast durchweg, besonders in Deutschland, als ein Werk der freien christlichen Vereinsthätigkeit betrieben worden und hat in dieser Form des Betriebs den erfreulichen Aufschwung genommen, der ihr heutzutage die Beachtung selbst solcher Kreise verschafft hat, welche ihr früher gleichgültig gegenüberstanden. Die Kirche und ihre Vertreter haben an dieser Arbeit in immer steigendem Maße Anteil genommen durch Abhaltung von Missionsbetstunden und Missionsfesten, Verbreitung von Missionsblättern und Einsammlung von Missionsbeiträgen. Die Oberkirchenbehörde hat diese Entwicklung mit Teilnahme und Interesse verfolgt, den Missionsgottesdiensten Aufnahme unter die Gemeindegottesdienste verschafft, im übrigen aber sich dessen enthalten, durch amtliche Vorschriften in die freie Entwicklung des Missionswesens einzugreifen.

*) Wir bringen diesen Erlaß hier zum Abdruck, indem wir denselben als ein für die Entwicklung des Missionslebens in der heimatlichen Kirche wichtiges Dokument ansehen, das zugleich die freundliche Stellung einer Oberkirchenbehörde gegenüber der Mission beurkundet. Wir möchten aber auch bei dieser Gelegenheit mit dankbarer Anerkennung darauf hinweisen, daß das württembergische Konsistorium sich von jeher als eine warme Förderin der Mission — besonders der mit Württemberg engverbundenen Basler — durch allerlei Handreichung bewiesen hat. So hat es z. B. dem Basler Missionsseminar stets mit großer Bereitwilligkeit die nötigen Lehrkräfte aus dem Kreise seiner Theologen — auch zur Zeit der Theologennot — zur Verfügung gestellt, den Missionszöglingen die Ordination erteilt, eine Reihe von invaliden Missionaren zum Kirchendienst in der Heimat zugelassen und auch sonst seine Teilnahme für die Mission an den Tag gelegt.
D. H.

Das Evangelische Konsistorium ist auch heute noch im Einverständnis mit den Leitern der deutschen Missionsgesellschaften und den hervorragendsten deutschen Kennern des Missionswesens der Ueberzeugung, daß diese Stellungnahme die richtige und der Mission zuträglichste sei. Da aber die Oberkirchenbehörde in der Mission eine der wesentlichsten Aeußerungen des lebendigen Christentums sieht und des reichen Segens sich wohl bewußt ist, welcher von der Heidenmission der heimischen Kirche zugeflossen ist und noch zufließt, hält sie es für ihre Pflicht, auch an ihrem Teil diesem segensreichen Werke möglichste Förderung zu gewähren. Der Umstand, daß seit der Gründung deutscher Kolonien diese auch Schutzgebiete des deutschen Reiches sind, in denen die Missionsarbeit betrieben wird, hat das Interesse der Kirche und der Kirchenbehörden an diesen Bestrebungen noch erhöhen müssen. Das Konsistorium hat daher gern dem Wunsch des seit 1887 bestehenden „Vereins für evangelische Mission in Kamerun“ entsprochen, auf die hier vorliegende Aufgabe Geistliche und Gemeinden empfehlend hinzuweisen.

Der Basler Missionsgesellschaft, welche nach dem Uebergang Kameruns in deutschen Besitz die Mission daselbst übernommen hat, sind dadurch große Aufgaben und neue schwere Opfer erwachsen. Die Kosten der Kamerunmission betrugen im Jahre 1891 Mk. 92 912.80. Denselben stand eine Einnahme von Mk. 38 483 gegenüber, von der etwa die Hälfte (Mk. 19 551.67) aus Württemberg einging. Die Einnahmen sind demnach schon bei dem bisherigen Umfang der Arbeit ungenügend; dazu kommt, daß eine Ausdehnung der Mission auf das innere Land durch die Umstände dringend geboten wäre. Auch das Konsistorium glaubt auf diesen Thatbestand die Geistlichen um so mehr hinweisen zu sollen, da die Mission in diesem deutschen Schutzgebiet vermöge der alten Verbindung Württembergs mit der Basler Missionsgesellschaft den württembergischen Missionsfreunden besonders ans Herz gelegt ist. Es legt sich bei dieser Sachlage die Erwägung nahe, ob nicht von den Gemeinden für diese Mission etwas Weiteres geschehen könnte. Insbesondere dürfte es in denjenigen Gemeinden, die noch keine Missionsfeier und kein jährliches Missionsopfer haben, sich empfehlen, diese Lücke auszufüllen, am Erscheinungsfest ein Missionsopfer da, wo es noch nicht besteht, einzuführen und dabei die Mission in Kamerun zu bedenken. Der „Verein für evangelische Mission

in Kamerun“ ist bereit, in diesem Fall eine Anzahl seiner Blätter zur unentgeltlichen Verteilung zu überlassen und das eingesammelte Opfer nach Basel zu befördern.

Auf die Gewinnung persönlicher Kräfte für den Missionsdienst einwirken zu wollen, hat die Oberkirchenbehörde jederzeit unterlassen. Der Eintritt in den Missionsdienst wird immer Sache der freien Entschließung der einzelnen sein, die sich an die betreffenden Missionsgesellschaften in der von diesen vorgeschriebenen Weise zu wenden haben. Nur die Bemerkung glaubt das Konsistorium anfügen zu sollen, daß es bei der größeren Zahl für den Kirchendienst verfügbarer theologischer Kandidaten bereit ist, solchen, welche sich gedrungen fühlen, den Missionsdienst zu ihrem Lebensberuf zu erwählen, und welche nach Erstehung der theologischen Prüfungen in den Missionsdienst übertreten wollen, besonders solchen, welche für die Missionsarbeit in den deutschen Schutzgebieten sich entschließen, diesen Uebertritt möglichst zu erleichtern. Wenn solche Kandidaten dann späterhin durch Gesundheitsrücksichten und andere dringende Gründe zur Rückkehr in die Heimat genötigt werden, würde ihre Wiederaufnahme in den heimatlichen Kirchendienst unter Einrechnung der im Missionsdienst zugebrachten Jahre seitens der Oberkirchenbehörde keinem Anstand begegnen.

Stuttgart, den 20. Dezember 1892. von Gemmingen.

---

# Erläuterung zu dem Bild:

## Missionskapelle in Len thong ha (China).

Am Fuße eines schönen Hügelzuges erhebt sich, wie unser Titelbild zeigt, die schmucke Missionskapelle von Len thong ha, einem Filial der Basler Station Kayintschu in China. Sie ist zugleich ein Denkmal christlicher Opferfreudigkeit und warmen Missionssinnes, den ein angesehener christlicher Chinese damit an den Tag gelegt hat. Sie ist nämlich vor zwei Jahren von dem chinesischen Christen Gukim auf seine eigenen Kosten an seinem Heimatsort erbaut worden und dient nun der dortigen kleinen Gemeinde mit ihren 34 Christen als Gotteshaus. Ihr Erbauer, Gukim, wanderte seiner

Zeit, wie viele seiner Landsleute, nach Honolulu aus und war schließlich chinesischer Konsul auf Hawaii. Mit der Basler Mission in China blieb er auch in der Fremde in Verbindung und bewies ihr seine fortdauernde Teilnahme, indem er ihr reichliche Gaben zufließen ließ. Besonders lag ihm daran, daß auch in seiner engeren Heimat Len thong ha das Evangelium durch die Mission Eingang finden möchte und ließ deshalb schon vor Jahren daselbst auf seine Kosten eine christliche Schule unterhalten. Von Honolulu zurückgekehrt, ging nun Gukim daran, ein würdiges Gotteshaus bauen zu lassen und stattete dasselbe mit einer schönen Kanzel, mit einem Harmonium, einer Uhr, mit Bibeln und Gesangbüchern aus. Auch für eine Glocke wurde gesorgt. Die Errichtung des Glockentürmchens hätte aber beinahe die Zerstörung der Kapelle von seiten der aufgebrachten feindlichen Nachbarn zur Folge gehabt und es konnte dies nur durch das rechtzeitige Eingreifen von Miss. Dilger verhindert werden. Das ganze Missionsanwesen, das unseren Freund Gukim etwa 1000 Dollar (ca. 5000 Fr.) gekostet hat, weist außer dem Versammlungssaal noch ein Schullokal und eine Wohnung für die Familien eines Lehrers und seines Gehilfen auf. Die Gruppe auf dem Bilde zeigt ihn mit seiner Familie, den beiden Nationalgehilfen und dem Missionar.

Die Aufforderung zum Bau dieser Kapelle erhielt Gukim durch Haggai 1, 2 ff. Als er sich nämlich mit dem Gedanken beschäftigte, in seiner Heimat Len thong ha ein Gotteshaus zu errichten, wurde ihm von verschiedenen Seiten davon abgeraten, unter dem Vorwand, daß die Gemeinde noch zu klein sei. Er suchte hierauf eine Antwort in der heiligen Schrift und fand sie in obiger Stelle des Propheten. Im April des Jahres 1891 wurde das Kirchlein eingeweiht und es ist dasselbe eins der vielen Zeugnisse davon, daß sich der Herr auch unter den christlichen Chinesen Männer wie einen David erwecken kann, denen die Ehre Gottes am Herzen liegt.

# Missions-Zeitung.

## Neuestes und Vermischtes.

Einen recht empfindlichen Verlust hat die Universitäten-Mission am Nyasasee dadurch erlitten, daß am 13. Oktober v. J. fast die Hälfte ihrer Hauptstation Likoma durch Feuer zerstört worden ist. Unter den elf Gebäuden, die niedergebrannt sind, befindet sich die Kirche, die Apotheke, zwei neue Wohnhäuser, das Haus des

Archidiakonus Maples und die Bibliothek mit ihren 1400 Bänden. Glücklicherweise sind die in den letzten Jahren aus Backsteinen erbauten Gebäude, wie die Druckerei, die Magazine, die Zimmerwerkstatt und die Knabenschule verschont geblieben. Das Schulhaus muß vorläufig als Kirche dienen.

Im nördlichen Wales (England) ist vor kurzem eine Anstalt zur Erziehung und Ausbildung bekehrter junger Afrikaner gegründet worden. Der Zweck derselben ist die Ueberführung solcher jungen Afrikaner nach Europa, um sie hier zu unterrichten und ihnen irgend ein geeignetes Handwerk zu lehren, damit sie dann, nach Afrika zurückgekehrt, Civilisation und Christentum in ihrer Heimat verbreiten und den Missionaren auf diese Weise nachhaltige Hilfe leisten können. Dieser Gedanke hat namentlich unter den Baptisten-Gemeinden in Wales viel Anklang gefunden, und es ist dafür ein Komite gebildet. Ein Haus, in dem die jungen Leute unterrichtet werden, ist bereits erworben; dasselbe befindet sich zu Colwyn-Bay im nördlichen Wales. Gegenwärtig befinden sich zehn solcher Zöglinge in demselben, die erst die Schule besuchen und dann ein Geschäft lernen sollen, um später als Drucker, Apotheker, Schmied, Tischler u. s. w. in ihrer afrikanischen Heimat thätig zu sein. Leiter und Lehrer der Anstalt ist der frühere Baptisten-Missionar W. Hughes, der am Kongo war, aber des Fiebers wegen nach England zurückkehren mußte. Die Protektion der Anstalt hat der König der Belgier übernommen. Auf den Wunsch einiger Freunde in Edinburgh hat man auch einen Kameruner aufgenommen; fünf andere von da wünschen ebenfalls in diese Anstalt einzutreten. (Neukirchener Missions- und Heidenbote.) — Wir können diesem Problem nicht unbedingt zustimmen und würden es für zweckmäßiger erachten, derartige Industrieschulen auf den betreffenden Missionsfeldern Afrikas selbst zu errichten und sie unter die Pflege der Mission zu stellen, wie dies auch von seiten mehrerer Missionsgesellschaften mit Erfolg geschehen ist. Eine Verpflanzung junger Afrikaner nach Europa, die ja nach Umständen in einzelnen Fällen berechtigt sein mag, hat ihre großen Bedenken und Unzuträglichkeiten. Ist der Afrikaner um des Klimas willen genötigt, vor Abschluß seiner Ausbildung in seine Heimat zurückzukehren, so wird er sich — das lehrt die Erfahrung — als unbrauchbarer Gehilfe mit gleichwohl europäischen Ansprüchen erweisen. Weit entfernt davon, der Mission als Arbeiter zu dienen, wird er ihr dann nur zur Last fallen. Und bei denen, die wirklich die Anstalt in Europa durchlaufen haben, wird es fraglich sein, ob sie hinterher im Bewußtsein ihrer europäischen Kenntnisse unter ihren Landsleuten mit Hobel und Säge hantieren werden. Es ist vielmehr anzunehmen,

wenn man die afrikanischen Verhältnisse in Betracht zieht, daß sie sich sobald als möglich dieser anstrengenden Beschäftigung entziehen werden, um sich andern Lebensstellungen, die ihnen eine höhere gesellschaftliche Stufe zu sein dünken, zuzuwenden. Eine Ausbildung an Ort und Stelle aber wird sich auch den gegebenen Verhältnissen besser anzupassen wissen, als dies in Europa der Fall sein kann. D. H.

Die Brüdermission in Deutsch-Ostafrika (am Nordende des Nyasa) war Ende August des vorigen Jahres von einer Gefahr bedroht, die sich hoffentlich nicht wiederholen wird. Der gefürchtete Araberhäuptling Merere, der durch eine Seuche viele Rinder verloren hatte, wollte sich durch einen Raubzug wieder in den Besitz von solchen setzen. Er schickte deshalb einen Unterhäuptling auf Kriegsbeute aus und dieser überfiel mit 5—600 Mann eins der Nachbardörfer der Station Makapalile. Zum Glück konnten die Feinde ohne großen Verlust zurückgeschlagen werden. Da Merere widerrechtlich dieses Gebiet als das seinige beansprucht, so sind wohl spätere Angriffe nicht ausgeschlossen, wenn es nicht den Brüdern gelingt, durch einen Besuch bei Merere ein günstiges Abkommen mit demselben zu treffen. — Zur Verstärkung der Mission am Rungwe sind im September die beiden Brüder Kretschmer und Bachmann am Nyasa eingetroffen.

Noch bedrohlicher als am Rungwe sieht es um Koronga, am Nordwestufer des Nyasa, aus. Hier rüsten überall die Araber und der dortige Agent der ostafrikanischen Seengesellschaft ist auf das Schlimmste gefaßt. Er hat Vorräte an Lebens- und Verteidigungsmitteln auf Monate gesammelt. Dr. Croß und seinen Gefährten, die eine Nacht in der Nähe von Karonga lagerten, war der Tod geschworen; der Mordplan kam nur deswegen nicht zur Ausführung, weil gerade der arabische Häuptling nicht anwesend war. Am Tanganika sind die Aussichten noch trüber als am Nyasa. Uebrigens hat es sich nicht bewahrheitet, daß Kapitän Jaques im Kampf gegen die arabischen Sklavenjäger gefallen sei.

---

# Bücheranzeige.

**Gnasch** J. H. C. **Siegespalmen aus Ostindien.** Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh 1893. 133 S. Mk. 1.80.

Der Verfasser, ein ehemaliger Goßnerscher Missionar, der 26 Jahre lang in Ostindien unter den Kols gearbeitet hat, giebt in diesem Büchlein sechs ergreifende Erzählungen aus dem indischen Missionsleben. Dadurch, daß der Erzähler Selbsterlebtes berichtet und dieses in das Gewand einer anschaulichen und anmutigen Darstellung einzukleiden weiß, haben diese Erzählungen ihren

besonderen Reiz. Das sociale und religiöse Leben der Hindu ist in geschickter Weise mit hineinverwoben; bei allem aber tritt die Mission mit den segensreichen Wirkungen des Evangeliums als die erneuernde und umgestaltende Kraft in den Vordergrund. Eine Einleitung über Land und Leute belehrt den Leser über die Verhältnisse Ostindiens. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß bei manchen Worten und Namen die deutsche Schreibweise, statt der englischen, zur Anwendung gekommen wäre. Das Schriftchen, dem der Verfasser demnächst noch weitere Erzählungen — und zwar dann aus der Kolsmission in Tschutia Nagpur — folgen lassen will, eignet sich besonders zum Vorlesen in Missionsvereinen.

**Schneider** H. G. **Die gute Botschaft.** Missionstraktate der Brüdergemeine. Nr. 5. Gnadenthal. Erster Teil. Verlag von R. Roth, Stuttgart. 189 S. 75 Pf.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit, die aber bei der bekannten Darstellungsgabe des Verfassers durchaus nicht ermüdet, wird in dieser weit über den Rahmen eines Traktats hinausgehenden Schrift die Entstehungsgeschichte der Missionsstation Gnadenthal im Kaplande dem Leser vorgeführt. Das meiste Material ist den in reicher Fülle vorhandenen handschriftlichen Quellen entnommen (den Tagebüchern der ersten dort arbeitenden Brüdermissionare, sowie der amtlichen Korrespondenz zwischen diesen und der heimatlichen Missionsbehörde) und es kann deswegen die Darstellung Anspruch auf genaue Wiedergabe der geschichtlichen Thatsachen machen. Das Ganze aber ist zu einem anschaulichen Gesamtbilde verarbeitet, das uns die Missionsarbeit einer längst hinter uns liegenden Zeit mit ihren Vorurteilen und besonderen Schwierigkeiten vor die Augen stellt. Aber noch anderes läßt uns das Gedenkblatt dieser mehr als 100jährigen Mission als einen wichtigen Beitrag der Missionsgeschichte erscheinen: erstlich ist die Station Gnadenthal oder Baviaanskloof, wie die Vorrede hervorhebt, überhaupt die allererste Missionsstation, die in Afrika gegründet wurde, und somit die geistige Mutter vieler nachfolgender; dann hat sie der Mission gleichsam erst das Existenzrecht im Kaplande erkämpfen müssen; ferner bildet ihre Entstehungsgeschichte ein nicht ganz wertloses Mittelglied zwischen dem einstigen missionslosen und dem heutigen christianisierten Zustande jener Kolonie; und endlich enthalten die darin gebotenen Mitteilungen über Land und Leute bereits im Keim den Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtig in Südafrika bestehenden Verhältnisse. — Wie alle schon früher erschienenen Missionsschriften des Verfassers, führt auch diese Missionsskizze mit ihren anschaulichen Einzelzügen in die gegebenen Verhältnisse so ein, daß sich der Leser vollständig hineinversetzt sieht. Geschichtliche Personen, wie der ehrwürdige Georg Schmidt und die alte Lena, deren Andenken in der südafrikanischen Missionsgeschichte unvergessen bleiben wird, haben in der Darstellung ihren gebührenden Platz und ihre Würdigung gefunden. Man liest das Schriftchen nur mit großem Genuß und wir möchten dasselbe den Missionskreisen angelegentlichst empfehlen. Für eine weite Verbreitung ist auch der außerordentlich geringe Preis von 75 Pf. berechnet.

**Uhlhorn,** Dr. theol. **Das Leben Jesu** in seinen neueren Darstellungen. Fünf Vorträge. Vierte völlig umgearbeitete Auflage. Verlag von D. Gundert, Stuttgart. 200 S. eleg. kart. Mk. 2.

Diese fünf apologetischen Vorträge des bekannten Abts zu Loccum behandeln: Renans Leben Jesu; das Leben Jesu von Strauß; die neueren Darstellungen des Lebens Jesu (Keim, Delff, Beyschlag, Weiß); die Evangelien; die Wunder. Ein Anhang giebt noch wertvolle erläuternde und ergänzende Anmerkungen. Der denkende Leser findet hier auf die Frage: „Was dünket euch um Christo?“ eine Antwort, die in der Glaubens- und Heilsgewißheit ihren unerschütterlichen Standpunkt hat.

---

*NB.* **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Missionshaus in

# Zu den Unruhen in China.

Die Unruhen in China, die sich vor etwa anderthalb Jahren als rohe Ausbrüche des Fremdenhasses äußerten und für alle Ausländer — besonders auch für die Missionare und eingeborenen Christen — einen recht bedrohlichen Charakter annahmen, sind nun Gott sei Dank im allgemeinen unterdrückt, wiewohl eine gewisse Gärung noch da und dort fortbesteht und sich gelegentlich Luft zu machen sucht. Ueber die Ursachen jener Ausschreitungen des chinesischen Pöbels war man sich bald genug klar. Weit weniger schnell gelang es, die chinesischen Behörden zu veranlassen, dieselben zu beseitigen und es ist interessant, aus den authentischen Berichten zu ersehen, welcher Mittel sich die fremden- und christenfeindliche Partei bediente, die urteilslosen fanatischen Massen gegen die Ausländer und das Christentum aufzureizen und wie sich andererseits die chinesischen Behörden auf Drängen der auswärtigen Gesandten schließlich zur Sache stellten. Ein solcher Bericht liegt uns in einem Artikel des „Ostasiatischen Lloyd" vom 10. Juni v. J. vor, den wir den Basler Geographischen Nachrichten (vom 10. Dez. 1892) entnehmen. Der „Ostasiatische Lloyd" schreibt darüber:

Seit dem Ausbruche der anti-europäischen Ausschreitungen in China, d. h. seit etwa Jahresfrist, ist von der hiesigen fremden Presse kein Name häufiger mit den Wirren in Verbindung gebracht worden, als der des Beamten Tschu-han, eines Hunanesen von Geburt, und seit mehreren Jahren in dieser Provinz, deren Bevölkerung bekanntlich den Ausländern so feindlich gesinnt ist, ansässig. Den unausgesetzten Bemühungen des englischen Missionars Griffith John und seiner Kollegen, die in Hankau thätig sind, verdanken wir Ausländer es, daß es so bald, nachdem die Christen-Verfolgungen im Yangtse-Thale in vollem Schwunge waren, gelang, die "fons et origo" dieser Ausschreitungen ausfindig zu machen.

Die Ursachen für dieselben dürften in den anti-christlichen Schmähschriften zu suchen sein, die in vielen Tausenden von Exemplaren aus hunanesischen Druckereien hervorgingen und im ganzen Yangtse-Thale verbreitet wurden. Genauere Nachforschungen, die seitens der genannten Missionare angestellt wurden, ergaben, daß die Urheberschaft dieser anonymen illustrierten Schmählitteratur, die, wie selbst der General-Gouverneur der beiden Hu-Provinzen, Se. Exc. Tschang Tschi-tung, in seinem Berichte über die Angelegenheit an den Thron bemerkt, „sämtlich das äußerste Maß von Gemeinheit und Unanständigkeit überschreiten und beim Lesen Ekel hervorrufen," auf einen Beamten, namens Tschu-han, zurückzuführen sei. Der Missionar John brachte die Thatsache dadurch zur allgemeinen öffentlichen Kenntnis, daß er einerseits dieselbe in der englischen Presse Chinas bekannt machte, anderseits, daß er eine Anzahl dieser Schmähschriften sammelte und naturgetreu in der mit seiner Mission zu Hankau verbundenen Druckerei durch einheimische Künstler vervielfältigen ließ. Diese anti-christlichen Hetzschriften gab er, von einem von ihm in englischer Sprache verfaßten Kommentar begleitet, unter dem Titel: "The Causes of the Riots in the Yangtse-Valley" (Die Ursachen der Unruhen im Yangtse-Thal) heraus, und die Nachfrage seitens der in China lebenden Ausländer nach diesem Unikum von Schmählitteratur war so groß, daß die Auflage in kurzer Zeit ausverkauft war.

Die Veröffentlichung dieser Hetzschriften hatte auch sehr bald zur Folge, daß in den verschiedenen Vertragshäfen des Yangtse, wie auch in Schanghai, Versammlungen der fremden Ansäßigen stattfanden, die auf das entschiedenste gegen die Verbreitung dieser Schmählitteratur Einspruch erhoben, mit dem Resultate, daß dem englischen Ministerpräsidenten, Lord Salisbury, in diesem Sinne abgefaßte Denkschriften unterbreitet wurden. Sir John Walsham, der englische Gesandte am Hofe in Peking, erhielt hierauf die Anweisung, die Angelegenheit zum Gegenstande einer diplomatischen Unterhandlung zu machen, und da dieselbe sämtliche in China ansäßige Ausländer mehr oder weniger anging, so wurde die Sache vom diplomatischen Korps zu Peking in die Hand genommen.

Die Initiative fiel dem deutschen Gesandten, Sr. Excellenz Hrn. v. Brandt, als Doyen des genannten Korps, zu, und er verlor auch keine Zeit, die nötigen Schritte in der Angelegenheit

zu thun. Im November v. J. unterbreitete Herr v. Brandt dem auswärtigen Amte zu Peking ein Schreiben, welches besagte, daß der Taotai Tschu-han in der Provinzial-Hauptstadt von Hunan, Tschang-scha-fu, ein Buchgeschäft eröffnet habe, in welchem die christliche Religion angreifende Bücher in großen Mengen gedruckt und verbreitet würden; er ersuchte im Namen seiner Kollegen das auswärtige Amt, Maßregeln zu treffen, daß dieses Treiben unterdrückt würde. Sir John Walsham wandte sich außerdem noch mündlich an die genannte Behörde, mit der Bitte, gegen dieses Unwesen einzuschreiten.

Die ganze fremde Bevölkerung Chinas, sowie auch Viele in der Heimat, waren demnach sehr gespannt zu wissen, was für einen Erfolg das Vorgehen des diplomatischen Corps zu Peking haben würde. Die Angelegenheit nahm, wie seiner Zeit verlautete, die ganze Aufmerksamkeit der fremden Vertreter in Anspruch, in der That so sehr, wie es hieß, daß die Audienzfrage, welche sonst zu einer brennenden geworden wäre, völlig in den Hintergrund gedrängt und auch schließlich gänzlich außer acht gelassen wurde. Nach mehrmonatlichem Warten war denn auch die Sache als erledigt zu betrachten, und zwar teilte uns eine Drahtnachricht aus Peking bereits vor einigen Tagen mit, daß einem kaiserlichen Edikt zufolge Tschu-han seines Ranges entkleidet worden und nach seinem Heimatsorte zu schicken sei, wo er unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt werden sollte. — Inzwischen sind die diesbezüglichen Dokumente auch in der Peking Staatszeitung veröffentlicht worden und zwar in der Ausgabe vom 23. und 24. v. Mts. Dieselben umfassen den gemeinschaftlichen Bericht des General-Gouverneurs der zwei Hu-Provinzen, Tschang Tschi-tung, und des Gouverneurs von Hunan, Tschang-schü, ferner den gutachtlichen Bericht des Tsungli-Yamen (Auswärtigen Amtes), betreffend den Taotai Tschu-han, und schließlich das kaiserliche Edikt.

Die Bemerkung ist oft — und auch wohl mit vollem Recht — gemacht worden, daß die Chinesen Meister in der Diplomatie sind, und die Schriftstücke, welche auf die Bestrafung Tschu-han nebst Genossen Bezug haben, liefern einen schlagenden Beweis für die Behauptung. Bei dem in Rede stehenden Vorkommnis handelte es sich einfach um die Bestrafung eines Beamten, der, wie viele Thatsachen darauf hinweisen, der Haupturheber der letztjährigen

Die Ursachen für dieselben dürften in den anti-christlichen Schmähschriften zu suchen sein, die in vielen Tausenden von Exemplaren aus hunanesischen Druckereien hervorgingen und im ganzen Yangtse-Thale verbreitet wurden. Genauere Nachforschungen, die seitens der genannten Missionare angestellt wurden, ergaben, daß die Urheberschaft dieser anonymen illustrierten Schmählitteratur, die, wie selbst der General-Gouverneur der beiden Hu-Provinzen, Se. Exc. Tschang Tschi-tung, in seinem Berichte über die Angelegenheit an den Thron bemerkt, „sämtlich das äußerste Maß von Gemeinheit und Unanständigkeit überschreiten und beim Lesen Ekel hervorrufen," auf einen Beamten, namens Tschu-han, zurückzuführen sei. Der Missionar John brachte die Thatsache dadurch zur allgemeinen öffentlichen Kenntnis, daß er einerseits dieselbe in der englischen Presse Chinas bekannt machte, anderseits, daß er eine Anzahl dieser Schmähschriften sammelte und naturgetreu in der mit seiner Mission zu Hankau verbundenen Druckerei durch einheimische Künstler vervielfältigen ließ. Diese anti-christlichen Hetzschriften gab er, von einem von ihm in englischer Sprache verfaßten Kommentar begleitet, unter dem Titel: "The Causes of the Riots in the Yangtse-Valley" (Die Ursachen der Unruhen im Yangtse-Thal) heraus, und die Nachfrage seitens der in China lebenden Ausländer nach diesem Unikum von Schmählitteratur war so groß, daß die Auflage in kurzer Zeit ausverkauft war.

Die Veröffentlichung dieser Hetzschriften hatte auch sehr bald zur Folge, daß in den verschiedenen Vertragshäfen des Yangtse, wie auch in Schanghai, Versammlungen der fremden Ansäßigen stattfanden, die auf das entschiedenste gegen die Verbreitung dieser Schmählitteratur Einspruch erhoben, mit dem Resultate, daß dem englischen Ministerpräsidenten, Lord Salisbury, in diesem Sinne abgefaßte Denkschriften unterbreitet wurden. Sir John Walsham, der englische Gesandte am Hofe in Peking, erhielt hierauf die Anweisung, die Angelegenheit zum Gegenstande einer diplomatischen Unterhandlung zu machen, und da dieselbe sämtliche in China ansäßige Ausländer mehr oder weniger anging, so wurde die Sache vom diplomatischen Korps zu Peking in die Hand genommen.

Die Initiative fiel dem deutschen Gesandten, Sr. Excellenz Hrn. v. Brandt, als Doyen des genannten Korps, zu, und er verlor auch keine Zeit, die nötigen Schritte in der Angelegenheit

zu thun. Im November v. J. unterbreitete Herr v. Brandt dem auswärtigen Amte zu Peking ein Schreiben, welches besagte, daß der Taotai Tschu-han in der Provinzial-Hauptstadt von Hunan, Tschang-scha-fu, ein Buchgeschäft eröffnet habe, in welchem die christliche Religion angreifende Bücher in großen Mengen gedruckt und verbreitet würden; er ersuchte im Namen seiner Kollegen das auswärtige Amt, Maßregeln zu treffen, daß dieses Treiben unterdrückt würde. Sir John Walsham wandte sich außerdem noch mündlich an die genannte Behörde, mit der Bitte, gegen dieses Unwesen einzuschreiten.

Die ganze fremde Bevölkerung Chinas, sowie auch Viele in der Heimat, waren demnach sehr gespannt zu wissen, was für einen Erfolg das Vorgehen des diplomatischen Corps zu Peking haben würde. Die Angelegenheit nahm, wie seiner Zeit verlautete, die ganze Aufmerksamkeit der fremden Vertreter in Anspruch, in der That so sehr, wie es hieß, daß die Audienzfrage, welche sonst zu einer brennenden geworden wäre, völlig in den Hintergrund gedrängt und auch schließlich gänzlich außer acht gelassen wurde. Nach mehrmonatlichem Warten war denn auch die Sache als erledigt zu betrachten, und zwar teilte uns eine Drahtnachricht aus Peking bereits vor einigen Tagen mit, daß einem kaiserlichen Edikt zufolge Tschu-han seines Ranges entkleidet worden und nach seinem Heimatsorte zu schicken sei, wo er unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt werden sollte. — Inzwischen sind die diesbezüglichen Dokumente auch in der Peking Staatszeitung veröffentlicht worden und zwar in der Ausgabe vom 23. und 24. v. Mts. Dieselben umfassen den gemeinschaftlichen Bericht des General-Gouverneurs der zwei Hu-Provinzen, Tschang Tschi-tung, und des Gouverneurs von Hunan, Tschang-schü, ferner den gutachtlichen Bericht des Tsungli-Yamen (Auswärtigen Amtes), betreffend den Taotai Tschu-han, und schließlich das kaiserliche Edikt.

Die Bemerkung ist oft — und auch wohl mit vollem Recht — gemacht worden, daß die Chinesen Meister in der Diplomatie sind, und die Schriftstücke, welche auf die Bestrafung Tschu-han nebst Genossen Bezug haben, liefern einen schlagenden Beweis für die Behauptung. Bei dem in Rede stehenden Vorkommnis handelte es sich einfach um die Bestrafung eines Beamten, der, wie viele Thatsachen darauf hinweisen, der Haupturheber der letztjährigen

Ausschreitungen im Yangtse-Thale war. Da aber, wie die chinesische Regierung fürchtete, durch seine Verhaftung und gesetzmäßige Bestrafung die Bevölkerung seines Heimatlandes Hunan möglicherweise in offene Revolte gegen die Regierung ausbrechen könnte, so wurden alle Räder in Bewegung gesetzt, sich mit soviel Grazie wie möglich aus der unangenehmen Lage zu ziehen; es galt einerseits die Bevölkerung Hunans, die auf den Angeklagten große Stücke hält, nicht zu sehr zu beleidigen, anderseits den Vertretern der fremden Mächte eine gewisse Genugthuung für ihre Forderung zu geben. Dies war gewiß keine leichte Aufgabe, die aber vollkommen gelungen zu sein scheint.

Die erste Methode, welche die Regierungsbehörden in der Sache zur Geltung brachten, war, die Erledigung der Angelegenheit so sehr wie möglich auf die lange Bank zu schieben, ein gewöhnlicher Schachzug der chinesischen Diplomaten. Das diplomatische Corps unterbreitete das Schriftstück betreffend Tschu-han dem Tsungli-Yamen im November v. J. Dieses Amt scheint sich auch mit ziemlicher Pünktlichkeit daran gemacht zu haben, den hohen Satrapen, unter dessen Gerichtsbarkeit der angeklagte Tschu-han lebt, anzuweisen, energische Maßregeln in der Sache zu veranlassen. Aber erst im März, also nachdem einige Monate verflossen waren, und nachdem, wie das Gutachten des Tsungli-Yamen bemerkt, es den General-Gouverneur von Hukuang, Tschang Tschih-tung, wiederholt telegraphisch aufgefordert hatte, die Angelegenheit zu untersuchen, erhielt es von dem genannten Satrapen die erste telegraphische Benachrichtigung, — im März — daß er mehrere Beamte nach Hunan entsandt habe, um eine genaue Untersuchung vorzunehmen, auf Grund deren er einen Bericht erstatten würde. Die Untersuchung muß etwa zwei Monate in Anspruch genommen haben und war wohl verhältnismäßig leicht, da Tschang Tschih-tung vorderhand Maßregeln getroffen zu haben scheint, die Sache ohne viel Aufsehen zu erregen zu erledigen. Es galt natürlich vorerst die angeklagte Person von der Scene der Untersuchung zu entfernen, und da Tschu-han sich nicht geneigt fühlte, sich von dieser Welt zu verabschieden, so mußte er „auf Reisen" gesandt werden, was sein Auffinden schwierig machen mußte. Die von Tschang Tschih-tung entsandte Untersuchungs-Kommission konnte daher, als sie in Tschang Tscha-fu, wo Tschu-

han seit mehreren Jahren residiert zu haben scheint, eintraf, denselben nicht mehr vorfinden; er hatte natürlich längst davon Wind bekommen — und wie sich annehmen läßt, von officieller Seite her, — daß die Kommission ihm auf den Hals zu rücken beabsichtige. Man fand nur einen Neffen Tschu-han's, einen andern entfernten Verwandten, sowie einige seiner Diener vor, die ins Verhör genommen wurden. Er selbst war plötzlich krank geworden und mußte eine Luftveränderung haben; die Vorgabe einer Krankheit, ein alter Kunstgriff, der in den Ländern des Westens ebenfalls nicht unbekannt ist, wurde also als Vorwand benutzt, um die angeblich hauptschuldige Person aus dem Wege zu räumen.

Das mit den Verwandten, Dienern u. s. w. Tschu-han's angestellte Verhör ergab, daß die Schmähschriften von verbrecherischem Gesindel und nicht von ihm selbst angefertigt worden seien. Auch sei er nicht der Verfasser von amtlichen Briefen, die teils vom Tsungli-Yamen, teils vom General-Gouverneur der Hu-Provinzen ausgehen sollten, die aber gefälscht waren, und mit den Schmähschriften zusammen überall weite Verbreitung gefunden hatten. Tschu-han habe allerdings von einigen Buchhändlern Broschüren drucken lassen, die aber zum Guten ermahnende Traktate wären und durchaus keine Angriffe gegen das Christentum enthielten. Tschu-han wurde überhaupt als ein Geistesgestörter dargestellt, der für seine Reden nicht verantwortlich sei. Doch ergab die Untersuchung, daß er sich „fortwährend in den rücksichtslosesten Anschuldigungen und Beschimpfungen gegen die christliche Religion erginge.“ Auch die mit dem Druck der Hetzschriften betraut gewesenen Personen konnten nicht zu dem Geständnisse gebracht werden, daß Tschu-han, mit dem sie auf sehr *freundschaftlichem* Fuße standen, bei ihnen die Anfertigung derselben in Bestellung gegeben habe; sie wüßten überhaupt nicht, wer die Besteller gewesen seien! Was hierbei namentlich auffällt ist, daß, wie der Bericht erwähnt, *sämtliche* vorgenommene Zeugen, Verwandte und Diener, sowie auch selbst seine Nachbarn *genau* dasselbe über Tschu-han aussagten: die ihm zur Last gelegte Verbreitung von Schmähschriften sei von verbrecherischem Gesindel begangen worden, in der Hoffnung, dadurch Unruhen herbeizuführen; der Pöbel hätte nur seinen Namen vorgeschützt, um dadurch den Schriften unter dem Volke eine größere Bedeutung zu geben.

Daß sämtliche Zeugen genau dasselbe aussagten, muß den Verdacht sehr rege machen, daß dieselben vorher einstudiert worden waren, was sie auszusagen hätten. Daß die Buchhändler nicht wissen sollten, wer die Flugschriften in Bestellung gegeben, ist einfach lächerlich; die Herstellung einer einzelnen Druckplatte ließe sich vielleicht unbemerkt bewerkstelligen, ohne daß es der Besitzer der Anstalt erführe; aber hier handelt es sich um Dutzende solcher Platten, und die Verbreitung der Schandlitteratur fand in Hunderttausenden von Exemplaren statt. Nichts wäre demnach leichter gewesen, als die Verfertiger sowohl als wie den Besteller dieser Druckplatten ausfindig zu machen. Doch dies lag wohl nicht im Interesse der Regierung, der auch alles daran zu liegen schien, Tschu-han persönlich selbst nicht zu vernehmen. Wenn sie im stande ist, den gemeinsten Verbrecher ausfindig zu machen, falls es ihr beliebt, sollte es ihr doch ganz und gar keine Mühe machen, eine im Taotai-Range stehende Person, die sich außerdem noch mit der Familie „auf Reisen" begeben hat und in der Provinz verweilt, persönlich zur Rede stellen zu können.

Thatsache ist aber, daß die Regierung sich durch eine solche Maßnahme zu sehr kompromittiert hätte; sie zieht es vor, den Mann als verrückt darzustellen, von dem, selbst wenn man ihn persönlich vor Gericht laden und vernehmen würde, „kaum ein vollgültiges Geständnis erzielt werden könnte". Und doch steht auf eins der Vergehen, dessen er beschuldigt wird — die Fälschung von Regierungsdokumenten — die Todesstrafe. Tschu-han wird also von einem Verbrechen freigesprochen, ehe er überhaupt selbst vernommen worden ist, — ein sonst in der chinesischen Gerichtsbarkeit gerade nicht üblicher Geschäftsgang. Warum aber sollten überhaupt *alle* Personen, wie der Bericht feststellt, Tschu-han's Namen vorgeben, daß *er* der Verbreiter der Schmähschriften sei? Vielleicht weil er ein Geisteskranker oder ein Beamter ist? Es ist jedenfalls höchst eigentümlich, daß alle Hände zuerst auf Tschu-han als den Urheber der Schriften zeigten; die Hunanesen, diese hauptsächlichen Christenfresser, waren anfangs stolz darauf, daß sie einen Beamten ihr eigen nennen konnten, der gegen das Christentum, dem er selbst einmal angehört haben soll, mit Feuer und Flamme zu Felde zog. Sobald sie aber erfuhren, daß die Zentral-Regierung von den „rothaarigen Barbaren" gedrängt wurde, den Urheber

dieser Schmählitteratur zu bestrafen, und sie auch diesbezügliche Anstalten traf, versuchten sie sofort die Schuld von den Schultern des bei ihnen allbeliebten Beamten auf die des niedrigen Gesindels zu wälzen.

Man sieht aber sofort, daß diese Schandlitteratur nicht die Schöpfung des ungebildeten Gesindels, sondern von Gelehrten ist; denn dafür spricht der ausgezeichnete Schriftstil, der mit klassischen Zitaten reichlich ausgeschmückt ist. Gesindel kann überhaupt keine Schreiben, die vom Tsungli-Yamen u. s. w. ausgehen sollen, verfassen; dazu gehört ein Litterat, und zwar ein recht tüchtiger. Es ist seitens der chinesischen Regierung kindisch, zu glauben, daß die Ausländer den Bericht als bare Münze hinnehmen werden, ohne denselben erst kritisch zu untersuchen; so leicht läßt sich der Europäer denn doch nicht Sand in die Augen streuen. — Tschu-han muß es gewußt haben, da alle Welt in Hunan es wußte, daß man seinen Namen in dieser Provinz mit der Urheberschaft dieser Schriften in Verbindung brachte, — er hat also zum mindesten seine stillschweigende Genehmigung dazu gegeben, — für einen Beamten bereits ein sehr großes Vergehen, da er seinen Namen nicht in verbrecherischer Weise gebraucht sehen darf. Aber selbst angenommen, daß er wahnsinnig, oder wie der Bericht besagt, „wie ein Wahnsinniger“ ist, so hätten seine Verwandten und Freunde darauf sehen sollen, daß man seinen Namen mit einer so schmutzigen Angelegenheit nicht in Verbindung bringe. Denn wo diese Schriften in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurden, konnten sie unmöglich Unwissenheit heucheln. Auch mußten die Beamten selbstverständlich von der Sache gewußt haben.

Es war für die chinesische Regierung überhaupt unmöglich, in der Sache einen andern Weg als den von ihr gewählten einzuschlagen. Hätte sie Tschu-han an den öffentlichen Pranger gestellt, daß er die “fons et origo” dieser Schmählitteratur, auf die die letztjährigen Wirren zurückzuführen sind, sei, so müßte er streng bestraft werden.

Durch eine solche Maßnahme aber hätte sie die Stimmung der Bevölkerung Hunans, die sämtlich mit Tschu-han sympathisiert, sich feindlich gesinnt gemacht, und ein schwer zu regierendes Element, wie die Hunanesen es sind, hätte das Reich möglicherweise in eine Rebellion stürzen können. Aber die Regierung hätte sich durch

eine solche Maßnahme auch noch in einer andern Richtung hin den Ausländern gegenüber stark kompromittiert. Bekanntlich versuchte sie darzustellen, daß die Vergewaltigung der Missionare im letzten Jahre das Werk von Geheimgesellschaften gewesen wäre; durch das Hinstellen Tschu-han's als des Urhebers dieser Schandlitteratur hätte sie sich aber eine schreckliche Blöße gegeben, und um den Schlag abzuwenden, daß die Wirren von hochgestellten Unterthanen heraufbeschworen worden seien, hat sie versucht, einen Ausweg zu finden, durch den zwei Fliegen mit einem Schlage getötet werden. Tschu-han ist seines Ranges — allerdings nur vorläufig — entkleidet und nach seinem Heimatsorte geschickt worden, wo er unter strenger Polizeiaufsicht steht; die Hersteller der Druckplatten sollen achtzig Stockprügel erhalten und 3 Monate lang den hölzernen Halskragen tragen, — eine weitere Bestätigung des Sprichwortes, daß man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt; auch werden wir Ausländer fernerhin getröstet, daß „die nichtswürdigen Verbrecher, die unter Vorschiebung des Namens Tschu-han's Schmähschriften u. s. w. angefertigt haben," mit größter Energie verfolgt, zur Haft gebracht und bestraft werden sollen. Die mit Beschlag belegten Bücher, Drucksachen und Druckplatten sollen durch den Zollbeamten von Hankau im Beisein der dort residierenden fremden Konsuln zerstört werden.

Doch wird man wohl in Erwägung der Thatsache, wie schwer es ist, die chinesische Regierung zu einer Maßnahme zu bewegen, durch welche die Interessen der Fremden gefördert werden, mit dem von dem fremden diplomatischen Corps zu Peking erzielten Resultate zufrieden sein müssen; das Tsungli-Yamen hat wohl alles ausgerichtet, was es unter den obliegenden Verhältnissen für ratsam hielt, ohne Gefahr zu laufen, der Landesregierung ernstliche Verlegenheiten zu bereiten. Tschu-han, der Urheber jener ekelhaften Schmählitteratur, ist für's erste wenigstens unschädlich gemacht und es steht zu hoffen, daß die Hunanesen selbst aus dem Vorfalle eine weise Lehre ziehen werden, daß das Motto der Ausländer, falls es Not thut, doch noch sein kann: "Nemo me impune lacessit" (niemand reizt mich ungestraft).

Diesen Ausführungen des Lloyd fügen wir bei, daß eine uns vorliegende Sammlung dieser chinesischen Schmähschriften allerdings vollauf das Urteil Tschang Tschi-tung's rechtfertigt, daß sie das

äußerste Maß von Gemeinheit und Unanständigkeit überschreiten und beim Lesen Ekel hervorrufen. Einige der gegen die Christen erhobenen Beschuldigungen sind gar nicht wiederzugeben. Es genüge zu sagen, daß die Christen immer in Gestalt des Schweines mit dem Zeichen Je-Su und die Europäer überhaupt als Ziegen mit dem Zeichen Si (Westliche oder Fremde) dargestellt werden. Diese Tiere werden das einemal zur Abschlachtung gefüttert, das anderemal abgeschlachtet oder mit Hunden gehetzt, oder von Tigern (den Tapfern von Hunan) zerrissen. Dann folgen Darstellungen von Schandthaten, die von den Europäern an Chinesen begangen worden sein sollen, ferner bildliche Anweisungen von Strafen, die ihnen zugedacht werden, wie Knebelung und Prügel, Eingießen von Menschenkot, Erschießen mit Pfeilen, Köpfen, Erstechen ꝛc. Bild XXXI stellt dar, wie die Schweine im Hades geplagt, d. h. zersägt, zerstoßen, in Käfigen eingeschlossen werden. Ein Bild stellt in maßlos grellen Farben dar, wie ein europäisches Kriegsschiff in Brand geschossen wird, ein anderes, wie der nicht ausgerottete Rest der Schweine und Ziegen vor dem Drachen Ki-lin kniet, d. h. wie sie sich der kaiserlichen Herrschaft unterwerfen. Bild XXVIII stellt dar, wie Hunan die „Ungeheuer“ ausrottet („furchteinflößende himmlische Soldaten“ fressen Schweine- und Ziegenfleisch). Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, mit welchen Mitteln die blinde Wut des Pöbels aufgestachelt worden ist, und es ist begreiflich, daß diese „Ideen“ in Thaten umgesetzt wurden; man muß sich wundern, daß es nicht zu noch Schlimmerem gekommen ist.

Es ist nicht zu leugnen, daß namentlich durch den Opiumhandel Europa sich an den Chinesen schwer versündigt hat, und man möchte bedauern, daß im Yangtse-Thale zur Zeit der Unruhen nicht die Elenden anwesend waren, die ihre Taschen mit dem Sündenlohn füllen. An ihrer Statt wurden diejenigen betroffen, die seit Jahren eine energische und zielbewußte Agitation gegen diesen schmachvollen Handel führen und nicht ruhen werden, bis auf den Opiumfeldern von Radschputana Getreide gepflanzt und diese Massenvergiftung ähnlich dem von Europäern aufgebrachten Sklavenhandel zu den dunkeln Erinnerungen der Weltgeschichte gehört.

# Gottes Wege in der Mission.

## Ein Bild aus der Mission am Voltafluß.

(Schluß)

gelesen!

### 5. Ein neuer Anfang.



Nach längerer Unterbrechung traten im März 1880 in Akropong die Missionare zu einer Generalkonferenz zusammen, um gemeinsam über die Bedürfnisse der Basler Mission auf der Goldküste zu beraten. Unter den Besprechungsgegenständen befand sich auch ein Antrag für die Wiederbesetzung von Anum. Diese war umsomehr geboten, als sich unter den zurückgekehrten Anumern eine kleine Schar von Christen befand, die während ihres Aufenthaltes auf der Goldküste zum Christentum übergetreten und nun ohne Pflege waren. Man war deshalb einstimmig für die Wiederaufnahme jener Mission am Volta und es wurde nach den nötigen Verhandlungen mit dem Komite der eingeborne Missionar David Asante für den Posten auserſehen. Am 24. September 1881 zog derselbe dort auf und errichtete ein provisorisches Häuschen am Fuß des Missionshügels, wo auch die Christen ihre Niederlassung anlegen sollten. Von einer Wiederherstellung der in Ruinen liegenden Stationsgebäude sah man vorderhand ab, um nicht sogleich mit größeren Bauten beginnen zu müssen. Auch wollte man erst sehen, wie sich das Werk am Volta entwickeln werde. Miss. Asante konnte gleich eine kleine Gemeinde von 34 Seelen übernehmen, die teils in Anum, teils in dem benachbarten Boso angesiedelt waren, und begann mit der Predigt des Evangeliums. Zugleich wurde die Hauptstadt von Akwam, die leider in den 60er Jahren unbesetzt geblieben war, nun mit einem Nationalgehilfen versehen und damit dem aussterbenden Geschlecht noch in der elften Stunde das Evangelium

gebracht. Durch die Besetzung dieses Platzes war auch eine Verbindung zwischen dem acht Stunden entfernten Anum und den südlich gelegenen Stationen der Goldküste hergestellt. Wie viel Arbeit aber für die Mission auf der ganzen Voltalinie bis hinein ins Innere nach der Handelsstadt Salaga vorhanden war, das zeigten verschiedene Reisen, die nun in jener Richtung hin unternommen wurden. Ueberall begegnete man dem in Afrika so mächtig vorwärts strebenden Islam neben dem rohesten Fetischdienst. David Asante dehnte seine Predigtreisen bis in die Gebiete von Nkonya und Boem aus und fand mit der Verkündigung des dort noch ganz fremden Evangeliums unter den abergläubischen Fetischdienern teils freundliches Gehör, teils aber auch finstern, drohenden Widerstand. Im großen und ganzen aber hatten die früheren langjährigen Bedrückungen der Asanteer, die Durchzüge ihrer Heerhaufen, die wiederholten feindlichen Einfälle und vor allem der fortwährende Kriegszustand die äußerste Verarmung hervorgerufen, welche die Voltavölker nicht nur mit der Sehnsucht nach besseren Zuständen erfüllte, sondern sie auch dem Wort des Friedens zugänglich machte.

Der Arbeit folgte auch bald die Frucht, zunächst im Stationsgebiet von Anum. Die Christenansiedlung, die sich am Fuß des Missionshügels erhob, dehnte sich aus und die Gemeinde mehrte sich unter der treuen Pflege ihres Seelsorgers. Besonders aber blühte die anderthalb Stunden entfernte Außenstation Boso auf. Hier war es hauptsächlich der Glaubenseifer eines einfachen Christen, der in Akwapem während des Exils bekehrt worden und nun das Werkzeug war, wodurch eine ganze Reihe von Familien für das Reich Gottes gewonnen wurde. Schon im Jahr 1883 hatte sich hier die Zahl ihrer Gemeindeglieder verdreifacht und bei den Taufen Erwachsener nahmen selbst heidnische Verwandte und Freunde der Täuflinge regen Anteil, indem sie den letzteren Geschenke darbrachten. Auch in Akwam, dem alten Räubernest, konnten in dem genannten Jahre die Erstlinge getauft werden. Zugleich drang das Evangelium immer weiter gegen Norden hin, sodaß Außenstationen bis an die Grenzen der Evhestämme in rascher Reihenfolge entstanden. So wuchs und gedieh das Werk Gottes in jenem Gebiet, das noch ein Jahr zuvor eine entvölkerte Einöde war und wo vordem die Thüren und Herzen so gänzlich

verschlossen waren. Von verschiedenen Seiten her, selbst aus den nördlichen Voltaländern, ergingen Rufe um Lehrer und Boten des Heils. Auf einer Predigtreise, die der eingeborne Pastor Th. Opoku den Volta aufwärts bis nach Salaga machte, kam derselbe unter anderm in ein Dorf im Lande Boem und predigte dessen Bewohnern. Diese hörten mit größter Aufmerksamkeit zu und schließlich sagte der Häuptling: „Mein Großvater Opoku! ich bitte dich sehr, nur noch morgen bei uns zu bleiben, damit ich die Aeltesten der umliegenden Ortschaften auch einladen kann; denn solch ein gutes wahres Wort wollen wir nicht für uns allein behalten, auch sie sollen es hören." Darauf fielen ihm einige seiner Leute in die Rede und riefen: „Ja, das ists, was wir wünschen. Er soll da bleiben, damit wir ihn auch kennen lernen." An einem andern Orte baten sie ihn ebenfalls zu bleiben mit den Worten: „Diese Sache ist uns ganz neu und wir haben noch nie davon gehört; aber was sollen wir thun, damit wir so einen Lehrer bekommen, wie du einer bist? Wenn du selbst bei uns bliebest, wollten wir anfangen, den Sohn Gottes, Jesum Christum, zu verehren und keinen Fetischgeist mehr anbeten." Und beim Abschied hieß es noch dringender als zuvor: „Gieb dir doch alle Mühe, daß du wiederkommst und uns das Wort Gottes noch einmal verkündigst." Derlei erlebte er öfters bei seiner Wanderung. Als dann Miss. Ramseyer im Jahr 1884 in jenes Dorf kam, fand er noch dieselbe Stimmung, dieselbe Sehnsucht. Und auch anderwärts ergingen die gleichen Bitten, dieselben freundlichen Einladungen. Aber es fehlten vorderhand die verfügbaren Kräfte, um denselben entgegenzukommen und ungesäumt in die Arbeit einzutreten. Erst im Jahr 1888 konnte man an eine Ausdehnung des Werkes in dieser Richtung denken.

In jenem Jahr trat an Stelle von David Asante, der von da ab die Bedienung seiner Heimatgemeinde Akropong übernahm,*) Miss. Joh. Müller in die Arbeit am Volta ein. Ihm, der 1865 seine Missionslaufbahn in Anum begonnen und seit den damaligen Kriegswirren (1868) im Akwapemgebiet gearbeitet hatte, lag die Voltamission besonders am Herzen. Nun hatte er nach mehr als 20 Jahren die Leitung derselben wieder zu übernehmen und sollte

*) Er ist inzwischen am 13. Oktober 1892 nach mehr als 30jährigem Missionsdienst gestorben. Vgl. Miss.Mag. S. 47 f. Wir hoffen im Lauf des Jahres einen kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens zu bringen.

das Werk, das seit kurzem im Anumdistrikt aufgeblüht war und in kräftigem Wachstum stand, nicht nur weiterpflegen, sondern auch nach Norden hin ausdehnen. Zu diesem Zweck wurde ihm der tüchtige und pflichttreue eingeborne Pastor P. Hall und einige weitere Nationalgehilfen beigegeben.

Im Frühjahr 1888 traf Müller in Anum ein. Ein halbes Jahr später konnte mit Hilfe jener Mitarbeiter ein Vorstoß gegen den oberen Volta hin unternommen und die Orte Bakpo und Amfoi besetzt werden. Sie sollten zugleich die Durchgangsstationen und Stützpunkte auf der Linie nach Nkonya und Boem bilden. Bald darauf brach auch P. Hall mit seiner Familie von Anum auf, um sich in der Landschaft Nkonya, 20 Stunden nördlich davon, niederzulassen. Am 18. August 1888 zog er nach unsäglichen Reisebeschwerden als der erste Bote Gottes in Ntschumuru, dem Hauptort von Nkonya, ein. Damit war nun ein Gebiet besetzt, in welchem die Völker mehr als irgendwo auf der Goldküste unter der Macht des Fetisches und dem Bann des Zauberwesens stehen, ja unter denen die häufigen Gottesgerichte mit ihren Giftproben und Menschenopfern die Stämme von Jahr zu Jahr bedenklich vermindern. Und nicht allein das. Der Sklavenhandel hat daselbst noch seine Stätten, wie z. B. in der Marktstadt Panto. Auch macht sich hier der mohammedanische Einfluß schon stark geltend, da die Hinterländer mehr oder weniger unter mohammedanischer Herrschaft stehen, und wo das nicht der Fall ist, so führt doch der Handel zwischen dem Binnenland und der Küste unzählige Vertreter des Islams in diese Gebiete.

Mit der Besetzung der Landschaft Nkonya war man um ein Beträchtliches gegen das Innere vorgedrungen. Aber man wollte hier nicht stehen bleiben. Die Blicke waren weiter und zwar auf das Land Boem gerichtet, das noch um mehrere Tagereisen darüber hinaus gegen Nordosten liegt. Doch ist die Missionsarbeit in diesem Gebiet — um das gleich vorauszuschicken — erst im Jahre 1891 durch den eingebornen Miss. Nikolaus Clerk in Angriff genommen worden. Dadurch, daß derselbe sich mit einem Lehrer im Hauptort Worawora niedergelassen hat, erstreckt sich nun die Voltamission von Anum aus über ein Gebiet von 40 St. Länge, wobei die ganze Linie durch eine Reihe von Zwischenstationen unter sich verbunden ist. Die Operationsbasis aber für diese

Voltamission ist und bleibt vorderhand die Hauptstation Anum. Ja, wer hätte das vor zwei Jahrzehnten für möglich gehalten, daß dieses noch einmal der Stützpunkt für eine gesegnete Mission längs der Ufer des Volta werden würde.

Der Gegensatz zwischen dem einst und jetzt trat dem Schreiber dieses besonders lebhaft vor die Augen, als er im Januar 1889 Anum und dessen nächsten Außenplätze zu besuchen Gelegenheit hatte.

---

## 6. Auf alten Pfaden.

Fast zwanzig Jahre waren verflossen, seit der Kriegssturm der Asanteer die Station Anum vernichtet und das Land ringsum verwüstet hatte. Dreizehn Jahre waren es her, daß ich vom Südosten kommend die entvölkerte Gegend durchwanderte, um die Station aufzusuchen. Heulende Wildnis und unheimliche Totenstille bedeckte damals die Hochthäler von Anum. Die Missionsstation lag in Ruinen und im Dickicht vergraben. Zwischen den ausgebrannten Mauern wucherte hohes Gras und Buschwerk. Oede und nur von Fledermäusen belebt starrten einen die leeren Thür- und Fensteröffnungen entgegen. Einsam ragte der wildbewachsene Bergkegel aus der Voltaebene empor. Nichts als Zerstörung und Verwüstung war zu erblicken.

Ein ganz anderes Bild bot sich mir, als ich im Jahr 1889 wieder nach Anum kam. Ich schlug diesmal den Landweg über Akwam ein, der, obwohl er durch dichte Urwälder und über felsige Bergrücken führte, doch nicht mehr wie früher gesperrt war. In Akwam fand ich jetzt eine entstehende Missionsniederlassung mit einer aufblühenden Schule, an der ein Nationalgehilfe wirkte.*) Die Bewohner mit dem König an der Spitze bezeugten die freundlichste Gesinnung gegen die Mission. Aber wie groß war erst die Veränderung, die mit Anum vor sich gegangen war! Schon anderthalb Stunden vor der eigentlichen Stadt stieß ich auf ein großes und gutgebautes Anumdorf. Wohlgepflegte Pflanzungen breiteten sich vor und hinter demselben aus. Ein verhältnismäßig guter Saumpfad führte von da über die vorgelagerten Höhenzüge

*) Seither ist auch eine schöne Kapelle erbaut und eingeweiht worden.

bis zur Stadt Anum, die vom Mondlicht friedlich beschienen, sich auf ihrer ehemaligen Stätte erhob. Ein starker Gewitterregen, der am Abend niedergerauscht war, hatte die Bewohner in die Hütten getrieben und das sonst übliche lebhafte Treiben auf den Straßen verstummen lassen. Ein breiter schöner Weg führte aus der Stadt gegen den historischen Missionshügel hin. Zwischen schlanken Oelpalmen und üppigen Bananengruppen gelangte ich nach kurzer Steigung in die Christenansiedlung, die sich den Hügel hinanzog. An ihrem oberen Ende wurde links eine kleine schmucke Kapelle mit einem Kreuz am Giebel sichtbar; rechts oben aber, das Ganze beherrschend, ragte auf einem kleinen Plateau von mächtigen Quarzfelsen ein bescheidenes Häuschen empor, aus dessen Fenstern helles Lampenlicht dem späten Wanderer freundlich entgegenblinkte. Es war die provisorische Missionarswohnung, dessen Insassen, Miss. Müller und Lieb, mir einen herzlichen Willkomm boten. Mit ihnen stieg ich am folgenden Morgen den Hügel vollends hinan, auf dessen Spitze man eben daran war, die ehemalige Station wieder aufzubauen, da sie, wie schon gesagt, die Bestimmung hatte, in Zukunft als Ausgangspunkt für die sich ausdehnende Arbeit am Volta hinauf zu dienen. Die Ruinen der mit den Jahren sehr zerfallenen Gebäulichkeiten mußten nun das Steinmaterial für die Mauern des neuen Baues liefern. Bereits war der untere Stock fertiggestellt und der obere wurde eben in Angriff genommen. Aber noch standen die alten Hofmauern und schlossen den weiten Raum des Anwesens ein, der mit vieler Mühe innen und außen vom Wald geklärt worden war. Nur eine prächtige Oelpalme und verschiedene Mangobäume hatte man als Zeugen der früheren Tage stehen gelassen. Im übrigen zeugte alles von emsiger Bauarbeit. Schindeln waren in hohen Stößen aufgeschichtet, Balken und Bretter, Mauersteine u. and. lagen allenthalben in sorglicher Weise aufgestapelt und für den Gebrauch fertig. Schreinerschuppen und Arbeiterhütten waren da und dort aufgerichtet. Doch heute ruhte die Arbeit — denn es war Sonntag — und feierliche Stille herrschte an dem taufrischen Morgen auf dem Bauplatz. Unter welch ganz anderen Verhältnissen als vor 25 Jahren baute man nun an derselben Stelle! Wie viel rascher und ungestörter war jetzt das Werk während wenigen Monaten vorgeschritten, wozu man damals über Jahr und Tag

gebraucht hatte! Und welchen freien Rundblick gewährte heute des Hügels Spitze, wogegen vor 13 Jahren dichte Wildnis rings-um jede Fernsicht begrenzte. Nun weidete sich das Auge wieder an dem Anblick einer volkreichen Stadt, deren Bewohner in un-gestörtem Frieden ihr Land bebauen konnten und unter denen das Werk Gottes einen schönen Anfang genommen hatte. Ja, das Herz ging einem auf, wenn man, wie wir an jenem Morgen, von der hochgelegenen Station aus die Augen über das Panorama des Voltagebietes schweifen ließ. Auf drei Seiten ragen hohe Bergrücken mit ihren Kämmen hervor, dazwischen ziehen sich tief eingeschnittene Hochthäler mit üppiger Vegetation dahin und dazu als Gegensatz die endlose mit Gras und vereinzelten Baumgruppen besetzte Tafelebene im Nordwesten. Durch diese Grassteppe aber windet sich, von Norden herkommend, der majestätische Voltastrom, an beiden Ufern mit dem farbenreichsten Grün der Waldung gar-niert. Vereinzelte Felsenriffe heben ihre dunkeln, starren Häupter aus den Fluten empor und drohen den leichten Baumboten der Eingeborenen Gefahr und Verderben. Da und dort gruppieren sich die Klippen bei niederem Wasserstand zu gewaltigen Felsen-bänken, die den Strom sperren und zwischen denen sich die Wasser-massen mit lautem Getöse hindurchzwängen. Brodelnd und schäu-mend flutet hier das Gewässer über die zerklüfteten Felsenköpfe und das zackige Gestein. Ab und zu taucht aus dem Wasserspiegel ein grünes Eiland empor, dessen üppigen Ufergelände der Strom mit kühlender Woge bespült. Hier sucht das Flußpferd nächtlicher Weile sein saftiges Futter, während im Sumpfgebüsch das Krokodil auf der Lauer liegt. Im Westen ist der Lauf des Flusses durch eine hohe Gebirgskette dem Blick verdeckt, aber im Südwesten öffnen sich plötzlich die steilabfallenden Berge wie auseinander-gerissen und lassen den Strom wieder in den Horizont treten. Wie ein Silberfaden taucht er dann zwischen den zurücktretenden Höhen auf und schlängelt sich in kühnen Windungen und stellen-weisen Erweiterungen dem Süden zu, wobei die Berge, die ihre Fußgestelle trotzig gegen seine Ufer stemmen, als das hohe Ge-lände seines Bettes erscheinen. Man wird nicht müde, von dem Stationshügel aus den im Sonnenglanz blinkenden Fluten nach-zuschauen, wie sie langsam dahinziehend ihren Weg zum Meere südwärts fortsetzen.

Ja, Anum bot diesmal ein ganz anderes Bild dar als vor 13 Jahren, und das nicht nur in den äußeren Verhältnissen, sondern auch in Bezug auf die Mission. Vom Fuß des Hügels herauf erklang das Geläut einer Glocke und rief die Gläubigen ins Gotteshaus. Wohlgekleidete Kirchgänger, Christen und Heiden, strömten der Kapelle zu und kräftig erschollen in ihr die Weisen unserer Kirchenlieder in den Lauten der Tschisprache. Aufmerksam folgte die andächtige Gemeinde der Verkündigung des Wortes und brachte dem Herrn ihr Dankopfer dar. Unsere Besuche in den Häusern und Familien der Christen verstärkten in uns den Eindruck, daß der Segen Gottes und mit ihm auch äußerer Wohlstand unter ihnen eingezogen sei. Verschiedene Schulprüfungen, die wir an den folgenden Tagen in Anum und einigen entfernteren Außenstationen des Sprengels anstellten, ließen uns deutlich wahrnehmen, daß neue Zeiten für die Völker am Volta angebrochen seien. Wahrlich die blühenden Gemeindlein und Volksschulen in und um Anum waren ein beredtes Zeugnis davon, daß Gottes Wege in der Mission oft recht wunderbare sind. Was wir jetzt von Anum zu sehen bekamen, war gleichsam die Frucht der früheren Aussaat, die nach vorangegangenen Herbst- und Winterstürmen in der milden Luft des Frühlings aufgegangen, jetzt heranreifte.

* * *

Das war im Jahre 1889. Seitdem sind schon wieder vier weitere Jahre darüber hingegangen. Das Missionshaus, das damals auf dem Scheitel des Anumhügels im Bau begriffen war, ist längst fertig gestellt und von zwei Missionaren bezogen worden. (Siehe Titelbild: Missionshaus in Anum.) Aber auch das Werk Gottes, das von hier aus den Volta aufwärts betrieben wird, hat sich in gedeihlicher Weise weiter entfaltet. Die Gemeinden sind gewachsen und die Schulen haben sich gemehrt. Im fernen Nkonyalande sind die Erstlinge getauft worden und im umnachteten Boem hat das Evangelium seinen Einzug gehalten. Zwar steht demselben überall und ganz besonders in diesen Hinterländern noch die ungebrochene Macht eines finsteren Heidentums entgegen; aber die Anzeichen sind vorhanden, daß es da und dort Licht wird.

Die Zahl der von Anum aus gegründeten Außenposten hat sich mit der fortschreitenden Ausdehnung der Voltamission in den letzten Jahren soweit gemehrt, daß es ihrer bereits elfe sind. Unter ihnen befindet sich auch das durch seinen früheren Sklavenmarkt berüchtigte Panto. Die älteren Gemeinden von Anum und Boso sind auch innerlich erstarkt und legen Beweise ab, daß das Evangelium unter ihnen eine Kraft zum Leben ist. Jährliche Missionsfeste, die von ihnen gefeiert werden, sind der Ausdruck davon, daß sie nicht nur für die Segnungen des Christentums zu danken haben, sondern sich auch dazu berufen und verpflichtet fühlen, die ihnen zu teilgewordenen Heilsgüter den ringsum wohnenden Heiden zu übermitteln. Die Zahl der Christen im Anumsprengel aber belief sich am 1. Januar 1892*) auf 551 Gemeindeglieder und 159 Schüler.

Aber nicht nur die Basler Mission hat hier die leitende Hand Gottes reichlich zu erfahren bekommen, sondern auch die unter den benachbarten Evhestämmen arbeitende norddeutsche Schwestermission. Sie hat in noch viel größerem Maße unter den damaligen Kriegsstürmen zu leiden gehabt; denn durch diese wurde ein Teil ihrer langjährigen opferreichen Missionsarbeit gänzlich vernichtet, so daß ihre Hauptarbeit jahrelang ganz auf das Küstengebiet beschränkt blieb. Nun ist auch ihr, seit sie ihre Station in Ho 1876 wieder aufbauen konnte, im Inland viel Segensfrucht geschenkt worden. Sie hat ihre Seile weiterspannen können und bis auf die Höhen der nördlichen Gebirgskette die Botschaft des Friedens getragen. Im Avatimeland, etwas südöstlich von Nkonya, hat sie in den letzten Jahren Amedschovhe als weitere Inlandstation angelegt und mit der Missionsarbeit einen erfreulichen Anfang gemacht.

So bahnen sich immer mehr die Wege an, auf denen das Evangelium in die heidnischen und mohammedanischen Gebiete des oberen Volta vordringt. Gottes Stunde wird auch für diese umnachteten Völker schlagen, da es heißt: Mache dich auf, werde Licht!

*) Der Census vom 1. Jan. 1893 ist uns leider noch nicht zur Hand. Es ist aber anzunehmen, daß die Zahl der Gemeindeglieder jetzt über 600 beträgt, da der Zuwachs im Jahr 1891 sich schon auf 76 belief.

geschlossen.

# Vater Goßner.

Von Stadtpfarrer Chr. Römer.

(Fortsetzung)

So zog Goßner (1811) von Dirlewang ab. Er hatte nach Leib und Seele Erholung nötig und diese suchte und fand er in Basel. Dort wohnte er Monate lang mit seinem Freund Spittler im Fälkli zusammen. Die Abendbibelstunden, die er den erweckten Kreisen hielt, gaben den Anlaß, daß seine Freunde von der Christentumsgesellschaft allem aufboten, ihn in Basel zu halten und in den Dienst der Gesellschaft zu ziehen. Fast wie ein Flüchtling, der sich vor sich selbst nicht sicher fühlt, reiste er ab: der Uebertritt lag ihm sehr nahe und wurde ihm nahe gelegt. Allein er hatte in Basel liebe Freunde und ein reiches christliches Leben kennen gelernt, aber doch keine Kirche, die ihn hätte locken können, in sie einzutreten. Wie freuten sich die Freunde in Bayern, als sie ihn wieder hatten, und besonders daß sie ihn wieder als Katholiken hatten! Es gelang ihm in München ein Aemtchen zu bekommen, das seiner noch geschwächten Kraft entsprach: ein „Benefizium" mit der Verpflichtung zu einer täglichen Messe an der Liebfrauenkirche. Diese Arbeit genügte ihm aber nicht lange. Er erhielt denn auch die Berechtigung in Predigt und Beichtstuhl, wo man seiner begehre, thätig zu sein. Das war ein glücklicher Fund für viele Priester; denn wer mochte auch in den so spärlich besuchten Kirchen des damaligen München predigen? Aber wie merkwürdig! Wenn Goßner eine Kanzel betrat, so waren bald die größten Kirchenräume zu klein, die Menge der Zuströmenden aufzunehmen, und geduldig versammelte man sich schon eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes, um einen günstigen Platz zum Hören zu erhalten. In den höheren Schichten der Gesellschaft galt alles Kirchliche nur für leeres Zeremoniell und von einem Erlöser hörten viele ihr Lebtag kein Wort. Und nun stand da ein Prediger, der den fast schon verklungenen Namen Jesu als den Christ und Gottessohn verkündete und geradewegs losging auf die ewige Stelle des Menschenherzens, wo die Sehnsucht nach Ruhe und Seligkeit wohnt und der herzbewegend einlud: kommt, wir wollen zum Herrn gehn. Und dabei brauchte der gradsinnige Schwabe nicht viele Künste: mit derselben

Unbefangenheit, mit der er seinen Bauern predigte, mit derselben Einfalt, die allsonntäglich Hunderte von Kindern in seine Kindergottesdienste zog, verkündigte er hier in Münchens Kirchen seine Botschaft so, daß die höchsten und die niedersten Kreise sie verstehen konnten und mußten.

Aus der Masse der Zuhörer arbeitete sich ein Kern heraus, der sich enge an Goßner anschloß: Männer und Frauen aus den höchsten und den niedersten Kreisen gleichermaßen versammelten sich in abendlichen Zusammenkünften in seiner Wohnung und gerade für solche Versammlungen war Goßner wie geschaffen; ohne die Leute in irgend ein sektiererisches Geleise zu bringen, ohne irgend etwas Besonderes da zu treiben, hielt Goßner diese Andachten ganz in der Weise unserer Bibelstunden oder Missionsstunden. Gewöhnlich las man zuerst einen Bericht aus der Mission oder sonst einen Brief, wie sie den Gliedern der Christentumsgesellschaft zukamen, vor, dann sang man aus dem Gesangbuch der Brüdergemeine, dazu spielte ein musikkundiger Teilnehmer das Instrument, dann las Goßner eine Bibelstelle, sprach darüber und schloß mit einem Herzensgebet und mit dem Segen des Herrn. Wir finden darin nichts Auffallendes; aber nun denke man, daß ein katholischer Priester vor Katholiken aus allen Schichten Münchens mit tiefgreifender Wirkung Jahr aus Jahr ein diese Stunden hielt, daß angeregt hiedurch da und dort unter den Katholiken solche Versammlungen entstanden: das war doch eine merkwürdige Zeit! Aber freilich, wie sollte man auf Bestand hoffen? Ein Volk, das keine Bibel und keine selbständige Heilserkenntnis hat, mag erweckt werden; aber wer will weiter pflegen, wenn die kraftvollen Persönlichkeiten vom Schauplatz abtreten? Goßner fühlte das und war unermüdet in dieser Richtung für sein katholisches Volk thätig. Aus jenen Jahren stammt sein auch unter den Evangelischen und weithin in der Heidenwelt verbreitetes „Herzbüchlein“, eigentlich nur die Neuausgabe einer alten katholischen Volksschrift. Der volle Titel ist: „Das Herz des Menschen ein Tempel Gottes oder eine Werkstatt des Satans in 10 Figuren sinnbildlich dargestellt“. Die nicht gerade geschmackvollen Figuren ließ er in der alten Form stehen, „denn, dachte ich, der Teufel wird noch nicht schöner und ästhetischer geworden sein, der Text aber, den er ganz neu dazu schrieb, ist voll tiefen Ernsts und wahrhaft ergreifender Innigkeit. Am meisten am Herzen lag

ihm aber, dem katholischen Volk eine deutsche Bibelübersetzung zu geben. Am liebsten wäre ihm die lutherische Bibel gewesen, aber wie sollte man das Werk dieses Ketzers unter die Katholiken bringen? Sein Ideal war: „Luthers Kraft- und Kernsprache sollte so viel als möglich beibehalten und nur hier und da verbessert werden; denn überall hat er es doch auch nicht getroffen, aber besser als keiner vor ihm und nach ihm."

So machte er sich, da ihm die kurz zuvor für Katholiken bestimmte van Eßsche Uebersetzung zu modern klang, selbst an die Uebersetzung, wenigstens des Neuen Testaments, und dieses wurde denn auch von 1815 an in wenigen Jahren wohl 30 mal aufgelegt und namentlich in Bayern, Schlesien, in Köln, Düsseldorf und in der Schweiz in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Die evangelische Bewegung machte immer mehr von sich reden. Ein Altersgenosse Goßners, ein geistreicher, feuriger Priester, Ignaz Lindl, wurde durch Goßner in München von seiner Begeisterung für die Aufklärung geheilt und ward bald ein begeisterter Herold der evangelischen Predigt von der Rechtfertigung aus Gnaden. Wunderbar war die Wirkung unter dem katholischen Landvolk. Zuverläßige Zeugen erklären übereinstimmend, daß oft und viel 8000 ja 10000 Menschen zusammenströmten, denen er auf offenem Feld mit heller sonorer Stimme das Evangelium predigte. Leider fehlte ihm der tiefe Ernst und die Nüchternheit Goßners und die Träume vom nahen Anbruch des tausendjährigen Reichs wurden für ihn mehr und mehr gefährlich. Zunächst aber war der Erfolg riesengroß. „Vor und nach der Versammlung", so erzählt Goßner als Augenzeuge, „kommen die Leute haufenweise zu Lindl aufs Zimmer, am Sonntag den ganzen Tag von 4 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, an Markttagen und die ganze Woche hindurch ist sehr oft und gewöhnlich sein Haus und Zimmer besetzt mit solchen Leuten von allen Orten aus der Gegend bis zu 6 und 8 Stunden, die ihre Sünden unter Thränen bekennen und sich das Evangelium Gottes verkünden lassen." —

Aber wir haben nun das Jahr 1815 hinter uns und da hat es für Deutschland geheißen: „Laß dich nicht den Frühling täuschen!" So manches edle Samenkorn, das ernst und fröhlich aufsproßte auf dem blutgedüngten Boden der großen Zeit der Freiheitskriege, wurde in den Boden getreten von der kalten Politik des Fürsten

Metternich, der von Wien aus Deutschlands Fürsten beeinflußte, ja beherrschte und Mißtrauen säte gegen jede edle Regung in den Völkern. Hand in Hand mit ihm arbeitete der Jesuitenorden, der als der einzige Retter und Ueberwinder des bösen Revolutionsgeists 1814 durch feierliche päpstliche Bulle für ewige Zeiten wiederhergestellt worden war.

In dem engen Gebiet der Lebensgeschichte Goßners sehen wir mehr als einmal diese damals weltbeherrschenden Mächte sich geltend machen. Schritt für Schritt beginnt der Kampf, der für die katholische Kirche Deutschlands mit dem Unterliegen der Sailerschen Bewegung endet. Boos war wiederum einer der ersten, die getroffen wurden. Er war noch in der Diözese Linz, aber sein edler Bischof war gestorben und schon seit 1810 ließ man ihm keine Ruhe. Das Ende war, daß man ihn 1815 für 10 Monate in so enge Klosterhaft brachte, daß er von der Außenwelt völlig abgesperrt gewesen wäre, hätten nicht seine Freunde einen Mäusegang entdeckt, der vom Freien in die Zelle führte und durch den sie briefliche Nachrichten zu ihm gelangen lassen und von ihm erhalten konnten. Goßner hat in seines Freundes Biographie viele dieser durch die „Mäusepost“ beförderten Briefe veröffentlicht. Wegen mangelnder Beweise ließ man ihn endlich los gegen das Versprechen der Auswanderung. Plötzlich stand der gefangen Geglaubte eines Abends in München vor Goßners Hausthüre, Einlaß begehrend. Ein befreundeter Baron nahm ihn als Hauslehrer auf sein Landgut.

Das bedenklichste Zeichen der Zeit war aber: Sailer, in welchem diese ganze evangelische Richtung ihren Patriarchen verehrte, sagte sich in schroffer Weise von seinen Schülern und Herzensfreunden los. Er war, wie wir oben sahen, 1794 von Dillingen verdrängt worden, war sodann bis 1799 ohne Anstellung geblieben, von da an war er wieder Professor zuerst in Ingolstadt, dann in Landshut. Von hier schrieb er 1816 einen Brief an Goßner, den er absichtlich publik machte und der eine sehr deutliche Lossagung von Goßner und seinen Genossen enthält. Bald darauf kam Sailer selbst nach München, wo er so oft bei Goßner logiert hatte; diesmal mied er ihn und verkehrte in auffälliger Weise mit Goßners ausgesprochenen Gegnern. Was Sailer innerlich durchgemacht haben mag, ehe er so weit gehen konnte, weiß wohl niemand: aber die Ultramontanen drängten ihn; er mußte vorwärts oder rückwärts,

und er wählte den Rückzug. Versöhnt hat er damit seine Gegner nicht: sie verlegten ihm bis ins Alter den Weg wo sie konnten. Er starb 1831, achtzig Jahre alt, nachdem er noch 2 Jahre lang Bischof zu Regensburg gewesen war.

Goßner schreibt über jenen auffallenden Schritt Sailers einem Freund: „Bruder, das sind die heißesten Glutleiden, die könnten einen aufreiben, wenn der Heiland nicht unser aller erfahrener und guter Arzt wäre.“ Sailer schrieb noch mehrmals warnende Briefe an Goßner. Auch Boos erhielt ähnliche gute Ratschläge, er solle sich ja nur recht still verhalten. „Stille, stille!“ ruft Boos drüber aus. „Gerade als ob die Welt eine Kinderstube wäre, damit ja die Kinder und Sünder über der Predigt des Evangeliums nicht aufwachen möchten.“

Goßners Stellung war noch gesichert, so lange Montgelas noch Minister war. Dieser Freidenker hatte gegen Klagen, die über Goßner an ihn kamen, nur das Wort, „ums Frommsein nehme er sich nichts an!“ So durfte Goßner noch in Frieden und Ruhe sein umfangreichstes schriftstellerisches Werk vollenden, seine sechsbändige Erklärung des Neuen Testaments, die 1818 unter dem Titel „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi im Neuen Testament“ erschien, jedoch bezeichnend für die schon gefährliche Zeitlage, ohne Nennung des Verfassers. Das Buch ruht auf gründlichen Studien, ist aber ganz Erbauungsbuch, das alles ausschließlich und unmittlbar aufs Herz und Gewissen des Lesers wendet. — Montgelas war, als das Buch erschien, schon über ein Jahr lang nicht mehr am Ruder: Metternich in Wien, der Papst in Rom und die Jesuiten hatten gemeinsam an seinem Sturz gearbeitet, und jetzt begannen die „Konkordatsverhandlungen“, worin die bayrische Regierung den weitgehendsten päpstlichen Ansprüchen nicht klar und deutlich entgegenzutreten wagte. Daß eine solche Regierung, die sich selbst nicht gegen Rom zu schützen wußte, auch für Goßner und seine Freunde wenig Schutz bot, ist klar. Zunächst ging es an Lindl, der im Disziplinarweg von seiner Stelle wegversetzt wurde. Als aber auf seiner neuen Pfarrstelle das Aufsehen und die Bewegung, die er hervorrief, noch ärger war, war davon die Rede, ihn im stillen aufzuheben und in ein Priesterkorrektionshaus zu sperren. Er aber, gewarnt, eilte nach München und stellte sich hier unter den Schutz des russischen Gesandten, da er gerade in jenen Tagen einen Ruf nach Petersburg erhalten hatte, wo wir ihn bald wieder treffen werden.

Boos war kurz vorher außer Lands gegangen. Die preußische Regierung suchte für die 1815 ihr zugefallene meist katholische Rheinprovinz tüchtige Kräfte an die höheren Schulen. Boos wurde Religionslehrer in Düsseldorf, unser Goßner war zum theologischen Professor an der neugegründeten Universität in Bonn vorgesehen; rechtzeitig erfuhr das preußische Ministerium noch, daß er als Irrlehrer in Rom verdächtig sei, und so sah man von ihm ab. — Boos war als Gymnasiallehrer nicht glücklich, er hatte „einen Heißhunger, Pfarrer zu werden", und nach weniger als 2 Jahren verließ er Düsseldorf und ist von da an Pfarrer in Sayn bei Neuwied. Dort lebte er fortan unangefochten, weil er dort hinten unschädlich schien. „Komm in meine Bergschlucht", schreibt er später einmal dem heimatlosen Verfolgten, Goßner. „Hier leben wir im Verborgenen mit Füchsen und Hasen und haben Brot und Wohnung genug." Am 29. August 1825 entschlief er. Noch ein Wort aus seiner letzten Krankheit sei anzuführen gestattet: „Ich habe und begehre nichts, als Schächers-Los und Zöllners-Recht. Erlang ichs nicht, so steht es schlecht; bin also gezwungen, mit beiden Händen nach dem zu greifen, was man an mir als Ketzerei verabscheute und bis heute verfolgte." —

Nun aber zurück zu Goßner. Die Stelle in Düsseldorf, welche Boos innegehabt hatte, war schon damals zuerst Goßner angeboten gewesen; als der Ruf nach Boos' Abgang wieder an ihn kam, griff er nun im Sommer 1819 doch zu. Mit den besten Zeugnissen und großen Lobeserhebungen entließ ihn seine geistliche Behörde aus München: wie war sie so froh, ihn loszuhaben! Aber bis er in Düsseldorf eintraf, war auch schon von Bayern aus sein abscheuliches Ketzertum, seine Schwärmerei und sein sittlich höchst verdächtiger Charakter dort bekannt geworden und nur strenger Befehl von oben brachte die Düsseldorfer dazu, ihn anzunehmen. „Die Pfaffen, Franziskaner und Jesuiten", schreibt er, „speien Galle und Gift über mich, lärmen und denunzieren mich und legen mir alle möglichen Hindernisse in den Weg." Dennoch gewann er hier die Herzen vieler durch seine Predigten, die er ab und zu hielt, und die herzliche Anhänglichkeit vieler Gymnasisten folgte ihm, als er nach 10 Monaten schon wieder weiterzog. Er hatte stets das Gefühl, hier nicht bleiben zu können; ganz unvermutet aber kam ein Ruf ins Ausland: nach Petersburg.

Nun war nicht nur Bayern, sondern wenn wir von dem stillen, verborgenen Boos absehen, das ganze katholische Deutschland von der verfehmten Pest der Mystik befreit, d. h. es war gelungen, den Sauerteig des Evangeliums gründlich auszufegen. Ein paar Ausschließungen von evangelisch gesinnten Priestern in Bayern waren noch nötig; aber heutzutage wird unter dem bayrischen Volk auch der Name eines Boos, Goßner oder Lindl so gut wie verklungen sein; es waren keine Laien da, die die Träger der Bewegung hätten werden können, nachdem die leitenden Priester entfernt waren, denn es war kein Volk da, das an der Bibel zu selbständigem religiösem Denken erzogen gewesen wäre. Auch die Auswanderungen nach Südrußland, die folgten, haben gewiß das Ihrige beigetragen, daß die ganze verheißungsvolle Bewegung wieder verschwand und die Grabesstille eintrat, wie sie die alleinseligmachende Kirche als das Kleinod ihrer Einigkeit haben will. Eine andere Stätte der Zuflucht und zugleich der Arbeit schien sich dem Evangelium damals aufzuthun und mit überschwenglichen Hoffnungen schaute man hinüber nach Rußland: dort suchte man den Bergungsort, wo nach der Offenbarung Johannis die 144,000 Versiegelten vor den Schrecken, die über den ganzen Erdkreis kommen sollten, verwahrt seien. Jung Stilling, der wie ein gotterleuchteter Prophet unter den Stillen im Lande verehrt war, rief aus: Kommt, Kinder, laßt uns nach den Gefilden Samarkands eilen. Dort ist das Solyma, das Gosen, wo uns keine der ägyptischen Plagen treffen kann! Nun denken wir uns: die Hungersnot von 1817, die Schrecken der vergangenen Jahre der Völkerkriege, die neuerwachten Hoffnungen. Das alles trieb die Leute auf: und da stand der fromme Alexander I. von Rußland vor ihnen, bereit, diese Kolonisten in sein Land aufzunehmen, er der für die Verbreitung des Evangeliums damals so viel in seinem Land that, er der den Kolonisten alle Freiheiten und Erleichterungen gewährte: ja, da zogen sie in Scharen aus Württemberg und aus der Schweiz hinüber. Aber auch aus Bayern schlossen sich namentlich unter Lindls Einfluß, der ganz in Stillings Gedankenkreis lebte, viele an, besonders solche, die zur evangelischen Erkenntnis durch Lindl, Goßner und andere gekommen waren, und vielleicht liegt hier auch der Erklärungsgrund dafür, daß die evangelische Bewegung in Bayern selbst so rasch wieder sich verlief.

Die Hoffnungen, die man auf Kaiser Alexander setzte, waren

Metternich, der von Wien aus Deutschlands Fürsten beeinflußte, ja beherrschte und Mißtrauen säte gegen jede edle Regung in den Völkern. Hand in Hand mit ihm arbeitete der Jesuitenorden, der als der einzige Retter und Ueberwinder des bösen Revolutionsgeists 1814 durch feierliche päpstliche Bulle für ewige Zeiten wiederhergestellt worden war.

In dem engen Gebiet der Lebensgeschichte Goßners sehen wir mehr als einmal diese damals weltbeherrschenden Mächte sich geltend machen. Schritt für Schritt beginnt der Kampf, der für die katholische Kirche Deutschlands mit dem Unterliegen der Sailerschen Bewegung endet. Boos war wiederum einer der ersten, die getroffen wurden. Er war noch in der Diözese Linz, aber sein edler Bischof war gestorben und schon seit 1810 ließ man ihm keine Ruhe. Das Ende war, daß man ihn 1815 für 10 Monate in so enge Klosterhaft brachte, daß er von der Außenwelt völlig abgesperrt gewesen wäre, hätten nicht seine Freunde einen Mäusegang entdeckt, der vom Freien in die Zelle führte und durch den sie briefliche Nachrichten zu ihm gelangen lassen und von ihm erhalten konnten. Goßner hat in seines Freundes Biographie viele dieser durch die „Mäusepost" beförderten Briefe veröffentlicht. Wegen mangelnder Beweise ließ man ihn endlich los gegen das Versprechen der Auswanderung. Plötzlich stand der gefangen Geglaubte eines Abends in München vor Goßners Hausthüre, Einlaß begehrend. Ein befreundeter Baron nahm ihn als Hauslehrer auf sein Landgut.

Das bedenklichste Zeichen der Zeit war aber: Sailer, in welchem diese ganze evangelische Richtung ihren Patriarchen verehrte, sagte sich in schroffer Weise von seinen Schülern und Herzensfreunden los. Er war, wie wir oben sahen, 1794 von Dillingen verdrängt worden, war sodann bis 1799 ohne Anstellung geblieben, von da an war er wieder Professor zuerst in Ingolstadt, dann in Landshut. Von hier schrieb er 1816 einen Brief an Goßner, den er absichtlich publik machte und der eine sehr deutliche Lossagung von Goßner und seinen Genossen enthält. Bald darauf kam Sailer selbst nach München, wo er so oft bei Goßner logiert hatte; diesmal mied er ihn und verkehrte in auffälliger Weise mit Goßners ausgesprochenen Gegnern. Was Sailer innerlich durchgemacht haben mag, ehe er so weit gehen konnte, weiß wohl niemand: aber die Ultramontanen drängten ihn; er mußte vorwärts oder rückwärts,

und er wählte den Rückzug. Versöhnt hat er damit seine Gegner nicht: sie verlegten ihm bis ins Alter den Weg wo sie konnten. Er starb 1831, achtzig Jahre alt, nachdem er noch 2 Jahre lang Bischof zu Regensburg gewesen war.

Goßner schreibt über jenen auffallenden Schritt Sailers einem Freund: „Bruder, das sind die heißesten Glutleiden, die könnten einen aufreiben, wenn der Heiland nicht unser aller erfahrener und guter Arzt wäre." Sailer schrieb noch mehrmals warnende Briefe an Goßner. Auch Boos erhielt ähnliche gute Ratschläge, er solle sich ja nur recht still verhalten. „Stille, stille!" ruft Boos drüber aus. „Gerade als ob die Welt eine Kinderstube wäre, damit ja die Kinder und Sünder über der Predigt des Evangeliums nicht aufwachen möchten."

Goßners Stellung war noch gesichert, so lange Montgelas noch Minister war. Dieser Freidenker hatte gegen Klagen, die über Goßner an ihn kamen, nur das Wort, „ums Frommsein nehme er sich nichts an!" So durfte Goßner noch in Frieden und Ruhe sein umfangreichstes schriftstellerisches Werk vollenden, seine sechsbändige Erklärung des Neuen Testaments, die 1818 unter dem Titel „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi im Neuen Testament" erschien, jedoch bezeichnend für die schon gefährliche Zeitlage, ohne Nennung des Verfassers. Das Buch ruht auf gründlichen Studien, ist aber ganz Erbauungsbuch, das alles ausschließlich und unmittlbar aufs Herz und Gewissen des Lesers wendet. — Montgelas war, als das Buch erschien, schon über ein Jahr lang nicht mehr am Ruder: Metternich in Wien, der Papst in Rom und die Jesuiten hatten gemeinsam an seinem Sturz gearbeitet, und jetzt begannen die „Konkordatsverhandlungen", worin die bayrische Regierung den weitgehendsten päpstlichen Ansprüchen nicht klar und deutlich entgegenzutreten wagte. Daß eine solche Regierung, die sich selbst nicht gegen Rom zu schützen wußte, auch für Goßner und seine Freunde wenig Schutz bot, ist klar. Zunächst ging es an Lindl, der im Disziplinarweg von seiner Stelle wegversetzt wurde. Als aber auf seiner neuen Pfarrstelle das Aufsehen und die Bewegung, die er hervorrief, noch ärger war, war davon die Rede, ihn im stillen aufzuheben und in ein Priesterkorrektionshaus zu sperren. Er aber, gewarnt, eilte nach München und stellte sich hier unter den Schutz des russischen Gesandten, da er gerade in jenen Tagen einen Ruf nach Petersburg erhalten hatte, wo wir ihn bald wieder treffen werden.

Boos war kurz vorher außer Lands gegangen. Die preußische Regierung suchte für die 1815 ihr zugefallene meist katholische Rheinprovinz tüchtige Kräfte an die höheren Schulen. Boos wurde Religionslehrer in Düsseldorf, unser Goßner war zum theologischen Professor an der neugegründeten Universität in Bonn vorgesehen; rechtzeitig erfuhr das preußische Ministerium noch, daß er als Irrlehrer in Rom verdächtig sei, und so sah man von ihm ab. — Boos war als Gymnasiallehrer nicht glücklich, er hatte „einen Heißhunger, Pfarrer zu werden“, und nach weniger als 2 Jahren verließ er Düsseldorf und ist von da an Pfarrer in Sayn bei Neuwied. Dort lebte er fortan unangefochten, weil er dort hinten unschädlich schien. „Komm in meine Bergschlucht“, schreibt er später einmal dem heimatlosen Verfolgten, Goßner. „Hier leben wir im Verborgenen mit Füchsen und Hasen und haben Brot und Wohnung genug.“ Am 29. August 1825 entschlief er. Noch ein Wort aus seiner letzten Krankheit sei anzuführen gestattet: „Ich habe und begehre nichts, als Schächers-Los und Zöllners-Recht. Erlang ichs nicht, so steht es schlecht; bin also gezwungen, mit beiden Händen nach dem zu greifen, was man an mir als Ketzerei verabscheute und bis heute verfolgte.“ —

Nun aber zurück zu Goßner. Die Stelle in Düsseldorf, welche Boos innegehabt hatte, war schon damals zuerst Goßner angeboten gewesen; als der Ruf nach Boos' Abgang wieder an ihn kam, griff er nun im Sommer 1819 doch zu. Mit den besten Zeugnissen und großen Lobeserhebungen entließ ihn seine geistliche Behörde aus München: wie war sie so froh, ihn loszuhaben! Aber bis er in Düsseldorf eintraf, war auch schon von Bayern aus sein abscheuliches Ketzertum, seine Schwärmerei und sein sittlich höchst verdächtiger Charakter dort bekannt geworden und nur strenger Befehl von oben brachte die Düsseldorfer dazu, ihn anzunehmen. „Die Pfaffen, Franziskaner und Jesuiten“, schreibt er, „speien Galle und Gift über mich, lärmen und denunzieren mich und legen mir alle möglichen Hindernisse in den Weg.“ Dennoch gewann er hier die Herzen vieler durch seine Predigten, die er ab und zu hielt, und die herzliche Anhänglichkeit vieler Gymnasiasten folgte ihm, als er nach 10 Monaten schon wieder weiterzog. Er hatte stets das Gefühl, hier nicht bleiben zu können; ganz unvermutet aber kam ein Ruf ins Ausland: nach Petersburg.

Nun war nicht nur Bayern, sondern wenn wir von dem stillen, verborgenen Boos absehen, das ganze katholische Deutschland von der verfehmten Pest der Mystik befreit, d. h. es war gelungen, den Sauerteig des Evangeliums gründlich auszufegen. Ein paar Ausschließungen von evangelisch gesinnten Priestern in Bayern waren noch nötig; aber heutzutage wird unter dem bayrischen Volk auch der Name eines Boos, Goßner oder Lindl so gut wie verklungen sein; es waren keine Laien da, die die Träger der Bewegung hätten werden können, nachdem die leitenden Priester entfernt waren, denn es war kein Volk da, das an der Bibel zu selbständigem religiösem Denken erzogen gewesen wäre. Auch die Auswanderungen nach Südrußland, die folgten, haben gewiß das Ihrige beigetragen, daß die ganze verheißungsvolle Bewegung wieder verschwand und die Grabesstille eintrat, wie sie die alleinseligmachende Kirche als das Kleinod ihrer Einigkeit haben will. Eine andere Stätte der Zuflucht und zugleich der Arbeit schien sich dem Evangelium damals aufzuthun und mit überschwenglichen Hoffnungen schaute man hinüber nach Rußland: dort suchte man den Bergungsort, wo nach der Offenbarung Johannis die 144,000 Versiegelten vor den Schrecken, die über den ganzen Erdkreis kommen sollten, verwahrt seien. Jung Stilling, der wie ein gotterleuchteter Prophet unter den Stillen im Lande verehrt war, rief aus: Kommt, Kinder, laßt uns nach den Gefilden Samarkands eilen. Dort ist das Solyma, das Gosen, wo uns keine der ägyptischen Plagen treffen kann! Nun denken wir uns: die Hungersnot von 1817, die Schrecken der vergangenen Jahre der Völkerkriege, die neuerwachten Hoffnungen. Das alles trieb die Leute auf: und da stand der fromme Alexander I. von Rußland vor ihnen, bereit, diese Kolonisten in sein Land aufzunehmen, er der für die Verbreitung des Evangeliums damals so viel in seinem Land that, er der den Kolonisten alle Freiheiten und Erleichterungen gewährte; ja, da zogen sie in Scharen aus Württemberg und aus der Schweiz hinüber. Aber auch aus Bayern schlossen sich namentlich unter Lindls Einfluß, der ganz in Stillings Gedankenkreis lebte, viele an, besonders solche, die zur evangelischen Erkenntnis durch Lindl, Goßner und andere gekommen waren, und vielleicht liegt hier auch der Erklärungsgrund dafür, daß die evangelische Bewegung in Bayern selbst so rasch wieder sich verlief.

Die Hoffnungen, die man auf Kaiser Alexander setzte, waren

nicht unbegründet: der herzlich wohlmeinende und herzlich fromme Mann, zusammen mit seinem Freund und Kultusminister Galizin, ließen wirklich alles Gute hoffen; der Geist der weitgehendsten Toleranz, bei persönlicher inniger Frömmigkeit, herrschte in den leitenden Kreisen — bis auch hier Metternichs Schlauheit Verwirrung zu stiften verstand.

Dort in der Hauptstadt des russischen Kaiserreichs hat auch unser Goßner vier Jahre, vielleicht die glücklichsten seines Lebens, zugebracht. Wir erinnern uns, daß Lindl, eben als es ihm in Bayern an die Existenz ging, nach Petersburg berufen wurde als römisch-katholischer Pfarrer an der Maltheserkirche. Als 1798 Napoleon auf dem Zug nach Aegypten den Johannitern ihre letzte Besitzung Malta weggenommen hatte, wählten diese trotz päpstlichen Protests den Kaiser Paul I. von Rußland zu ihrem Großmeister und Schutzherrn und von allen Gegenden eilten die Ritter nach Petersburg, wo sie wahrhaft fürstlich aufgenommen wurden. Es wurde ihnen ein Palast eingeräumt und in demselben eine eigene Kapelle des römisch-katholischen Ritus eingerichtet, die gewöhnlich die „Maltheserkirche“ heißt. Der Großmeister, d. h. der russische Kaiser, berief die katholischen Priester für den Orden nach seiner Wahl. So kam Lindl als Maltheserpfarrer nach Petersburg. Aber von vorneherein war das nur provisorisch gemeint. Der Mann, den Alexander durch die Kreise Stillings kennen gelernt hatte, war zum Bischof der römisch-katholischen Einwanderer Südrußlands bestimmt, und so wurde, als Lindl nach dem Süden abging, sein Freund Goßner nach Petersburg berufen. Lindl hatte in Petersburg, man kann fast sagen, Hoch und Nieder bezaubert, namentlich dem gemütvollen Kaiser selbst, vielleicht mehr als nötig, imponiert. Die Maltheserkirche war, schon als Goßner 1820 im Juli ankam, keineswegs bloß eine Kapelle für römisch Katholische: Lutheraner, Reformierte, griechisch Katholische, zumal der russische Adel, suchten hier ihre Erbauung.

Es war eine Enttäuschung, als nach dem feurigen, gewandten und hinreißenden Lindl, Goßner auftrat. Und doch hat er bald eine tiefgreifende und weitausgedehnte Thätigkeit entwickelt, die viel mehr bleibende Frucht verhieß als Lindls Wirken. Die Maltheserkirche war klein und faßte höchstens 500 Personen, aber er erhielt Erlaubnis, jeden Donnerstag in der großen katholischen Katharinen-

kirche eine Bibelstunde zu halten, und die Kirche war stets gedrängt voll. Bald mieteten ihm seine Freunde eine Wohnung, bei der ein großer Saal war; es hieß, das Geld dazu komme aus der kaiserlichen Privatschatulle. Nun verlegte er zur Freude der Dominikaner, die ihn bald aus ihrer Kirche hinausgewünscht hatten, seine Bibelstunden hieher. Außer diesen Bibelstunden, die dreimal wöchentlich stattfanden, hielt er Missionsstunden, aus denen reiche Beiträge nach Basel ans Missionshaus flossen. Es war freilich eine eigentümliche Sache um diese Goßner-Gemeinde, die doch Goßner gar nicht mit den Sakramenten versorgte, und von denen die einen römisch, die andern griechisch, die dritten lutherisch, die vierten reformiert, die fünften von der Brüdergemeine waren. Wie das lang hätte so fortgehen sollen, kann man sich schwer denken. Nun, es war auch für ein jähes Ende gesorgt. Kaiser Alexanders Gemüt war nach dem hohen Aufschwung der großen Befreiungszeit mehr und mehr enttäuscht; er war zu weich, um den Rückschlag der hochgehenden Geisterbewegung zu verwinden und nun in einfacher Konsequenz auch in geringen Tagen weiter zu kämpfen. Dem Fürsten Metternich in Wien war es darum zu thun, den Minister und vertrauten Freund, vielleicht kann man sagen, den „guten Geist“ Alexanders, Fürst Galizin, zu stürzen; dann, wußte er, werde der Einfluß Wiens auch in Rußland sich geltend machen können. Und nun mußten zunächst Goßner und Lindl herhalten, die durch Galizins Einfluß nach Rußland gekommen waren und die von Wien her und durch Metternichs Vermittlung auch von München her als höchst gefährliche Subjekte verdächtigt wurden. Lindl hatte allerdings einen thörichten und nicht zu rechtfertigenden Streich begangen: er hatte sich in Rußland verheiratet und war doch äußerlich katholischer Priester geblieben; Alexander erfuhr das durch Metternich, und die Folge war, daß Lindl entlassen wurde. Gegen Goßner ließ sich nichts vorbringen, aber er fiel der gegen Fürst Galizin gerichteten Intrigue mit zum Opfer. Im Namen der Rechtgläubigkeit wurde Aufhebung der von Galizin eingerichteten Bibelgesellschaft und Entlassung Goßners gefordert. Das Ende war, daß der Kaiser mit schwerem Herzen, wie er selbst sagte, „den Mönchen etwas die Zügel schießen ließ“. Er enthob Galizin seines Amts mit dem Wort: „Obschon ich im Augenblick genötigt bin, deinen Feinden nachzugeben, so bleibst du mir doch nach wie vor vertrautester Freund.“

Goßners Entfernung war miteinbedungen. Er wurde aus dem Lande verwiesen, aber der Kaiser schenkte ihm zum Abschied reichlich Reisegeld und einen Reisewagen. „Ich muß den Umständen nachgeben", ließ er ihm sagen, freilich merkwürdig bei einem Mann, dessen Beruf ist, Selbstherrscher zu sein! —

Die römische Kirche in Deutschland hat die evangelische Bewegung in ihrer Mitte siegreich unterdrückt und Goßner über die Grenze getrieben; die russische Orthodoxie hat sich unter politischen und römischen Einflüssen aufgemacht, gegen den frischen Luftzug evangelischen Lebens sich zu wehren, und Goßner wird auch hier ausgestoßen. Für das neuerwachte Leben ist nur Raum im evangelischen Deutschland. Der Riesenkampf mit dem französischen Eroberer war mit seiner furchtbarsten Wucht doch schließlich auf dem protestantischen Preußen gelegen; auf dem Boden der Reformation rang sich auch die Gärung der Geister zur Klärung durch und die mächtige Bewegung konnte in einen kräftig und stätig fließenden Strom übergehen. Dazu schenkte Gott auch die rechten Männer. Wie sollen wir sie nur alle geschwind nennen: Kant, Fichte, Freiherr v. Stein, E. M. Arndt, Schleiermacher, Hegel und viele andere, die nicht alle auf dem Boden der vollen und eigentlichen christlichen Wahrheitserkenntnis standen, aber doch erfüllt vom Ernst der Zeit die Bewegung der Geister in ernste und fruchtbare Bahnen leiteten. Der Sammelpunkt dieser Bewegung im protestantischen Deutschland war die zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens gegründete Universität Berlin. In dieser Stadt eröffnete sich auch für unsern Goßner das Feld reichster und vielseitigster Thätigkeit.

(Schluß folgt.)



# Eine neue Mission in Togo.*)

Schon wiederholt haben wir den Lesern davon gesagt, daß wir (die norddeutsche Mission) nicht die einzigen sind, die daran arbeiten, daß die Evheer, welche im Westen der sogenannten Sklavenküste wohnen, zum Christentum bekehrt werden. Im Jahre 1860 hat die höchste Missionsbehörde der römisch-katholischen Kirche, die Propaganda in Rom, das ganze Gebiet zwischen dem Nigerfluß im Osten und dem Voltafluß im Westen einer römisch-katholischen Missionsgesellschaft als ihr Arbeitsfeld angewiesen. 1882 hat man dieses ungeheure Gebiet geteilt und den östlichen Teil das apostolische Vikariat Benin genannt, den westlichen aber, in welchem das Evhevolk lebt, die apostolische Präfektur Dahome. Diese katholische Mission war aber doch mehr im Osten geblieben; ihre Hauptstationen lagen im französischen Teil der Sklavenküste und in dem Teile des Togogebiets, in den wir noch nicht gedrungen waren. Erst in den letzten Jahren haben sie, wie wir seiner Zeit mitteilten, sich auch im Westen, in unserm Keta niedergelassen. Diese ganze große Arbeit wird von einer römisch-katholischen Missionsgesellschaft betrieben, dem Seminar für afrikanische Missionen in Lyon. Ja dies weite Arbeitsfeld ist dieser Gesellschaft noch nicht genug, sie hat auch noch seit 1879 die apostolische Präfektur der Goldküste übernommen.**)

In allen diesen Gebieten waren protestantische Missionare schon in der Arbeit, als die römisch-katholischen Missionare kamen. Der Apostel Paulus setzte seine Ehre darein, daß er nicht Mission trieb, wo schon Christus genannt war, damit er nicht auf fremden Grund baue, sondern wie geschrieben steht: „Welchen nicht von ihm verkündigt ist, die werden es sehen, und welche nicht gehört haben, werden es verstehen“ (Röm. 15, 20. 21). Wenn der Papst

---

*) Aus dem „Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft“, herausgegeben von Missions-Inspektor F. M. Zahn in Bremen.

**) Wie uns mitgeteilt wird, haben sich neuerdings auch katholische Missionare von Elmina aus in der Hauptstadt Akra neben den Wesleyanern und Baslern niedergelassen. D. H.

diesen Grundsatz des Paulus befolgt hätte, so würde er keinen seiner Missionare in das Land östlich vom Volta gesandt haben, und doch würde er genug in der weiten Heidenwelt zu thun gefunden haben. Aber die Leser wissen, daß in Rom, wohin vor bald 2000 Jahren Paulus die oben angeführten Worte schrieb, die Stimme dieses auserwählten Rüstzeuges nicht so gar viel gilt. Und noch weniger gelten dort die Evangelischen. Sonst würde sich ja wohl der eine von den Missionaren, die nach Keta gekommen sind, geschämt haben, seine Glaubensgenossen aufzufordern, ihm zu helfen, die evangelischen Schulen dort zu „zerstören".

Uebrigens geschadet haben sie den protestantischen Missionen wohl nicht viel, obgleich sie ihnen manche Unannehmlichkeit bereitet haben mögen. Eine stattliche Arbeit ist es aber, wenn man den Zahlen glauben darf, welche die Propaganda angiebt. Darnach arbeiten in dem Vikariat und den zwei Präfekturen 30 europäische Missionare und 32 Nonnen mit 26 eingeborenen Gehülfen. Sie haben 1775 Schüler in 30 Schulen, 12 Hauptstationen, 10 Außenstationen und 18,500 Christen. Wir wollen die Leser nicht aufhalten mit einer Beleuchtung dieser Zahlen, die höchst merkwürdig sind, wenn man sie mit protestantischen Missionen vergleicht. So z. B. sollten die 18,500 Christen wenigstens 3000 Kinder in die Schulen senden, wenn sie nur ihre eigene schulpflichtige Jugend senden wollten, und wenn auch kein einziges Heidenkind die Schule besuchte. Aber das möchten wir doch wiederholen, da, seit wir das letzte Mal es sagten, ein neuer Bericht erschienen ist, daß diese Zahlen *immer dieselben bleiben*. Vor uns liegt der Bericht der Propaganda für 1889 und 1892 und alles ist in diesen vier Jahren ganz dasselbe geblieben. Vier Jahre hindurch weiß die höchste römisch-katholische Missionsbehörde von drei Missionsprovinzen, in denen 18,000 Heidenchristen wohnen, *nichts Neues zu berichten* und druckt *viermal denselben Bericht ab*. Doch halt! eine kleine Aenderung ist eingetreten. Bei dem hochwürdigen apostolischen Vikar von Benin, Herrn Chausse, stehen die drei Worte: Ep. tit. Comanen. Diese drei Worte bedeuten, daß dieser Herr vom Papste einen Bischofstitel bekommen hat. Das ist das Einzige, was das Seminar von Lyon oder die Kardinäle der Propaganda in vier Jahren Neues zu berichten haben. Das nennt man Missionserfolg!

Da ist es ja wohl an der Zeit, daß man diesen Missionaren von Lyon zu Hilfe komme, und das ist denn auch im letzten Jahre geschehen. Im vorigen Sommer bekamen wir eine Bestellung auf Evhebücher aus Steyl. Vermutlich werden die Leser diesen Ort, der in Holland eine Stunde von Venlo an der Maaß liegt, nicht kennen; er ist auch erst in den letzten zwei Jahrzehnten berühmt geworden und zu einem Herde, von dem Feuer in die Heidenwelt getragen wird.

Die Leser wissen alle von dem sogenannten „Kulturkampf". Nachdem uns Gott den Sieg über Frankreich und ein einiges deutsches Reich gegeben hatte, glaubte der Fürst Bismarck der römischen Kirche entgegentreten zu müssen. Er begnügte sich nicht damit, daß er was des Kaisers ist, für den Kaiser forderte, sondern verlangte, daß auch innere Sachen der römisch-katholischen Kirche so geordnet würden, wie die Staatsregierung es wollte. Da ist es nun dem großen Staatsmann gegangen, wie zuweilen denen, die ein Feuer ausblasen wollen. Wenn sie nicht Macht genug haben, blasen sie das Feuer nicht aus, sondern an. Die römisch-katholische Kirche ist nicht schwächer, sondern mächtiger geworden. Die Funken sind hin und her geflogen und einer derselben hat auch das Feuer auf dem Herde in Steyl entzündet.

Es war Ende 1874, daß ein katholischer Geistlicher, Arnold Janssen, — wir wissen nicht, ob er einer von denen war, die unter den Maigesetzen zu leiden gehabt haben — zu dem Erzbischof von Köln, dem jetzigen Kardinal Melchers kam, und ihm seinen Plan vorlegte, eine Anstalt für äußere (?) Mission zu gründen. Der Erzbischof meinte, alles habe seine Zeit und jetzt, wo man überall mit Niederreißen und Zerstören in der Kirche sich beschäftige, sei doch nicht die Zeit, neue Anstalten zu gründen. Aber der eifrige Priester antwortete: Grade jetzt sei es an der Zeit. In den Zeiten der Not seien immer die größten Dinge entstanden. Und so gewann er seines Erzbischofs Zustimmung, ging nach Holland, kaufte da ein Wirtshaus und gründete die Missionsanstalt Steyl. Im Jahre 1875 pflanzte er dies Reis, und nach 17 Jahren ist es ein Baum geworden, dessen Zweige sich bis nach Südamerika und Asien und Afrika erstrecken.

Die römisch-katholischen Berichterstatter sagen, diese Anstalt sei „unter den mißlichsten Verhältnissen, fast ohne Geldmittel be-

gonnen, fortgeführt und vollendet“ worden; aber da sie auch mitteilen, daß der Generalobere Janssen „im Verein mit Hunderttausenden von Wohlthätern“ die Anstalten gegründet, so wird es wohl so ganz an Geldmitteln nicht gefehlt haben. Und die waren denn auch nötig. Denn wenn man jetzt Steyl besucht, wie das jährlich mehrere Mal viele Römisch-Katholische thun, die an den dort abgehaltenen geistlichen Uebungen teilnehmen, so findet man kein einsames Wirtshaus mehr, sondern stattliche, reich ausgeführte Gebäude, eine Front hundert Meter lang. Den Anstalten fehlt nicht eine schöne Doppelkirche. In der Druckerei wird unter andern der St. Michaels-Kalender — den Erzengel Michael haben sie zu ihrem Patron erwählt — die „Stadt Gottes“ und der „Kleine Herz-Jesu-Bote“ gedruckt. Es giebt eine Ziegelei, eine Landwirtschaft mit 100 Morgen Land. Ein altes Franziskaner-Kloster ist gekauft worden für die Laienbrüder und vor ein paar Jahren auch ein Frauenkloster hinzugekommen, in welchem, wie es heißt, „Missionsschwestern“ ausgebildet werden sollen. Nicht der kleinste Teil der Arbeit wird wohl den Zöglingen gewidmet sein, 200 an der Zahl, die, wenn wir recht verstehen, Pensionäre sind, welche man den Priestern zur Erziehung anvertraut hat. Wir wissen nicht, ob unter diesen Zöglingen auch die sind, welche Priester werden und welche dann in der Tochteranstalt, die der Generalobere Janssen in Mödling bei Wien gegründet hat, in den späteren Jahren ihre Studien fortsetzen. Endlich hat die Gesellschaft noch ein Haus in Rom, wo die theologischen Studien vollendet werden. In diesen drei Anstalten waren 600 Personen, darunter 40 Priester, und nach China, wie nach Südamerika sind Zöglinge der Gesellschaft von Steyl gezogen.

Aber das war noch nicht genug. Im letzten Frühjahr hörte man, daß die Gesellschaft nun auch in Deutschland ein Missionshaus gründen wolle. Das Mutterhaus steht in Holland, die eine Tochteranstalt in Oesterreich, die andere in Italien. Die neue sollte in Deutschland entstehen und zwar in Schlesien, wo man bei Neisse einen Bauernhof kaufen wollte. Diese Anstalt sollte nun auch noch ganz besonders Deutschland dienen; sie wollte Missionare für die deutschen Kolonien ausbilden. Irgend ein guter Freund dieser Gesellschaft hat in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 6. April vorigen Jahres ihr das Wort geredet. Man solle ihr

doch ja nicht Schwierigkeiten machen; es sei durchaus wünschenswert, daß in den deutschen Kolonien nur deutsche Missionare wirken, was nebenbei bemerkt keineswegs richtig ist. In Kamerun seien zwar auch deutsche, die Pallotiner, aber die seien in Rom ausgebildet (wie wir oben sehen, bekommen die Missionare von Steyl auch ihre letzte Bildung in Rom), auch seien es nur Gelehrte.*) Dagegen werde das Missionshaus bei Steyl Deutsche in Deutschland ausbilden und neben den Priestern Laien senden. Diese Empfehlung war wohl überflüssig; die Sache war ohne Zweifel schon fertig. Denn bereits am 31. April hat die Propaganda in Rom ein Dekret erlassen, durch welches der „deutschen Missionsgesellschaft von Steyl" die „apostolische Präfektur Togo" überwiesen wurde. Für Togo sollten also hier in Neisse Missionare ausgebildet werden. Am 24. Oktober ist diese Anstalt eingeweiht und gleich mit drei Priestern, acht Laienbrüdern und acht Zöglingen aus den östlichen Provinzen Preußens und aus Bayern eröffnet worden.

Doch hat die deutsche Missionsgesellschaft von Steyl nicht so lange gewartet, bis diese Tochteranstalt ihre ersten Missionare senden konnte. Schon am 27. August sind ihre Boten in Lome in Togo angekommen. Am 17. Juli war das Fest ihrer Abordnung, zu dem der Erzbischof Dr. Krementz von Köln und Herr Reichensperger und andre nach Steyl gekommen waren, im Missionshaus St. Michael gefeiert worden. Der Präfekt ist ein Bayer, Schäfer mit Namen, den noch ein anderer Priester, der Rheinländer Dier, begleitete und die drei Brüder Hopfer, Nienhaus und Beckert. Ein dritter Priester ist ihnen noch nachgesandt worden. Diese Sendboten der römisch-katholischen Kirche haben am 28. August ihren ersten Gottesdienst in Lome gefeiert.

Der Missionar Dier schreibt in der Germania, Jesus habe mit diesem ersten Gottesdienst Einzug in Lome gehalten, und der Präfekt Schäfer erzählt, wie froh sie bei der Messe gewesen seien. „War es uns ja vergönnt, ihn (Jesus) zum erstenmal vom Himmel auf diese terra deserta et invia et inaquosa (Psalm 63, 2 in ein

*) Diese Behauptung, die katholischen Missionare in Kamerun seien durchweg Gelehrte oder akademisch gebildete Leute, ist, wie uns von kompetenter Seite mitgeteilt wird, durchaus unrichtig. D. H.

wüstes, weg- und wasserloses Land) ..... herabzurufen." Solcher Rede müssen wir widersprechen. Zwar gebrauchen wir solche Ausdrücke nicht, denn sie sind nicht in der heiligen Schrift begründet; aber auch wir glauben, daß wo das Evangelium hinkommt, der Herr Jesus einzieht und daß, wo sein heiliges Mahl gefeiert wird, er gegenwärtig ist. Aber er ist schon längst ins Evheland eingezogen, in dem Lome liegt. Es werden in diesem Jahre vierzig Jahre, daß unsre Missionare in Keta, 15 Stunden von Lome, eingezogen sind und begonnen haben, das Evangelium lauter zu verkündigen und die heiligen Sakramente der Taufe und des heiligen Abendmahles stiftungsgemäß zu verwalten. Auch in Lome leben solche, die durch sie nach guter Ordnung getauft sind. Die Missionare von Steyl brechen in ein fremdes Gebiet ein. Wenn die Welt voll Missionare wäre und wir müßten um den letzten Rest kämpfen, hätten wir nicht viel dagegen einzuwenden, daß die römisch-katholischen Missionare sich auch einstellten. Aber es sind Strecken von tausend Kilometer noch ohne Mission, und wer einen ungestörten Arbeitsplatz sucht, braucht nicht auf einer Strecke von 60—70 Kilometer sich einzudrängen, von der ihm bekannt ist, daß da schon zwei Missionen bestehen. Es war ein Unrecht von dem Lyoner Missionshaus, nach der Sklavenküste zu gehen, wo schon vier evangelische Missionen an der Arbeit waren. Dieses Unrecht wird vergrößert, wenn jetzt die Steyler Missionare sich auch noch eindrängen. Kein Dekret der Kardinäle in Rom kann recht machen, was vor Gott wie Menschen unrecht ist.

Wir glauben darum auch, daß der Erzbischof von Köln unter einem Mißverständnis gestanden hat, wenn er bei dem Festmahl in Steyl der deutschen Reichsregierung dankte, daß sie diese Missionare nach Togo eingeladen habe und seine Freude darüber aussprach, daß auch hier der Kaiser und der Papst in „vollem Einverständnis" seien. Unsre Norddeutsche Missionsgesellschaft hat zuerst die deutsche Reichsregierung gebeten, nicht in den Wettkampf der Konfessionen einzugreifen. Wir glauben, das ist nicht Sache des Staates; die christlichen Missionen sollen selbst so viel Zucht üben, nicht mutwillig und unnötig eine der andern ins Gebiet fallen. Wir sind auch der Meinung, daß es unmöglich ist, Grenzen zu ziehen. Die Reichsregierung muß neutral bleiben. Wie wir verstanden haben, hat sie auch diesen Standpunkt angenommen.

Darum glauben wir nicht, daß sie, ihre Neutralität verlassend, die römisch-katholische Kirche eingeladen hat, in das Arbeitsgebiet einer evangelischen Mission einzufallen. Noch weniger glauben wir es von unserm Kaiser. Er hat, wie neulich der Minister Bosse gesagt hat, ein „evangelisches Gewissen“, d. h. er wird um Gottes Willen die Gewalt, die ihm über römisch-katholische Deutsche gegeben ist, nicht dazu mißbrauchen, dieselben zu bedrücken. Aber er wird ebensowenig aus Großmut gegen die Minderzahl seinen eignen Glaubensgenossen Unrecht thun und einer protestantischen Missionsgesellschaft in ein kleines Missionsgebiet, um das 57 evangelische Männer und Frauen ihr Leben hingegeben haben, eine römisch-katholische Gegen-Mission, die den Frieden stört, einladen. Das glauben wir nicht, so lange wir nicht einen besseren Zeugen dafür haben, als den Erzbischof von Köln.

Auf der Leitung der römisch-katholischen Mission ruht diese Schuld. Wir haben keine äußere Macht und begehren sie auch nicht, dieses Uebel abzuwehren. Wir sind überzeugt, auch dies muß zum Guten dienen. Und wir wollen auch nicht verschweigen, daß wir einige Hoffnung haben, daß die Missionare von Steyl ihre Sache etwas besser machen werden, als die von Lyon. Wir haben erwähnt, daß im Sommer 1892 von Steyl bei uns Evhebücher bestellt wurden; wir haben sie gesandt und auch noch andere Bücher angeboten, die wir besitzen. Davon hat man nicht Gebrauch gemacht. Aber wie wir sehen, haben die Missionare sich auch anderweitig um die Sprache des Volkes, zu dem sie ziehen wollten, bemüht. Da ist ein Dr. Henrici im Lande gewesen und hat sich auch um die Sprache bekümmert; auch um das, was unsere Missionare darin gearbeitet haben. Dann hat er, obwohl Schreiber dieses ihn vor diesem voreiligen Thun gewarnt, auf Grund unsrer Bücher und seiner Kenntnis ein Lehrbuch der Evhesprache herausgegeben. Das haben die Herren von Steyl jedenfalls sich angeschafft und sich etwas gerüstet für ihr Werk. Der Pater Dier erzählt, daß sie gleich am ersten Tage, dem 28. August, sich mit den Knaben von Lome beschäftigt. „Auf unser hometale (Wie geht es?),“ schreibt er, „folgte von einem jeden derselben das ele (gut). Sie begleiteten uns in unsre Wohnung und nun begann das Lernen und Lehren. Wir lernten und lehrten. Schnell nahmen wir unsre Grammatik von Henrici zur Hand;

aber siehe da, die Kleinen gaben sich daran, den gelehrten Professor in diesem und jenem zu verbessern." Das wird wohl noch öfter geschehen; aber nur zu, durch Fehler machen geht der Weg zur Meisterschaft. Das hört sich erfreulich an. Ihre Glaubensgenossen von Lyon haben 1860 das Evhevolk als ihr Arbeitsgebiet bekommen und 1892, 32 Jahre später, können sie den Boten von Steyl kein einziges Evhebuch geben. Vor Jahren hat Missionar Hornberger den Pater Menager in Ague besucht, und der hat von ihm sich einige Evhesachen ausgebeten. Aber die haben keine Frucht getragen. Diese Missionare von Steyl mußten doch zu den evangelischen Missionaren kommen und von denen Bücher sich erbitten. Wir geben sie gerne und wünschen, daß diese Männer recht Evhe lernen. Wenn sie einmal da sind, ist nur zu wünschen, daß sie ihre Sache so gut wie möglich machen.

Und noch ein anderer Lichtblick ist da. Ein Evangelischer, der die römisch-katholischen Blätter liest, nimmt leicht Anstoß an ihrer Sprache. Es ist z. B. nicht nach unsrem Geschmack, wenn die Gesellschaft von Steyl den Erzengel Michael und die Missionare in Togo den Augustin zu ihrem Patron wählen, und noch manches andre nicht. Selbst wenn sie von „dem lieben Jesus" reden, will das dem nicht gefallen, der täglich in der heiligen Schrift liest und weiß, daß die hohen Apostel nie so von ihrem Herrn und Heiland geredet haben. Aber es ist doch sehr erfreulich, daß dieser Name, der über alle Namen ist, genannt und vor anderen genannt wird. Auch möchte man wohl von Herzen wünschen, daß diese Gesellschaft mit ihrem Namen Ernst machte; sie nennt sich nämlich, wenn wir recht verstehen, „die Gesellschaft des göttlichen Wortes". Das Verständnis dieses Wortes ist in der römischen Kirche durch schwere Irrtümer sehr getrübt, aber sie hat doch noch Gottes Wort. Möchten diese Männer von Steyl, wenn sie ins Togoland kommen, doch den Namen, der über alle ist und das Wort, das allein bleibt, recht in den Vordergrund stellen! Die Unterschiede werden dann nicht schwinden, aber der Schaden dieses Eingriffes doch geringer werden.

Willkommen heißen können wir die Eindringlinge nicht. Aber unsre Missionare werden auch den Kampf nicht suchen, sondern ruhig und friedfertig das Ihre thun. Wo die Römisch-Katholischen neben den Evangelischen leben, sieht man wohl, daß diese sich mehr

um die Kirche bekümmern und jene freier vom Aberglauben sind. Eine Kirche thut doch der anderen einen Dienst. Vielleicht wäre das ein erster Segen aus diesem Unrecht, das uns diese Boten einer andern Kirche thun, daß sie uns zu neuem Eifer reizen, mit aller Kraft unser Werk zu treiben, damit das Evhevolk der Kirche des reinen Evangeliums gewonnen werde.

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### Vorderasien.

Das Ländergebiet von Vorderasien mit den türkischen Provinzen, Arabien, Persien und den Kaukasusländern, wo die Wiege des Menschengeschlechts stand, die Geschichte ihren Anfang nahm und das Christentum seine Heimat hat, ist bekanntlich heute der Sitz des Islams, durch den seit 12 Jahrhunderten das dortige Christentum unterjocht und nahezu ausgerottet worden ist. Obwohl derselbe mit der Zeit viel von seinem aggressiven Charakter verloren hat, so nimmt er doch noch immer eine so feindselige und ablehnende Stellung zum Christentum ein, daß die evangelische Mission hier ihren härtesten Boden findet. Ja, die Stunde für ein offenes Missionieren hat in diesen Gebieten noch gar nicht geschlagen. Alles was bis jetzt in dieser Hinsicht durch Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, ärztliche Mission, Verbreitung von christlichen Schriften u. dgl. mehr geschieht, ist nur eine Vorarbeit, die man zwar nicht unterschätzen darf und wodurch sich auch einzelne Moslims auf das Evangelium hinweisen lassen, mit der sich aber der Islam nicht direkt auf den Leib rücken läßt. Dafür ist auch durch die politischen Verhältnisse, durch die strengen Gesetze, durch den Druck der Beamten und den Fanatismus seiner Anhänger gesorgt. Auch ist der erstorbene Zustand der orientalischen Kirchengemeinschaften nicht dazu angethan, den Mohammedanern irgendwelche Achtung einzuflößen. Von jenen giebt es eine ganze Anzahl von eifersüchtigen, selbstgenügsamen und geistlosen Kirchen, die sich gegenseitig hassen und befehden und in steter Gefahr stehen,

dasselbe durch rührige Amerikaner eingeführt und repräsentiert wird. Die Behörden suchen deshalb immer und immer wieder die Grenzen, innerhalb welcher die Mission vertragsmäßig arbeiten darf, enger zu ziehen und damit die Arbeit stillzustellen.

Eine bemerkenswerte Erscheinung, die vielleicht die Antipathie der Behörden gegen die Amerikaner teilweise erklärt, ist der neuerdings in Syrien auftretende Zug zur Auswanderung nach Amerika, wodurch die bisher in gänzlicher Abgeschlossenheit und Unwissenheit lebende syrische Bevölkerung in Berührung mit der fortschrittlichen christlichen Welt tritt. Es liegt auf der Hand, daß dieser Zug nach Westen durch den türkischen Druck und die Bekanntschaft mit der amerikanischen Mission geweckt worden ist.

Einige Bewegung rief im letzten Jahr unter den Drusen des Libanons die Vorstellung hervor, daß die Wiederkunft ihres Messias demnächst zu erwarten sei. Derselbe sollte von China aus durch Indien, Persien und Syrien hin seinen Siegeszug halten und den Islam wie das Christentum über den Haufen werfen. Dabei würde er Mekka zerstören, Konstantinopel einnehmen und alle Fürsten Europas zu seinen Vasallen machen. Dieser Messiaswahn veranlaßte die ohnedies unruhigen Drusen, Kriegsmaterial zu sammeln, um sich dem messianischen Eroberungszug anzuschließen.

Das Arbeitsfeld des amerikanischen Board in Kleinasien mit den Hauptstationen Brussa, Cäsarea, Marsovan, Smyrna, Trebisond und Siwas steht in schönster Entwicklung. Besonders erfreulich ist der Fortschritt des Werkes in der südwestlichen Ecke der Halbinsel, in Cilizien und Nordsyrien, wo sich die Gemeinden in Aintab und Marasch bei aller Armut und mancher Bedrückung recht opferwillig und missionseifrig zeigen. Dies gilt auch mehr oder weniger von ersteren Gemeinden, denen es ein Anliegen ist, daß die Bibel ihren Weg nach Afrika, Mikronesien und Japan finde. „Je mehr sie hiefür thun, heißt es, desto mehr scheinen sie geben zu können." Unter der armenischen, griechischen und mohammedanischen Bevölkerung thun sich mehr und mehr die Thüren auf. In schöner Blüte steht das anatolische Kolleg in Marsovan, das im letzten Jahr 123 Zöglinge aufwies. Davon waren 94 Armenier, 23 Griechen, 3 Deutsche und 3 Türken. — In Aintab, wo in den letzten Jahren eine Erweckung ihren Ausgangspunkt nahm und tiefe Segensspuren hinterließ, haben leider innere Zwistigkeiten platzgegriffen, sodaß die Missionare Mühe hatten, den Parteigeist zu bannen und kirchliche Ordnung herzustellen.

Unabhängig von dieser Mission ist hier das von deutschen und schweizerischen (auch amerikanischen) Freunden unterstützte Waisenhaus in Brussa (Bithynien) zu erwähnen. Die Veranlassung zur

Ein einflußreicher Dorfscheich bewährt sich als ein treuer Freund der Mission, liest die Bibel und hält tägliche Hausandachten. In einer andern Ortschaft bezeugen die drei Söhne eines Scheichs ein warmes Interesse für das Wort Gottes. So wurde auch auf einer der Stationen ein junger Muselmann getauft, der sich bis jetzt als ein treuer Jünger seines Meisters erprobt hat. In 29 Missionsschulen stehen nahezu 2000 Kinder und junge Leute unter christlichem Einfluß. Eine besondere Segenswirkung erhofft man auch von der ärztlichen Mission, die in Gaza und Nablus betrieben wird. In den Gottesdiensten des Hospitals von Gaza wurde während des Jahres etwa 9000 Mohammedanern das Evangelium nahe gebracht. Unter den Patienten, die in Nablus behandelt wurden, befand sich auch ein türkischer Beamter. Ebenso findet die Mission unter den griechischen Christen einigen Eingang, wie denn von einem griechischen Priester berichtet wird, daß er durch das Studium der heil. Schrift dazu geführt wurde, seine Kirche zu verlassen und sich der evangelischen anzuschließen.

Hier sei auch der segensreichen Wirksamkeit des bekannten syrischen Waisenhauses in Jerusalem gedacht, von dem uns der letzte Jahresbericht recht Erfreuliches meldet. Im fernen Lande auf altehrwürdigem Boden stehen da unsere deutschen Landsleute in treuer Arbeit für ein hohes Ziel. — Wer es aus den früheren Berichten weiß, wie klein, mit wie viel Schwierigkeiten dies Werk vor 30 bis 40 Jahren begonnen hat, wie der greise Leiter der Anstalt, „Vater Schneller“, damals in seinem einsamen Häuschen vor der Stadt mehrmals von wilden Räubern überfallen und gänzlich ausgeplündert wurde, wie er von deren Schwertern zerschlagen in seinem Blute lag, der wird darüber staunen, wie das Werk durch die Gnade dessen, der das Niedrige aus dem Staube hebt, heute so herrlich gewachsen, so weit ausgedehnt und vielverzweigt dasteht, eine wahre Zierde der ganzen evangelischen Missionsarbeit im Osten. Der neueste Bericht zeigt uns das große evangelische Missionshaus mit seinen vielen vielen Räumlichkeiten, von einem Glockenturm gekrönt, inmitten eines Kranzes blühender Gärten, die an die Stelle der früheren Wüstenei getreten sind, angesichts der „Heiligen Stadt“ und des Oelbergs. Da steht vor uns das große Haus mit seinen 170 Bewohnern, das seinen steigenden Einfluß mehr und mehr über das heilige Land ausdehnt und den übrigen deutsch-evangelischen Missionsbestrebungen zum stärksten Stützpunkte wird. Hier sammeln sich teils in der achtklassigen Schule, teils im Lehrerseminar, teils in der Blindenanstalt, teils in den zwölf Handwerksstätten (mit deutschen Meistern) ganze Scharen von Kindern des heiligen Landes. Alle

Einrichtungen tragen Zweck und Ziel der Anstalt deutlich auf der Stirn: Hier sollen die eingeborenen Kinder des heiligen Landes zu evangelischen Christen erzogen werden, damit durch sie der Same des Evangeliums — nicht in gedruckten Büchern, sondern — in lebendigen Persönlichkeiten wieder über jene Berge gestreut werde, wo vor zwei Jahrtausenden das Evangelium der Welt geschenkt worden. Auf der Grundlage eines tüchtigen evangelischen Religionsunterrichtes lernen die Zöglinge in der Schule alles, was ihnen im Leben von Nutzen sein kann. Außerdem aber pulsiert auch ein reichbewegtes industrielles Leben durch die weiten Räume des Hauses, da jeder Zögling im Jünglingsalter noch da bleibt, um ein Handwerk zum späteren selbständigen Betrieb zu lernen. Diese sollen dann als Männer, die ihr eigen Brot essen können, wieder hinausgehen nach Judäa, Samaria, Galiläa, Philistäa, Phönizien und Syrien, als lebendige Boten des Evangeliums an ihre Landsleute. Schon gegen 600 solcher in diesem Missionshause erzogene Männer stehen nunmehr durchs ganze Land hin verteilt. — Der Bericht weiß von einem bedeutenden Schritt vorwärts zu melden, der Errichtung einer Ackerbau-Kolonie auf dem von der Regierung überlassenen Gebiet bei Ramle im Philisterlande. Hier sollen die bäuerlichen Zöglinge unter tüchtiger Leitung den Landbau lernen und dann auf eigenen Parzellen selbständig betreiben. Sie sollen aber dort nicht nur die guten Früchte des Landes essen, sondern in dem entstehenden evangelisch-arabischen Dorfe früherer Zöglinge unseres Missionshauses dem ganzen Lande die geistigen Früchte evangelischen Geistes zeigen und so eine Predigt ohne Worte an das ganze Land sein, desselben Inhaltes, wie sie ein großer Sohn dieses Landes mit Worten gethan: „O Land, Land, Land! höre des Herrn Wort!“ Die jungen Kolonisten, für die einige gesunde Häuschen, Ställe und Schuppen errichtet sind und die sich schon ganz heimisch fühlen, haben in diesem ersten Jahre wacker gearbeitet: die erste Ernte heimgebracht, tausende von Reben und südlichen Bäumen gepflanzt, Maulbeerbäume zur Seidenzucht, Oliven-, Feigen-, Quitten-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aprikosen-, Apfel-, Birnbäume u. s. w., auch einen 50 m tiefen, leider sehr kostspieligen Brunnen, ohne den sie aber nicht leben konnten, gegraben. Damit hat das Mutterhaus einen neuen vielversprechenden Zielpunkt gefunden, und der Bericht ist so in der Lage, auf allen Zweigen und Gebieten ein frisches fröhliches Wachstum zu konstatieren. Wenn nur auch die Einnahmen des Hauses mit diesen so erfreulichen Fortschritten gleichen Schritt halten wollten! Aber bei aller Sparsamkeit weist der Bericht eine Schuld von über 12000 Mk. auf, welche dem greisen Anstaltsvorsteher schwer auf dem Herzen liegen.

Als einen Kulturfortschritt, der auch zur Förderung des Reiches Gottes im heiligen Lande dienen dürfte, darf wohl die Eröffnung der Eisenbahnlinie von Jafa nach Jerusalem angesehen werden, wodurch letzteres nun mit der Küste in direkter Verbindung steht.

In Syrien, dessen Bevölkerung zur größeren Hälfte aus Moslims besteht und im übrigen Christen von allerlei Namen aufweist, arbeiten die Amerikaner nun 70 Jahre. Die Hauptarbeit mit dem Centrum Beirut liegt seit 1870 in den Händen der Presbyterianer, denen der amerikanische Board damals diese Mission abtrat. Das Werk bewegte sich anfangs in sehr bescheidenen Grenzen und schritt nur langsam voran. Nach dem ersten Jahrzehnt bestand die ganze evangelische Kirchengemeinschaft aus nur fünf Personen, und erst im Jahr 1848, nach 26 Jahren, konnte die erste syrische Gemeinde mit 18 Mitgliedern gebildet werden. Ueberhaupt hatte die Mission bis zum Jahr 1871 einen überaus schweren Stand. Dadurch, daß dieselbe an die Presbyterianer überging, kam neues Leben in sie. Seitdem hat sich das Werk in jeder Beziehung günstig entwickelt und beträchtlich ausgedehnt. Die Missionspresse kam nach und nach zu größerer Bedeutung, Schulen und Anstalten mehrten sich; im Anschluß an dieselben wurde eine syrische Hochschule gegründet, Erziehungsvereine wurden ins Leben gerufen, die allen Kirchengemeinschaften eine belebende Anregung gaben. Durch das ganze Land hin sind evangelische Gemeinden und Sonntagsschulen entstanden und das in ihnen pulsierende Leben übt eine missionierende Wirkung auf die Umgebung aus. Jetzt stehen 26 Gemeinden mit über 1800 Gliedern in der Pflege der Presbyterianer. In 145 Schulen genießen über 7000 junge Leute einen sorgfältigen Unterricht. Das Kolleg zählt gegenwärtig etwa 200 Zöglinge und durch die Presse werden die arabische Bibel und einzelne Schriftteile in zahlreichen Exemplaren unter der syrischen Bevölkerung verbreitet. Diese Entwicklung der evangelischen Mission und besonders der Einfluß ihrer Schulen ist den türkischen Behörden von jeher ein Dorn im Auge gewesen und veranlaßt sie trotz der Verträge, je und je einen ungesetzlichen Druck auf sie auszuüben. Dies ist auch in letzter Zeit wieder versucht worden und es bedurfte der energischen Einsprache der amerikanischen Geschäftsträger, die vertragsmäßigen Rechte der Mission zu wahren und die Regierung von gesetzwidrigen Erlassen zurückzuhalten. Im allgemeinen steht zwar die türkische Regierung dem Christentum nicht gerade feindselig gegenüber, besonders nicht den alten orientalischen Kirchenresten, die sie mit gutem Grund für ungefährlich und harmlos hält, aber ihre Unduldsamkeit gegen die Missionsthätigkeit und das abendländische Christentum ist hauptsächlich darin zu suchen, daß

dasselbe durch rührige Amerikaner eingeführt und repräsentiert wird. Die Behörden suchen deshalb immer und immer wieder die Grenzen, innerhalb welcher die Mission vertragsmäßig arbeiten darf, enger zu ziehen und damit die Arbeit stillzustellen.

Eine bemerkenswerte Erscheinung, die vielleicht die Antipathie der Behörden gegen die Amerikaner teilweise erklärt, ist der neuerdings in Syrien auftretende Zug zur Auswanderung nach Amerika, wodurch die bisher in gänzlicher Abgeschlossenheit und Unwissenheit lebende syrische Bevölkerung in Berührung mit der fortschrittlichen christlichen Welt tritt. Es liegt auf der Hand, daß dieser Zug nach Westen durch den türkischen Druck und die Bekanntschaft mit der amerikanischen Mission geweckt worden ist.

Einige Bewegung rief im letzten Jahr unter den Drusen des Libanons die Vorstellung hervor, daß die Wiederkunft ihres Messias demnächst zu erwarten sei. Derselbe sollte von China aus durch Indien, Persien und Syrien hin seinen Siegeszug halten und den Islam wie das Christentum über den Haufen werfen. Dabei würde er Mekka zerstören, Konstantinopel einnehmen und alle Fürsten Europas zu seinen Vasallen machen. Dieser Messiaswahn veranlaßte die ohnedies unruhigen Drusen, Kriegsmaterial zu sammeln, um sich dem messianischen Eroberungszug anzuschließen.

Das Arbeitsfeld des amerikanischen Board in Kleinasien mit den Hauptstationen Brussa, Cäsarea, Marsovan, Smyrna, Trebisond und Siwas steht in schönster Entwicklung. Besonders erfreulich ist der Fortschritt des Werkes in der südwestlichen Ecke der Halbinsel, in Cilizien und Nordsyrien, wo sich die Gemeinden in Aintab und Marasch bei aller Armut und mancher Bedrückung recht opferwillig und missionseifrig zeigen. Dies gilt auch mehr oder weniger von ersteren Gemeinden, denen es ein Anliegen ist, daß die Bibel ihren Weg nach Afrika, Mikronesien und Japan finde. „Je mehr sie hiefür thun, heißt es, desto mehr scheinen sie geben zu können." Unter der armenischen, griechischen und mohammedanischen Bevölkerung thun sich mehr und mehr die Thüren auf. In schöner Blüte steht das anatolische Kolleg in Marsovan, das im letzten Jahr 123 Zöglinge aufwies. Davon waren 94 Armenier, 23 Griechen, 3 Deutsche und 3 Türken. — In Aintab, wo in den letzten Jahren eine Erweckung ihren Ausgangspunkt nahm und tiefe Segensspuren hinterließ, haben leider innere Zwistigkeiten platzgegriffen, sodaß die Missionare Mühe hatten, den Parteigeist zu bannen und kirchliche Ordnung herzustellen.

Unabhängig von dieser Mission ist hier das von deutschen und schweizerischen (auch amerikanischen) Freunden unterstützte Waisenhaus in Brussa (Bithynien) zu erwähnen. Die Veranlassung zur

Gründung dieser Anstalt war die schreckliche Hungersnot, die Anfang der 70er Jahre ganz Kleinasien verheerte und in kurzer Zeit 150,000 Menschen als Opfer forderte. Mit Hilfe deutscher und schweizerischer Liebesgaben wurde damals im Jahr 1875 eine Heimat für die zahlreichen Waisen gegründet und von dem im Basler Missionshaus ausgebildeten armenischen Prediger Gregor Baghdasarian geleitet. Ohne festbestimmte sichere Einnahmen und nur auf freiwillige Beiträge angewiesen, hat sich nun diese Anstalt zu einem hoffnungsvollen Missionsposten Kleinasiens entwickelt. Nach dem letzten Bericht konnten voriges Jahr fünf Pfleglinge nach abgelegter Prüfung zu verschiedenen Berufen als Lehrer, Evangelisten u. dergl. entlassen werden. Drei Jünglinge befinden sich in einem Predigerseminar und drei weitere auf andern hohen Schulen. Das neue Schuljahr wurde mit 35 Mädchen, 35 Knaben und 15 kleinen Kindern begonnen. Im ganzen sind es 90 Seelen in der Anstalt. Neu aufgenommen wurden 40 Kinder, von denen zwei aus dem fernen Antiochien kamen. Außerdem finden sich allerlei mühselige und beladene, nach der Wahrheit suchende Leute ein, mit denen geredet und gebetet wird. Die heil. Schrift wird von der Anstalt aus soviel als möglich verbreitet. In der Umgebung wohnen allein 200,000 Namenchristen, die einst die Protestanten verfolgten, jetzt aber nach dem Evangelium verlangen. Fernere Pläne und Wünsche in Bezug auf die Ausdehnung des Werkes drohen jedoch an den bescheidenen Geldmitteln scheitern zu wollen.

Im osttürkischen Gebiet (Armenien, Kurdistan und Mesopotamien), wo neben Griechen und Türken die Armenier und Kurden vorherrschen, hat der amerikanische Board die Städte Erzrum, Kharput, Mardin, Bitlis und Wan besetzt. Das am Tigris gelegene Mosul ist neuerdings aus sprachlichen Rücksichten der benachbarten westpersischen Mission der Presbyterianer abgetreten worden. Auch hier ist das Werk überall in sichtlichem Fortschritt begriffen; aber die Armut der Bevölkerung und der beständige Druck der türkischen Behörden stellt große Anforderungen an die Treue und Standhaftigkeit der Gemeindeglieder. Der Mangel an eingebornen Predigern und Lehrern, der sich besonders da empfindlich macht, wo kaum die Hälfte der vorhandenen Gemeinden mit ständigen Pastoren versehen werden kann, nötigt die Missionare, lange und beschwerliche Reisen zu unternehmen um die vereinzelten Häuflein der Evangelischen zu pflegen. Die herrschende Armut erschwert auch sehr die Selbsterhaltung der Gemeinden, auf die mit Recht der Board überall hinarbeitet. Von Erzrum aus ist das Werk nach dem russischen Teil von Armenien ausgedehnt worden und es werden die dortigen Gemeinden als be-

sonders hoffnungsvoll gerühmt. Auf einer dieser Evangelisationsreisen hatte Miss. Richardson das Unglück, von den Behörden aufgegriffen und zwei Monate festgehalten zu werden. Es ist besonders die Bibelverbreitung, zu der die Regierung sehr unfreundlich sieht. — Wie ausgedehnt die Arbeit des amerikanischen Board in den türkischen Provinzen Kleinasiens und Armeniens ist, zeigt nachstehender Census von 1891/92. Darnach sind es: Hauptstationen 14; Außenstationen 293; amerikanische Missionsarbeiter (mit Einschluß der Frauen) 151; eingeborene Arbeiter 759; Predigtplätze 310; Gemeinden 112 mit 11,508 Seelen. In vier theologischen Seminarien und einer großen Anzahl von Knaben- und Mädchenschulen genießen 18,120 Schüler einen sorgfältigen Unterricht. Auch mehrere Missionsärzte stehen in der Arbeit.

Auf persischem Gebiet halten die amerikanischen Presbyterianer die Hauptplätze Teheran und Hamadan im Osten und Orumia, Tabris, Salmas und Mosul im Westen besetzt. Ueber die Aussichten der Mission in Persien schreibt der in Orumia arbeitende Dr. Shedd: „Es besteht zwar hier auch eine ausgesprochene Opposition gegen jeden Religionswechsel, aber die Verhältnisse liegen in Persien doch wesentlich anders als in der Türkei. Die Türken sind fast durchgängig hartnäckige und fanatische Anhänger des Islams und zwar der orthodoxen sunnitischen Richtung. Die Perser dagegen sind in religiöser Beziehung unter sich zersplittert. Nach außen hin besteht wohl eine gewisse Einheit, indem sie äußerlich der schiitischen Sekte des Islams als Staatsreligion angehören; aber ich bekomme immer mehr den Eindruck, daß Persien nie recht zum Islam bekehrt worden sei. Das Volk hat zwar im großen und ganzen seinen Nacken unter dessen Joch gebeugt, aber ein großer Prozentsatz, der dem Namen nach mohammedanisch ist, hat seine alten Religionsformen und den Aberglauben beibehalten. Die Mobeds der alten persischen Feueranbeter haben einfach ihren Namen mit dem der islamitischen Mollahs vertauscht und so ihre religiöse Stellung und ihren Einfluß, durch den sie auch den persischen Thron stützen, beibehalten. Aber ihr Ansehen ist im ganzen sehr gesunken und die Gewalt, die sie auf das Gewissen des Volkes ausüben, ist in Tausenden von Dörfern und Städten höchst unbedeutend. So traf einer der Kolporteure, der einen Distrikt südlich von Orumia bereiste, Tausende von Einwohnern, die gar nicht Mohammedaner waren. Er fand, gerade weil er ein Christ war, die herzlichste Aufnahme unter ihnen und er konnte unbehelligt vor großen Volksversammlungen predigen. Mehrere Personen meldeten sich sogar zur Taufe. Wer das Volk genau kennt, ist der Ueberzeugung, daß über die Hälfte der Moham-

medaner Persiens es nur dem Namen nach sind. Nur etwa 35% sind Schiiten, 25% sind Babis (Anhänger eines gewissen Bab, der sich „Pforte zu Gott" nannte, die Vielweiberei verbot und allgemeine Menschenliebe mit Religionsduldung forderte) und die übrigen 40% sind so sehr vom Babismus beeinflußt, daß damit dem Evangelium überall die Thüren geöffnet sind. Auch von den Missionsärzten wird bezeugt, wie das Verlangen nach religiöser Belehrung im Volk allenthalben zu finden sei. Dabei darf das Evangelium ohne Widerstand von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gepredigt werden und es sind unsere Kolporteure gleichsam die Pioniere, die durch die Verbreitung der heil. Schrift dem nachrückenden Missionar vorarbeiten." — Daß der Schah bei seiner bekannten Vorliebe für abendländische Einrichtungen in seinem Lande für völlige Religionsfreiheit ist, zeigt der in den Bibelblättern (Miss.Mag. März S. 16) erwähnte Fall des zum Christentum übergetretenen Mohammedaners Ibrahim Mirza.

Besondere Aufmerksamkeit widmet seit kurzem die presbyterianische Mission der Arbeit unter den Kurden auf dem persisch-türkischen Grenzgebiet. Diesem Zweck soll auch hauptsächlich das in der türkischen Tigrisebene gelegene Mosul dienen, das als Eingangsthor für die rauhen und schwer zugänglichen Gebirge Kurdistans gilt und von wo aus vorgegangen werden soll. Im Augenblick bestehen in den kurdischen Bergen fünf Gemeinden mit 170 Seelen und 18 Schulen mit 284 Schülern. In der Arbeit stehen fünf ordinierte und vier Laienprediger. Viele Dörfer sind aber der Mission teils durch die feindselige Haltung der räuberischen Kurden, teils durch den Einfluß der Papisten bis jetzt noch verschlossen. — Im übrigen haben die Presbyterianer eine ansehnliche Arbeiterschar auf dem persischen Missionsfelde stehen. Ueber die Zahl ihrer Gemeindeglieder liegen uns keine Angaben vor.

Auch die englisch-kirchliche Mission in Dschulfa kann von einem zwar langsamen aber ermutigenden Fortschritt berichten. Ein erwachsener Mohammedaner, ein Babi, wurde während des letzten Jahres getauft und auch sonst zeigt sich noch mancher Muselmann als wahrheitssuchende Seele. Die Schulen waren besser als je zuvor besucht und wiesen über 400 Kinder auf. Eine Zeitlang suchten die Mollahs, die jeder Neuerung und so auch den civilisatorischen Bestrebungen des Schahs entgegenarbeiten, die Schule zu stören. — Im türkischen Baghdad wurde ein Beamter getauft. Die durch Dr. Sutton betriebene ärztliche Mission hat durch ihre hingebungsvollen Dienste während der Cholerazeit sich die allgemeine Achtung der Bevölkerung erworben.

Schließlich sei noch einer Mission der Anglikaner unter den

## b) Neuestes und Vermischtes.

Die chinesische Provinz Hunan ist und bleibt noch immer der Ausgangspunkt aller fremden- und christenfeindlichen Bewegungen. Der Agitator Tschuhan, von dem man meinte, er sei durch die chinesischen Behörden unschädlich gemacht (vergl. den Artikel: Zu den Unruhen in China), hat eine neue Bewegung hervorgerufen und Brandschriften ins Land geschleudert, die an Schändlichkeit den früheren nicht nachstehen. Infolge dessen gärt es wieder da und dort. Bezeichnend ist ein Vorfall auf der Station Tungkun in der Provinz Kanton, wo der rheinische Missionsarzt Dr. Kühne ein Hospital leitet. Ein feindlich gesinnter Mensch, vermutlich ein heidnischer Pflasterdoktor, warf die Gedärme eines Hundes vor die Thür des Hospitals und sprengte das Gerücht aus, der Doktor habe Menschen geschlachtet und Teile derselben zur Zubereitung gewisser Medizinen benützt. Die Sache fand Glauben und halb Tungkun lief zusammen, ja die Aufregung war so groß, daß die Leute beim Mandarin um die Erlaubnis einkamen, das Hospital zerstören zu dürfen. Dieser lehnte zwar das Gesuch wegen Mangel an Beweisen ab, aber noch einige Tage lang hörte man den Ruf: „Da kommt der Menschenschlächter; schlagt ihn tot!"

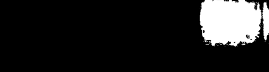
(Ber. d. rhein. Miss.Ges.)

In einigen Distrikten Indiens droht infolge des ausgebliebenen Regens wieder eine Hungersnot. Schon steigen die Preise der Lebensmittel in bedenklichem Grade.

Ein englischer Geistlicher, James Spurrell, hat der kirchlichen Mission 1,250,000 Fr., der britisch und ausländischen Bibelgesellschaft 500,000 Fr. und der Brüdermission 250,000 Fr. vermacht. Auch sonst hat derselbe noch eine Reihe von Vermächtnissen zu religiösen und wohlthätigen Zwecken hinterlassen.

Todesfälle. — Am 1. Febr. d. J. starb zu Keti auf den Blauen Bergen der eingeborne Basler Missionar Hermann Anandraja Kaundinja. Als Sohn eines hochstehenden Brahmanen am 20. März 1825 geboren, wurde derselbe zu Christo bekehrt und mit zwei weiteren Brahmanenjünglingen am 6. Jan. 1844 von Miss. Dr. Mögling in Mangalur getauft. Mit seinem geistlichen Vater kam Kaundinja 1845 nach Europa und trat Januar 1846 in das Basler Missionshaus ein, von wo er im Jahr 1851 als ordinierter Missionar in seine indische Heimat zurückkehrte. Hier war er in Mangalur stationiert und arbeitete in verschiedenen Stellungen, bis er 1869 in die Arbeit im Kurgland eintrat, wo er auf seinem Grundbesitz Anandapur eine christliche Kolonie anlegte und die kleine Gemeinde unter den schwierigsten Verhältnissen und unter dem Druck mancher ökonomischer Sorgen bis 1881 bediente. Wegen seines leidenden Zustandes wurde er in jenem Jahr pensioniert, doch arbeitete er während seines Lebensabends noch treulich an der Revision der kanaresischen Bibelübersetzung. Während eines Erholungsaufenthaltes auf den Blauen Bergen wurde er von einer Lungenentzündung ergriffen und unerwartet schnell vom Herrn abgerufen.

Aus Kaiser-Wilhelmsland hat die Rheinische Mission schon wieder eine Todesnachricht erhalten. Dort starb den 15. November auf der einsamen Dampier-Insel am Fieber der im vergangenen Jahr als Schiffer ausgesandte Bruder J. A. Pilkuhn. — Das ist das neunte Missionsgrab der Barmer in Neu-Guinea und das dritte auf der Dampier-Insel.





Ansicht von Kunnur in Indien.

# John Mackittrik
## und die Balolo-Mission am Kongo.

1.

Das Geburtsjahr der Balolo-Mission am mittleren Kongo ist das Jahr 1888. Damals wurde in London die große, von Vertretern der Mission aus der ganzen Welt beschickte Missionskonferenz gehalten. In demselben Jahr kehrte Missionar John Mackittrik von seinem ersten — vierjährigen — Aufenthalt in Afrika in die Heimat zurück. Sein Arbeitsfeld war am Unterkongo gewesen; er war aber von dort aus weiter ins Innere vorgedrungen. Da, wo der Kongo seinen ungeheuern Bogen macht, liegt — begrenzt von dem mächtigen, durch Stanley entdeckten innerafrikanischen Urwald, durchzogen von sechs Strömen, Nebenflüssen des Kongo — das Lololand, in einer Ausdehnung von 160,000 (englischen) Geviertmeilen. Die Bewohner dieses Landes werden auf acht bis zehn Millionen geschätzt. Sie sind ein kriegerisches, thatkräftiges, begabtes Volk, nähren sich von Fischfang und Ackerbau, verstehen sich aber auch auf ein oder das andere Handwerk. Vor etwa fünf Jahren war das Volk noch sehr wenig bekannt; man wußte fast nichts von seiner Religion, wußte nicht, ob die Leute, wie man vermutete, Menschenfresser waren. Vor Mackittrik hatte kein Missionar das Land besucht und nur ein Weißer hatte vor ihm dessen Sprache, das Kilolo, erlernt. Mackittrik schilderte nun in lebhaften Farben jenen braunen Volksstamm mit seinen Freuden und Leiden, seiner Sünde und Unwissenheit, das fruchtbare Land, die volkreichen Städte. Die eigentümliche, musikalische Sprache hatte sich Mackittrik schon ziemlich zu eigen gemacht. Er war seinerzeit von der Ost-Londoner Anstalt

für innere und äußere Mission*) ausgesandt worden, und dieser Anstalt lag nun auch das Volk der Balolo besonders am Herzen. Es zeigte sich gerade während jener Konferenzen vom Jahre 1888, daß keine andere Gesellschaft in der Lage war, die Balolo-Mission anzufangen, und so beschloß die Anstalt von Ost-London, das Werk in Angriff zu nehmen und eine Anzahl von Missionaren unter der Führung Mackittriks auf das neue Missionsgebiet zu schicken. Doch, ehe wir die Missionare dahin begleiten, wollen wir einen Blick auf das frühere Leben Mackittriks werfen.

Er wurde geboren in Guilahall in Irland am 30. Okt. 1857. Drummond sagt einmal: „Es ist merkwürdig, daß bei den größten Missionaren der Missionssinn sich meistens schon in ihrer Kindheit entwickelt hat.“ Dies trifft auch bei Mackittrik zu. Der junge lebhafte Irländer las als zwölfjähriger Knabe mit feurigem Interesse Stanleys Reise zur Aufsuchung Livingstones, und jeden Abend, wenn er das Buch beiseite legte, fragte er sich bange: Wird er ihn wohl finden? Geographie und Kartenzeichnen waren seine Lieblingsfächer in der Schule, Reisebeschreibungen seine liebsten Bücher, und mit besonderer Freude beobachtete er, wie die leeren, weißen Stellen auf der Karte von Afrika sich allmählich mit Namen füllten.

Acht Jahre später finden wir Mackittrik wieder als einen großen, kräftigen Jüngling, allgemein geliebt und geachtet wegen der Reinheit und des Adels seiner Gesinnung. In der irischen Stadt Belfast hat ein Straßenprediger eine lauschende Menge um sich versammelt. Auch John Mackittrik ist unter den Zuhörern. Durch jene Predigt hat Gott sein Herz gerührt und ihn zum Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit und zu der Sehnsucht nach Erlösung gebracht. Bald nachher hat er gefunden was er suchte, Leben und Frieden. Mit fleißigem Gebet und Bibelstudium, mit der Missionsarbeit im Jünglingsverein und in einem Distrikt von Belfast füllte er von jetzt an seine freie Zeit aus. Mit besonderer Vor-

*) Das East London Missionary Training Institute wurde im Jahr 1872 gegründet. Es hat in London selbst je ein Seminar für männliche und für weibliche Zöglinge, sowie eine kleine medizinische Schule, und außerdem ein Seminar in Derbyshire. Im November 1891 belief sich die Zahl der aus dem Institut hervorgegangenen, teils in heidnische Länder ausgesandten, teils in christlichen Ländern arbeitenden Missionare und Evangelisten auf mehr als 600.

liebe übte er die Straßenpredigt. In einer Straße von Belfast steht noch ein alter Pumpbrunnen, auf den er, während er sprach, seine Bibel zu legen pflegte. Die Leute nennen diesen Brunnen Mackittriks Kanzel, und er ist vielen, die sich des Predigers und seiner Worte erinnern, ein heiliges Andenken. Mackittriks christlicher Charakter entwickelte sich immer mehr und das mußte sich natürlich auch in seinem Berufsleben zeigen. Sein Arbeitgeber verlangte allerhand kleine Geschäftskniffe von ihm, die gegen sein Gewissen gingen. Er gab deshalb seine Stelle auf und gründete ein eigenes Geschäft. Allein je mehr er sich mit der Mission und den Bedürfnissen der Heidenwelt bekannt machte, um so mehr verlangte ihn, sich ganz dem Missionswerk zu widmen. Im Jahr 1883 bat er um Aufnahme in dem Ost-Londoner Missionshaus.

„Sein Eintritt ins Missionshaus," schreibt einer seiner Mitstudenten, „ist uns allen noch in lebhafter Erinnerung. Seine hohe Gestalt und sein schönes Gesicht fielen jedem auf, der ihn unter seinen Mitzöglingen sah; der sanfte Ernst und die Würde seines Wesens machten einen wohlthuenden Eindruck. Einem jungen Zögling, dem Sohn des Vorstands Dr. Guinneß, war er ein besonders liebenswürdiger Freund. Mackittrik zeigte ihm oft Vogelnester an den geheimsten Schlupfwinkeln des Parks, erlaubte ihm aber nie, ein Ei zu nehmen, um der Vogelmutter keinen Schmerz zu bereiten.*) Der liebe, weichherzige Junge! Gegen die Schwachen, die Betrübten, die Hilflosen war er zart und mitleidig, wie eine liebende Frau, und doch war er einer von Gottes Helden, — unverzagt, wenn er für seinen Herrn etwas wagen, stark, wenn er für ihn leiden sollte." Fünf Jahre ehe Mackittrik ins Missionshaus kam, im Jahr 1878, hatte es den ersten Missionar an den Kongo gesandt. Zwei Missionare der Gesellschaft waren schon in ihrem Beruf gestorben, aber im Jahr 1882 waren auch die Erstlinge, zwei junge Kongoneger, getauft worden. Als im Jahr 1884 die Kongo-Mission die schwierigen Anfänge hinter sich hatte und das Bedürfnis nach Ausdehnung und energischem Betrieb vorhanden war, befand sich Mackittrik unter den Freiwilligen, die sich für Afrika anboten. Ein Jahr in dem Missionshaus hatte ihm die

*) Dies ist bei einem Engländer ein Beweis von einem besonders mitleidigen Herzen, da in England nicht nur böse Buben, sondern auch anständige junge Leute gerne Nester ausnehmen.

nötige Vorbildung gegeben. Mit besonderer Vorliebe hatte er immer die Apostelgeschichte studiert, und einer seiner Freunde sagt, es habe sich ihm gewiß etwas von dem Feuereifer und der selbstvergessenden Hingabe des großen Heidenapostels mitgeteilt. Nach dem Herrn selbst war Paulus sein Vorbild und Ideal.

Afrika war schon während seines Aufenthalts im Missionshaus das Land seiner Sehnsucht gewesen, ganz besonders aber verlangte ihn nach einem neuen, noch unbebauten Missionsfeld. Nachdem er deshalb bis 1886 am Unterkongo gearbeitet hatte, schiffte er sich am 27. Juli desselben Jahres am Stanleypool ein, um die schon erwähnte Reise nach Aequatorville, an die äußersten Vorposten des Missionsgebiets zu machen. Auf diese Art wurde das Lolo-Land sozusagen für die Mission entdeckt. Was der Erfolg dieser Reisen war, haben wir schon am Anfang dieser Skizze gesehen.

Gegen Ende des Jahres 1888, während die Gründung der Balolo-Mission vorbereitet wurde, verlobte sich John Mackittrik mit Fräulein Fooks, die er im Missionshaus kennen gelernt hatte. Sie hatte fünf Jahre als Missionarin in Syrien gearbeitet und war dadurch gut fürs Missionswerk geschult, hatte auch Gelegenheit gehabt, sich die für die Arbeit in Afrika so wichtige Kenntnis des Arabischen anzueignen.

In dem Querschiff der Westminsterabtei ist ein Grabmal, an dem man, ungestört von der Menge der Besucher, lange unbeachtet stehen kann. Es ist eine schwarze Marmortafel, die den Namen David Livingstones trägt. An das Grab dieses Mannes, der in seiner unendlichen Liebe für Afrika sein Leben dahingab, trat das Brautpaar den Tag nach der Verlobung. Da beteten sie zusammen und gingen heim mit dem Entschluß, in die Fußstapfen des großen Apostels von Afrika zu treten. In dem Missionshaus von Ost-London ist ein Zimmer, das jetzt das Balolozimmer heißt. In jener Vorbereitungszeit hielt sich John Mackittrik viel dort auf und der Bewohner des Nebenzimmers hörte oft, wie er laut für Afrika und für die neue Mission betete. Seine Frau schreibt später über ihn: „In dem anhaltenden Gebet lag das Geheimnis seines Erfolgs. Einige Zeit nach seiner Bekehrung las er David Brainerds Leben, ein Buch, das einen nachhaltigen Einfluß auf sein religiöses Leben ausgeübt hat. Wie jener große Apostel der Indianer, zog er sich oft an eine abgelegene Stelle im Wald oder

Busch zurück, um zu beten und mit Gott zu reden. Nie wurde ein Plan besprochen oder eine Arbeit unternommen, ohne daß er vorher allein und mit andern darüber betete. Und über dem Bitten vergaß er das Danken nicht. In den kleinsten Begebenheiten fand er Anlaß zum Lob Gottes. Als die Balolo-Mission gegründet wurde, suchte er allen Mitgliedern der ersten Gesellschaft von Missionaren einzuprägen, daß die Einigkeit in der Gesinnung und in der Wirksamkeit nur durch anhaltendes Gebet bewahrt werden könne. Er selbst betete ohne Unterlaß darum, daß sie wie ein Mann leben und arbeiten möchten. Im Herzen und in der That war er wahrhaft eins mit all seinen Brüdern, und er hat immer viel mehr Rücksicht auf ihre Gefühle und Wünsche genommen als auf die seinigen."

## 2.

Im Frühling 1889 reisten die ersten Missionare nach dem Lolo-Land ab. Außer John Mackittrik und seiner Frau waren es fünf Missionare und eine Missionarin, Fräulein de Hailes. Ende August kamen sie an ihrem Bestimmungsort Bonginda, am oberen Kongo, an, staunend begrüßt von Scharen nackter Wilden, die dastanden mit grimmigen Gesichtern, Schild und Speer in der Hand, aber doch im Herzen freundlich gesinnt.

Nach der Ankunft in Bonginda, der Station, wo Mackittrik seine Arbeit anfing, schreibt Frau Mackittrik: „Wir haben so lange warten und dann so weit reisen müssen, daß ich jetzt noch kaum glauben kann, daß wir wirklich und nicht nur im Geist hier sind. Um mich zu vergewissern, sehe ich mich um und betrachte die Menschenmenge am Ufer. John steht unter ihnen und bezahlt den Preis für das von ihm gekaufte Land, während ich in der Kajüte des Henry Reed sitze und schreibe. Ja, es ist nicht zu bezweifeln; da steht der alte Häuptling und kleidet sich mit augenscheinlichem Stolz in den Soldatenrock, der einen Teil des Kaufpreises bildet. Die Leute stehen dabei und jauchzen ihm zu, was gewiß seiner königlichen Eitelkeit schmeichelt. Aus der folgenden Liste von Gegenständen, die für das Land bezahlt worden sind, wirst du sehen, daß man uns nicht überfordert hat: 1500 Messingstäbe, 6 Stücke Zeug, 1 Korb Kauris, 10 Spiegel, 10 Löffel, 10 Bestecke, 1 große Flasche, 5 tiefe Teller, 1 roter Rock.

schenken könnten; aber ehe uns etwas einfiel, sagte der König: ‘Ingelese, wir wollen deinen Zeug und deine Messingstäbe und dein Salz oder was du sonst hast, nicht. Wir geben dir das Schaf umsonst. Wir wollen nur, daß du uns versprichst, deine Kinder nie zu verlassen, sondern immer dazubleiben und unser Vater zu sein.’

„Diese Freigebigkeit war für unsere Herzen ebenso wohlthuend, als sie uns unerwartet kam. Mein lieber Mann liebte die Balolo von Anfang an und betrachtete sich als ihren Bruder, aber keins von uns hätte sich träumen lassen, daß sie ihn so zu schätzen wußten. ‘Gott thut uns mehr Gutes als wir verdienen,’ sagte er zu mir, als er aufstand, um den lieben Leuten für ihr Geschenk zu danken. Er erinnerte sie wieder an das, was er ihnen schon oft gesagt hatte, daß Gott die Liebe ist, und daß der Vater, der den weißen und den schwarzen Mann geschaffen hat, sich freut, wenn seine Kinder einander lieben.“

Allerdings waren die Begriffe der Eingeborenen von dem Vater im Himmel oft etwas nebelhaft. Sie konnten ihn und den Ingelese nicht recht auseinander halten. Einmal wollten zwei Männer den Missionar besuchen. Er war gerade beschäftigt und seine Frau deutete auf den Vorhang, der das Haus in zwei Teile teilte und hinter dem er sich befand. Einer der Männer, dessen Neugierde stärker war als seine Scheu vor dem Geheimnis, das der Vorhang verhüllte, wagte es, beim Gehen ein wenig hinter denselben zu sehen; er sagte dann seinem bange harrenden Gefährten, Gott sei dahinter. Manchmal meinten sie, Gott spreche aus der kleinen Kinderorgel, deren Ruhm bald das Land erfüllte. Die Leute kamen von weit her, um „Gott sprechen zu hören.“

Trotz der Liebe, mit der die Wilden seinen Boten aufgenommen hatten, zeigten die heidnischen Greuel, die täglich vorkamen, daß sie noch recht weit entfernt waren von der Erkenntnis des himmlischen Vaters. Einmal hielt der König ein Palaver, bei dem die Preise für die Lebensmittel gesetzlich geregelt wurden. Um den Erlaß dieses Gesetzes feierlich zu bestätigen, kauften die Leute einen Mann ihres eigenen Stammes, den sie dann auf raffiniert grausame Weise zu Tode quälten. Die Kinder gewöhnten sich durch Tierquälerei daran, später Menschenblut auf grausame Weise zu vergießen. Viele solcher Greuel waren durch die Religion,

andre durchs Gesetz geboten. Auch die Unsittlichkeit muß entsetzlich gewesen sein. Frau Mackittrik sagt, man finde wohl kein siebenjähriges Kind und selten ein drei- oder vierjähriges, das sittlich rein sei.

Immerhin hatten es die Missionare zu genießen, daß durch die Gründung des Kongostaates die Verhältnisse jetzt viel geordneter waren als früher und daß besonders der Sklavenhandel nicht mehr so offen und in so großem Maßstab betrieben werden konnte. Auch im Lololand wußten die Leute von „Bula Matadi“ d. h. Felsenbrecher, wie Stanley bei den Eingebornen genannt wird. (Der Name wurde ihm zuerst von Kongonegern gegeben, die mit Staunen zusahen, wie er große Steine mit einem Hammer zerschlug.)

Dr. Harry Guinneß, von dem wir bald noch mehr sprechen werden, erwähnt in seinem Reisebericht die vielen Schmähungen, die über den Kongostaat und dessen Beamte verbreitet sind; er findet aber, daß den wenigsten dieser schlimmen Gerüchte überhaupt ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegt. Viele Gerüchte werden durch die Händler verbreitet, die früher nach Belieben schalten und walten durften, jetzt aber vom Staat zwar manche Vorteile haben, aber auch Steuern zahlen und sich verschiedene Beschränkungen gefallen lassen müssen. Ein Hauptvorwurf, den man der Regierung macht, ist, daß oft Städte unbarmherzig niedergebrannt werden. Das sind aber keine Städte nach unserem Begriff. Sie bestehen aus einem Haufen von Hütten, die gar nichts Wertvolles enthalten und schnell wieder aufgebaut sind. Ein solcher Fall, der Dr. Guinneß zu Ohren kam, war folgender: Als Sühne für ein Verbrechen, das in einer Stadt vorgekommen war, sollten fünf Männer aus der Stadt geschickt werden, um dem Staat als Soldaten oder Arbeiter zu dienen. Die Bewohner weigerten sich, die Männer auszuliefern und hielten zusammen wie ein Mann, um die Regierung zu verhindern, strenge und rasche Justiz zu üben, wie es unter Wilden nötig ist. Zur Strafe wurde nun die sogenannte Stadt niedergebrannt. Es mag wohl ein- oder das andremal eine Stadt verbrannt worden sein, wo eine gelindere Strafe am Platz war, und die aus wilden Eingebornen bestehenden Truppen mögen sich hie und da einen Raubzug erlaubt haben; auch sind nicht alle Beamte menschenfreundlich und pflichttreu; oft giebt es überdies Mißverständnisse zwischen den Eingebornen und der Regierung,

weil die Verhandlungen durch nicht immer zuverlässige Dolmetscher geführt werden, aber im ganzen, sagt Dr. Guinneß, würde man dieselben Anklagen gegen jede Regierung erheben, die am Kongo wäre und mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte.

Doch, kehren wir wieder nach Bonginda zurück. Aus einem Brief von Frau Mackittrik sehen wir, daß es hauptsächlich Knaben waren, die sich von dem Evangelium ergriffen zeigten. Nach der Abendandacht standen einmal vier Knaben auf und erklärten, sie wollten Jesu nachfolgen. Ein fünfter, Namens Mollie sagte: „Ich will erst noch mehr in meinem Herzen nachdenken, ehe ich aufstehe.“ Das war am Sonntag. Am Montag bemerkte Frau Mackittrik, daß einige Knaben miteinander beteten. Sie kamen auch zu ihr und wünschten mehr über den Weg der Seligkeit zu erfahren. Später kamen Mollie und dann noch drei Mädchen, Zöglinge von Frl. de Hailes, um zu sagen, daß sie Jesu nachfolgen wollten. Am Dienstag Morgen forderte Mackittrik alle, die den Weg der Seligkeit kennen wollten, auf, zu ihm zu kommen. Unter denen, die sich einfanden, war auch ein ganz kleiner Junge, der auf die Frage nach seinem Begehren zu Frau Mackittrik sagte: „Mama, ich habe Kummer und Tod in meinem Herzen.“ Einen eigentümlichen Wunsch sprach ein anderer aus: „Du sagst uns, wir sollen Gottes Wege lieben und des Teufels Wege hassen. Ich bin nicht gut, ich thue viel Böses. Sage deinem Mann, er soll mich tüchtig mit einem Stock schlagen, recht tüchtig; dann werde ich vielleicht das Wort Gottes lieb gewinnen.“ Frau Mackittrik schreibt am Schluß ihres Briefs: „Der Segen fängt an, auf uns herab zu regnen; der Herr sei gepriesen! Ich weiß, ihr alle daheim stimmt ein in unsern Dank. Noch ein Knabe fragt jetzt nach dem Weg des Heils. Er ist erst seit zwei Monaten bei uns und da er nicht besonders hoffnungsvoll schien, habe ich ihn gar nicht ermutigt, im Gegenteil; ich habe ihm gesagt, er solle lieber noch warten, ehe er sich erkläre. Aber er ist wie die Witwe im Gleichnis, die sich nicht abtreiben ließ; als er zum viertenmal zu mir kam, konnte ich ihn nicht abweisen.“

(Schluß folgt.)

andre durchs Gesetz geboten. Auch die Unsittlichkeit muß entsetzlich gewesen sein. Frau Mackittrik sagt, man finde wohl kein siebenjähriges Kind und selten ein drei- oder vierjähriges, das sittlich rein sei.

Immerhin hatten es die Missionare zu genießen, daß durch die Gründung des Kongostaates die Verhältnisse jetzt viel geordneter waren als früher und daß besonders der Sklavenhandel nicht mehr so offen und in so großem Maßstab betrieben werden konnte. Auch im Lololand wußten die Leute von „Bula Matadi" d. h. Felsenbrecher, wie Stanley bei den Eingebornen genannt wird. (Der Name wurde ihm zuerst von Kongonegern gegeben, die mit Staunen zusahen, wie er große Steine mit einem Hammer zerschlug.)

Dr. Harry Guinneß, von dem wir bald noch mehr sprechen werden, erwähnt in seinem Reisebericht die vielen Schmähungen, die über den Kongostaat und dessen Beamte verbreitet sind; er findet aber, daß den wenigsten dieser schlimmen Gerüchte überhaupt ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegt. Viele Gerüchte werden durch die Händler verbreitet, die früher nach Belieben schalten und walten durften, jetzt aber vom Staat zwar manche Vorteile haben, aber auch Steuern zahlen und sich verschiedene Beschränkungen gefallen lassen müssen. Ein Hauptvorwurf, den man der Regierung macht, ist, daß oft Städte unbarmherzig niedergebrannt werden. Das sind aber keine Städte nach unserem Begriff. Sie bestehen aus einem Haufen von Hütten, die gar nichts Wertvolles enthalten und schnell wieder aufgebaut sind. Ein solcher Fall, der Dr. Guinneß zu Ohren kam, war folgender: Als Sühne für ein Verbrechen, das in einer Stadt vorgekommen war, sollten fünf Männer aus der Stadt geschickt werden, um dem Staat als Soldaten oder Arbeiter zu dienen. Die Bewohner weigerten sich, die Männer auszuliefern und hielten zusammen wie ein Mann, um die Regierung zu verhindern, strenge und rasche Justiz zu üben, wie es unter Wilden nötig ist. Zur Strafe wurde nun die sogenannte Stadt niedergebrannt. Es mag wohl ein- oder das andremal eine Stadt verbrannt worden sein, wo eine gelindere Strafe am Platz war, und die aus wilden Eingebornen bestehenden Truppen mögen sich hie und da einen Raubzug erlaubt haben; auch sind nicht alle Beamte menschenfreundlich und pflichttreu; oft giebt es überdies Mißverständnisse zwischen den Eingebornen und der Regierung,

äußerte darüber: nun wisse er doch von amtswegen, daß es mitten in der Christenheit nicht genug sei, ein Christ zu sein. Er erhielt den Befehl, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen.

Nun aber strecken sie von überall her die Arme nach ihm aus. Die Grafen Dohna, die Grafen Reuß, Graf Reden, die Stolberg, Fürst Schönaich-Carolath, die Grafen Schönberg: einer um den andern wollen sie ihn auf ihren Schlössern haben und er ist der reinste Wander-Hofprediger für die in Schlesien und in der Provinz Sachsen begüterte preußische Aristokratie. Freiherr von Stein, Prinz Wilhelm (Oheim des † Kaisers Wilhelm) und andere Glieder der königlichen Familie freuen sich, ihn bei sich oder bei ihren Freunden zu sehen, und wo er gerade ist, da hält er die Hausandachten, zu denen auch von ferne her Hohe und Niedere erscheinen, so daß er meist zu kleinen Gemeinden spricht. Goßner hat da viele Liebe erfahren, manch bleibendes Band geknüpft; aber zum Schloßkaplan war er doch nicht geschaffen, er, der niemals das Zimmer Kaiser Alexanders in Petersburg betreten hatte, so oft man's ihm nahe legte; er, dessen ganzes Wesen doch schließlich geradherzige Popularität war. In eine geordnete Amtsthätigkeit aber konnte er nie mehr kommen, so lange er noch katholischer Priester hieß. So vollzog er, so schwer es ihm wurde, in aller Stille seinen Uebertritt zur lutherischen Kirche auf dem Gut eines seiner Freunde; lang hatte er gezögert und denen, die ihn drängten, entgegengehalten: „Wer übertritt, ist ein Uebertreter und das wollen Sie doch nicht aus mir machen.“ Am innigsten verbunden war er seit langem mit Herrnhut, und er schwankte lange, ob er sich nicht der Brüdergemeine anschließen solle. Nach Brüdersitte loste er; die Antwort hieß: nein! „Wär' ich gekommen, ich hätt' drunter geschlagen,“ sagte er später, und drückte damit aus, daß seiner Kraftnatur die Weichheit und hie und da Weichlichkeit, die damals unter dieser Gemeinde herrschte, doch nicht zusagte.

Goßner war es bei seinem Uebertritt nicht um Herzensanschluß zu thun, den hatte er allenthalben im reichsten Maß, sondern um die Möglichkeit, einen geordneten Beruf zu finden. Es handelte sich bald darum, ihn als Pfarrer an die freie Gemeinde Kornthal in Württemberg zu ziehen, ein Wirkungskreis, der ihm in besonderer Weise vielleicht entsprochen hätte, doch es zerschlug sich und er beschloß, zu suchen, ob in Berlin sich ein Arbeitsposten finde.

Aber das ging nicht so leicht. Goßner ist nicht der einzige, der es erfahren hat, daß solide und feststehende Ordnungen in Kirche und Staat in Pedanterie umschlagen, wenn sie auf Außerordentliches angewendet werden sollen. Er war ein in ganz Deutschland berühmter Prediger; vor Jahren hatte ihn Preußens Minister für einen katholisch-theologischen Lehrstuhl in Aussicht genommen, in Petersburg und hin und her in Deutschland predigte er einem Kaiser, Fürsten und Prinzen; eine Menge Predigten waren gedruckt; er hatte eine Uebersetzung des Neuen Testaments geliefert, die dreißigmal aufgelegt wurde; eine in dritter Auflage erschienene Erklärung des Neuen Testaments lag vor; er war staatlicher Religionslehrer in Preußen gewesen: — thut nichts, der Kandidat muß ein Examen machen zum Erweis seiner wissenschaftlichen Befähigung und seiner Predigttüchtigkeit! Das ging dem Mann, der bisher stets seinen eigenen Weg gradeaus gegangen war, furchtbar sauer ein in seinem 54. Lebensjahr. Das Examensresultat war, was alle Welt schon wußte, daß man einen in Predigt und Exegese hervorragenden, frommen Kandidaten in Goßner vor sich habe. Aber eine Stelle hatte er noch nicht. Der nachmalige Friedrich Wilhelm IV. bemühte sich, eine der verwahrlosten Vorstadtgemeinden vor dem Hamburger Thor für ihn als Kirchspiel abzuzweigen; aber wie Goßner herb bemerkt, die „schwarzen Gesellen, die stärker sind, als der König und der Kronprinz“, d. h. etliche Pastoren Berlins, hintertreiben es. Da nimmt ihn ein alter Pfarrer Koblank, der letzte der Berliner Pastoren, der mit der Allongeperücke auf die Kanzel trat, zum Vikar an: so weit hat's Goßner mit 55 Jahren gebracht! Und nun geht's wie stets, wo Goßner zum Wort kommt: die große Luisenstadtkirche, die mehrere Tausende faßte und bis dahin stets unheimlich leer war, füllt sich allsonntäglich dicht mit Zuhörern. Daneben hält Goßner in Gefängnissen und bei Kranken, ebenso wie in gräflichen und fürstlichen Palästen, seine Bibelstunden und wäre ganz befriedigt: allein — Koblank, der alte Mann, hatte versäumt, beim Konsistorium um Erlaubnis zu bitten, als er seinen Vikar Goßner anstellte, und folglich bekommt Goßner den Befehl, seine Stelle zu verlassen. O wie gerne hätte er Berlin im Stich gelassen, aber es kam nicht so weit. Die Pfarrer schienen sich zwar alle verschworen zu haben, ihm keine Kanzel zu öffnen, nur zwei machten eine Ausnahme: Stobwasser,

der Prediger an der Kapelle der Brüdergemeine, und Schleiermacher, der berühmte Theologe und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Es ist eine wahre Erquickung, zu sehen, wie frei und hoch dieser Mann über dem kleinlichen und dunklen Treiben seiner Amtsbrüder steht und wie Goßner und Schleiermacher sich bei aller Verschiedenheit doch finden und schätzen. Am 17. Febr. 1829 schrieb Goßner an Schleiermacher: „Müssen Sie denn der einzige bleiben bis ans Ende, der mir immer so freundlich entgegenkommt und mich in seinem Haus und auf seiner Kanzel zu sehen verlangt? Ich sage bis ans Ende, d. h. meiner Prüfung. Denn heute ist das Ende da: ich soll Ihr Nachbar werden." Goßner wurde endlich zum lutherischen Prediger an der Bethlehemskirche ernannt. Die Kirche war für böhmische Emigranten um dieselbe Zeit erbaut worden, da Zinzendorf seine Brüderkolonie für böhmische und mährische Brüder anlegte. In der Berliner Emigrantengemeinde bildete sich eine Scheidung, infolge deren ein lutherischer und ein reformierter Prediger angestellt wurden, von denen die Kirche gemeinschaftlich zu benützen war. Goßner war übrigens längere Zeit ohne reformierte Kollegen und konnte von da an nach Herzenslust seiner Gemeinde reichlich predigen. Der „Muckerprediger" war natürlich vielen ein Anstoß und war auch nicht immer vorsichtig, so daß er einst eine Rüge erhielt, weil es hieß, er habe gegen den Maskenball, der am Hof gehalten werden sollte, gepredigt. Die Antwort auf diese Rüge, die er ans Ministerium sandte, enthält die bezeichnende Stelle: „Ich glaubte," heißt es darin, „der Wächter müsse, wenn das königliche Schloß brennt, ebensosehr schreien: 'es brennt,' als wenn ein Bürgerhaus oder eine arme Hütte in Flammen steht." Eine bekannte Anekdote ist die, daß in einer Kneipe einige Schnapsbrüder an einem Sonntagmorgen über den Prediger an der böhmischen Kirche spotteten, von dem es heiße, er wisse nicht nur, was die Leute im Herzen, sondern auch was sie in der Tasche haben. Zum Spaß gehen sie in die Kirche, die Schnapsflasche in der Tasche. Bei Goßners Art konnte es niemand auffallen, daß er in seiner drastischen Weise sagte: Wie viele sind hiehergekommen mit ihren häuslichen Gedanken und Begierden und statt sich reinigen zu lassen, kommen sie mit ihren Sünden ins Heiligtum Gottes. Statt die Bibel und das Gesangbuch zu sich zu stecken, wenn sie in die Kirche gehen, kommen sie

mit der Branntweinflasche; statt auf die Predigt zu hören, sinnen sie auf Böses." Bei aller dieser Derbheit war er aber doch der taktvolle Mann, der mit hoch und nieder zu verkehren wußte, und als Seelsorger hat er im verborgenen an den Geringsten wie an den Höchsten vieles gethan. Auch Fürst Bismarck ließ seinen Erstgeborenen durch Goßner taufen.

Goßner war ein Sechziger, als er sich in seinem Amt und seiner Gemeinde recht eingelebt hatte. Noch 25 Jahre waren ihm beschieden und das waren Arbeitsjahre, die die reichsten Früchte brachten.

Eine Eigentümlichkeit Goßners hatte noch nie recht zur vollen Wirkung kommen können, weil er nirgends lange weilte: er war ein Mann, dem die Leute sich mit wahrer Lust zur Verfügung stellten, um von ihm geleitet, Liebesthätigkeit zu üben. Natürlich zog man ihn in alle schon bestehenden christlichen Vereine hinein, aber nicht immer mit glücklichem Ausgang. So war die Berliner Bibelgesellschaft froh, den altbewährten Mitarbeiter auf diesem Gebiet in ihr Komite zu bekommen. Man war aber im Komite übereingekommen, die Sitzungen nur mit stillem Gebet zu eröffnen. Er, der Mann des Gebets, war entrüstet, daß man nicht laut zusammen beten wolle. „Eine Bibelgesellschaft," so schrieb er dem Komite, „die nicht mit Gebet, mit lautem, feierlichem Bekenntnis ihrer Abhängigkeit von Gott und Gottes Segen beginnt, ist mir" — und nun folgt ein langer Erguß, der so endet: „sie ist mir eine Gesellschaft von Oelhändlern, die den Salat ohne Oel essen, Weinhändlern, die Wasser trinken, Fuhrleuten, die den Wagen nicht schmieren." Das war ein deutlicher Absagebrief. Nicht viel besser ging es in der Berliner Heiden-Missionsgesellschaft, d. h. mit der Mission, die man gegenwärtig gewöhnlich „Berlin I" oder „Wangemannsche Mission" nennt. Zuerst war er, der seit Jahrzehnten überall für die Mission unter den Heiden mit ganzem Herzen und mit viel Erfolg eingetreten war, im Komite; sobald er drin war, das am meisten beschäftigte und zu jedem Dienst bereite Mitglied. Namentlich war er auch mit seiner Feder für die Mission thätig und gab seit 1834 das heute noch bestehende bekannte Monatsblatt heraus: Die Biene auf dem Missionsfeld. Aber bald ging es ihm in Berlin ähnlich wie ungefähr um dieselbe Zeit seinem Freund Spittler in Basel: die Missionsseminarien

der Prediger an der Kapelle der Brüdergemeine, und Schleiermacher, der berühmte Theologe und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Es ist eine wahre Erquickung, zu sehen, wie frei und hoch dieser Mann über dem kleinlichen und dunklen Treiben seiner Amtsbrüder steht und wie Goßner und Schleiermacher sich bei aller Verschiedenheit doch finden und schätzen. Am 17. Febr. 1829 schrieb Goßner an Schleiermacher: „Müssen Sie denn der einzige bleiben bis ans Ende, der mir immer so freundlich entgegenkommt und mich in seinem Haus und auf seiner Kanzel zu sehen verlangt? Ich sage bis ans Ende, d. h. meiner Prüfung. Denn heute ist das Ende da: ich soll Ihr Nachbar werden.“ Goßner wurde endlich zum lutherischen Prediger an der Bethlehemskirche ernannt. Die Kirche war für böhmische Emigranten um dieselbe Zeit erbaut worden, da Zinzendorf seine Brüderkolonie für böhmische und mährische Brüder anlegte. In der Berliner Emigrantengemeinde bildete sich eine Scheidung, infolge deren ein lutherischer und ein reformierter Prediger angestellt wurden, von denen die Kirche gemeinschaftlich zu benützen war. Goßner war übrigens längere Zeit ohne reformierte Kollegen und konnte von da an nach Herzenslust seiner Gemeinde reichlich predigen. Der „Muckerprediger“ war natürlich vielen ein Anstoß und war auch nicht immer vorsichtig, so daß er einst eine Rüge erhielt, weil es hieß, er habe gegen den Maskenball, der am Hof gehalten werden sollte, gepredigt. Die Antwort auf diese Rüge, die er ans Ministerium sandte, enthält die bezeichnende Stelle: „Ich glaubte,“ heißt es darin, „der Wächter müsse, wenn das königliche Schloß brennt, ebensosehr schreien: ‘es brennt,’ als wenn ein Bürgerhaus oder eine arme Hütte in Flammen steht.“ Eine bekannte Anekdote ist die, daß in einer Kneipe einige Schnapsbrüder an einem Sonntagmorgen über den Prediger an der böhmischen Kirche spotteten, von dem es heiße, er wisse nicht nur, was die Leute im Herzen, sondern auch was sie in der Tasche haben. Zum Spaß gehen sie in die Kirche, die Schnapsflasche in der Tasche. Bei Goßners Art konnte es niemand auffallen, daß er in seiner drastischen Weise sagte: Wie viele sind hiehergekommen mit ihren häuslichen Gedanken und Begierden und statt sich reinigen zu lassen, kommen sie mit ihren Sünden ins Heiligtum Gottes. Statt die Bibel und das Gesangbuch zu sich zu stecken, wenn sie in die Kirche gehen, kommen sie

mit der Branntweinflasche; statt auf die Predigt zu hören, sinnen sie auf Böses." Bei aller dieser Derbheit war er aber doch der taktvolle Mann, der mit hoch und nieder zu verkehren wußte, und als Seelsorger hat er im verborgenen an den Geringsten wie an den Höchsten vieles gethan. Auch Fürst Bismarck ließ seinen Erstgeborenen durch Goßner taufen.

Goßner war ein Sechziger, als er sich in seinem Amt und seiner Gemeinde recht eingelebt hatte. Noch 25 Jahre waren ihm beschieden und das waren Arbeitsjahre, die die reichsten Früchte brachten.

Eine Eigentümlichkeit Goßners hatte noch nie recht zur vollen Wirkung kommen können, weil er nirgends lange weilte: er war ein Mann, dem die Leute sich mit wahrer Lust zur Verfügung stellten, um von ihm geleitet, Liebesthätigkeit zu üben. Natürlich zog man ihn in alle schon bestehenden christlichen Vereine hinein, aber nicht immer mit glücklichem Ausgang. So war die Berliner Bibelgesellschaft froh, den altbewährten Mitarbeiter auf diesem Gebiet in ihr Komite zu bekommen. Man war aber im Komite übereingekommen, die Sitzungen nur mit stillem Gebet zu eröffnen. Er, der Mann des Gebets, war entrüstet, daß man nicht laut zusammen beten wolle. „Eine Bibelgesellschaft," so schrieb er dem Komite, „die nicht mit Gebet, mit lautem, feierlichem Bekenntnis ihrer Abhängigkeit von Gott und Gottes Segen beginnt, ist mir" — und nun folgt ein langer Erguß, der so endet: „sie ist mir eine Gesellschaft von Oelhändlern, die den Salat ohne Oel essen, Weinhändlern, die Wasser trinken, Fuhrleuten, die den Wagen nicht schmieren." Das war ein deutlicher Absagebrief. Nicht viel besser ging es in der Berliner Heiden-Missionsgesellschaft, d. h. mit der Mission, die man gegenwärtig gewöhnlich „Berlin I" oder „Wangemannsche Mission" nennt. Zuerst war er, der seit Jahrzehnten überall für die Mission unter den Heiden mit ganzem Herzen und mit viel Erfolg eingetreten war, im Komite; sobald er drin war, das am meisten beschäftigte und zu jedem Dienst bereite Mitglied. Namentlich war er auch mit seiner Feder für die Mission thätig und gab seit 1834 das heute noch bestehende bekannte Monatsblatt heraus: Die Biene auf dem Missionsfeld. Aber bald ging es ihm in Berlin ähnlich wie ungefähr um dieselbe Zeit seinem Freund Spittler in Basel: die Missionsseminarien

und die breitanlegte Organisation des Missionsbetriebs waren nicht nach ihrem Sinn; — sie fanden diese Art Mission zu treiben zu geschäftsmäßig, zu schwerfällig, zu kostspielig. Frischweg junge, fromme, Leute ausschicken und diese dann für sich selbst sorgen lassen, soweit irgend möglich, das war Goßners Ideal. Der Gang der Dinge hat gezeigt, daß Goßner sich darin doch auf Grundsätzen versteifte, die sich je länger je weniger bewährten. Aber der Mensch, auch der wohlmeinende Jünger irrt, und der Herr, der über allem waltet, läßt auch solchen Irrtum noch zum Besten dienen. Gott Lob, das zeigte sich auch hier. Goßner dachte zunächst an keine direkte Mitarbeit an der Mission mehr, nachdem er sich von dem Berliner Missionskomite zurückgezogen hatte; aber da kamen sechs Jünglinge, nämlich drei Schneidergesellen, zwei Schustergesellen und ein Hausknecht, und baten, er solle ihnen helfen, als Missionare in die Heidenwelt zu kommen. Goßner unterrichtete die Leute in ihren Freistunden; unversehens bat man ihn um Sendboten für Australien und so entstand die Goßnersche Mission in der Südsee. Nach Goßners Tod schlossen sich die daselbst wirkenden Brüder andern Gesellschaften an. Es ging aber Jahr um Jahr so fort: es kamen Handwerker, Lehrer, junge Theologen. Es fügte sich, daß der Blick auf Indien gerichtet wurde, auf das Land, wo die von Goßner begründete Mission so merkwürdig reiche Frucht unter dem Stamm der Kols bringen durfte. Man kann, ja fast möchten wir sagen: man muß den Kopf schütteln ob Goßners keckem Mut, mit dem er seine Leute nach Indien sandte; auch hat es ja viel Lehrgeld gekostet, bis das Missionsfeld gefunden und dann die Arbeit in gesegneten Gang gekommen war; man wird auch gewiß sagen dürfen, daß so manche Schwierigkeit der Gegenwart hätte erspart bleiben können, wenn nicht die Mängel der anfänglichen Organisationslosigkeit sich gerächt hätten: — aber dennoch mitten in aller menschlichen Schwachheit strahlt hell der wunderbare Segen, den Gott auf dieses Werk bis heute gelegt hat.

Es ist nicht möglich, in kurzem Ueberblick auch nur alles anzudeuten, was in der Welt umher unter den Heiden der Südsee und Indiens, oder für die Deutschen in Amerika durch Goßner geschah. Es liegt nicht in unserer Absicht zu zeigen, was dieser Missionsmann, ja man darf sagen dieser Missionsheld für die

Heidenwelt geleistet hat. Vielmehr wollten wir zeigen, wie unter Gottes Erziehung und durch Gottes Führungen Goßner zu dem Mann geworden ist, der ein Segen werden konnte auch für ferne Völker. Sein Heldentum in der Mission hat er erwiesen zu allermeist durch den Glaubensmut und den Gebetsgeist, dadurch er nicht nur sich aufrecht erhielt, sondern andere zum selben getrosten Mut führen durfte und wodurch er auch vieles, was in menschlicher Kurzsichtigkeit fehlerhaft begonnen war, doch zurecht gebetet hat. Wer in der Mission mitzuarbeiten hat, der möge auch daraus sich Trost holen.

Ueber dem Fernen war aber das Nahe nicht vergessen Eines Tags erzählte Goßner seinen Freunden von einem verlassen daliegenden Kranken; sofort boten sich Männer an, die abwechselnd Tag und Nacht ihn pflegten. Daraus erwuchs der Männer-Krankenverein, der sieben Männer aus seiner Mitte erwählte, die in der ganzen Stadt Krankenbesuche zu machen übernahmen. Wöchentlich kam man dann einmal bei Goßner zusammen, um zu berichten und sich zu besprechen. Dieser Verein besteht wohl heute noch. Die Frauen blieben nicht zurück. Es trat in seinem Pfarrhaus ein Frauenverein für Kranke und Arme zusammen und bald (1836) kaufte man ein Haus, das für 30—40 Krankenbetten Raum bot; das war der bescheidene Anfang des heutigen großartigen Elisabethenkrankenhauses. Hier konnte Goßner die Gedanken, die er schon vor langer Zeit in Hamburg mit Amalie Sieveking besprochen hatte, ins Leben einführen und christliche Krankenpflegerinnen heranzubilden beginnen. Den Namen „Diakonissen“ aber vermied er; er wollte das deutsche Wort haben und wollte jede Erinnerung an katholisches Ordenswesen geflissentlich fern halten. — Man spricht in unsern Tagen viel von Krippen, d. h. Warteanstalten für kleine Kinder, denen zu Haus keine Pflege und Ueberwachung zuteil werden kann, weil die Eltern auswärts beschäftigt sind. Goßner schon rief eine Reihe solcher Kleinkinder-Bewahranstalten ins Leben. Diese Unternehmungen erforderten aber immer mehr Kraft und Zeit. Er war Seelsorger im Elisabethenkrankenhaus, Lehrer der Krankenpflegerinnen, Lehrer seiner Missionszöglinge, Direktor der weit sich verzweigenden Missionsarbeit draußen: alles und alles lag auf seinen Schultern und das ging nicht anders; es war einmal so seine Natur. Da war es

Diese kleine Episode zeigt uns, daß die Frage: „Was dünket euch von Jesu?“ eine große, die ganze Welt erfüllende und bewegende ist. Der Glaube des Mohammedaners und mein, des Christen Glaube, scheiden sich bei dieser Frage. Ich halte Jesum für meinen Herrn und Gott, der mich erlöst, der Mohammedaner aber hält ihn für einen Propheten neben vielen andern, der jedoch weit hinter Mohammed, dem von ihm verheißenen „Tröster“, wie er wähnt, zurücksteht. Nun fragt sichs, wer hat recht? Wer ist der Größere, Jesus oder Mohammed, welches Licht ist heller, das der Sonne der Gerechtigkeit oder das des blutigroten Halbmonds? Ferner tritt unserm Ruf in Indien zur Annahme des Evangeliums oft und viel der Einwurf entgegen — und zwar von seiten gebildeter Hindus: „Unsere Religion und die eurige sind im Grunde ein und dieselbe; nur die Namen sind verschieden: Krischna — und Christus. Wer möchte noch zweifeln an der Identität der indischen und der christlichen Religion?“ Wir Missionare aber halten daran fest: So fern der Morgen ist vom Abend, so sind auch eure „Götter“ verschieden von unserm Gott, eure Heilande verschieden von Jesu Christo dem Reinen, dem wahren Erlöser. — Wer hat nun recht?

Der Streit über diese Fragen wird im Menschen auf dem Gebiet des **Glaubens** entschieden. Der Glaube aber ruht auf der Erfahrung, so gut wie das Wissen. Der Glaube aber ist nach Hebräer 11, 1 nur ein sicheres Wissen. So wäre es für mich ein thörichtes Unterfangen, hier **beweisen** zu wollen, daß Christus allein die Wahrheit gebracht habe, sodaß nun dem Zweifler jeder Zweifel benommen wäre. Aber anderseits ist es für den Gläubigen stets ein erhebendes Gefühl, neue Glaubensgewißheit, neue Zuversicht, neue Kräftigung der Ueberzeugung zu erhalten. Deshalb möchte ich versuchen, an Hand der Geschichte des **Hinduismus, Mohammedanismus** und **Christentums** zu zeigen, **daß nur auf seiten des letzteren ein voller Glaubensinhalt und eine mächtige Glaubenswirkung sich erweist.**

Wir vergleichen zunächst **Hinduismus** und **Christentum** miteinander.

Zunächst könnte es dem oberflächlichen Beobachter erscheinen, als ob der Glaubensinhalt des Hinduismus viel reicher wäre, als der des Christentums. Der Hindu zählt ja nicht nur einen, nicht

nur tausende, er zählt 33 Millionen Götter. Aber nur in der Theorie. In der Praxis hat jeder Gläubige sich einen oder einige Lieblingsgötter ausgewählt, denen er dient und zwar mit Hintansetzung der übrigen. Doch die Zahl der Götter hat keinen Wert. Fragen wir aber nach der Beschaffenheit, so finden wir: der Hindu betet keine Götter an, denen wir die Eigenschaften von Gottheiten zuschreiben können. Thatsächlich wird der Mensch, und nicht einmal der Idealmensch, sondern der Sünder zum Gott erhoben und angebetet, wenn wir zunächst von der Tieranbetung ganz absehen. Wir könnens auch anders ausdrücken. Der ursprünglich verehrte Gott und Herr ist heruntergezogen von seinem heiligen, über die Menschen erhabenen Thron und ist mit allen menschlichen Sünden und Lastern wie mit einem Schmuck angethan und der Mensch wird dafür vergöttert, ist mit seinen eingebildeten und angedichteten Tugenden und Kräften über Gott erhoben worden. Es ist nun klar, daß der Mensch hiebei nicht stehen bleiben kann. Wird eine Gottheit mit menschlichen Lastern erdichtet, so muß die Phantasie notwendig weiterschreiten. Eine Gottheit mit Lastern muß nach logischer Notwendigkeit, soll anders die „Gottheit" bestehen bleiben, zum Dämon werden (vergl. 1 Kor. 10, 20 und andere Stellen).

Doch nicht genug. Eine Thatsache, mit der jeder Mensch auf Erden sich abgiebt, ist das Uebel. Nun hat freilich der Hindu schon seit vielen Jahrhunderten über die Frage nachgedacht und gegrübelt: woher das Uebel in der Welt komme und wie mans wegschaffen könne? Aber die Lösung, bei der er heute angekommen ist und bei der er stehen bleibt, ist der Art, daß wir daraus ersehen, wie inhaltslos sein Glaube ist. Wohl sagt er einerseits: der Menschen Sünde ist schuld daran. Aber andererseits behauptet er wieder: es giebt gar keine Sünde. Gott ist in Allem und in Allen. Er ist auch in mir die treibende Macht. Was ich thue, dafür bin ich nicht verantwortlich, Gott thuts, der in mir ist. Oder auch: was der Mensch irrtümlich Sünde nennt, das ist nur zurückzuführen auf ein zufälliges Zusammentreffen und Zusammenwirken von äußeren Umständen, die naturnotwendig auftauchten und zusammenwirkten. Man könnte daher „Gutesthun" mit gleichem Recht Sünde nennen; denn was man Recht oder Unrecht nennt, das beruht nur auf individuellen Ansichten, die aber kein Recht

haben, auf allgemeine Anerkennung zu rechnen. Oder es heißt: ja, viel und mannigfaltig sündigen wir. Wie manchesmal töten wir aus Versehen ein Tier, wie manches Opfer, wie manche Wallfahrt, wie manche Ceremonie haben wir unterlassen oder falsch ausgeführt. Daher kommt alles Uebel in der Welt. Aber nach Gottes Sittengeboten fragt der Heide nicht. Ja, er findet einen reichen Trost und Beruhigung gegen die Anklagen des Gewissens in dem Bewußtsein: Gott selbst ist auch nicht besser; er hats uns ja vorgemacht.

Fragt man nun weiter nach der Erlösung vom Uebel, so handelt sichs im Grunde nur um eine Art Bestechung, die man Gott giebt, damit er ein Auge zudrücke. Freilich kennt auch der Heide Erlöser, und es steht ihm von vornherein fest, daß diese mensch- oder tiergewordene Götter sein müssen. Aber was ist nun das Wesen eines solchen Erlösers? Er kommt auf Erden, um die allerschlimmsten Bösewichter totzuschlagen oder aufzufressen. Dabei ist aber sein Leben derart, daß er der Allerschlimmste unter den Schlimmen ist. Während Jesus seinen Feinden vorhalten konnte: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? könnte Indiens Haupterlöser Krischna sagen: Welcher unter euch kann ein menschliches Laster anführen, das ich nicht begangen hätte? — Kein Wunder also, wenn der Hindu angesichts solcher Erlöser keinen Trost und keine Hoffnung hat im Leben, Leiden und Sterben. Kein Wunder, wenn ihm bei diesem Glauben das Herz leer und öde bleibt, das Gewissen unruhig, das Leben vergiftet, wenn ihm der Tod der König der Schrecken ist und bleibt, dessen Furcht den armen Heiden das ganze Leben hindurch peinigt. Wie krampfhaft und krankhaft sucht er sich selbst zu erlösen durch Fasten und Wallfahren, durch Baden in heiligen Pfützen, die selbst einer Unke zu schmutzig wären, und durch Füttern von Brahmanen. Aber das alles kann die Leere und Oede seines Inneren nicht ausfüllen, sein Glaube ist eitel, vergeblich, inhaltslos, leer.

Und nun, wie herrlich, reich, erquickend und sättigend steht dem gegenüber der christliche Glaubensinhalt. Befriedigung bietet er allen, Reichen und Armen, Alten und Jungen, Weisen und solchen, deren Erkennen gering ist, dem von Gewissensqualen Gepeinigten, wie dem nach Heiligung Dürstenden. Ueberall Harmonie, überall Freude und volles Genüge, Lebensbrot für alle Hungernden,

Wasser aus Gottes Brünnlein für die Schmachtenden, Lebensluft für die von Moderluft umwehten, Heilung für alle Kranken, Erleichterung für die Beladenen, Erquickung für die Mühseligen, Schätze genug für alle Armen, Weisheit von oben für alle, die nach Erkenntnis dürsten. Kein Lebensverhältnis ist, das der christliche Glaube nicht beleuchtete und verschönte, kein Denker, der hier nicht Befriedigung fände, kein Kranker und Bekümmerter, der nicht Trost nehmen könnte. Ja, der Menschheit Wunden heilt nur dieser Balsam. Nur hier ist eine volle, befriedigende Lösung der Rätsel des Lebens und vor allem des großen Menschheitsrätsels: Woher das Uebel in der Welt und wohin flüchte ich vor ihm? — Doch, sind das alles nicht nur leere Behauptungen? Die Ansichten der Menschen sind eben verschieden: Du preisest, was ein anderer schmäht. Beweise müssen wir haben, sollen wir glauben. Auf diesen häufig gehörten Einwand wäre nun freilich die einfachste Antwort: komm und siehe. Aber auch Beweise können wir bieten, Beweise, die jeden überzeugen müssen, der wirklich die Wahrheit ernstlich sucht. Doch, ehe wir darauf näher eingehen durch Antreten jenes Beweises, den schon der Herr selbst als obersten aufstellt: an den Früchten erkennet man den Baum, werfen wir noch einen kurzen Blick auf die geschichtliche Entwicklung der beiden Religionssysteme.

Der **Hinduismus** hat sich im Lauf der Jahrhunderte immerwährend verändert, so sehr, daß man im heutigen den des Anfangs nicht mehr erkennen kann. Um das zu sehen, wollen wir einen Blick thun auf die ersten Anfänge der indischen Religion, wie sie uns die ältesten Vedalieder aufweisen, die gedichtet wurden wohl schon 2000 Jahre vor Christo und in denen wir einen Anklang finden werden an die Psalmen des alten Testaments. Die alten Arier verehrten nämlich zuerst einen Gott Varuna (der griechische Uranos). Darunter verstanden sie zu Anfang den Himmelsherrn. Später, als ihr Dichten eitel ward, setzten sie an Stelle des Schöpfers das Geschöpf (Röm. 1), und verehrten als Varuna das Himmelsgewölbe. Sie verbanden aber immer noch mit diesem Namen den Begriff des Allgegenwärtigen (Allumspannenden), des Heiligen (Reinen und Lichten), des Vergelters. An diesen Gott nun richteten sie ihre ersten, ältesten Gesänge, wovon hier zwei derselben angeführt sein mögen:

1) Wenn wir dein Gebot verletzten nach Menschenweise, Tag für Tag, so überantworte uns nicht der tötenden Waffe des Zürnenden, nicht dem Grimm des Wütenden (d. h. des Rächers). Zur Gnade möchten wir deinen Sinn lösen, o Varuna. Meine Wünsche fliegen hin, das Heil zu suchen, wie Vögel zum Nest. Varuna, dessen Satzungen unverbrüchlich sind, hat sich niedergesetzt in seiner Feste, um Herrschaft (Gericht?) zu üben, der Weise. Von dort schauet er alle Geheimnisse, der Einsichtsvolle; er schaut, was gethan ist und gethan werden wird. Es ziehen meine Gebete hin wie Kühe zur Weide, zu suchen den Weithinschauenden. Löse unsere Fesseln, damit wir leben! (Rigveda I, 25.)

2) Ich spreche bei mir selbst in meinem Herzen, wann werde ich wohl in Varunas Nähe dringen? Wird er wohl meine Opfergabe gnädig annehmen? Wann werde ich fröhlich seine Gnade schauen? Ich forsche nach meiner Sünde und möchte sie erfahren; ich gehe zu den Weisen, um sie zu fragen. Die Seher alle sagen mir dasselbe Wort: Wahrlich, Varuna ists, der da zürnt. Was wars für eine Schuld, daß du den Sänger, deinen Freund, verderben willst? Verkünde mirs, du Untrüglicher, du Selbstherrlicher! Entsündigt möchte ich von dir gehen. Löse uns von den Sünden unserer Väter und von den eigenen. Wie man eine Kuh löst vom Strick, so löse den Sänger von seiner Sünde. (Rigveda VII, 86.)

Fürwahr, ein alttestamentlicher Frommer hätte nicht viel schöner seines Herzens Sehnen nach Versöhnung und nach Gottesgemeinschaft ausdrücken können. Und trotzdem, wie ists mit dem Glaubensinhalt der Hindus abwärts gegangen von Stufe zu Stufe. Priesterlist und Trug, zusammen mit dem Streben des natürlichen Menschen, die Bande des Heiligen zu zerreißen und sich Götter zu schaffen nach Art der Sünder, habens im Lauf der Jahrhunderte dahin gebracht, daß Indien heute am religiösen Bankerott angekommen ist. Nur wenige kennen noch die heil. Schriften der Väter, noch weniger sind es, die sie verstehen. Der Heide in Indien hat keine Ueberzeugung mehr; all sein Glauben ist ihm zweifelhaft geworden oder zusammengebrochen unter der Wucht der Thatsachen und unter den Stürmen religiös-geistlicher und geistiger Art, die von außen her über Indien hinfegten. Katholischer Aberglaube und mohammedanische Feste, buddhistische Zweifelsucht und französische Unmoral, englische Oberflächlichkeit und unmöglich gewordene Kastenregeln, fleischlicher Tierdienst und tierische Fleischlichkeit, kurz alles, was die Welt Fades und Oedes hervorbringt, was sie

Gotteslästerliches ausgespieen und was an Unsinn sie ausgebrütet, das alles ist gegen die Treibhauspflanze indischen Glaubensinhalts angestürmt und hat sie entwurzelt. Der Hindu fängt an zu erkennen, daß sein Glaubensinhalt eitel, d. h. leer ist. Wir finden keine religiöse Ueberzeugung, die im Hindu eine treibende Macht ist, keinen Charakter, keinen Bekennermut.

Dem gegenüber steht der Glaubensinhalt des wahren Christen — und nur von dem können wir hier reden — da wie ein Fels. Das Wort Gottes, das vor alters die Menschen erbaut, gemahnt, getröstet und erquickt hat, ist heute noch dasselbe. Der Glaube des ersten Jahrhunderts gilt auch heute noch voll und ganz zu Recht. Für was die Apostel und Märtyrer der ersten Zeit freudig Gut und Blut ließen, das ist auch heute noch dem echten Jesusjünger sein höchstes Gut. Zweifler haben es angefochten, Feinde sind dagegen angestürmt. Das „ewige Evangelium" ist bis heute dasselbe geblieben und hat alle Gegner überdauert. Heute noch ist die Glaubensgewißheit des Christen so fest und unbeweglich, wie vor alters, denn der Glaubensgrund ist derselbe, das Wort des lebendigen Gottes.

Zu diesem Zweck sehen wir uns einmal um nach dem Erfolg, den die beiden zu vergleichenden Religionen unter den Menschen hatten, und zwar zunächst nach dem inneren Erfolg.

Ein indisches Sprichwort sagt: Wie Gott, so der Anbeter. Und fürwahr, die indische Religion erbringt den schlagendsten Beweis für die Wahrheit dieses Worts. Nicht nur haben die indischen Götter ihre Anbeter gelassen, wie sie sind, tot in Sünden; nein, sie haben durch das ihnen zugedichtete böse Beispiel noch verschlechternd gewirkt. Alle Greuel und Laster, wie sie die Schrift so schauerlich wahr uns vor Augen stellt, finden wir unter den Heiden. Auch hier erweist sich das Wort Gottes als Wort der Wahrheit. In der Sünde wälzt sich der Heide; seiner Lüste und Begierden Sklave ist er; mit ehernen Fesseln hat ihn der Lügner von Anfang umgarnt; wie in einem Rausch taumelt er dahin im Dienst der Sünde, und das alles „zu Ehren der Götter". Ja, der Glaubensbaum des Heidentums hat schreckliche Früchte gezeitigt. Der religiöse Bankerott war gefolgt von einem sittlichen Bankerott. Die Glaubensfrucht ist wie der Glaubensinhalt eitel und nichtig.

Aber nicht nur im Leben des Einzelnen, nein auch im Volksleben offenbart sich das. Einst war das indische Volk ein tapferes Volk; nun ists ein feiges Volk, denn der Schrecken des Herrn ist auf die Götzendiener gefallen. Einst ein starkes Volk, sind sie jetzt, und zwar nicht erst seit gestern, eine Beute begehrlicher Nachbarn und Eroberer geworden; einst ein kluges, einsichtiges Volk, sind sie, da sie sich für weise hielten, zu Narren geworden. Einst die Träger einer blühenden Kultur, die Besitzer einer glänzenden Litteratur, sind sie heute zu Nachäffern fremder Sitte geworden und sättigen sich an den Träbern, die in Europa die Säue essen. Einst ein sittlich reines Volk, erst mit patriarchalischer Verfassung, dann unter mächtigen Königen: heute ein Volk, im großen und ganzen versunken im Schlamm des Fleischesdienstes, Sklaven und Nachbeter übermütiger Priester, Blinde, geleitet von Blinden. An den Früchten erkennt man den Baum: das steht heute als Motto über dem indischen Volk. Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten!

Und nun, wie stehen andererseits die christlichen Völker da? Als Indien ein Kulturland war, da war Germanien eine Wildnis; heute, da Indien am Rand des Verderbens angekommen ist, ist Deutschland die größte Kulturmacht. Durch den sittigenden, hebenden, segnenden Einfluß des Christentums ist das geschehen. Freilich mehren sich die Fälle, da die Barbarei und Bestialität zum Vorschein kommt; aber nicht unter den Einflüssen des vielgehaßten, vielgeschmähten Christentums, sondern da, wo die, welche sich von Geburt Christen nennen, sich losgemacht haben von den Einflüssen und der Macht des christlichen Glaubens, weil sie Unchristen, christliche Heiden geworden sind. Wie hat doch das Evangelium die Südseeinsulaner gehoben; wie hat es all den Völkern, die es annahmen, mit allerlei geistlichem Segen auch äußere Wohlfahrt und Gedeihen, Civilisation und Kultur gebracht. Auch die, welche seinen Einflüssen sich entziehen wollen, haben unbewußt noch den Segen zu genießen, der sich wohl am besten in dem einen Wort Liebe zusammenfassen läßt.

Und dann, die Wirkung des Christentums auf den Einzelnen. Wie vor alters erweist es sich noch heute als eine Kraft Gottes zum Leben. Dieselbe Macht, die die Sünderin zu Jesu Füßen warf, die aus dem Verfolger Saulus den Jünger und Herold

Paulus machte, die vornehmlich die Armen und Geringen, die Tiefgesunkenen und unter der Last der Sünde Seufzenden sammelte und sie herausrettete aus den Trümmern des alten römischen Reichs, — die wirkt auch heute noch. Sie, — und sie allein — vermag es, den armen Chinesen, der ein Sklave des Opiums geworden ist, zurückzuführen zu einem menschenwürdigen Dasein. Sie allein vermag den Trinker zu retten von der Macht des Branntweinteufels. Nur die Macht, die im christlichen Glauben liegt, vermag es die in den Banden der Knechtschaft seufzenden Söhne Hams zu erlösen; sie allein hilft auch dem Hindu aus seinem sittlichen Schmutz; sie löst die Bande der Lust und des Priestertrugs, der Lüge und Falschheit; kurz, sie schafft neue Kreaturen, die ein lebendes Denkmal sind von der Macht, Wirkung und Frucht des Christenglaubens, die es innerlich an ihren Herzen erfahren haben, daß Jesus lebt und daß sein Leben sich äußert handgreiflich, unzweifelhaft, mächtig und kräftig.

Ja, das Christentum hat einen lebendigen Glaubensinhalt: Jesum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und eine lebensvolle, lebenbringende Macht, die Leben schafft aus den Ruinen. Ja, das Christentum ist die Wahrheit!

Wir wenden uns nun dem Mohammedanismus zu und stellen eine Vergleichung zwischen ihm und dem Christentum an.

Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als ob der Mohammedanismus weit erhaben sei über den Hinduismus. Nicht eine Vielheit von Göttern lehrt er, sondern Einen Gott, den Schöpfer und Herrn Himmels und der Erden. Von diesem Gott darf kein Bildnis noch Gleichnis gemacht werden. Er ordnet nach seiner Vorsehung die Geschicke der Völker, wie die eines jeden Einzelnen. Er offenbarte und offenbart sich der Menschheit durch seine Knechte, die Propheten, unter denen Adam, Abraham, Mose, Christus und vor allem Mohammed die hervorragendsten sind. Der Mohammedanismus betont ferner die Lehre von den Engeln und von einer künftigen Vergeltung. Ja, gerade die Lehre von der Auferstehung steht dem orthodoxen Mohammedaner felsenfest. Sollte der Gott, der dem Menschen das Leben zum ersten Mal gab, es ihm nicht wiederum neu geben können? so schließt er ganz einfach und wahr.

Aber fragen wir weiter nach der Lehre vom Uebel in der Welt, von der Sünde, von der Erlösung, da fehlt viel zur Vollkommenheit. Die Gebote Gottes werden uns wohl im Koran auch vorgehalten als Norm des Lebens; aber sie treten ganz zurück gegen die äußeren Satzungen des Fastens, der Abwaschungen, der Wallfahrt. Der äußere Buchstabe scheint vielfach im Einklang zu sein mit dem Sittengesetz der heil. Schrift; aber statt daß dieses, wie es im Neuen Testament der Fall ist, vertieft und verinnerlicht wird, wird es veräußerlicht, ja in der Praxis aufgehoben. Wohl gestattet der Koran einen Schandfleck der christlichen Völker, die Prostitution, nicht, aber seine Ehegesetze sind derart, daß sie nur dem Dienst der Lust Vorschub leisten. Wohl ist die Zahl der rechtmäßigen Gattinnen beschränkt; aber die Vollmacht der Ehescheidung und neuer Heirat, die Vollmacht des Haltens von Sklavinnen und Kebsweibern ist so unbeschränkt, daß wir gerade unter den Mohammedanern die am stärksten ausgeprägte Sinnlichkeit und Fleischlichkeit finden. Wäre das Gewissen nicht, so ließe sichs als Mohammedaner leicht leben. Denn im Grund ist Gewaltthat und rohe Lieblosigkeit, Rachgier und Habsucht, Lust und Schlemmerei nicht nur erlaubt, sondern sogar durch die Aufreizung zum Krieg gegen die Feinde des Propheten anempfohlen und geboten.

Was ferner die Erlösung betrifft, so steht der Mohammedaner noch unter dem Heiden; hier weist sein Glaubensinhalt nur eine gähnende Lücke auf. Wozu aber auch eine Erlösung? Wer die Satzungen Mohammeds hält und daneben Raub und Blutvergießen, Plünderung und Befriedigung der Sinnenlüste sucht, der kann eben durch Ausübung dieser Thaten an den Feinden des Glaubens sich Gottes Wohlgefallen, zeitlichen Segen und ewige Seligkeit erringen. Die tote Orthodoxie, die hier betont wird, entleert den Buchstaben des Glaubens seines Inhalts, so daß auch hier das Urteil lauten muß: Der Mohammedanismus ist ohne Glaubensinhalt; denn wenn wir auch das Einzige hervorheben wollen, was sich für den Mohammedanismus anführen läßt, den Glauben an die Vorsehung Gottes, so ist auch dieses Licht nur Nacht. Denn dieser Glaube ist im Mohammedaner keine lebensvolle Macht; es ist eine das Leben und allen geistigen Aufschwung lähmende und ertötende Todeserstarrung, die gerade die Anhänger des falschen Propheten zu solchen macht, die sich um Gott und um das Göttliche blut-

wenig kümmern, und die nur insofern noch sich an den Buchstaben ihres Koran halten, als dies Halten sie führt zu einer Fortsetzung der Genüsse des Fleisches, die hier ihr Lebenselement sind. Denn ihr Himmel ist nur eine verbesserte und vermehrte, ewig dauernde Auflage des irdischen Sinnengenusses und Fleischesdienstes.

Hart und fast unerträglich scheint dem gegenüber der Weg des Christentums, der enge, Selbstverleugnung fordernde, das Fleisch samt seinen Lüsten ertötende. Und doch bietet nur dieser dem nach Heil und Heiligung strebenden, nach dem lebendigen Gott und nach dem Ewigen dürstenden Menschengeist Befriedigung. Die Person Jesu ist es, die Leben bringt in den auch hier toten und tötenden Buchstaben, die ihn füllt mit Lebensinhalt und deshalb mit der Hoffnung eines allein und einzig möglichen ewigen Lebens in Vereinigung mit Gott, dem Lebensquell, dem Heiligen und allein Seligen. Nicht Gifte, die nur berauschen, nicht sättigen können, sondern Brot und Wasser des Lebens ist im Christentum zu finden.

Doch wir haben damit eigentlich schon vorgegriffen auf die Glaubenskraft und Glaubensfrucht. Ehe wir diese noch näher ins Auge fassen, werfen wir einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Glaubensinhalts beider Religionen. Auch hier scheint der Mohammedanismus sich wesentlich zu unterscheiden von dem sich immer verändernden, wechselnden und entartenden Hinduismus. Dem Mohammedaner ist auch heute noch wie vor tausend Jahren der Koran sein Eins und Alles, seine einzige unanfechtbare Glaubensregel und Lebensnorm. Aber ganz abgesehen davon, daß der Koran das nur ist, weil er einen „leichten Weg“ weist, weil sein Inhalt dem natürlichen Menschen angenehm ist und zusagt, müssen wir darauf hinweisen, daß er eben nur den geschriebenen Buchstaben festhält, so sehr, daß eine Kopie des Koran, am Hals getragen, vor Schaden und Gefahr schützen soll, aber von einem Eindringen in das Wesen und den Geist, von einem tieferen Verständnis ist keine Rede, schon deshalb nicht, weil der Mohammedaner in Indien das Arabische, die heil. Sprache der heil. Schrift des Islam, gar nicht versteht. Starr und unabänderlich ist der Glaubensinhalt bis heute derselbe geblieben; es giebt deshalb auch hier keine Entwicklung, kein Wachstum, kein Blühen und Fruchttragen, keinen Fortschritt.

Wie ganz anders steht das Christentum da. Wohl steht auch hier die Glaubens- und Lebensnorm seit 1800 Jahren als dieselbe fest. Sie ist gegeben mit der Lehre Jesu und seiner Gesandten. Aber welchen Fortschritt der Offenbarung sowohl als auch der Erkenntnis weist die Kirchengeschichte auf. Der Born ist derselbe, aber der Herr und König der Gemeinde hat seinem Volk immer von Zeit zu Zeit je nach dem Bedürfnis wieder neue Eigenschaften des Heilsbrunnens erschlossen. Der Grund ist derselbe; aber immer neue Mauern und Zinnen, Erker und Hallen werden von dem ewigen Baumeister, dem Geist des Lebens, auf diesem Grunde auferbaut. All die Schätze der Erkenntnis, die die Jahrhunderte der christlichen Geschichte ans Licht befördert haben, sie ruhen im Schoß des reichen Schachtes des Worts; aber sie wurden erst nach und nach das vollbewußte, klarerfaßte Eigentum der Gemeinde. Die ersten Jahrhunderte mußten vor allem über die Person des Erlösers, Heilands und Meisters ins klare kommen, deshalb offenbarte das Geheimnis der weise Lehrer der Gemeinde seinem Volk zuerst durch die orientalischen Kirchenväter. Damit sich aber des Christen Glaubensblick nicht verliere in fruchtlosen Träumereien über die Ewigkeit, das Ewige und den Ewigen, wandte der Herr den Blick der occidentalischen Väter auch auf den Menschen und die Sünde. Die Reformatoren brachten unter göttlicher Leitung die Heilung ans Licht, und unserer letzten Zeit ist wohl die Hebung der Schätze vorbehalten, die sich auf die christliche Liebesthätigkeit und den christlichen Reichsgedanken, die christliche Hoffnung und die letzten Dinge beziehen. Kurz, überall Wachstum, Entwicklung, Leben. Dies Leben bezeugts uns wiederum: Das Christentum ist die Wahrheit!

Vergleichen wir nun noch zum Schluß die Glaubenswirkung und Glaubensfrucht von Mohammedanismus und Christentum, so ist nach obigen Ausführungen über den Glaubensinhalt des Mohammedanismus nicht viel zu sagen übrig.

Das Motiv für die Ausbreitung des Islams war materieller Gewinn und Befriedigung der in jedem Menschenherzen von Natur herrschenden Lüste und Triebe des Fleisches. Die Motive für die Annahme der Lehre des falschen Propheten besteht einerseits darin, daß alle von den Waffen der Mohammedaner Besiegten vor die Alternative gestellt werden: Tod und Sklaverei

oder Annahme des Glaubens; andererseits daß ihnen Hoffnung auf Wohlleben, Reichtum, Ehre und Sinnengenuß verheißen wird.

Endlich ist die Frucht des Mohammedanismus Zerstörung und Verwüstung der Länder, Verrohung, Entsittlichung und Unkultur der Völker, Unterbindung jeder Civilisation und jeden Fortschritts; auch hier ein Abwärtsrollen der geschichtlichen Entwicklung. Wo die tierischen Leidenschaften so sehr geweckt und genährt werden, wie hier, da kann es auch nicht anders sein, als daß Verrohung eintritt. Mohammeds Anhänger erinnern an den gewaltthätigen Lamech, den wilden Ismael, den sinnlichen Esau.

Mit diesen Ausführungen ist auch der Grund angegeben, warum der Mohammedanismus sich so schnell über die halbe Welt ausbreitete. Drohung einerseits und Verheißung alles dessen, wonach die Leidenschaften des Menschen dürsten, mußte eine gewaltige Zugkraft haben und diese hat er auch bewiesen. Der Mohammedanismus hat mit diesen zwei Waffen den ganzen Orient unterworfen. Die Christengemeinden in Kleinasien und Nordafrika wurden weggefegt. Bis nach Indien und China drangen mohammedanische Horden vor, alles niederwerfend oder aber aufsaugend.

Aber wie das Schwert den Mohammedanismus ausbreitete, so ist er auch durchs Schwert todwund geworden. Im Westen rief ihm Karl Martell bei Tours und Poitiers ein Halt zu, im Osten warf englische Waffengewalt den Mohammedanismus zu Boden. Diese beiden Waffenthaten, denen vielleicht eine ähnliche in Innerafrika beigefügt werden wird, bilden die Grenzsteine. Innerhalb dieser ist ein Kampf entbrannt auf Leben und Tod zwischen dem Christentum und seiner Civilisation und dem Islam und seiner Barbarei. Der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein. Daran ändert auch die obenangeführte Thatsache nichts, daß der Mohammedanismus die östliche und nordafrikanische Christenheit niederwarf. Diese war des Namens und deshalb der Existenz unwürdig geworden. Das wahre, treue Christentum ist als Stärkerer über den Starken gekommen. Daran ändert auch nichts die Thatsache, daß noch heute der Mohammedanismus in Afrika sich ausbreitet durch die Gewalt der Waffen und die Schrecken der Sklaverei. Auch hier wird der Stärkere über ihn kommen, ja er ist über ihn gekommen: das Christentum. Schon rauschen die Füße derer, die die Macht des Halbmonds zu Grabe

tragen werden. Das Christentum dringt von allen Seiten Afrikas ein auf den Feind im Innern. Auch in Indien, selbst unter christlichen Matrosen und Soldaten, giebts noch heute Proselyten des Mohammedanismus. Aber das Mittel ist ein so ärmliches, daß schon daran zu sehen ist, wie nur noch Todeszuckungen den großen „kranken, sterbenden Mann“ in Bewegung setzen. Das Mittel ist: Geldgeschenke, Branntwein und Weiber. Der Sieg des Christentums ist aber um so merkwürdiger, da das Christentum seinem sittlichen Wesen nach gerade das Gegenteil ist vom Mohammedanismus. Hier Selbstsucht, genährt und gepflegt durch die oberste Glaubens- und Sittennorm, den Koran, dort die Selbstsucht, ertötet durch die das innerste Dichten und Trachten des Menschen niederwerfende Forderung der Selbstverleugnung nach innen und der selbstlosen Liebe nach außen. Dieser Kampf von Mohammedanismus und Christentum beweist den alten und neueren Materialisten, daß nicht die materiellen, sondern die geistlichen und sittlichen Güter die wertvollsten sind. Dieser Sieg über eine Religion, die den stärksten natürlichen Trieben entgegenkommt und sie als rechtmäßig anerkennt und zu befriedigen sucht, kann nur erklärt werden durch die Macht der Wahrheit, die auf seiten des Christentums steht und stehen muß. Ist das aber der Fall, dann kann auch das Christentum nicht aufgebaut sein auf einem Lügengrund. Auch hier tönts uns entgegen: Nur das Christentum ist die Wahrheit.

Zum Schluß noch einen Blick auf die drei Religionen unter dem Gesichtspunkt des Märtyrertums. Das wird wohl ein jeder zugeben müssen, daß es einer starken inneren Macht bedarf, um den Menschen so weit zu bringen, daß er den Verlust seiner Habe, die gräßlichsten Schmerzen und selbst das Leben nichts achtet um dieser Macht willen.

Da muß uns denn vor allem am Hinduismus das stutzig machen, daß er keine Märtyrer hervorbringt in dem Sinn, daß seine Anhänger sich um ihrer speziell hinduistischen religiösen Ueberzeugung willen willig verfolgen, quälen und töten ließen. Der Hindu als Hindu von Bekenntnis hat keine religiöse Ueberzeugung, keinen religiösen Charakter. Seine Religion ist ihm kein Gut, das ihm sicherer steht als das Leben. Daher ists auch zu erklären, wie seiner Zeit der Mohammedanismus in Indien so

reißende Fortschritte machte. Es fehlt dem Anhänger des Brahmanismus am Bekennermut, weil ihm sein Glaubensinhalt, sein persönlicher Glaubensstandpunkt, seine religiöse Herzensüberzeugung wankend geworden ist. Sein Glaube ist eitel; deshalb giebts unter den Hindus keine Märtyrer.

Anders bei den Anhängern Mohammeds. Wie viele Tausende, ja Hunderttausende sind jauchzend in die Schlacht gestürmt, sind triumphierend gefallen für ihren Glauben. Aber ganz abgesehen davon, daß es etwas anderes ist als Kämpfer, mit der tötenden Waffe in der Faust auf dem Schlachtfeld zu stehen und zu fallen, ist es etwas anderes, als wehrloses Lamm sich auf die Marterbank spannen und foltern oder mit raffinierter Grausamkeit sich hinschlachten zu lassen. Fragen wir nach den Motiven, die die mohammedanischen Krieger begeisterten, so sinkt die ganze Herrlichkeit ihres Martyriums in den Staub. Genuß erwarteten sie vom Sieg; fielen sie, so erwarteten sie noch höheren Genuß; Genuß, ganz gleich dem, den die Erde bietet, nur von ewiger Dauer und ungetrübt. Hielt der Mohammedaner auf Erden viel auf die Genüsse der Tafel — im Himmel gabs deren noch mehr und dabei kein Ende der Freuden. War Befriedigung der Lüste des Fleisches sein höchstes Begehren auf Erden, der Himmel bietet sie ihm noch schöner, in noch zahlreicherer Auswahl. Um das zu erhärten, möge hier nur ein Beispiel folgen. Ein mohammedanischer Heerführer sieht seinen Freund neben ihm fallen. Da gerät er in Ekstase und ruft aus: Ich sehe den Himmel offen und schwarzäugige Jungfrauen in bräutlichen Gewändern dich umfangen. Diese winken auch mir; auf in den Kampf! auf in den Tod!

Und dem gegenüber der erste christliche Märtyrer Stephanus. Auch er wird entzückt; auch er sieht den Himmel offen. Was ihn in den Tod getrieben, sind aber nicht Fleischeslüste; nein, Christus zur Rechten Gottes erhöht. Hier wie dort eine reale Macht, die in den Tod treibt; aber hier die feste Gewißheit, daß Jesus lebt und herrscht und daß dort Jesus alles irdische Elend reichlich ersetzt mit ewigen geistigen Genüssen. Dort die Gewißheit, daß das Sinnliche im Menschen im Jenseits erst seine volle Befriedigung findet.

Ja, nur das Christentum hat Märtyrer für den Glauben, der Mohammedanismus nur Märtyrer der Lust, der Hinduismus keine.

Das Christentum ist die Wahrheit, das zeigt sein lebensvoller Glaubensinhalt, wie sein kräftiger Glaubenserfolg und seine herrliche Glaubensfrucht.

Lieber Leser, hast du aus obigem aufs neue eine Festigung deiner Ueberzeugung gewonnen, daß du die Wahrheit hast in der Person Jesu, deines Herrn und Heilandes, und hast du andererseits daraus ersehen, daß sowohl die Anhänger des Hinduismus, wie auch die des Mohammedanismus als solche im Irrtum und in der Lüge gebunden liegen: so hilf, so viel du kannst, durch treue Fürbitte und Handreichung, daß diesen Umnachteten das Licht des Lebens aufgehe, das deines Lebens reicher Gehalt und ewige Freude geworden ist. Denn was uns viel wert ist, dessen Ausbreitung muß uns auch am Herzen liegen. — Wiederum, hast du aufs neue danken gelernt, daß dein Heiland durch seine Selbstentäußerung, sein Leiden und seinen Tod das kostbare Gut lebendiger Wahrheit erworben hat, so laß dich die Liebe zu ihm treiben, auch anderen Ihn verherrlichen zu helfen.

Die Liebe, die in uns wirkt, nachdem sie zuerst in Jesu, der ewigen Liebe, an uns sich mächtig erwiesen hat: die Liebe beweise auch den Heiden, daß wir recht haben.

# Erläuterung zu dem Bild:

## Ansicht von Kunnur in Indien.

In einer der herrlichsten Landschaften Indiens, auf den sogenannten „Blauen Bergen“, liegt Kunnur, die „Bergstadt“. Bei ihrer Höhenlage von etwa 5600 Fuß über dem Meeresspiegel bietet sie den Vorteil, daß sie vollständig fieberfrei ist, weshalb sie von den in Südindien lebenden Europäern mit Vorliebe als Erholungs- und Gesundheitsstation benützt wird. Infolge dieser hohen und doch südlichen Lage (11° nördlicher Breite) prangt sie auch fast das ganze Jahr hindurch im Gewande der reichsten und herrlichsten Pflanzenfülle. Was nur die tropische und gemäßigte Zone unter so günstigen Verhältnissen wie hier hervorzubringen pflegt, trifft man da in überraschender Vielfältigkeit und Ueppigkeit an. Dazu kommt die frische und erquickende Bergluft, die den aus der heißen, schwülen

Tiefebene kommenden Besucher wohlthuend umfängt, sodaß er sich plötzlich in einen Garten Gottes versetzt glaubt.

Die Eisenbahn bringt den Reisenden bis an den Fuß der Berge. Von hier aus geht es im Ochsenwagen die sieben Stunden lange großartig schöne Bergstraße hinauf. Von Kunnur führt dann dieselbe, anfangs zwischen hohen australischen Gummibäumen, in immer größeren Windungen weiter hinan nach der höchstgelegenen Stadt der Blauen Berge, nach Ottakamand, die 8000 Fuß über dem Meere liegt. — Die Stadt Kunnur ist, wenn man von den Ansiedlungen der Europäer absieht, nur von Halbeuropäern (Eurasiern) und Eingebornen bewohnt, von denen die letzteren meist Händler sind, Leute aus dem Tamilland, Mohammedaner aus Maisur und Afghanen aus Bombay.

Zwischen der Häusergruppe rechts, die unser Bild zeigt, befindet sich der sogenannte Bazar, oder das Quartier der Kaufleute und Krämer, die hier alles Mögliche zu hohen Preisen feilbieten. An der Hauptstraße dieses Bazars liegt auch der Marktplatz, wo die Basler Missionare und ihre eingebornen Prediger von der etwa vier Stunden entfernten Station Keti her sich einzufinden pflegen, um den hier verkehrenden Heiden das Evangelium zu verkündigen. Auch arbeitet ein Basler Katechist unter den Kulis oder Taglöhnern der in der Nähe von Kunnur gelegenen Pflanzungen.

Das schmucke Gotteshaus im Vordergrund des Bildes gehört der Mission der „reformierten Kirche in Amerika“, die besonders durch die gründliche und gesegnete Arbeit der Familie Scudder bekannt geworden ist. Waren es doch nicht weniger als sieben Söhne — darunter vier studierte Aerzte — des amerikanischen Arztes Scudder, die seiner Zeit zugleich in der südindischen Missionsarbeit standen.

Möge Kunnur immer mehr im wahren Sinn des Wortes eine „Stadt auf dem Berge“ werden!

---

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### Vorderindien.

Die neuere evangelische Mission in Indien darf in diesem Jahr auf eine hundertjährige Geschichte zurückblicken, deren Ausgangspunkt mit der bekannten Persönlichkeit eines William Carey in bedeutungsvollster Beziehung steht. War er doch in gewissem Sinn der Pionier,

der bahnbrechend gewirkt und der evangelischen Mission in Indien trotz allem Widerstand und unter den schwierigsten Verhältnissen das Existenzrecht und die Anerkennung erkämpft hat.*) Dieser geschichtlichen Thatsache ist denn auch in gebührender Weise, besonders aus Anlaß der am 2. Oktober des vorigen Jahres stattgefundenen Jubelfeier der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft, gedacht worden und sie hat zugleich Veranlassung gegeben, sich jener bescheidenen Missionsanfänge zu erinnern, die damals in Indien bestanden und die seit Careys Eintreten in die indische Missionsarbeit unter dem Walten Gottes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine immer größere Ausdehnung und Bedeutung erlangt haben. Billig bleibt der Missionsfreund an einem solchen Markstein, wie ihn diese hundertjährige Gedenkfeier bildet, stehen und sucht sich darüber klar zu werden, welche Stellung die evangelische Mission in Indien heute einnimmt, welche Erfolge sie erzielt hat und mit welchen Hoffnungen und Aussichten sie weiterarbeiten darf. Daß die Mission Großes und Bleibendes in Indien gewirkt hat und daß das Evangelium wie ein Sauerteig in den Massen arbeitet, daran wird kaum jemand zu zweifeln wagen, und wenn sich allenthalben der Hinduismus aufrafft, um sich zur Wehr zu setzen, ja wenn er selbst manche seiner Waffen dem Arsenal des Christentums und der abendländischen Kultur entlehnt, so ist das nur ein Beweis, daß er sich von jenem bedroht sieht und seinen Einfluß fürchtet. Auch der Kampf der Geister, der im Schoß des Hinduismus entbrannt ist, das allseitige Bestreben, sich durch Reformen zu helfen und die zwischen dem alten Hinduismus und den heutigen Zeitverhältnissen bestehende Kluft zu überbrücken, die als Parole ausgegebene Rückkehr zur ursprünglichen Hindureligion — alles das deutet nur darauf hin, daß sich das Alte überlebt hat und Indien sich nach etwas Neuem ausstreckt.**) Ja die ganze bürgerliche und religiöse Entwicklung, die Indien während der letzten hundert Jahre genommen, hat dasselbe auf einen ganz neuen Boden gestellt, auf dem es sich schließlich wird entscheiden müssen, welche Stellung es mit der Zeit zum Christentum einzunehmen gesonnen ist. Viele seiner heidnischen Gebräuche, die zugleich mit dem sozialen Leben zusammenhängen, wie die Witwenverbrennung, die Hingabe der Töchter zum Tempeldienst, die Ertränkung der Alten in den Fluten der heiligen Flüsse, der Kindermord und die Grausamkeiten der Kinderheiraten und des Witwentums — alles das ist mehr oder weniger gesetzlich verboten und soweit als möglich abgeschafft oder doch wenigstens ein-

*) Vergl. Miss.Mag. 1892, S. 129 ff.
**) Vergl. Miss.Mag. 1892, S. 385 ff.

geschränkt worden. Damit ist nun freilich dem Heidentum noch keineswegs der Todesstoß versetzt, sondern es sind höchstens die gröbsten Auswüchse desselben entfernt. Aber es ist doch unstreitig der hundertjährigen Missionsarbeit und dem Einfluß des Evangeliums zuzuschreiben, daß am Jahrtausende alten Bau des indischen Heidentums ein Zerbröckelungsprozeß eingetreten ist, der ihn schließlich zur Ruine werden läßt. Hat doch selbst erst kürzlich ein Hauptvertreter des Hinduismus bekannt, daß die Hindureligion nicht im stande sei, die innersten Bedürfnisse der Seele, nach denen sich die gebildeten Eingeborenen Indiens sehnen, zu befriedigen, weshalb sie auch durch die Einwirkung der christlichen Religion bis auf die Grundfesten erschüttert sei. So ist es gekommen, daß Indien in mancher Hinsicht dem Reiche Gottes heute näher steht als je zuvor. Bemerkenswert ist deshalb auch der Ausspruch Sir Charles Elliott, des Lieutenant-Governors von Bengalen, den er jüngst öffentlich gethan hat: „Das stetige Wachstum des Christentums in Indien ist nicht nur eine unumstößliche Thatsache, sondern es ist dies auch rasch genug vor sich gegangen, um den Förderern der Mission zur Ermutigung zu dienen." Bedarf es auch hiefür keiner weiteren Beweise, so ist es doch interessant, sich den heutigen Stand des Christentums in Indien auch durch Zahlen vor die Augen zu führen, wiewohl wir nicht verkennen, daß Zahlen trotz ihres sprechenden Zeugnisses doch nur mathematische Größenverhältnisse angeben und nicht den innern Wert oder Stand einer Sache darzulegen vermögen.

Eine solche Uebersicht gewähren die statistischen Tabellen, die neuerdings von der baptistischen Missionsdruckerei in Kalkutta herausgegeben worden sind und den Stand aller protestantischen Missionen Indiens (mit Einschluß von Birma und Ceylon) von Ende 1890 geben. Zugleich ist durch eine Vergleichung mit dem Stand des Missionswerkes vor neun Jahren (1881) das seitherige Wachstum desselben ersichtlich. Diese im Jahr 1892 erschienene Statistik ist mit der größten Sorgfältigkeit ausgearbeitet und darf wohl auf ziemliche Genauigkeit, soweit überhaupt eine solche möglich ist, Anspruch machen. Nach ihr arbeiten in Britisch-Indien 65 protestantische Gesellschaften, d. h. 16 presbyterianische mit 149 Missionaren, 13 baptistische mit 129 Missionaren, 9 englisch-kirchliche mit 203 Missionaren, 7 lutherische mit 125 Missionaren, 4 methodistische mit 110 Missionaren, 2 kongregationalistische (die Londoner und Bostoner) mit 76 Missionaren, 1 Herrnhutische und 1 Quäkerische mit 16 Missionaren, und dann noch 7 unabhängige Missionen und 5 Frauengesellschaften — zusammen 857 ordinierte Missionare. Unter den deutschen Missionsgesellschaften (Leipzig, Basel, Goßnersche, Hermanns-

burger und die Brüdergemeine) ist Breklum oder die Schleswig-Holsteinsche Mission mit ihren 10 Arbeitern nicht aufgeführt. Außer den 857 ordinierten Missionaren stehen noch in der Arbeit: 797 ordinierte Eingeborne, 114 europäische und halbeuropäische Laiengehilfen, 711 europäische und halbeuropäische Missionar*innen*, Lehrer*innen* &c. und 3491 eingeborne Laienprediger. Die Zahl der eingebornen protestantischen Christen beträgt 559 661, d. h. 142 289 mehr als vor 9 Jahren. Von diesen sind 182 722 Kommunikanten oder abendmahlsfähige Erwachsene, d. h. 69 397 mehr als im Jahr 1881.

Das Ergebnis ist im Vergleich zum früheren Jahrzehnt und bei den Hoffnungen, mit denen man damals Massenübertritten entgegensah, etwas enttäuschend. Denn der Zuwachs an „Christen“ ist um etwa 60 000 weniger als im Jahrzehnt vorher (von 1871—81) oder, in Prozenten ausgedrückt, nur 30 statt 86 Prozent. Andererseits ist der Zuwachs an abendmahlsfähigen Gemeindegliedern viel bedeutender als je zuvor. Auch hierin hatte man das Gegenteil erwartet.

Ein Grund, daß sich der Zuwachs von Christen als geringer herausgestellt hat als man anzunehmen berechtigt war, ist wohl ohne Zweifel der, daß während des letzten Jahrzehnts der Hinduismus, sich seiner gefährdeten Lage bewußt, alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, um einerseits dem umsichgreifenden Christentum entgegenzuarbeiten und anderseits dem Hinduismus neue Stützen zu verschaffen. Davon zeugt die seltsame Erscheinung, daß derselbe seit einiger Zeit selbst missionierend auftritt. Und wenn man früher glaubte, die hohen Schulen mit ihrer abendländischen Bildung und Aufklärung, wie sie z. B. die Regierung — und zum Teil auch die Mission — für die Eingebornen, zumal für die höhern Kasten, eröffnet hat, würden dazu dienen, die in ihnen gebildeten Hindus dem Christentum zuzuführen, so hat man sich hierin vielfach getäuscht gesehen. Denn es sind zumeist gerade solche, die in den höhern Schulen ihre Bildung und durch sie eine hervorragende Lebensstellung erlangt haben, die teils aus Nationalstolz, teils in bewußter Feindschaft gegen das Evangelium, teils aus Berechnung den morschen Hinduismus durch Reformen und andere Mittel zu stützen suchen. Besonders der hochgeschraubte indische Nationalstolz hat viele aufstrebende Hindus aus den gebildeten Kreisen dazu geführt, neben der Bibel, die oft nur zum Zweck ihrer Widerlegung und Anfeindung studiert wird, sich mit dem Studium der alten Veda-Litteratur zu beschäftigen. Was sich hier etwa von sittlich-religiösen Ideen findet, soll dann die Gleichwertigkeit oder gar Ueberlegenheit der indischen Religionsschriften über die Bibel und die christliche Religion erweisen.

Ein weiterer Grund der verhältnismäßig geringeren Zunahme der Christen ist wohl darin zu suchen, daß die Zahl der europäischen Arbeiter auf dem indischen Missionsfelde nicht genügend verstärkt worden ist, indem manche Missionsgesellschaften ihre Kräfte neuen und lohnenderen Arbeitsgebieten zugewendet haben. Diese Schwächung ist den Feinden des Christentums, sowohl Hindus als Mohammedanern, nicht entgangen, die denn nicht verfehlten, ihrerseits Propaganda für ihre Sache zu machen. Sie haben sich dabei ähnlicher Mittel und Methoden bedient wie die Mission, so weit sich dieselben als wirksam erwiesen, so z. B. der Wanderprediger, öffentlicher Vorträge, der Publikation und Verbreitung von Schriften u. a. m. Nur zu einer Liebesthätigkeit haben es die Gegner nicht gebracht; denn diese erwächst und gedeiht eben nur auf dem Boden des Christentums. Noch nie, seit es eine Mission in Indien giebt, ist der Widerstand gegen dieselbe so offen und systematisch ins Werk gesetzt worden wie in den letzten Jahren.

Nicht ohne Nachteil für die Ausbreitung des Christentums ist der Umstand gewesen, daß man manche Gemeinden zu früh selbständig gemacht und das Werk in die Hände von Eingebornen gelegt hat, ehe sie hiefür recht reif waren. Man hat dadurch wohl manche europäische Kräfte für andere Arbeit disponibel gemacht, aber die derselben beraubten älteren Gebiete haben sich unter der Leitung der eingebornen Geistlichkeit doch nicht in dem Maße günstig entwickelt, als man erwartete.

Interessant ist es, aus der oben angeführten Statistik zu ersehen, wie sich einerseits die „Kommunikanten“ und andererseits die „Christen“ auf die verschiedenen Konfessionen verteilen. Von den „Kommunikanten“ sind 53 801 Baptisten, 52 317 Englisch-Kirchliche, 24 207 Lutheraner, 15 782 Methodisten, 13 775 Kongregationalisten, 11 128 Presbyterianer; von den „Christen“ dagegen kommen auf die englische Kirche 193 363, auf die Baptisten 133 122, Kongregationalisten 17 466, Lutheraner 62 838, Presbyterianer 34 395, Methodisten 32 381. — Die Zahl sämtlicher Missionsschüler und Schülerinnen aller Grade beträgt 279 716; das bedeutet eine Zunahme von 92 064 in den letzten neun Jahren. Von jener Gesamtzahl sind etwa 175 000 Knaben und Jünglinge und ca. 104 000 Mädchen. Die Sonntagsschulen, denen besonders die englischen und amerikanischen Missionen große Aufmerksamkeit schenken, weisen 135 565 Besucher auf, was eine Zunahme von 61 688 bedeutet. Vergleicht man die Zunahme der Christen in Indien während des Zeitraumes von 40 Jahren (1851—90), so ergiebt sich das Verhältnis von 91 092 zu 559 661. Auch hier ist das Verhältnis

der Kommunikanten, die sich damals auf 14 661 beliefen und deren es jetzt (Ende 1890) 182 722 sind, ein weit günstigeres.

Natürlich ist der Fortschritt in den einzelnen Provinzen Indiens ein sehr ungleicher, wie denn auch die Ergebnisse unter den verschiedenen Völkerschaften und Religionsanhängern sehr stark von einander abweichen. Vermehrt haben sich in den letzten neun Jahren die Christen: im Pandschab um 335 Prozent (die Kommunikanten um 210), in den Nordwestprovinzen und Audh um 139 (die Kommunikanten um 193), in der Bombay-Präsidentschaft und in Zentralindien um 92 und 132 (Kommun. um 88 und 111), in der Präsidentschaft Madras um 22 (Kommun. 55), in Bengalen um 30 (Kommun. 32) Prozent. In Tinneweli dagegen ist sowohl in den Gemeinden der Ausbreitungsgesellschaft als in der englisch-kirchlichen Mission die Zahl der Christen seit 1881 gar nicht gewachsen. Hier müssen wohl die Gemeinden viele ihrer Glieder durch Wegzug oder Sichtung verloren haben. Das größte Wachstum weisen mithin nach obigen Angaben das Pandschab und die Nordwestprovinzen auf.

Getauft wurden während des Jahres 1890 alles in allem 19 298 Personen und zwar: ca. 2800 Dämonendiener, 15 Buddhisten, 200—250 Mohammedaner und ca. 16 000 Hindus von allen Kasten. Den Rest bildeten wohl Kinder christlicher Eltern.

Zur Beleuchtung obiger Zahlen ziehen wir noch einige Angaben über die Bevölkerungsziffer Indiens herbei, insofern dieselben das Verhältnis zwischen den heidnischen Massen und den Christen, sowie die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen und deren Wachstum ins rechte Licht stellen. Die Britischen Besitzungen in Indien samt den Feudalstaaten und den Gebieten von Ober-Birma und Kaschmir haben nach dem letzten amtlichen Census von 1891 eine Gesamtbevölkerung von 288 Millionen Seelen und zwar auf einer Bodenfläche von 1 557 380 englischen Geviertmeilen. Am dichtesten bevölkert ist das Gebiet von Audh (mit 522 Einwohnern auf der Geviertmeile), Bengalen und die Nordwestprovinzen, während Ober-Birma und Kaschmir die dünnste Bevölkerung aufweisen. Im ganzen überwiegt die Landbevölkerung; doch werden Städte wie Bombay (mit 821 760 Einw.) und Kalkutta (mit 741 140 Einw.) mehr und mehr zu Centren, wo sich alles zusammendrängt und die mit jedem Jahr immer größer werden. Außer den zwei genannten Großstädten giebt es noch vier Städte, nämlich Madras, Hyderabad, Lucknau und Benares, die zwischen 200 000 und 400 000 Einwohner zählen. In 22 weiteren Städten beträgt die Einwohnerzahl über je 100 000 und in 48 schwankt sie zwischen 50 000 bis 100 000.

Von dieser Bevölkerung Indiens, die einen Flächenraum be-

wohnt, der seiner Ausdehnung nach etwa dem Erdteil Europa mit Ausschluß von Rußland gleichkommt, werden nicht weniger als 106 verschiedene Sprachen — nicht Mundarten — gesprochen, darunter 18 von mehr als je einer Million. Und was für Rassenunterschiede, deren Gegensätze noch durch sociale und religiöse Vorurteile oder altherkömmliche Gebräuche und Einrichtungen außerordentlich verstärkt werden, finden sich dabei in dem heutigen Indien! Wie viele Abstufungen repräsentieren die unzähligen Völkerschaften und wie verschiedenartig ist die geistige und materielle Stellung der einzelnen. Fast jeder Menschentypus hat hier seinen Vertreter auf dem indischen Boden. Da giebt es zahlreiche unzivilisierte Bergstämme, die noch Steinwaffen führen und als Schädeljäger in Höhlen, auf den Bergen und im Dunkel der undurchdringlichen Wälder ein wildes Leben führen und dabei im tiefsten Aberglauben und in der größten Unwissenheit versunken sind. Sie bilden die Ueberbleibsel einer vorgeschichtlichen Zeit. Und diesen gegenüber stehen die heutigen Parsis und Brahmanen als die Vertreter feiner Sitten, von Schulbildung und Philosophie, des Handels und der abendländischen Ideen. Ueber alle aber gebietet das kleine England und überträgt seine Kultur auf dieses Stück asiatischer Welt. — Außer den eigenen ungeheuren Besitzungen, die unter dem britischen Regiment direkt stehen, übt dasselbe auch noch eine nicht unbedeutende Oberhoheit über 117 unabhängige Staaten der Eingebornen aus, die der Schauplatz von Stämmen mit patriarchalischer Regierungsform oder aber von kriegerischen Häuptlingen und fürstlichen Gebietern sind.

Schwierig ist die Aufstellung eines genauen Census hinsichlich der ungeheuren Bevölkerung Indiens nach ihren Religionen. Denn oft sind da die Grenzen zwischen den einzelnen Religionsformen kaum zu bestimmen. Bemerkenswert ist, daß der Hinduismus die Berg- und Waldstämme unaufhaltsam nach und nach absorbiert. Abgesehen davon, daß dies wegen der höheren geistigen Stellung, die die Hindus über jenen Ureinwohnern einnehmen, nicht verwunderlich ist, findet diese Thatsache auch darin ihre Erklärung, daß bei den agrarischen Verhältnissen Indiens ein Teil der Hindubevölkerung nach und nach immer weiter in die von den Urstämmen besetzten Gebiete vordringt und sich in den Besitz des jungfräulichen Bodens setzt. Rechnet man nun diese Stämme, deren Religion wohl am besten als Animismus oder als eine Art von Fetischismus bezeichnet werden muß, samt den 3050 Brahmos und den 39 950 Aryas zum Hinduismus, so beziffern sich die verschiedenen Gruppen desselben auf 75$^1/_2$ Prozent der Gesamtbevölkerung. Dann kommen die Anhänger des Islam mit 19.96, die Buddhisten mit 2.48, die Christen mit 0.80, die Sekten der

Sikhs und Dschains mit je 0.66 und 0.49, die Parsis mit 0.03, und ein kleiner Rest von allerlei Volk und Glauben mit 0.02 Prozent. Oder mit andern Zahlen ausgedrückt: der Hinduismus zählt 207½ Millionen Anhänger, der Islam 57 Mill., der Buddhismus 7 Mill., die Christen (katholische und protestantische) 2¼ Mill., die Juden 17180 und die Parsis 89887.

Interessant ist die Beobachtung des Wachstums dieser verschiedenen Religionsanhänger während der letzten 10 Jahre. Dieses stellt sich folgendermaßen: die Hindus haben sich um 10.74 Prozent vermehrt, die Mohammedaner um 10.70 Prozent, was bei beiden dem Wachstum der Bevölkerung überhaupt entspricht; die Buddhisten vermehrten sich um 24½ (im Verhältnis zur Zunahme der Bevölkerung in Unter-Birma), die Christen um 22.16 Prozent, wobei die zahlreichen Bekehrungen unter den Waldstämmen, besonders im Tschutia-Nagpurdistrikt ins Gewicht fallen. Ferner kommt diese verhältnismäßig starke Zunahme der Christen auf Rechnung zahlreicher Uebertritte im Pandschab, in den Nordwestprovinzen, unter den Karenen in Unter-Birma, in der Madras-Präsidentschaft und an der Westküste von Indien.

Nicht minder beachtenswert sind die statistischen Angaben über die jugendliche Bevölkerung Indiens innerhalb der ersten 15 Lebensjahre. Da fällt zunächst der Umstand auf, daß von allen Kindern unter 15 Jahren 5.90 Prozent Knaben und 17.02 Prozent Mädchen verheiratet sind. Unter 10000 Personen befinden sich je 20 Knaben und 51 Mädchen, die bereits verwitwet sind, und zwar haben von diesen 20 Prozent Knaben und 33 Prozent Mädchen noch nicht das fünfte Lebensjahr erreicht.

Was nun die Allgemeinheit der Bildung in Indien anlangt, so zeigt der letzte Census, daß dieselbe noch lange nicht so verbreitet ist, als man anzunehmen geneigt sein möchte; denn von den 262 Millionen Bewohnern, die daraufhin taxiert worden sind, können 89.1 Prozent männliche und 99.4 Prozent weibliche Einwohner weder lesen noch schreiben. Das ist freilich eine Durchschnittszahl und man darf dabei nicht vergessen, daß die gebildeten Elemente sich vielerorten ziemlich nahe zusammendrängen, wie z. B. in den größeren Städten und manchen Landesgebieten. An öffentlichen und privaten Lehranstalten sind es ca. 138054 mit 3682707 Schülern. Nimmt man nun an, daß im günstigsten Fall etwa 18 Millionen Einwohnern die Wohlthat einer einfachen Schulbildung zugänglich gemacht ist, so bleiben immer noch 270 Millionen Hindus der völligsten Unwissenheit überlassen.

Das alles sind nur trockene Zahlen, die wir hier aufgeführt und die vielleicht manchen Leser eher ermüdet als interessiert haben. Aber sie geben doch wegen ihrer mathematischen Bestimmtheit den Anhalt zu einer ganz objektiven Beurteilung der religiösen und socialen Verhältnisse Indiens und lassen zugleich erkennen, welch große und umfassende Aufgabe noch der Mission und der englischen Regierung in ihren indischen Besitzungen gestellt ist. Daß sich aber infolge des langjährigen tiefgehenden Einflusses der Mission auf die Massenbevölkerung Indiens ein allmählicher Umschwung angebahnt hat, ist nicht zu verkennen. Und zwar ist nicht nur das religiöse, sondern auch das bürgerliche Leben davon berührt. Wohl ist die durch die Kaste hervorgerufene Trennung der gesellschaftlichen Klassen und Nationalitäten mit ihrem auf alle Verhältnisse des indischen Volkslebens tiefgehenden Einfluß noch eine weitgähnende Kluft und, wie D. Grundemann sagt, „ein Felsen, der bis jetzt noch ziemlich unerschüttert dasteht," aber es ist doch auch Thatsache, daß der Kampf gegen die Kaste innerhalb der christlichen Gemeinden, wo man ihn energisch führt, nicht aussichtslos ist. Lassen sich auch nicht sofort alle Spuren des Kastengeistes bannen und mit der Wurzel ausrotten, so dürfen wir es doch vom Geist des Christentums erwarten, daß auch hierin allmählich eine Erneuerung und Wiedergeburt eintreten werde. Beispiele davon, daß die Kaste von den Christen nicht nur äußerlich gebrochen, sondern auch innerlich überwunden wird, lassen sich genug anführen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß z. B. die als Auswürflinge geachteten niederen Kastengenossen durch die Bemühungen der Mission und durch die Aufmerksamkeit der englischen Regierung, die sie denselben neuerdings schenkt, nach und nach auf eine höhere und menschenwürdigere Stufe erhoben werden und dadurch den übrigen Bewohnern Indiens um ein gutes Stück näher kommen.

Eine nicht zu unterschätzende Gefahr erwächst der Zukunft Indiens aus dem Mohammedanismus, der allein in Kalkutta an 250000 Vertreter zählt und noch nicht vergessen hat, daß es eine Zeit gab, in der er einen großen Teil der Halbinsel politisch beherrschte und einen gewissen Glanz entfaltete. Noch heute ist sein Einfluß und seine Macht so groß, daß man billig mit ihm zu rechnen hat. Denn sollte je die englische Herrschaft in Indien ihr Ende finden, so wäre die unausbleibliche Folge, daß der Hinduismus mit dem Mohammedanismus in Konflikt geraten würde. In diesem aber würde der letztere ohne Zweifel den Sieg davon tragen. Es ist dies eine dringende Mahnung für die Christenheit und die Mission, mit aller Thatkraft das Kreuz Christi auf Indiens Boden zu pflanzen und seine Bewohner um dasselbe zu scharen, ehe es zu spät ist.

Von Wichtigkeit für die indische Mission war die Ende Dezember in Bombay stattfindende allgemeine Missionskonferenz, die alle zehn Jahre zusammentritt und die auch diesmal sehr stark besucht war. Nicht weniger als 630 Personen, darunter 276 weibliche Missionsarbeiter und 93 Eingeborne, nahmen daran teil. Die meisten Gegenstände der Besprechung waren praktischer Art und es stellte sich im Lauf der Verhandlungen heraus, wie jeder Missionszweig nicht nur seine Berechtigung habe und in seiner Art den Segen Gottes erfahre, sondern auch mit allem Eifer zu betreiben sei. Im ganzen herrschte auch unter den Vertretern der verschiedenen Missionen eine ziemliche Uebereinstimmung; nur im Punkt des Erziehungswesens, inwieweit dasselbe als Missionsfaktor zu betrachten sei, gingen die Meinungen so stark auseinander, daß sie sich zu scharfen Gegensätzen zuzuspitzen drohten. Auch trat hie und da in den Sitzungen ein gewisses Gefühl des Widerspruchs zwischen dem „Sohn des indischen Bodens“ und dem „Fremdling, der in seinen Thoren lebt,“ an den Tag. Einige unverständige Reden gaben noch dazu diesem Gefühl allzuberedten Ausdruck und es bedurfte eines großen Maßes von Weisheit und Takt, um diesen Gegensatz nicht aufkommen zu lassen und damit das Zusammenwirken von Europäern, Amerikanern und Eingebornen unmöglich zu machen. Wie es gewöhnlich an solchen großen Zusammenkünften der Fall ist, so reichte auch hier die Zeit nirgends hin, um allen auf dem Programm stehenden Besprechungsgegenständen die erforderliche Beachtung schenken zu können. Nicht nur waren es deren zu viele, sondern es waren auch die hiefür eingelieferten Referate wegen der Vielseitigkeit des Gegenstandes ihren Verfassern meist zu lang geraten. Vollends war es überaus schwierig, die vielen Redner gehörig zum Wort kommen zu lassen und es hat auch da nicht an unliebsamen Mißverständnissen und Verstimmungen gefehlt. Verhandelt wurde: die Arbeit unter den niederen Kasten und unter den Aussätzigen, die indische Nationalkirche (ihre Organisation und Selbstunterhaltung), das Werk unter den gebildeten und höheren Kasten, die Arbeit am weiblichen Geschlecht, die Heranbildung und Stellung der eingebornen Geistlichkeit, das Erziehungs- und Schulwesen unter dem Gesichtspunkt der Missionsthätigkeit, die sociale Lage der untersten Klassen, die gegenseitige Rücksichtsnahme der Missionsgesellschaften auf einander (Mission Comity) und die christliche Litteratur. — Wir müssen es uns leider versagen, hier näher auf die behandelten Gegenstände einzugehen, so viel Lehrreiches und Interessantes auch die Verhandlungen bieten. Vielleicht haben wir Gelegenheit, später darauf zurückzukommen.

Wenn auch die augenblicklichen Früchte dieser großen Missions-

konferenz nicht offen zu Tage liegen und eine gewisse Wirkung auf das gegenwärtige Missionswerk kaum in bestimmter Form nachgewiesen werden kann, so ist doch soviel anzunehmen, daß wohl die meisten Teilnehmer neue Anregung für ihre Arbeit durch die Konferenz erhalten haben und mit frischem Mut und neuen Hoffnungen in ihren Wirkungskreis zurückgekehrt sind und wohl auch mit dem bestimmten Eindruck, daß die Mission in Indien keinen vergeblichen und aussichtslosen Kampf kämpft. Ein Berichterstatter spricht sogar die feste Ueberzeugung aus, daß man am Vorabend großer Erfolge stehe, ja am Morgen eines allgemeinen Erwachens Indiens. Solche, freilich etwas sanguinische Hoffnungen, hegt auch Dr. Pentecost, der Indien als Evangelist bereist hat und in beredter Weise am letzten Jahresfest der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in London als Thatsache betonte, daß Indien durch die Mission bereits für Christum genommen und gewonnen sei, wie es politisch durch das kleine England festgehalten werde.

Zu gleicher Zeit, als jene Missionskonferenz in Bombay stattfand, tagte auch (vom 29.—31. Dez. v. J.) in Allahabad der achte Nationalkongreß der Hindus, der von ca. 1200 Abgeordneten aus allen Teilen Indiens besucht war. Der Ton war ein gemäßigterer als bei den früheren Versammlungen. Die alten Wünsche (größerer Anteil an der Verwaltung Indiens, Verminderung der Steuern und der Ausgaben für militärische Zwecke) wurden auch diesmal wieder vorgetragen. Doch wurde mit aller Bestimmtheit vom Präsidenten ausgesprochen, daß Indien nur von England und von keiner andern Macht der Erde, am wenigsten von Rußland, regiert sein wolle.

Zum Schluß seien noch einige bemerkenswerte Thatsachen vom Jahr 1891/92 kurz erwähnt. Dazu gehört der von der englisch-kirchlichen Mission ins Werk gesetzte Plan, junge Arbeiter ins Feld zu stellen, die sich als unverheiratete Leute zu Genossenschaften zusammenschließen und auf möglichst billigem Fuß zu leben versuchen. Solcher Genossenschaften, die als leichte Truppen vornehmlich Evangelistendienste thun wollen, giebt es jetzt drei in Indien. Zu ihnen zählen auch sechs akademisch gebildete Leute. Andere Missionen haben bereits dieses neue Unternehmen zu dem ihrigen gemacht. Wir wissen nicht, ob sich dieses "Associated Evangelistic System" bewähren wird; jedenfalls verdient die Selbstverleugnung und der apostolische Eifer dieser jungen Leute alle Anerkennung.

Die Carey-Gedenkfeier hat außer der allgemeinen Sammlung von über £ 100 000 zum Besten der baptistischen Mission auch die Frucht gezeitigt, daß sich die Partikular-Baptisten mit ihrem Werk der allgemeinen Baptisten-Missionsgesellschaft angeschlossen haben. Von

Im Dunkel der Nacht umringten sie das in den Bananenhainen versteckte, aber durch keine Palisaden geschützte Dorf. Vor jeder Hüttenthür stellte sich ein feindlicher Krieger auf, und als die nichts ahnenden Wankonde infolge des Lärms herauskamen, wurden die Männer und Knaben mit dem Speer niedergestoßen, die weiblichen Bewohner dagegen gebunden und zu Sklaven gemacht. Am Morgen befand sich kein einziger Mann oder Knabe mehr im Dorf, während 300 Frauen und Mädchen gefesselt sich wie furchtsame Schafe zusammendrängten. Den ganzen Tag über schwelgten dann die Menschenräuber von den Vorräten, die sich im Dorfe vorfanden. Das Dorf liegt nur etwas über drei Wegstunden von Karonga, der Station der afrikanischen Seengesellschaft, entfernt. Einige Beamte machten sich sogleich mit zwei Trupps Eingebornen auf, um den Angoni ihre Beute abzunehmen. Als sich diese überrascht sahen, begannen sie ihre wehrlosen Gefangenen niederzumetzeln. Eine schauerliche Scene spielte sich nun ab. Das Angstgeschrei der Weiber und Kinder, die sich verzweifelt um ihr Leben wehrten, das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, die sich am Boden in ihrem Blute wälzten, das Wutgebrüll der Krieger, die ihre Beute nicht fahren lassen wollten — alles das wirkte zusammen, um jene Augenblicke den herbeieilenden Befreiern unvergeßlich zu machen. Diese drangen in aller Eile vor und nach einem kurzen harten Kampf waren 200 der noch lebenden Gefangenen befreit. Dr. Croß begab sich ebenfalls sogleich auf den Platz, wo die Greuelscene stattgefunden hatte und fand — auf Händen und Knieen zwischen dem Schilfgras herumkriechend — 47 Verwundete, deren Wunden er behandelte und verband. Andere waren bereits von ihren Leuten fortgeschafft worden. Viele waren schrecklich zugerichtet. Ein Mann hatte 15 Speerwunden und ein Kind von etwa zwei Jahren deren sieben. Manche Frauen waren vollständig durchbohrt. Die Zahl der Gefallenen betrug 29 Männer, 100 Frauen, 32 Mädchen und 16 Knaben. Von den Angoni waren 30 Mann gefallen.

---






Station Futschukpai (China.)

# Deutsche Missionsarbeit
## auf den südafrikanischen Diamantenfeldern.

Von Miss. C. Meyer in Kimberley.

---

1.



In unsern Zeitungen, die in Kimberley erscheinen, habe ich schon öfter gelesen, daß die Diamantenminen mehr zur Civilisation der Farbigen Südafrikas beigetragen hätten, als die Arbeit aller Missionsgesellschaften zusammengenommen. Von dem Standpunkte der Zeitungsschreiber aus kann man wohl denselben bis zu einem gewissen Grade recht geben, denn ihnen gilt als Civilisation eben nur die Heranziehung der Farbigen zur Arbeit und zu europäischen Bedürfnissen. Und man muß sich in der That verwundern, wie schnell die Farbigen sich in allerlei neue und schwierige Verhältnisse finden, wie sie die gefährliche Sprengarbeit betreiben, wie sie mit Pferden und Wagen, mit Kisten und Kasten, mit den verschiedenartigsten Maschinerien, mit Maurerkelle und Tischlerhobel, mit Weichenstellen und allerlei Eisenbahnarbeit, mit Post und Telegraph umgehen lernen, wie sie sich als Hausdiener zu jeglicher Beschäftigung, zum Kochen, zum Backen, zum Waschen, zum Kinderwarten, zum Schrubben und Kehren, zum Putzen und Bohnen, zum Servieren und Kutschieren verwenden lassen. Ja ein ganz roher Kaffer hat sich oft in Zeit von einem Jahre einen Schliff angeeignet, daß man ihn nicht wiedererkennt.

Was treibt nun die Farbigen dazu, sich in Verhältnisse einzugewöhnen, die ihnen zuvor so durchaus fremd sind, und ihre alte Lebensweise zu verlassen? Zunächst ist es der Gelderwerb. Jünglinge und Männer verlassen massenhaft die Heimat, um so schnell wie möglich Geld zu verdienen und nach ihrer Rückkehr zu Hause sich damit Vieh zu kaufen; aber nicht alle erreichen dieses Ziel. Vielen sind die Bedürfnisse der Weißen in kurzer Zeit begehrenswert geworden und aus dem Sparen wird deshalb nichts. Der Kaffer, der früher mit seinem Maisbrei dreimal des Tages zufrieden war, trachtet jetzt nach Kaffee, Thee, Zucker, Brot, Sardinen und dergleichen Dingen, und das Fleisch, das er sich früher nur zu besondern Festlichkeiten gönnte, wird ihm zur täglichen Notwendigkeit. Dazu kommt eine große Vorliebe für Putz und Kleiderpracht, für wohlriechende Essenzen und Süßigkeiten, sodaß er bei verhältnismäßig hohem Lohn doch lediglich für seine täglichen Bedürfnisse arbeitet. So civilisiert das Diamantenfeld die Leute; es lehrt sie nur arbeiten, um zu verbrauchen.

Ich schlage diese Faktoren keineswegs gering an und wünschte, in unsern deutschen Schutzgebieten entständen eine ganze Menge Minen und die Regierung baute sofort eine Eisenbahn in das Innere, die die Erzeugnisse deutschen Fleißes zugänglich machte, oder deutsches Großkapital wagte derartige Unternehmungen auf eigne Faust.*) Dieselben würden sich bald rentieren, wenn sie auch nicht immer und nicht gleich jährlich 20 Prozent Dividende zahlten. Aber das sage ich doch auch: solche Civilisation bringt viel Unheil. Sie wird die Ursache gänzlichen Sittenverfalles vieler Eingeborenen. Während z. B. dieselben unter den Anschauungen ihres Vaterlandes große Ehrerbietung vor ihren Eltern und überhaupt vor älteren Leuten hegen, werden sie hier frech und ungehorsam. Der Diebstahl wird bei den meisten Stämmen sehr hart bestraft und gilt daher als etwas Unerhörtes; kaum hier angelangt, stehlen dieselben Leute wie die Raben. Moralisch stehen ja die Eingeborenen Afrikas schon an und für sich auf einer niederen Stufe; aber in Berührung mit den Weißen sinken sie noch viel mehr, sodaß die entsetzliche

*) Dieser Wunsch des Verfassers ist wohl mit einiger Einschränkung zu verstehen; denn der Einzug von Gold- und Diamantengräbern in den afrikanischen Gebieten, wie überhaupt die großen Unternehmungen dieser Art, haben denn doch auch ihre sehr bedenkliche Seite. D. H.

Syphiliskrankheit immer weiter um sich greift. Das Kafferbier berauscht, wenn es reichlich genossen wird; doch was ist das gegen die Verheerungen, die der durch die Civilisation gebrachte Branntwein anrichtet! Wenn man die Folgen des Branntweins für die Eingeborenen bedenkt, so möchte man wohl zu dem Schlusse kommen: o, daß nie ein Europäer seinen Fuß auf Amerikas oder Afrikas Boden gesetzt hätte! Und doch lag es in dem Reichsplan unseres Gottes, diese Länder zu erschließen. Er läßt das Unkraut reifen mit dem Weizen bis zur Ernte. Aber das sollte allen Christen unumstößlich feststehen, daß da, wo der Europäer die Civilisation hinträgt, der Christ alsobald mit dem Evangelium folgen muß; denn eine Civilisation ohne Christentum führt entweder zur Ausrottung der Eingeborenen oder sie erzieht im besten Falle einfältige Stutzer oder durchtriebene Schurken.*)

Hier in Kimberley nun wird viel gethan von christlicher Seite, auch in Bezug auf die Eingeborenen. Die englische Staatskirche, die Methodisten und die holländisch-reformierte Landeskirche treiben samt unsrer Berliner Missionsgesellschaft eifrig Mission. Jede derselben hat eine oder mehrere Kirchen und Schulen, und außerdem arbeiten sie noch in den sogenannten Compounds, den Kasernen für die eigentlichen Minenarbeiter. Diese gefängnisartigen Gehöfte (die übrigens Bäcker-, Schlächter- und andere Läden, Speisehäuser und sogar ein Hospital in sich schließen) dürfen die Arbeiter während der Dauer ihres Mietkontraktes, der gewöhnlich für 2—12 Monate abgeschlossen wird, nicht verlassen. Die Missionare stoßen in diesen Arbeitergehöften auf weit mehr ursprüngliches Heidentum, als bei den Leuten in der Stadt. Das hat seine Licht- und seine Schattenseiten. Schwieriger wird das Missionieren dadurch, daß der heidnische Fleischessinn sich ungescheut zeigt und viele völlig widerspenstig sind; leichter, daß die Leute noch nicht so materiell gesinnt sind, sich auf das Heucheln weniger gut verstehen und die Versuchungen der Stadt noch außerhalb ihres Bereiches liegen.

*) Noch wichtiger ist es wohl, daß man mit dem Evangelium dieser sogenannten Civilisation und europäischen Kultur zuvorkomme und daß letztere die Völker bereits soweit als möglich christianisiert antreffe; denn schreitet die Mission hinter jener drein, so wird sie in den meisten Fällen finden, daß das Christentum durch sie bereits in Mißkredit gebracht worden ist und sich Röm. 2, 24 auf die Kulturträger anwenden läßt. D. H.

Freilich kommt dafür wieder die entsetzliche Spiel- und Würfelwut, von der viele wie besessen sind, sodaß sie, wenn die Aufseher ihnen die Karten wegnehmen, mit Steinchen spielen und ebensolche hohen Geldeinsätze machen. Die berüchtigsten Spielhöllen finden ihr würdiges Gegenstück in den hiesigen Compounds, nur in verkleinertem Maßstab.

Die Stadtmission hat es meistens mit Leuten zu thun, die als Tagelöhner, Hausknechte, Bediente, Kutscher und Handwerker und — sofern es das weibliche Geschlecht betrifft — als Mägde und Wäscherinnen in stete Berührung mit den Weißen kommen und aus ihrer Nationalität fast ganz herausgerissen sind. Man darf aber nicht erwarten, daß nun alle, die zur Kirche gehen, den Herrn wirklich ernstlich suchen. Einige betrachten die Kirche als einen Ort, wo man außer dem Theater und öffentlichen Vergnügungsorten auch seine eleganten Kleider zeigen kann und nach dem Gottesdienste seine Bekannten begrüßt. Aber selbst die Arbeit an solchen darf einen nicht verdrießen. War es doch auch oft bloße Neugier, die die Scharen um den Herrn Jesum und nachher um seine Jünger sammelte, und doch wurden stets etliche anhaltend ergriffen von dem Worte Gottes. Es gilt eben zu sammeln, zu nötigen, heranzuziehen, soviel nur immer möglich; der Herr kennt dann schon die Seinen, die ihm wirklich angehören.

## 2.

Unsere Berliner Mission begann im November 1874 hier ihre Thätigkeit. Ich war nach Pniel bestimmt mit der Weisung, auch auf dem Diamantenfelde zu missionieren, unter Farbigen wie unter den Deutschen. So ritt ich denn jeden Sonnabend die 2½ deutschen Meilen nach Kimberley und hielt Sonntags außer dem Gottesdienst für die deutschen Landsleute (erst im Gerichtsgebäude, dann in einer eigens errichteten kleinen deutschen Kirche) auch noch Gottesdienst für die Farbigen: erst im Freien, dann in einem Zelthause, dann in einer Blechbaracke. Nachdem wir dann im Februar 1879 ganz nach Kimberley übergesiedelt waren, konnte 1881 eine hübsche geräumige Kirche gebaut werden, außen von Wellblech, inwendig mit Backsteinen ausgemauert. Seitdem ist immer daran verschönert worden durch solide Bauten, eine Empore

und eine Orgel. Weihnachten 1890 bekam das Schiff der Kirche auch einen guten Holzfußboden. Nun fehlt uns nur noch eine Sakristei und Dielen für den Altarplatz; die soll uns, so Gott will, im nächsten Jahre ein Bazar gewähren. Das Missionswerk ist im Segen vorangeschritten. 414 Personen sind im Laufe der Jahre getauft worden; außerdem haben viele Glieder der Berliner und Hermannsburger Stationen aus Transvaal und andern Gebieten Südafrikas hier in dem wüsten Treiben der Geschäftsstadt ihren Halt gefunden. Hinter der Kirche steht ein nettes, kleines Dorf, in dem sich eine Anzahl verheirateter Gemeindeglieder angebaut haben, die den eigentlichen Stock der Gemeinde bilden, ihre Kinder zur Schule schicken und auch sonst ein christliches Leben zu führen trachten. Die Häuser sind meist Mauerhäuser und haben oft vier bis sechs kleine Stuben, je nach den Bedürfnissen der Familien, sehr im Gegensatz zu den Hütten der sogenannten Lokation, die nur wenig oberhalb der Kirche anfängt und leider recht viel heidnische Versunkenheit enthält. Doch ist es auch da etwas besser geworden gegen früher, wo wüster Lärm und Geschrei einem die schönen Mondscheinnächte vergällte und gar nicht selten sogar Mordthaten vorkamen. Bei den meisten der Lokationsbewohner heißt es eben: „sie wollen sich meinen Geist nicht strafen lassen.“ Die Glocke ertönt zwar alle Tage, teils zur Schule, teils zu Bet- und Bibelstunden; aber viele hören sie nicht, denn sie wollen nicht kommen; einige aber lassen sich herbei und kommen. So haben wir jetzt unsere Freude an einer Anzahl von Schulkindern aus der Lokation, durch die vielleicht auch die Eltern herzugezogen werden können. Christen- und Heidenkinder erhalten täglich fünf Stunden lang (von 8 bis 1 Uhr) Unterricht. Selbstverständlich gilt die erste dem Religionsunterricht, wobei es dem Missionar sehr am Herzen liegt, durch Lehren und Erklären von Bibelsprüchen, Liedern, Katechismus und biblischen Geschichten die Herzen der Kinder zu treffen und zu gewinnen. In den übrigen Stunden haben sie englisch und holländisch Lesen, Schön- und Diktatschreiben, Rechnen, Singen, Geographie und Naturgeschichte und die Mädchen außer diesen Stunden noch zweimal des Nachmittags Nähschule. Die Mehrzahl der Kinder melden sich in ihrem zwölften Jahre oder nach Ablauf ihrer Schulzeit (im 13. oder 14. Jahr) zum Katechumenen-Unterricht, um dann nach etwa Jahresfrist durch die

heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Die Christenkinder bitten um dieselbe Zeit in der Regel um Aufnahme in den Konfirmandenunterricht, denn obligatorisch machen wir denselben nicht. Wo eigenes inneres Verlangen das Kind oder den heranwachsenden Jüngling drängt, sein Taufgelübde vor dem Herrn zu bestätigen, erwartet man nicht mit Unrecht selbständiges christliches Leben und Abkehr von der Welt, was die Hoffnung auf Erfüllung des Taufgelübdes im ganzen Leben giebt. In den Compounds, die ziemlich entlegen sind, werden die Katechumenen, außer zweimal wöchentlich vom Missionar, noch regelmäßig von entschieden christlichen Tagelöhnern unterrichtet, unter deren geistliche Obhut sie der Missionar stellt.

Erquickend sind oft die Gebete einzelner Gläubigen in den wöchentlichen Betstunden. Nur einer wird jedesmal zum Gebet aufgefordert; ein solches läßt manchmal tiefe Blicke thun in seine Erfahrung von Sünde und Gnade und sein Nachjagen der Heiligung. Die erste Woche im Januar — die Gebetswoche der evangelischen Allianz, — die Karwoche und die zehn Tage zwischen Himmelfahrt und Pfingsten werden mit außergewöhnlichen täglichen Gebetsstunden gefeiert, entweder früh vor Sonnenaufgang oder abends, die stets gut besucht sind.

Die der Schule entwachsenen jungen Leute der Gemeinde kommen wenigstens ein Mal wöchentlich mit ihrem Seelsorger in Berührung, nämlich in der Chorgesangstunde des Abends, wobei vierstimmige Lieder, Psalmen, Motetten u. s. w. eingeübt werden. Eine biblische Geschichte wird stets zu Anfang derselben ausgelegt. Der Chor singt dann bei den Hauptgottesdiensten je zwei oder drei eingelegte vierstimmige Stücke. Aus diesem ausgeschlossen zu werden, gilt als eine große Strafe.

Durch des Missionars Einfluß und die ganzen europäischen Verhältnisse ist es allmählich dahin gekommen, daß ordentliche junge Männer vor ihrer Verheiratung sich wenigstens ein europäisch gebautes Häuschen mit Tisch, Stühlen, Bett und Hausgerät angeschafft haben. Nett und reinlich ist es bei den meisten unserer Hausfrauen, und eine Freude, die stets blanken Teller, Tassen und Schüsseln in einem Fach der Wohnstube und das weiß bezogene Bett in der Schlafstube zu sehen. Fast in jedem Hause ist ein besonderes Tischchen für allerlei Nippsachen, an denen das weib-

liche Geschlecht auch hier großes Interesse hat. Die Zubereitung der Speisen geschieht ganz europäisch. Während die Betschuanen und andere Farbige in ihrem unabhängigen Zustande meist nur zwei Mal des Tages (gegen 10 Uhr und abends nach Sonnenuntergang) essen, hat die Civilisation sie hier, wie schon früher in der Kolonie, zu drei regelmäßigen Mahlzeiten genötigt. Der ganze Arbeitslauf bedingt sie. Zu Mittag um Punkt 12 Uhr ertönt von allen Seiten das Pfeifen der Maschinen zur Mittagsrast, die bei den meisten nur bis 1 Uhr, bei einigen bis halb 2 dauert. Das gleiche geschieht abends um 6 Uhr, wo nun alles nach Hause strömt. Kutscher, Küchen- und Ladenknechte freilich dürfen erst nach Besorgung ihrer Rosse, bezw. nachdem die Herrschaft gegessen und sie aufgewaschen oder den Laden geschlossen haben, ihren Wanderstab ergreifen; denn mit einem Stock als Waffe gegen Hunde ist fast jeder versehen. Die Mehrzahl der Läden wird gegen 6 oder 7 Uhr geschlossen; nur am allgemeinen Zahltage, dem Sonnabend, bleiben die Kleider- und Galanteriewarengeschäfte bis um 11 Uhr abends offen. Deshalb findet z. B. am Sonnabend Abend auf dem Schulplatz des Christendorfes hinter unserer Kirche keine Betstunde statt, da die Diakonen der Gemeinde, die dieselbe leiten, in den Läden beschäftigt sind. Nach der Gebetswoche der evangelischen Allianz in diesem Jahre wurde nämlich an den Missionar von der Gemeinde die Bitte gerichtet, ob die Bewohner des Schulplatzes sich nicht allabendlich in den Häusern zu einer kurzen Gebetsgemeinschaft versammeln dürften. Mit Freuden stimmte er dem zu; so ist sie bis jetzt, Ende Februar, regelmäßig von Haus zu Haus gehalten worden. Gegen 8 Uhr wird mit der Kirchenglocke das Zeichen dazu gegeben. Morgen- und Abendsegen in seinem Hause hält natürlich der Hausvater.

Ein anderer — traurig interessanter — Wirkungskreis, der aber doch manch empfängliches Herz aufweist, ist das De Beers-Gefängnis. 800 Zuchthäusler schließt es in sich, nur kräftige Männer, die die Woche über schwere Arbeit auf den Fluren der Diamant-Kompagnie zu thun haben, den Sonntag aber frei haben. Streng, aber gut werden sie gehalten, auch was die Verpflegung betrifft. Welch ein buntes Gemisch von afrikanischen Nationen! Zulukaffern und Betschuanen, Xosa und Bassuto, Bastarde (Mischlinge von Weißen und Farbigen, die fast weiß aussehen) und

Buschleute, Koranna und Fingu wohnen zu je 30 in den großen, sehr reinlich gehaltenen Sälen von vier ganz von einander getrennten Gehöften. Eins derselben besucht Schreiber dieses an jedem Sonntag Vormittag zwischen halb 11 und 12 Uhr und zwar nach seinem Sessuto-Vormittagsgottesdienst in der hiesigen Missionskirche, der um 9 Uhr beginnt. In einem der geräumigen Schlafsäle der Gefangenen, der bis 200 dicht gedrängt Sitzende aufnehmen kann, halte ich je nach der Mehrzahl der Gefangenen eines solchen Gehöfts entweder in Sessuto, oder in Holländisch, oder Englisch, oder in zwei dieser Sprachen den Gottesdienst. Meist hat man aufmerksame Zuhörer, unter denen einige freilich ziemliche Galgengesichter aufweisen. Viehdiebstahl, Brandstiftung, Ehebruch, Schlägerei, Todschlag, meist aber ungesetzlicher Diamantenhandel sind die Ursache der Bestrafung, die sich zwischen einigen Monaten und 10 Jahren beläuft. Bibeln und gute geistliche Bücher dürfen dort in Gegenwart des Inspektors verteilt werden und werden stets von den Gefangenen sehr begehrt. Leider mangelt es nur oft an den nötigen Mitteln, diese zu kaufen, denn dort darf eben nur verschenkt werden, und alle Bücher in den Sprachen der Eingeborenen sind hierzulande verhältnismäßig teuer. In den Compounds kaufen sich die Arbeiter, die ja frei, wenn auch eingeschlossen sind und ihren Wochenlohn erhalten, was sie an Büchern wünschen. Die Compounds, vier an Zahl, versorgt Missionar Ecker, mein lieber Amtsbruder. Er hält am Sonntag drei bis vier Gottesdienste in denselben und während der Woche Katechumenen-Unterricht und Tagschule für die Erwachsenen, die sich weiter fördern wollen. Im vorigen Jahre konnte er dort 25 Jünglinge taufen.*)

3.

Außer meiner Arbeit unter den farbigen Bewohnern auf den benachbarten Bauerngütern konnte ich meine Missionsarbeit seit anderthalb Jahren nach Norden hin ausdehnen. Gegen 13 deutsche Meilen von Kimberley entfernt, wurden Mitte 1891 in der Nähe

*) Nach dem Census von 1892 gehörten zur farbigen Gemeinde in Kimberley 290 Gemeindemitglieder; davon waren 222 Kommunikanten. Schüler: 50 Erwachsene und 62 Kinder.

unserer ehemaligen Station Hebron „Alluvial Diggings“ (Diamantenlager im Alluvialboden) entdeckt. Während sich hier in Kimberley und Beaconsfield, wo Missionar Arndt im Segen wirkt, nur in den fünf Minen (der Kimberley-, De Beers-, Du Toits Pau-, Bultfontein- und Wesselton-Mine, deren tiefste gegenwärtig bis 1 200 Fuß tief unterirdisch bearbeitet wird) Diamanten vorfinden, findet man den kostbaren Edelstein in den „Alluvial Diggings“ in ganz anderer Erdbildung und zwar schon in einer Tiefe von höchstens 20 Fuß. Man nimmt an, der Vaalfluß habe sie dort zwischen dem Kieselgestein abgelagert, daher der Name. Stromaufwärts bis zum Bauern-Dorfe Christiana im Transvaal und stromabwärts bis zum Zusammenfluß des Vaal- und Harts-Flusses finden sich die Edelsteine hier und da in sehr lohnender Menge, meist aber nur sehr spärlich; und weil das Erdreich nur zu oft zwischen gewaltigen Steinblöcken hervorgearbeitet werden muß und daher keine Maschinen angewendet werden können, fristen die „Diggers“ oder Diamantengräber meist nur ein kümmerliches Dasein. Ab und zu hört man ja von einem, der einen Stein von £ 1000 (20 000 Mark) Wert gefunden hat; im ganzen aber sind solche große Steine dort selten; ein Glück, daß der größte Teil des „Alluvial stuff“ (Alluvialdiamanten) sehr klar und daher auch die kleinen Edelsteine bedeutend wertvoller sind, als die der „Dry Diggings“ (Minen, wie Kimberley, De Beers u. s. w.). Eine Ausbeute ergeben aber nicht nur die unmittelbaren Flußufer und der Flußbette, sondern zum Teil auch das Terrain bis zu einer deutschen Meile weit vom Vaalfluß landeinwärts und bis zu fast 100 Fuß über seinem jetzigen Wasserspiegel auf Hochflächen

Eine solche Hochfläche ist Klipdam (Name eines Bauerngutes) und die angrenzenden Bauernplätze „Holpan“, „Scholzdam“, „Schneiders“, die bis zur ebenerwähnten Entdeckung ihrer verborgenen Schätze nur als öde Viehweiden, mit Dorngestrüpp bewachsen, galten. Hierhin zogen sich nun die ärmeren holländischen, englischen, deutschen und afrikanischen Elemente der Umgegend und aus Kimberley und Beaconsfield. Kann man doch hier viel billiger leben als in Kimberley. Ein einfaches Zelt oder Lehmhäuschen genügt ja dem Armen; teure Hausmiete braucht nicht gezahlt zu werden, auch keine andere Abgabe als 10 Mark pro Monat für das Recht, je ein Stück Grund, 30 Fuß breit, 60 Fuß lang, zu

bearbeiten; und die Besitzer der Plätze sind so gütig, daß sie freien Gebrauch des Buschwerks zu Feuerungsmaterial gestatten, während Holz in Kimberley teuer bezahlt werden muß. Nur das Wasser, das ja nicht nur für die Wirtschaft und etwaiges Vieh, sondern auch zum Auswaschen der losgehackten Erde nötig ist, muß für Mk. 1.50 das Faß gekauft werden. Daß Kaufläden, Schlächtereien, Bäckereien, Speisewirtschaften, Schmieden, Schustereien, Schenken u. dergl. im Handumdrehen aus der Erde wuchsen, braucht kaum erwähnt zu werden. So machen die „Klipdam Diggings“ jetzt, 1893, den Eindruck einer Stadt, Dorf und Biwaks, die sich über einen Flächenraum von mehr als einer halben deutschen Meile im Durchschnitt erstrecken, zwischen denen die bis zur Höhe von 8 Fuß aufgeworfenen Haufen und bis zu 6 Fuß tief ausgegrabenen Löcher sich wie riesige Maulwurfshaufen ausnehmen. Zwischen den Weißen wohnen die Schwarzen, Betschuanen, Bassuto, Xosa, Hottentotten in Hütten und Häuschen, zum Teil als ihre Arbeiter, zum Teil als selbständige Diggers, denn in den Alluvialdiggings dürfen auch sie selbständig arbeiten, was ihnen schon seit einem Jahrzehnt in Kimberley und den Dry Diggings nicht mehr gestattet ist.

Hier setzte ich nun beim Entstehen des Orts mit meiner Missionsarbeit ein. Die gelben Afrikaner, denen ich zuerst in einem unfertigen Hotel Gottesdienst hielt, waren schon daran, für ein eigenes Kirchlein zu sammeln und errichteten sich bald ein solches von Fachwerk, das, statt wie in Deutschland mit Backsteinen ausgemauert, hier an den Seiten nur mit Segeltuch bekleidet und oben mit Welleisenblech gedeckt ist. Für die Betschuanen, die ich zusammenrief, wurde unter freiem Himmel oder in einer Hütte Gottesdienst gehalten, für die Deutschen und Holländer zuerst im Laden eines Deutschen, dann in einer Kirche, die sie aus Welleisenblech bauten. So bereise ich diesen Ort, wobei ich zur Hälfte die Kimberley-Vryburg-Bahn, dann die Postkarre benutze, alle fünf Wochen und halte an vier je etwa 20 Minuten voneinander gelegenen Plätzen des Sonntags Gottesdienste. Im Februar konnte auch eine kleine Kapelle, die der dorthin verzogene schwarze Nationalhelfer, Klaas Matsebe, von Lehm erbaut hatte, eingeweiht und mit fünf schwarzen Betschuanen darin das heilige Abendmahl gefeiert werden. Sechs Katechumenen verlangen nach der heiligen Taufe. Klaas, der eine Wasserkarre besitzt und sich dadurch er-

nährt, daß er Wasser herumfährt und verkauft, unterrichtet sie treulich in des Missionars Abwesenheit. Der Besuch solcher Außenstationen, trotzdem er mit mancherlei Mühe verknüpft ist, gewährt dem Missionar eine angenehme Erfrischung und Aufmunterung.

Zu den Freuden unseres Missionslebens gehört auch die jährliche Synode im Januar, zu der sich abwechselnd auf einer Missionsstation sämtliche Brüder des Kreises unter ihrem Superintendenten — hier unserm lieben Bruder Grützner in Bethanien — versammeln, um in Gemeinschaft vor dem Herrn sich zu stärken, die Schreiben des verehrten Komite von Berlin zu empfangen, ihre Jahresberichte, Rechnungen zc. durchzusprechen, von den Nationalhelfern des Kreises über ihre Arbeit auf den Außenstationen zu hören, die Schule und Landwirtschaft der betreffenden Station zu prüfen, sich wissenschaftliche Vorträge zu halten und gemeinsam mit den Missionsfrauen und Nationalhelfern das heilige Abendmahl zu feiern. Eine arbeitsreiche, aber auch in der brüderlichen und geschwisterlichen Gemeinschaft gesegnete Woche wird da verlebt.

Zu Anfang der folgenden drei Quartale haben wir Brüder der nicht sehr fern voneinander gelegenen Stationen Pniel, Beaconsfield, Adamshoop und Kimberley seit Jahren ein Exegeticum eingerichtet. Einen Tag lang währt es. Ein Kapitel des Alten und eines des Neuen Testaments wird in den Grundsprachen und exegetisch, dogmatisch und homiletisch durchgearbeitet, oft auch ein Vortrag ausgearbeitet, neuerdings Debatten über ein gegebenes Thema eingeleitet. Dadurch bleiben wir einigermaßen in der Uebung der alten Sprachen.

Ueberhaupt können wir dem Herrn sehr dankbar sein, daß wir so mancherlei Anregung haben, ja daß wir auf dem politischen wie kirchlichen Gebiet immer auf dem Laufenden erhalten bleiben. Die Tageszeitungen Kimberleys, deren bedeutendste, der Diamondfields Advertiser, uns vom Verleger geschenkt wird, bringen täglich die wichtigsten Nachrichten durch das überseeische Kabel aus der ganzen zivilisierten Welt. Briefe von unseren Verwandten und deutsche Zeitschriften haben wir in 21—25 Tagen. Der Telegraph verbindet uns mit allen Orten Südafrikas. Herr Rhodes, dieser energische und kluge Staatsmann Südafrikas, der Premier-Minister der Kapkolonie, Vorsteher sämtlicher Minen, Gründer und Haupt von Maschonaland, sucht sogar jetzt die von ihm in England an-

geregte Idee, einen Ueberland-Telegraphen von Maschonaland (bis Fort Salisbury, der Hauptstadt, ist er schon vor neun Monaten gelegt) über das Seengebiet von Ost-Afrika nach Uganda und weiter nach Wadi Halfa am Nil und Egypten, ins Werk zu setzen, damit Depeschen z. B. von Kapstadt nach London für Mk. 2.50 das Wort befördert werden können, während das Wort mittelst des Kabels Mk. 8.75 kostet. Einige Kapstädter Firmen geben an £ 30,000 (600,000 Mk.) jährlich allein für Kabeltelegramme aus. Südafrika zieht durch seine Diamanten und sein Gold und andere Metalle mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Welt auf sich und geht sichtlich noch einer größern Zukunft entgegen. Wir werden deshalb sowohl durch die ausländischen wie durch die inländischen Ereignisse in beständiger heilsamer Spannung erhalten. Aber bei dem allem ist und sei unser beständiges Trachten und Gebet: Dein Reich komme!

# John Mackittrik

## und die Balolo-Mission am Kongo.

(Schluß)

### 3.

Im Sommer 1891 reiste der schon erwähnte Dr. Harry Guinneß, Sohn des Vorstands des Missionshauses von Ost-London, nach Afrika, um die Stationen am Kongo zu besuchen. Im Juli kam er nach Bonginda, wo er die Missionare gesund antraf, allerdings Frau Mackittrik noch in der Erholung von einem Fieberanfall begriffen. Einer von den mit Mackittrik ausgesandten Missionaren (Gustav Haupt) war nach schweren Fieberanfällen auf der Heimreise begriffen, aber verschiedene andere Missionare waren angekommen. In Bonginda arbeitete seit einiger Zeit ein Fräulein Dalgarno. Sie war mit Missionar Cole in Bongandanga am Lopori, der am weitesten gegen das Innere vorgeschobenen Station, verlobt. Während Dr. Guinneß'

Anwesenheit wurde in Bonginda die Hochzeit gefeiert. Die Kapelle war gedrängt voll von Eingebornen, denen die feierliche Einsegnung der Ehe einen tiefen Eindruck machte. Die kleine Gesellschaft von Weißen hatte abends ein fröhliches Hochzeitsmahl, und damit die Schwarzen auch ein Vergnügen haben sollten, veranstaltete man unter ihnen ein Wettrudern und Wettschwimmen, sowie Turn- und Kriegsspiele. Nachdem das junge Paar abgereist war, verließen auch Dr. Guinneß und Mackittrik Bonginda; sie wollten das Land der Ngombe, nördlich vom Lopori, besuchen, um zu sehen, ob dort ein Boden für die Mission sei. Nach einer für afrikanische Verhältnisse nicht zu mühevollen Reise erreichten die Missionare die erste Ngombe-Stadt, Bosi Dikolo. Sie war mit einem Graben und einem Pallissadenzaun umgeben und die Missionare und ihre eingebornen Begleiter gingen über eine Zugbrücke durch das gutgebaute Thor. Die seltsam tättowierten und eine ganz fremde Sprache redenden Bewohner drängten sich freundlich grüßend um die Weißen, die durch einen Dolmetscher den Zweck ihres Kommens verkündigen ließen. Der Häuptling wies ihnen seine Küche als Herberge an. Natürlich drängte sich das Volk in den engen Raum, um die Weißen essen zu sehen. Als sich endlich abends die Gäste verzogen hatten und die Missionare hinter ihren Moskitovorhängen die Nachtruhe suchten, wurde ihnen zu Ehren noch ein Konzert auf der großen Trommel gegeben. Es war jedenfalls gut gemeint, wenn auch die Reisenden lieber einige stille Stunden gehabt hätten. Am Morgen der Abreise wurden Geschenke ausgetauscht und der königliche Minister hielt eine Rede, in der er die gegenseitigen guten Beziehungen hervorhob, die Geschenke aufzählte und schließlich die Vermittlung der Weißen zur Beilegung eines Streites anrief, den die Leute mit einer benachbarten Ngombe-Stadt hatten. Die Missionare versprachen, ihr Möglichstes zu thun und machten sich in Begleitung einiger Ngombe-Leute auf den Weg nach der betreffenden Stadt. Dort erwartete sie aber kein guter Empfang. „Es schaudert mich noch bei dem Gedanken an die Stunden, die damals vor uns lagen," schreibt Dr. Guinneß von Bongandanga aus. Hätte sich nicht der Engel des Herrn in jenen Augenblicken der Gefahr um uns her gelagert, — meine Hand würde gewiß nicht diese Zeilen schreiben, denn höchst wahrscheinlich wäre unsere ganze Gesellschaft niedergemetzelt und wir selbst von den blut-

dürftigen Wilden geköpft und verstümmelt worden. Als wir an die Umzäunung kamen, fanden wir das Thor verrammelt und hörten innen das Kriegsgeschrei. Mackittrik sprang auf das Dach eines Hauses und rief den Leuten zu, wir hätten friedliche Absichten. Ich merkte gleich, daß unsere Lage äußerst kritisch war: ein Spion hatte offenbar die Einwohner vor unserer Ankunft gewarnt; die Weiber waren in den Wall geflüchtet und die Männer in ihrer scheußlichen Kriegsbemalung, mit Schild und Speer bewaffnet, boten einen entsetzlichen Anblick. Bateko — unser Sprecher — und ein alter Ngombemann liefen auf sie zu und suchten ihnen durch aufgeregte Geberden unsere friedlichen Gesinnungen klar zu machen; Mackittrik und ich gingen ihnen ganz unbewaffnet entgegen. Wir hießen unsere Leute zurückbleiben und als wir uns den tanzenden Dämonen auf etwa 30 Meter genähert hatten, setzten wir uns ruhig vor sie hin. Sie waren so verblüfft über unser Benehmen, daß sie uns nicht gleich töteten, was ihnen ein Leichtes gewesen wäre; aber sie kamen mit drohenden Geberden, die Speere schwingend und ein entsetzliches Geheul ausstoßend, ganz nahe an uns heran. Bateko rief: Seht, ich bin unbewaffnet; ich komme im Frieden, nicht im Krieg, und der alte Ngombe sprang wiederholt über seinen Speer, was für eine Versicherung der Freundschaft galt. Dann durchstach er einige Blätter mit der Speerspitze, was heißen sollte: „Möge ich durch diesen Speer umkommen, wenn wir nicht Frieden halten.“ Wir saßen ganz still und waren, Gott sei Dank, vollkommen ruhig. In dieser Stunde der Gefahr bewährte sich an uns das Wort: „Er errettete sie von all ihrer Furcht.“ Jetzt schlich sich ein Teil der Feinde um die Häuser, zwischen denen wir standen, um unsern Leuten in den Rücken zu fallen. Mackittrik stieg auf einen Stuhl und rief ihnen zu, damit sie merkten, daß ihre Kriegslist entdeckt sei. Nachdem wir eine halbe Stunde gespannt der kommenden Dinge gewartet hatten, legte sich der Sturm allmählich und einige Krieger kamen und gaben uns die Hand. Wir richteten uns in einem kleinen Häuschen ein so gut es ging und frühstückten. Während wir am Essen saßen, schrie einer ihrer Hauptkrieger mit lauter Stimme: „Sie lieben mich, sie lieben mich! Kommt her, kommt her!“ Nun kamen die andern allmählich herbei und brachten Hühner und Eier zum Verkauf. Aber kaum glaubten wir den Frieden gesichert, so rief ein

unvorsichtiges Wort von einem Ngombe sie wieder unter die Waffen. Wir konnten nichts thun, als ihnen kaltblütig entgegentreten. Wir trugen unsere Stühle hinaus und setzten uns vors Haus. Es war wirklich kein Spaß. Ihr könnt euch kaum vorstellen, wie uns zumute war. Ein grausamer Tod drohte uns jeden Augenblick und die armen Wilden, die sich zuerst vor uns gefürchtet hatten, steigerten sich in eine solche Wut hinein, daß sie fast von Sinnen waren. Ein einziger Speerwurf hätte wohl das Schicksal unserer ganzen Gesellschaft besiegelt; aber der Schatten des Allmächtigen war über uns und beschützte uns „vor den Pfeilen, die des Tages fliegen.“ Endlich beruhigten sich die Wilden und wir konnten aufatmen. Sie hielten ein Palaver und ließen einen Ngombe kommen, den sie vermutlich befragten, was wir in Bosi Dikolo gethan hätten. Nach einiger Zeit hörten wir sie „gut! gut!“ rufen. Wir glaubten, sie gewonnen zu haben, denn sie brachten uns Hühner, Früchte und eine Antilope als Geschenk und sagten, sie wollten am folgenden Morgen ein Palaver wegen des Friedensschlusses mit Bosi Dikolo halten. Da es dunkel wurde, wiesen sie uns einen Teil der Einzäunung für die Nacht an.“

Als unsere Reisenden allein waren und ihre Lage besprachen, sahen sie wohl, daß dem Frieden nicht zu trauen war. Die Weiber waren noch nicht aus dem Wald zurückgekehrt, der Häuptling hatte sich nicht sehen lassen und das Geschenk war ganz ohne die üblichen Feierlichkeiten überreicht worden. Die Nacht verging unter allerlei Unruhe. Morgens kam der alte Ngombe, der, um ein Zeichen friedfertiger Gesinnung zu geben, die Nacht bei dem Häuptling zugebracht hatte. Seinem Versprechen getreu, zu warnen, wenn er etwas Gefährliches merke, erschien er morgens um fünf Uhr und sagte, die Feinde hätten beschlossen, die Weißen gefangen zu nehmen und alle andern zu töten. So mußten die Missionare ihre Hoffnung, Frieden zu stiften, aufgeben. Es gelang ihnen, beim Grauen des Morgens mit ihren Leuten unvermerkt die Stadt zu verlassen und den schützenden Wald zu erreichen. Ein paarmal hörten sie zwar ziemlich in der Nähe das Geheul der Wilden, aber ein paar Schüsse in die Luft verscheuchten dieselben.

Einer von den schwarzen Begleitern der Missionare war, von Furcht ergriffen, schon in der Nacht entflohen und hatte die Leute in Bongandanga durch Schauergeschichten geängstigt. Man schickte

den Missionaren Boten und Kanoes nach Bosi Dikolo entgegen und letztere brachten sie wohlbehalten nach Bongandanga. Den Leuten in Bosi Dikolo gab man den Rat, sich um Hilfe an die Regierung zu wenden. Die feindlichen Ngombe hatten den Tag vor der Ankunft der Missionare einen Mord begangen und wahrscheinlich hatten sie sonst noch manches auf dem Gewissen, was ihnen die Ankunft der Weißen unerwünscht machte. Dr. Guinneß und Mackittrik überzeugten sich, daß zunächst keine Mission unter den Ngombe angefangen werden könne, daß aber, wenn es einmal geschähe, Bosi Dikolo einen passenden Ausgangspunkt bilden würde.

Anfang September kehrten Guinneß und Mackittrik über Ikau nach Bonginda zurück.

4.

Am 9. November 1891 machten sich Mackittrik und seine Frau auf die Reise, um Dr. Guinneß nach Bangala zu begleiten. Bangala ist eine Regierungsstation und die Missionare haben zuweilen mit den dortigen Beamten zu verhandeln, wenn es sich um Landkäufe u. dergl. handelt. So mußte auch Mackittrik die Reise machen, obgleich er die im Taufunterricht stehenden Balolo ungerne verließ. Sie waren übrigens in guter Hut, da Missionar Luff und Fräulein de Hailes in Bonginda blieben. Mackittrik war wohl und sehr munter, als er sich auf dem Dampfer der Balolo-Mission, dem Pionier, einschiffte und niemand ahnte, daß es seine letzte Reise war; aber schon am dritten Tag fühlte er sich schwer krank und mußte den Befehl über den Dampfer an Dr. Guinneß abtreten. Es war ein schwerer Anfall von Klimafieber. Am vierten Tag der Reise trug man Mackittrik in ein Zimmer in Bangala, das ein Beamter ihm freundlich angeboten hatte, und hier pflegte ihn seine Frau Tag und Nacht. Das Schlimmste schien nach einigen Tagen vorüber, obgleich der Kranke immer noch fieberte und sehr schwach war. Er sehnte sich nach Hause und so brachte man ihn wieder aufs Schiff. Zehn Tage nach seiner Abreise kam er wieder in Bonginda an. Er fühlte sich sehr ruhig und friedvoll und die junge Frau hoffte, es gehe mit ihrem Mann der Besserung zu, obgleich die Schwäche immer größer wurde und er nur mit Widerwillen Nahrung zu sich nahm. Er scheint wenig von seinem

nahenden Ende gesprochen zu haben; wahrscheinlich war er zu schwach. Am Sonntag den 22. November schlummerte er während des Morgens sehr viel. Um Mittag rief er seine Frau und umarmte sie. Bald nachher schlummerte er ohne Kampf hinüber in die Ewigkeit. Dicht neben seinem Haus und der Kapelle, in der er so oft das Evangelium verkündigt hatte, begrub man ihn, an der Stelle, wo er und seine Frau ihr erstes und einziges Kindlein begraben hatten.

Es war eine Stunde wehmütiger Freude, als den Tag nach Mackittriks Begräbnis die ersten fünf Balolo die heilige Taufe empfingen. Fünfundzwanzig andre hatten sich damals auch schon zur Taufe gemeldet. Frau Mackittrik reiste mit Dr. Guinneß nach Europa zurück, wo sie gleich nach ihrer Ankunft von einem schweren Fieber befallen, dem Tode nahe war.*)

Die Nachricht von Mackittriks Tod verursachte nicht nur auf den Stationen, sondern besonders auch in der Missionsanstalt daheim großen Schmerz. Nur vier Wochen später wurde ein anderer treuer Arbeiter, John Luff, aus diesem Leben abgerufen. Doch ließ man sich durch solche Verluste nicht entmutigen. Das Missionswerk, das der Anregung John Mackittriks seine Entstehung verdankt, hat einen erfreulichen Fortgang. Jetzt arbeiten 21 Missionare und Missionarinnen im Lololand. Sie verteilen sich auf die vier schon anfangs erwähnten Stationen: Lulanga, Bonginda, Ikau, Bongandanga, auf den Speditionsplatz Lukunga und auf den Dampfer Pionier.

Wir geben zum Schluß noch einige neuere Nachrichten über den augenblicklichen Stand der Mission. Bongandanga liegt am weitesten entfernt von der Civilisation und den Weißen. Frau Cole (geb. Dalgarno) schreibt einmal, als sich ihre Hoffnung, Fräulein de Hailes zur Mitarbeiterin zu bekommen, zerschlagen hatte, sie sei jetzt über 200 Meilen von ihrer nächsten weißen Schwester entfernt. Die wilden Ngombe sind für Bongandanga

*) Im Lauf des letzten Jahres ist die Witwe Mackittrik mit mehreren Mitarbeitern wieder an den Kongo ins Lolo-Land zurückgekehrt. Inzwischen ist am 29. Oktober 1892 in Bongandanga Missionar J. Scarnell und am 30. November die Gattin von Missionar Todd dem Fieber erlegen. Scarnell befand sich zur Zeit als der einzige Europäer auf der Station und war bei Ankunft eines aus großer Ferne herbeigeeilten Bruders bereits von den Eingeborenen beerdigt.

eine gefährliche Nachbarschaft. Im August 1891 hatte zwar wieder ein Missionar, Whytock, einen Besuch im Ngombeland gemacht, war auch in Bosi Dikolo und einigen andern Orten freundlich aufgenommen worden und hatte versucht, den Leuten mit Hilfe eines Dolmetschers von der Schöpfung und Erlösung zu erzählen; aber zu weiterem Eindringen und fester Niederlassung war die Zeit noch nicht gekommen und ein Teil der Ngombe scheint gegen Bongandanga feindselig und eine fortwährende Gefahr zu sein. Frau Cole schreibt (Januar 1892): „Unsern Ngombe-Nachbarn sind wir noch ein Dorn im Auge und sie ergehen sich in Drohungen, daß sie uns töten wollen. Ein Häuptling in einer ein paar Meilen entfernten Stadt hat geschworen, er wolle seine rechte Hand nicht wieder gebrauchen, ehe er den weißen Mann getötet habe, und die Leute in Bongwonga warten nur auf die nächste mondhelle Nacht, um uns gefangen zu nehmen. Sie wollen dann ein hohes Lösegeld fordern. Wie leicht könnten sie, menschlich geredet, ihr böses Vorhaben ausführen, denn wir sind nur drei gegen tausend. Aber der uns behütet, schläft nicht und wir fürchten kein Uebel.“ Vielleicht noch eine größere Gefahr für die Station sind die arabischen Sklavenhändler, die sich immer mehr nach dem Westen des Kongobeckens ziehen und deren Vorhut nach neuesten Nachrichten nur noch eine halbe Tagereise von Bongandanga entfernt ist.

achtet sind als Hunde und Ziegen und haben keine Spur von Selbstachtung.

Kleine, alltägliche Palaver abgerechnet, verhalten sich unsere Leute ziemlich ruhig, aber gegen unsere Predigt sind sie immer noch gleichgültig oder feindselig; doch macht sich der Einfluß der Mission in manchen Beziehungen fühlbar. Thaten der Finsternis und Grausamkeit, die seit Jahrhunderten geübt wurden, kommen nicht mehr so häufig vor. Zauberdoktoren und Geisterpalaver spielen noch eine große Rolle; aber die Leute schämen sich doch daran und es wäre ihnen lieb, wenn wir nichts davon merkten.

Vier unserer Knaben haben unter einem starken Sündengefühl sich öffentlich zu dem Herrn bekannt. Einer von ihnen, ein Junge von starkem, entschiedenem Charakter, hat schon dreimal aus eigenem Antrieb in den Städten gesprochen und die Menge war starr vor Staunen, als er von seinem neugefundenen Glück erzählte und sie bat, vor dem kommenden Zorn zu fliehen und Jesus anzunehmen.

Meine Schulkinder freuen sich, wenn sie am Ende eines Vierteljahres je nach ihrem Fleiß ein kleineres oder größeres Stück Zeug bekommen. Durch meine kleinen Freunde hoffe ich auch auf die Erwachsenen Einfluß zu bekommen, denn sie erzählen daheim, was sie in der Schule gehört haben. Am Sonntag abend hatte ich in unserem Eßzimmer eine Stunde und ich freue mich, daß die Erwachsenen sich einfinden. Wir zeigen ihnen biblische Bilder und auch das Harmonium übt einige Anziehungskraft aus. Die Sonntagsschule ist gut besucht und hat auch einen mittelbaren Einfluß auf die Eltern der Kinder. Ein kleiner Junge sagte neulich nach der Schule zu mir: ‘Mama, wenn wir abends ums Feuer sitzen, erzählen wir den alten Leuten alles, was wir gelernt haben. Sie kennen die Macht Gottes nicht.’ “

In Ikau konnten am 31. Januar die Erstlinge, fünf junge Leute getauft werden. Von Lulanga, wo Missionar Todd und seine Frau arbeiten, schreibt Whytock, der dort zu Besuch war: „Was ich gesehen habe, überzeugt mich von der Echtheit des Werks. Viele bezeugen ihren Glauben an Christus und andre sind wenigstens Suchende. Lulanga steht nicht umsonst in dem Ruf, daß es einer der gottlosesten Orte am oberen Teil des Flusses sei, aber es geht eine Veränderung mit den Leuten vor und die Furcht Gottes kommt über sie.“

Der Nachfolger Mackittriks ist Missionar Howell: aber Missionar Whytock war zu Ende des Jahrs 1891 zum Besuch in Bonginda und im Februar 1892, als er im Begriff war, seiner Gesundheit wegen nach Europa zu gehen, wurde er gebeten, vorher noch kurze Zeit Miss. Howell zu vertreten, damit dieser eine Erholungsreise an den Stanley Pool machen konnte. Wir geben aus seinen Briefen noch einige Nachrichten über Bonginda. Anfang Dezember 1891 konnten wieder zwei junge Leute getauft werden. Am 6. Dezember schreibt Whytock: „Heute, Sonntag, nach dem gewöhnlichen Morgengottesdienst, genossen die beiden lieben, neugetauften Jünglinge mit uns das heilige Abendmahl. Nachmittags ging ich mit Bruder Howell in die Stadt des alten Königs. Wir fanden Mata Ibenge unter seinen Leuten sitzen und hatten ein anziehendes Gespräch mit ihm. Er schien sehr betrübt über Mackittriks Tod. Ich drang in ihn, das zu Herzen zu nehmen, worüber sein verstorbener Freund so oft mit ihm gesprochen hatte. Der alte Mann hörte ernsthaft zu und so hatte ich gute Gelegenheit, ihm und seinem Volk das Evangelium zu predigen. Nach mir sprach einer der christlichen Jünglinge sehr schön von Jesus. Wie herrlich wäre es, wenn der alte Mann sich bekehrte! Er hat an diesem Fluß wahrscheinlich mehr Einfluß als irgend ein andrer. Auf der Heimreise nach England begriffen, schreibt Whytock von

lieben Menschen hier zu Jesu kommen. O wie verändert sie sind! Das Werk ist hauptsächlich unter den Kindern, aber ein Mann aus meiner Abendschule ist auch angefaßt. Letzten Sonntag kam es wieder bei zweien zur Entscheidung; eins ein großes Mädchen, das vor einem halben Jahr, als sie zu mir kam, einen so schlechten Charakter zeigte, daß ich wenig Hoffnung für sie hatte. Ich habe täglich für sie ganz besonders gebetet, und als die Erhörung endlich kam, schien mirs fast zu schön, um wahr zu sein; aber es ist gar kein Zweifel, daß sie sich bekehrt hat. Ich habe es keinen Augenblick bereut, hinausgegangen zu sein. Ich danke Gott, daß er mich hiehergebracht hat. Es ist ja wohl schön, daheim unter lieben Freunden und Verwandten zu leben; aber es ist nichts im Vergleich zu der Freude, diesen armen Schwarzen von Jesus zu erzählen und zu sehen, wie sie ihn aufnehmen." *)

# Dr. Hermann Gundert.

Am 25. April starb zu Calw als müder Erdenpilger nach vollbrachtem 79. Lebensjahr der in weiten Kreisen bekannte Dr. phil. Hermann Gundert. An ihm hat die evangelische Mission, besonders die Basler, einen hochverdienten Veteranen verloren, der ihr mit seinen reichen Geistesgaben bis ins hohe Alter hinein in fruchtbarer Weise gedient hat. Aber auch für seine württembergische Heimatkirche und weit über deren Grenzen hinaus ist er ein gesegnetes Rüstzeug des Herrn gewesen.

Dr. Gundert war am 4. Februar 1814 in Stuttgart geboren und studierte Anfang der 30er Jahre in Tübingen Theologie. Nicht

*) Seit dieses geschrieben wurde, ist außer Missionar Scarnell und Frau Todd auch die junge Frau Haupt im Dezember v. J. in Ikau dem Fieber erlegen, nachdem sie erst einige Monate mit ihrem Mann dort in die Arbeit eingetreten war. Wenige Tage nach ihrem Heimgang überfielen die Mongos, ein wilder Stamm der Nachbarschaft, die Station Ikau und plünderten dieselbe. Miss. Haupt erhielt bei dieser Gelegenheit eine Speerwunde im Arm, konnte es aber doch mit seinen Leuten verhindern, daß sein Haus nicht in Brand gesteckt wurde. Die Station ist jedoch gänzlich ausgeraubt worden und was die Plünderer nicht mitnehmen konnten, haben dieselben in mutwilligster Weise zerstört.

ohne manche harte Kämpfe zwischen Glauben und Wissen drang der reichbegabte Jüngling zur Glaubensgewißheit hindurch und lernte Jesum als den ewigen Gottessohn, als seinen Herrn und Heiland erfassen. In diesem inneren Ringen stand ein gläubiger Vater, damals Bibelsekretär in Stuttgart, hinter ihm, der es nicht am Gebet für seinen studierenden Sohn fehlen ließ und ihm einmal auf das Bekenntnis seiner inneren Nöten schrieb: „O Sohn, wie viele Umwege! Suche Jesum und sein Licht! Alles andre hilft dir nicht." Und der Sohn durfte es im Herzen erfahren, was der Verstand nicht hatte begreifen können: daß das Bibelwort Gotteswort ist. Das Kreuz Christi, das den Weisen dieser Welt eine Thorheit ist, wurde ihm von da ab das Panier, unter das er sich stellte und woran er sich in fröhlicher Glaubenszuversicht hielt.

In der Kraft dessen verzichtete er auch auf alle Aussichten im Dienst der heimatlichen Kirche und zog im Jahr 1835 mit dem englischen Freimissionar Groves, dem Schwager von Georg Müller in Bristol, hinaus nach Indien, wo er 1836 in Madras landete. Hier arbeitete er in Verbindung mit Rhenius unter dem Tamilvolk in Tinneweli und Tschittur, bis er nach dessen Tod von den Basler Brüdern in Mangalur, besonders auf Veranlassung seines Universitätsfreundes Mögling, eingeladen wurde, sich der Basler Mission an der Westküste anzuschließen. Kurz vorher, 1838, hatte er sich mit der Missionslehrerin Julie Dubois verheiratet, die ebenfalls 1835 mit Groves nach Indien ausgezogen war und seither in der Tinneweli-Mission mit hingebender Treue gearbeitet hatte, eine vortreffliche Frau

Zeiten der Gründung und Festwurzelung einer Mission, wie es damals bei der Basler Mission in Indien der Fall war, von so hohem Werte sind. Gundert hat denn auch besonders auf sprachlichem und litterarischem Gebiet Außerordentliches für die Malabar-Mission geleistet. So hat er eine Malajalam-Grammatik und ein großes Malajalam-Englisches Wörterbuch geschrieben, das Neue Testament, die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testamentes in diese Sprache übersetzt, ein Gesangbuch, das noch heute im Gebrauch ist, fertiggestellt und noch manche andere Malajalam-Schriften verfaßt. Und das alles geschah neben einer vielseitigen Predigt- und Schulthätigkeit. — Während seiner indischen Missionslaufbahn arbeitete er außer in Talatscheri noch in Kannanur (1849), in Mangalur (1856) und zuletzt in Kalikut. 1857 trat er mit Bewilligung des Komites und nach einer gewissen Vereinbarung mit demselben in den englischen Regierungsdienst als Schulinspektor von Malabar und Kanara.

Im Jahr 1859 war er nach fast 24jährigem Missionsdienst genötigt, wegen seiner erschütterten Gesundheit den indischen Boden zu verlassen und in Europa Erholung zu suchen. Hier in der Heimat fand er, da er nicht mehr auf sein altes Arbeitsfeld zurückkehren konnte, einen neuen wichtigen Wirkungskreis. Er wurde 1860 der Mitarbeiter des bekannten Missionsmannes Dr. Barth in Calw und nach dessen Tod 1862 sein Nachfolger in der Leitung des Calwer Verlagsvereins. Als solchem stand ihm ein großes Feld zu litterarischer Thätigkeit offen und auf diesem hat er sich auch in fruchtbarster Weise bethätigt. Er hat viel geschrieben und durch die Presse geführt und damit Christen und Heiden auch als Missionsinvalide gedient. Daneben arbeitete er weiter in der Malajalam-Sprache, wirkte durch viele Festreden und andere Vorträge für die Mission und diente mit seiner reichen Kenntnis der indischen Sprachen und Geschichte auch der Wissenschaft. Von besonderem Interesse für die Leser unserer Blätter aber ist es, daß er die Redaktion des Missions-Magazins von Dr. Ostertag übernahm und sie von 1865 bis 1874 fortführte, bis er dieselbe in die Hände seines Schwiegersohnes J. Hesse niederlegte. — Für die Mission hat er überhaupt viel geschrieben und zwar in der ihm eigenen schlichten, ungekünstelten, aber auch durchaus sachlichen und geistvollen Weise. Ueberall merkt man dem Verfasser den Mann an, der bis ins einzelnste hinein auf dem Gebiete der Mission zu Hause ist und jede Erscheinung auf demselben im rechten Lichte zu beurteilen weiß. Davon zeugt z. B. sein in zwei Auflagen erschienenes Buch: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten.“ Auch seine „Missionsbilder“,

ein ziemlich umfangreiches Werk, führen in anschaulicher Darstellung den Leser auf den Missionsfeldern der ganzen Erde herum. Außer dem Missions-Magazin hat er viele Jahre hindurch das vielgelesene „Calwer Missionsblatt", sowie die „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden" herausgegeben und die Kinderwelt mit einem Kindermissionsblatt beschenkt. Letzteres hat er unseres Wissens noch bis in sein hohes Alter hinein geschrieben. Und wie er durch seine schriftstellerischen Arbeiten der Mission eifrig gedient hat, so hat er, wie schon gesagt, auch durch seine mündlichen Vorträge das Missionsinteresse in der Heimat zu fördern verstanden. An unzähligen Festen ist er aufgetreten und hat Zeugnis von und für die Reichssache Jesu Christi abgelegt.

Sein Familienleben war ein recht gesegnetes und er durfte samt seiner edlen Gattin viel Freude an Kindern und Kindeskindern erleben. Drei seiner Kinder haben zu seiner großen Freude der Mission in Indien gedient. Für sie alle — doch nicht für sie allein — hat er fleißig gebetet und nur den Wunsch gehegt, daß sie alle dereinst selig werden möchten, „gleichviel auf welchem Wege." — Ein recht schmerzlicher Verlust war für ihn der Heimgang seiner treuen Lebensgefährtin im Jahr 1885, zumal Alter und Krankheit ihn jetzt zu drücken anfingen. Er, der ohne stetige Thätigkeit fast nicht sein konnte, mußte in den letzten Jahren nach und nach eine der ihm liebgewordenen Arbeiten nach der andern abgeben und in andere, wenn auch vertraute Hände niederlegen. Oefters hatte er geäußert: „Wenn er von Gott etwas bitten dürfe, so sei es das, daß er mitten

erinnerte nicht selten daran, wie in den Verachteten, Geringen und Unedlen oft viel von göttlicher Lebenskraft stecke. Es haben sich denn auch, wie wir im Stuttgarter Sonntagsblatt lesen, zu seiner Beerdigung am 27. April neben hochgebildeten und gelehrten Männern schlichte württembergische Bauern in blauen Röcken, Dreispitz und Lederhosen eingefunden und gerühmt, daß er (der Gelehrte und Theologe) ihre Versammlungen so oft besucht habe.

Möge der Herr noch viele solcher Männer der Mission und seiner Kirche in der Heimat schenken!

---

# Erläuterung zu dem Bild:

## Die Missionsstation Futschukphai.

Die Station Fu-tschuk-phai bildet das Bindeglied zwischen den Unter- und Oberlandstationen des chinesischen Arbeitsfeldes der Basler Mission. Als solches ist sie allen landauf oder landab reisenden Missionsgeschwistern ein erwünschtes Absteigequartier. Mit ihrem freundlichen, sauberen Anstrich und dem schmucken Missionskirchlein bietet sie inmitten der Obstbaumpflanzungen einen gar lieblichen, wohlthuenden, einzigartigen Anblick dar, der sich dem Beschauer unvergeßlich einprägt. Einer Oase in der Wüste, einer Stadt auf dem Berge gleich, erhebt sie sich, unweit des Dorfes Tschhausa, von allen Seiten sichtbar, auf einer in jener Flußebene seltenen Anhöhe. Ihren Namen erhielt sie nach dem nächsten, hart am Ost-Fluß gelegenen, nicht unbedeutenden Marktflecken Fu-tschuk-phai („Altes Bambusfloß").

Die Gemeinde verdankt ihre Entstehung, wie so manche andere chinesische Christengemeinde, einem einzelnen Mann, der leider aber später ins Opiumlaster zurückgesunken ist. Schon im Jahre 1877, als durch die Taufe von 27 Personen die Zahl der Gemeindeglieder auf 88 Seelen gestiegen war, planten die Brüder, dieses 27 Stunden von der Muttergemeinde Nyen-hang-li entfernte Filial zur Station zu erheben. Zwei Jahre später, anno 1879, durfte Missionar Ott zur Verwirklichung dieses Planes schreiten. Die Erbauung der Station fand ihren vorläufigen Abschluß in der am 24. Juni 1883 stattgehabten Einweihung der Kapelle. Ein Glockentürmchen mit einem Kreuze darauf dient nicht wenig zur Zierde der sogenannten „Christkapelle". Da der Ertrag einer Kollekte unter den in der Heimat

befindlichen ehemaligen Missionszöglingen zum Andenken an den sel. Ratsherrn A. Christ, weiland Präsident der Basler Missionsgesellschaft, den ersten Fonds zum Bau dieser Kapelle abgab, trägt sie diesen Namen. Neben der Kapelle ist auf unserm Bilde das mit Veranda versehene Missionsgebäude leicht kenntlich. Rechts von der Kapelle wurden durch den jetzigen Leiter der Station, Missionar Gußmann, im Laufe der Jahre außer dem auf dem Bilde zu sehenden Anbau noch weitere Gebäulichkeiten hinzugefügt zur Aufnahme einer Knabenanstalt und zu Wohnungen teils für die eingeborene Missionsfamilie Tschhin, teils für das übrige Arbeits- oder Lehrerpersonal. Die Station mit vier Filialen und einer Außenstation zählte im vorigen Jahr 274 Christen und ist unter den Basler Missionsstationen in China eine der hoffnungsvollsten. D. S.

# Missions-Zeitung.

## Neuestes und Vermischtes.

**Eine Jubelfeier.** Am 15. März d. J. wurde in Gnadenthal, der ältesten Station der Brüdermission im Kapland, die neue Jubiläumskirche eingeweiht und damit zugleich das 100jährige Ge-

Muttergemeinde der ganzen südafrikanischen Brüdermission wurde.*) Nachdem die notwendigsten Bauten errichtet waren und sich das erste Versammlungshaus für die zahlreichen hottentottischen Besucher als zu klein erwies, gingen jene Brüder an den Bau eines größeren Kirchengebäudes, das im ganzen 1000 Menschen fassen sollte. Am 8. Januar 1799 erfolgte die Grundsteinlegung und am gleichen Datum des Jahres 1800 die Einweihung. Der Bau war unter den damaligen Verhältnissen eine bewundernswerte Leistung. Dieses Gotteshaus hat seitdem über 90 Jahre lang der Gemeinde Gnadenthal treulich gedient und reichlich ist es auch benützt worden. Am 20. August 1891 wurde nun diese alte Kirche, die so lange eine Zeugin all des Segens gewesen war, den der Herr auf sein Werk an dieser Stätte gelegt hat, abgebrochen. „Aus dem verachteten, geistig und sittlich verkommenen Hottentottenvölkchen war eine Gemeinde gesammelt worden, die als ein Beweis dastand von der umgestaltenden und erneuernden Kraft des Evangeliums; aus Baviaanskloof war Gnadenthal geworden, eine Segensstätte für viele, die aus der Nähe und Ferne kommend, hier eine Zuflucht unter den Fittigen des Allmächtigen suchten und fanden. Das Bedürfnis nach einem größeren Gotteshaus, das der auf 3000 Seelen angewachsenen Gemeinde entspräche, hatte sich mehr und mehr fühlbar gemacht, ja die zerbröckelnden Mauern des alten drängten geradezu auf die Ausführung dieses Wunsches hin. So ward am 12. Oktober 1891 der Grundstein gelegt, und damit begann eine emsige Bauthätigkeit; sollte doch das neue Gotteshaus zu dem bevorstehenden Jubelfest vollendet sein. Dadurch bot sich zunächst der hiesigen Gemeinde Gelegenheit, durch Gaben und willige Hilfe ihren Dank gegen den Herrn zu beweisen. Aber auch die Missionsgemeine auf dem weiten Erdenrund nahm die Kunde von dem bevorstehenden Neubau der Gnadenthaler Kirche als eine Aufforderung an, dem Herrn für die dem Missionswerk so wunderbar dargereichten Segnungen zu danken. So wurde in der Nähe und in der Ferne fröhlich und willig zu dem Werk beigesteuert." Von auswärts kamen Mk. 27,120 zusammen, während in Gnadenthal selbst durch Kollekten und regelmäßige Beiträge innerhalb der letzten drei Jahre Mk. 24,500 aufgebracht wurden. Ohne die in der Heimat vorhandenen technischen Hilfsmittel galt es an jenem entlegenen Platz den Bauplan auszuführen, aber es ist unter dem Beistande Gottes gelungen. Nun steht das neue Gotteshaus in allen seinen Teilen vollendet da, ein stattlicher Langbau von 112' Länge, 51' Breite,

*) Die Geschichte der ersten Gründungs- und Entwicklungsjahre dieser Station (bis zum Jahre 1800) findet ihre interessante Darstellung in dem Traktat: Die gute Botschaft. Nr. 5. 75 Pfennig.

32', bezw. mit Dach 48' Höhe, von einem 70' hohen Turm überragt. Das Innere gleicht im großen und ganzen den bekannten Betsälen der deutschen Brüdergemeinorte. Die schöne Orgel ist ein Festgeschenk der Rixdorfer Gemeine. Die Kirche bietet Sitzplätze für bequem 1400 Personen und macht bei aller Einfachheit einen würdigen und edlen Eindruck — den einer rechten Jubel- und Dankeskirche.

Der äußern Vorbereitung für die Jubelfeier ging eine immer bewußtere innere Zurüstung der Gemeine zur Seite, die sich dadurch dem Herrn aufs neue darstellen wollte. In besonderen Gottesdiensten wurden die Gemeindeglieder auf die Bedeutung des Festes hingewiesen und zur Buße, zum Dank und neuer Hingabe an den Herrn aufgefordert. Von allen Seiten strömten in den letzten Tagen vor der Feier die Festbesucher herbei. Außer den zu Gnadenthal gehörenden auswärtigen Gemeindegliedern stellten sich auch verschiedene Missionare von andern Stationen ein und als Vertreter der heimatlichen Missionsbehörde und der heimischen Gemeinen war Bischof Buchner anwesend, der gerade zur Visitation der Brüdermission in Südafrika weilte. Und nun die Feier selbst, wie sie das Brüdermissionsblatt Nr. 5 schildert:

„Am Vorabend des 15. März rief die Glocke die Festgemeine unter den mächtigen Eichen der Station vor dem neuen Gotteshause zu einem Abendsegen zusammen. Noch einmal brachten wir unsern Dank, unsere Bitte um Vergebung und um neue Segnungen vor den Herrn. Dann gingen wir still auseinander, nur von fern her aus dem Dorf tönten noch einzelne Choräle durch das nächtliche Thal. — Schon früh am Festtage selbst fanden sich Alte und Junge vor

braun gehaltenen Chören hin, die weißen, sie tragenden Säulen waren mit leichtem Ephen umrankt, während von den Pfeilern zwischen den untern Fenstern große Immortellenkränze feierlich ernst dreinschauten. Die drei Seiten des weißbekleideten Liturgustisches zeigten zwischen Grün und Blumen drei denkwürdige Losungsworte, kunstvoll von einem der Brüder und unserm Lehrer Josua Jonker ausgeführt. Von der Vertäfelung hinter dem Tisch grüßte ein großes Mooskreuz, von Steinröschen, den Kindern unsrer Berge, umrahmt. Ein paar große Palmzweige neigten sich zu seinen beiden Seiten.

Aber den schönsten Festschmuck bildete die feiernde Gemeine selbst. Ernst und feierlich betrat sie zum erstenmal diese dem Herrn geweihten Hallen und füllte bald den großen Mittelraum, sowie die Seitenchöre, während der Platz unter den letzteren der großen Kinderschar, die doch auch an dem Fest teilnehmen sollten, und das Chor über dem Liturgustisch den anwesenden Bauern eingeräumt war. „Lasset uns den Herrn preisen!" klang es bald fröhlich jubelnd durch das neue Gotteshaus. Br. Buchner sprach die Weiheworte, Br. Hennig hielt das Weihegebet, Br. Renkewitz die Litanei mit eingefügtem Glaubensbekenntnis und Schriftvorlesung. Dazwischen sang der Chor Mendelssohns „Kommt, laßt uns anbeten!" Mit dem alten Brüderlied: „O wie sehr lieblich sind all deine Wohnungen", unsrer Gemeine aus dem Katechismusgebet besonders lieb und vertraut, begann die Predigt. Br. Hettasch legte ihr das Losungswort des Tages zu Grunde: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!" Noch einmal führte er die verflossenen 150 Jahre seit Georg Schmidt's Kommen in kurzen Bildern uns vor das Auge, überall die Spuren der Freundlichkeit Gottes verfolgend, die bis zum heutigen Tage in diesem Thal gewaltet und uns nun in dem neuen Gotteshaus das Angeld auf künftige Segnungen giebt.

Nachmittags fand eine zweite große Festversammlung statt. Br. Buchner überbrachte in ihr die Grüße und Segenswünsche der Brüder und Väter in Berthelsdorf und der heimischen Gemeinen. Verschiedene der anwesenden Brüder fügten ihre Wünsche und Grüße hinzu. Dazwischen gab Br. Hettasch den Bericht über den Bau und seine Ausgaben und Einnahmen.

Der Bau des Gotteshauses hatte Barausgaben in der Höhe von £ 3438 (Mk. 68,760) nötig gemacht, denen eine Einnahme von £ 3100 (Mk. 62,000) gegenübersteht.

Hatten wir nun schon genug gehört und gefeiert, so fand sich doch noch ein drittes Mal die Gemeine zu einem Abendsegen in der festlich erleuchteten Kirche zusammen, um Lob und Dank für alle genossenen Segnungen darzubringen.

benützte er die Zeit zu weiteren medizinischen Studien. Im Herbst 1891 zog er wieder auf die Goldküste hinaus, wo er auf der Inlandstation Odumase im Krobo-Land (18 Std. nordöstlich von Christiansborg) stationiert wurde. Er hoffte, hier auf der Höhe eines nahen Gebirgsrückens eine gesündere Wohnung zu bauen und dann, weniger beeinflußt vom erschlaffenden Klima des Tieflandes, seine gesegnete Arbeit unter Schwarzen und Weißen fortsetzen zu können. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Schon vor einiger Zeit hatte er nach einer Reise nach der Station Anum im Voltagebiet ein schweres Gallenfieber durchzumachen und sehr wahrscheinlich ist er nun einem neuen Anfall desselben erlegen. Näheres ist über seinen Heimgang noch nicht bekannt. Seine Treue und Liebe, Hingebung und Opferwilligkeit im Dienst des Herrn wird ihm gewiß wohl belohnet werden, da für ihn nun das Wort des Herrn gilt: Ei, du frommer und getreuer Knecht! Gehe ein zu deines Herrn Freude.

Die **Basler Mission** in Indien, China, auf der Goldküste und in Kamerun hat im Jahre 1892 wieder eine reiche Ernte einheimsen dürfen. Nach dem Census vom 1. Januar 1893 fanden auf diesen Arbeitsfeldern zusammen 1854 Heidentaufen statt und zwar:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| In Indien | 407 | (235 | Erwachsene, | 172 | Kinder) |
| „ China | 153 | (113 | „ | 40 | „ ) |
| Auf der Goldküste | 994 | (571 | „ | 423 | „ ) |
| In Kamerun | 300 | | | | |
| Zusammen: | 1854 | Seelen | | | |





Gottesdienst der Dschainas.

# Joseph Hardy Nisima,

## ein christlicher Japaner.*)

### 1. Heimat und Familie.

Im Jahr 1865 brachte ein amerikanisches Segelschiff einen 22jährigen Japaner nach Boston. Der junge Mann hatte gegen Dienstleistungen freie Ueberfahrt erhalten und kam jetzt ganz mittellos und hilflos in Boston an. Der Kapitän stellte ihn dem Schiffseigentümer, Herrn Hardy, vor, in der Hoffnung, daß dieser sich des jungen Menschen annehmen würde. Letzterer hatte zwar auf dem Schiff etwas Englisch gelernt, aber als Herr Hardy ihn nach seinem Begehren fragte, war er unfähig, sich mündlich zu erklären. Man schickte ihn einstweilen ins Seemannsheim und hier verfaßte er, in sehr unbehilflichem, aber doch verständlichem Englisch, eine kleine Selbstbiographie. Als Herr Hardy dieselbe gelesen hatte, beschloß er, für Unterhalt und Ausbildung des jungen Mannes zu sorgen und hat dies auch zehn Jahre lang treulich gethan. Später hat der junge Mann — er hieß mit seinem Familiennamen Nisima und sein christlicher Vorname war Joseph — für seine Wohlthäter Herrn und Frau Hardy seine Jugendgeschichte etwas ausführlicher beschrieben. Wir geben daraus das Wichtigste; es ist zugleich ein interessantes Kulturbild.

Die Eltern Nisimas gehörten dem Stande der Samurais an. Diese — aus 400 000 Familien bestehend — bildeten in dem Feudalstaat, zu dem sich Japan im Lauf von Jahrtausenden entwickelt hatte, die Vasallen der adeligen Krieger der sogenannten

*) Nach: Life and Letters of Joseph Hardy Nisima, by A. Sh. Hardy, Boston & New York; Houghton, Mifflin & Co.

Daimios. Um die Zeit, als Nisima geboren wurde, ahnte man in Japan noch nichts von den Ereignissen, die wenige Jahrzehnte später das Inselreich erschüttern und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen sollten. Jenen Ereignissen ging im Gegenteil eine Zeit des Friedens voraus. Seit mehr als 200 Jahren hatte eine adlige Familie die Macht im Staate an sich gerissen. Aus dieser Familie ging der jedesmalige Schogun hervor, ein Amt, das sich am besten mit dem des Hausmeiers bei den Merowingischen Königen vergleichen läßt. Der Schogun hatte thatsächlich das Heft in den Händen, während der Mikado nur ein Scheinherrscher war. Der Schogun und sein Anhang übten ein despotisches Regiment aus und ließen keine kriegerischen Gelüste aufkommen. Die alten Panzer rosteten in der Halle, die Waffenschmiede hatten keine Arbeit und manche Angehörige des Wehrstandes wußten kaum mehr das Schwert zu führen. Doch war dies kein idealer Zustand, denn gleichzeitig war ein Verfall der Sitten eingetreten, das Volk war feig und verweichlicht und die Unsittlichkeit durchdrang alle Schichten.

Auch Nisimas Vater war, obwohl ein Samurai, nur ein Held der Feder, nicht des Schwerts. Er war ein Schreiblehrer und wünschte, sein Sohn möchte ihm in diesem Beruf folgen; deshalb ging er oft in den Tempel des Gottes der Schreibkunst und betete, daß sein Sohn ein geschickter Schreiber werden möchte. Der Fürst, dessen Vasalle Nisima der Vater war, hatte ein Schloß in der jetzigen Hauptstadt Tokio, die damals noch Jedo hieß. Um das Schloß her lagen die Wohnungen der Vasallen und dieses kleine Reich bildete die Welt, in der unser Nisima seine Kindheit verbrachte. Von der Welt außerhalb der Mauern wußte er nichts. In seinem elterlichen Haus, in dem seine Geburt im Jahr 1843 (er war der erste Sohn nach vier Schwestern) freudig begrüßt wurde, herrschte ein patriarchalisches Familienleben und milde Sitte. Mutter und Schwestern arbeiteten fleißig im Haus; der Vater ging seinem Beruf nach; die Großeltern nahmen sich liebevoll der Enkelkinder an. Die Großmutter starb, als Nisima noch ein Kind war. Sie war eine sehr wohlthätige Frau und die buddhistischen Priester verhießen ihr, sie werde zum Lohn nach ihrem Tod in das glückliche Nirwana eingehen. Vater und Großvater waren eifrige Götzendiener. Nisima begleitete sie in die Tempel und lernte von ihnen die zahlreichen Götter im Haus anbeten. Letzteres

gab er jedoch auf, als er 15 Jahre alt war, weil er sah, daß die Götter die dargebrachten Speisopfer nicht verzehrten.

Der Großvater hatte eine weise und liebevolle Art, den Enkel zu erziehen, wie wir aus dem folgenden Beispiel sehen. „Ich hatte einmal," erzählt Nisima, „meiner Mutter eine ungezogene Antwort gegeben. Mein Großvater, der zugegen war, wickelte mich ohne ein Wort zu sagen in eine Bettdecke und sperrte mich in eine Kammer. Nach einer Stunde ließ er mich wieder heraus, aber ich dachte, die Strafe sei zu streng für eine kleine Unart, stellte mich in eine Ecke und weinte. Nach einer Weile kam er zu mir, tröstete mich freundlich und erklärte mir dann eine Stelle aus der japanischen Geschichte vom Bambusschößling. Die Stelle heißt: Wenn ich den jungen Bambusschößling nicht liebte, so würde ich nicht mit meinem Stab den Schnee wegschlagen, der ihn zu Boden drückt. Du bist noch jung, erklärte mir mein Großvater, und so zart wie ein Bambusschößling. Deine bösen Triebe könnten dich verderben, wie ein leichter Schneedruck den zarten jungen Bambus. Welcher Kummer wäre das für mich! Glaubst du nicht, daß ich dich aus Liebe gestraft habe? Ich antwortete nichts, aber ich verstand gut, was er sagen wollte: daß sich in der Strafe seine Liebe zeige, und ich schämte mich meiner Unart. Das Gespräch machte mir einen tiefen Eindruck und ich glaube, ich war wirklich nach dieser Zeit artiger."

Nisima war übrigens ein lustiger Junge, der eifrig den Kreisel tanzen und den Drachen steigen ließ, auch tüchtig kletterte und sprang. Einmal aber that er einen schweren Fall, infolge dessen er zwei Monate das Haus nicht verlassen konnte. Von der Zeit an — er war damals neun Jahre alt — gab er die wilden Spiele auf und blieb zu Hause, um zu lernen.

Die Mutter wünschte, daß ihr Sohn einst einen höhern Rang einnehmen möchte als sein Vater. Dazu war die Gunst der Großen nötig, und um diese zu erlangen, mußte man es verstehen, tiefe Verbeugungen zu machen und zu schmeicheln. Zu beidem hatte der Junge keine Lust; auch war er schüchtern und stotterte etwas, so daß er mit Fremden oft kaum sprechen konnte. Um diese Mängel zu verbessern, wurde er in eine Schule der Etikette geschickt, und er verbrachte über ein Jahr damit, die altmodischen Höflichkeitsformen einzuüben.

Später mußte er auf Befehl des Fürsten fechten und reiten lernen; aber mit 14 Jahren gab er diese Uebungen auf und widmete sich ganz dem Studium der chinesischen Klassiker. Der Fürst, der trotz seines Hangs zum Trunk und zur Verschwendung ein gescheiter, wohlgesinnter und dem Fortschritt geneigter Mann war, ließ einen Japaner, der holländisch verstand, an seinen Hof kommen, und unter den drei Jünglingen, die er ihm als Schüler zuwies, befand sich auch Nisima. Das Holländische war damals die einzige europäische Sprache, die man in Japan lernen konnte. Im ganzen war für den Wissensdurst des talentvollen Knaben schlecht gesorgt. Der wohlwollende Fürst starb und sein Nachfolger kümmerte sich nicht um die Erziehung seiner Unterthanen; auch Nisimas chinesischer Lehrer und ein alter Beamter des Fürsten, der sich gern seiner annahm, starben und der Vater war nicht für Fortsetzung der Studien, weil er den Einfluß leichtfertiger Mitschüler auf seinen Sohn fürchtete.

Als dieser 15 Jahre alt war, mußte er in den Dienst des Fürsten treten. Seine Aufgabe bestand hauptsächlich darin, mit andern Vasallen im Vorzimmer zu sitzen und dem Fürsten, wenn er eintrat, eine tiefe Verbeugung zu machen. Im übrigen wurde die Zeit mit Schwatzen und Theetrinken verbracht. Diese Art, die Zeit totzuschlagen und der Umgang mit oberflächlichen Schwätzern war dem strebsamen Jüngling fast unerträglich. Seine Bitten, von dem Dienst befreit zu werden, blieben jedoch unerhört. Er verließ das Vorzimmer und die Schreibstube des Fürsten, in der er auch beschäftigt wurde, zuweilen ohne Erlaubnis, um arbeiten zu können; aber die Folge war, daß der Großvater für seines Enkels Nachlässigkeit gescholten wurde und nun auch gegen das viele Studieren war. Endlich gelang es Nisima durch den Einfluß eines älteren Vasallen, eine Erleichterung seines Dienstes zu erlangen. Er las jetzt ein holländisches Werk über Physik und Astronomie und da er vieles darin ohne Kenntnis der Mathematik nicht verstehen konnte, besuchte er eine von dem Schogun gegründete Seemannsschule. Hier lernte er die verschiedenen Zweige der Mathematik, sowie die Schiffahrtskunde.

Er mochte ungefähr 17 Jahre alt sein, als ein Verwandter seines Fürsten, der einen kleinen Dampfer besaß, ihm freie Fahrt für eine dreimonatliche Reise gab. Diese seine erste Reise trug

viel dazu bei, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Aber er war oft recht niedergeschlagen, da alle seine Versuche, seinen Wissensdurst zu stillen, fehlschlugen. Auch die politischen Zustände bedrückten ihn. Der Schogun hatte im Jahr 1858 Handelsverträge mit den fremden Nationen geschlossen. Die ihm feindliche Partei suchte ihn zu stürzen und den Mikado wieder zu Ansehen zu bringen. Die Partei des Mikado gab zwar vor, es sei ihre Absicht, dem Reich Einheit und Macht nach außen zu geben und die fremden Barbaren zu vertreiben; aber sobald diese Partei gesiegt hatte, zeigten sich ihre Führer bereit, Japan für die Civilisation des Westens zu öffnen. Mit dieser Revolution beginnt also ein neuer Abschnitt in der Geschichte Japans. So lange der Kampf der Parteien tobte, war Nisima mit seinem Herzen bei der Fortschrittspartei; aber anderseits war er durch seine Familie mit seinem Fürsten und dadurch wieder mit der Partei des Schoguns verbunden, und er litt natürlich sehr unter diesem Zwiespalt. Sein einziger Trost war der Umgang mit einem Freund, der ihn auch mit Büchern versorgte. Darunter war eine japanische Uebersetzung des Robinson Krusoe, die in ihm das Verlangen weckte, fremde Länder zu sehen. Der Großvater war nicht für solche Lektüre. „Junger Mann,“ sagte er feierlich zu seinem Enkel, „lies ein solches Buch nicht, es könnte dich auf Irrwege führen.“ Nisima sollte aber durch die Bücher seines Freundes noch auf ganz andre Wege geführt werden, von denen der gute alte Großvater keine Ahnung hatte. Unter den chinesischen Büchern, die Nisima von seinem Freund bekam, waren einige christliche Schriften, besonders eine kleine biblische Geschichte. Doch — lassen wir ihn selbst erzählen: „Ich hatte schon durch meine holländischen Bücher den Namen des Schöpfers kennen gelernt; aber er wurde mir jetzt erst vertraut, als ich auf den Blättern der kleinen biblischen Geschichte den Bericht von der Erschaffung der Welt las. Ich merkte, daß die Welt, auf der wir leben, von Seiner unsichtbaren Hand und nicht durch bloßen Zufall geschaffen ist. In demselben Buch fand ich auch, daß Sein andrer Name der himmlische Vater ist, und das erweckte in mir noch mehr Ehrfurcht, denn ich fühlte, daß er mir mehr war, als bloß ein Schöpfer der Welt. Die Bücher halfen mir dazu, daß ich jetzt mit dem Auge meines Geistes — freilich noch undeutlich und unbestimmt — ein Wesen schauen konnte, das mir

während der ersten zwei Jahrzehnte meines Lebens vollkommen verborgen gewesen war. Da ich keine ausländischen Missionare besuchen konnte, so blieb mir noch vieles unerklärt und ich wünschte in ein Land zu gehen, wo das Evangelium ungehindert gepredigt wird und von dem auch Prediger des Evangeliums ausgesandt werden. Nachdem ich einmal Gott als meinen himmlischen Vater erkannt hatte, fühlte ich, daß ich nicht mehr untrennbar mit meinen Eltern verbunden war. Ich merkte zum erstenmal, daß die Lehre des Konfucius über die kindlichen Pflichten unrichtig und viel zu streng war. Ich sagte mir, ich gehöre nicht mehr meinen Eltern, sondern meinem Gott. Ein starkes Band, das mich mit meines Vaters Haus verknüpfte, wurde in diesem Augenblick zerrissen. Ich fühlte, daß ich meinen eigenen Weg gehen mußte. Ich mußte meinem himmlischen Vater mehr dienen als meinen irdischen Eltern. Dieser neue Gedanke gab mir Kraft, mich von meinem Fürsten zu trennen und auch zeitweilig meine Heimat und mein Vaterland zu verlassen."

Nisima sagt später, er habe sich kurze Zeit nach der Ankunft in Amerika bekehrt; die obigen Worte zeigen uns aber, wann die innerliche Entscheidung ihren Anfang nahm. Er fühlte in sich den Ruf: „Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft," und war entschlossen, ihm zu folgen. Das Land seiner Sehnsucht war Amerika, über dessen Verhältnisse er schon durch eins seiner Bücher unterrichtet war. Die Zeit, da die Söhne Japans im Abendlande ihre Bildung suchen können, war damals noch nicht angebrochen. Es war einem Japaner bei Todesstrafe verboten, sein Vaterland zu verlassen. Nisima mußte also auf eine heimliche Flucht denken. Er fand schon in den nächsten Tagen eine Gelegenheit, wenigstens aus Jedo fortzukommen. Der Fürst, der ihm schon einmal zu einer Seereise verholfen hatte, gab ihm eine Anstellung auf seinem Dampfer, der nach Hakodati (im Süden der nördlichen Insel von Japan) fuhr. Die Anstellung kam einem Befehl gleich, und Nisimas Vater mußte wohl oder übel seine Einwilligung geben. Schnell wurden die Vorbereitungen getroffen. Mutter und Schwestern nähten fleißig, um die Ausstattung für die dreimonatliche Reise fertig zu machen, und der Großvater gab ein feierliches Abschiedsessen, zu dem Nachbarn und Freunde geladen wurden. Als — wie es bei Abschiedsfeiern in Japan Sitte

ist — ein Becher mit kaltem Wasser die Runde machte, aus dem jeder Gast einen Schluck nahm, weinten alle Anwesenden, nur Nisima und der Großvater beherrschten sich. Dieser sagte: „Mein liebes Kind, deine Zukunft wird sein, wie wenn du ein Vergnügen auf einem Berg voll Blumen suchst. Geh ohne Furcht deines Wegs.“ Nisima verbeugte sich dann vor dem Großvater, den Eltern, den Schwestern und allen Anwesenden und verließ seine Heimat, wohl ahnend, daß er nicht so bald wiederkehren werde. Den jüngeren Bruder, der ihm weinend ein Stück weit das Geleite gab, sandte er zurück mit der Ermahnung, fleißig zu lernen. Diesen Bruder und auch den guten, treuen Großvater hatte er zum letztenmal gesehen.

---

## 2. Ein Flüchtling.

Im Frühling 1864 verließ Nisima Jedo und einen Monat später kam er in Hakodati an. Er hatte eine Empfehlung an einen russischen Priester, der ihn in sein Haus aufnahm und bei ihm japanisch lernte. Da Nisima jetzt in der Fremde war, fing er an, mehr als sonst das Volk zu beobachten. Er war erstaunt über dessen verkommenen Zustand und kam zu der Ueberzeugung, daß Japan vor allem eine sittliche Reformation not thue. Der russische Priester war gut gegen Nisima, wagte aber nicht, ihm zur Flucht zu verhelfen. Zum Glück fand er einen Freund an einem Japaner, der bei einem englischen Kaufmann angestellt war. Nisima teilte seinem Freund seine Absichten mit und dieser machte ein amerikanisches Schiff ausfindig, dessen Kapitän bereit war, ihn nach China mitzunehmen. Nisima hatte inzwischen, um in Hakodati unbeachtet umhergehen zu können, die Tracht der gewöhnlichen Bürger angenommen und sein großes Schwert, das Zeichen seines Standes, abgelegt. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden schnell getroffen. Nisima hatte noch Zeit, sich photographieren zu lassen. Er gab einem Freund den Auftrag, das Bild nebst einem Abschiedsbrief den Eltern zu schicken; dieser wagte es aber nicht zu besorgen, um den Vater nicht in den Verdacht zu bringen, als habe er um seines Sohnes Flucht gewußt. Es dauerte drei Jahre, ehe der alte Nisima Nachricht über seinen Sohn bekam. Er wußte

aber, als er näheres über seine Beweggründe erfuhr, diese zu würdigen; er hat ihm nach Amerika freundliche und verständnisvolle Briefe geschrieben, auch sich gegen Nisimas Wohlthäter dankbar bezeigt. Nisima durfte noch die Freude erleben, daß seine beiden Eltern Christen wurden.

In der zur Flucht bestimmten Nacht ging Nisima mit seinem Freunde an den Hafen und dort bestiegen sie ein Boot, in dem Nisima sich flach hinlegte. Ein Strandwächter rief sie an, aber der Freund, der den Mann kannte, wußte ihn zu beruhigen. Sie kamen ohne angehalten zu werden an das Schiff, wo der Flüchtling schnell aufgenommen und in eine Kammer eingeschlossen wurde. Er mußte verborgen bleiben, denn am Morgen kamen Zollbeamte, die das Schiff nicht nur nach Waren durchsuchten, sondern auch nach einem etwa verborgenen Auswanderer. Er schreibt über jenen Morgen: „Damals ging mein ganzes vergangenes Leben vor meinem inneren Auge vorüber. Was mich am meisten beunruhigte, war meine Liebe zu den Eltern und dem Großvater, deren ich mir jetzt erst recht bewußt wurde. Aber es war zu spät zum Umkehren und ich freute mich, daß es mir so weit gelungen war. Es war kein kleines Unternehmen für mich, der ich bis jetzt Mühen und Beschwerden nicht gekannt hatte, ein neues Leben anzufangen und in der unendlichen Ferne Nahrung für meinen unersättlichen Hunger zu suchen. Was mich aufrecht erhielt, war der Gedanke, daß die unsichtbare Hand mich halten und führen werde. Wenn mir der Gedanke kam, daß ich mein Leben aufs Spiel setze, sagte ich mir: Wenn mein Versuch mißlingt, so wird mein Vaterland dadurch nichts verlieren; wenn ich aber nach jahrelanger Verbannung in der Fremde wieder heimkehren darf, so hoffe ich, meinem geliebten Vaterland nützlich sein zu können."

Da Nisima ganz mittellos war, kam er mit dem Kapitän überein, daß er das Reisegeld durch Arbeit abverdienen wolle. Er hatte hauptsächlich die persönliche Bedienung des Kapitäns, der ihn auch etwas Englisch lehrte. In Schanghai, wohin das Schiff bestimmt war, wurde Nisima einem andern Kapitän übergeben, der ihm versprach, ihn nach Amerika zu bringen. Auch auf diesem Schiff arbeitete Nisima als Ersatz für seine Beförderung. Das Schiff besuchte zuerst einige chinesische Städte. In Hongkong wünschte Nisima sich ein chinesisches Neues Testament zu kaufen;

da sein Geld nicht ausreichte, verkaufte er eins seiner japanischen Schwerter an den Kapitän und ging dann ans Land, um sich das ersehnte Buch zu kaufen. Er las es aufmerksam während der Reise, und als er an Joh. 3, 16 kam, hatte er das Gefühl, daß er gerade einen solchen Heiland brauche, wie der in der Stelle erwähnte. Sie blieb auch sein Lieblingsspruch und er sagte später einmal: „Dieser Spruch ist die Sonne unter all den Sternen, die auf den Blättern von Gottes heiligem Wort leuchten." Monate lang fuhr er nun mit seinem Schiff kreuz und quer durch die Meere. Von dem Schiffsvolk erfuhr er oft eine ihm ungewohnte, rohe Behandlung. Dann erwachte wohl in ihm der kriegerische Geist seiner Ahnen und er legte die Hand ans Schwert, um sich zu rächen. Aber dann trat ein Wort aus seiner Bibel und mit ihm der Gedanke an den großen Zweck seiner Reise vor seine Seele und er ließ die schon erhobene Hand wieder sinken.

---

## 3. In Amerika.

Im September 1864 hatte das Schiff Schanghai verlassen. Da es zuerst eine Reise nach Manila machte, kam es erst im Sommer 1865 in Boston an. Wie es Nisima hier erging, haben wir schon am Anfang gesehen. Nachdem Herr Hardy einmal beschlossen hatte, für Unterricht und Erziehung des jungen Mannes zu sorgen, that er, was in seinen Kräften stand, um das Richtige für ihn zu finden. Ehe Nisima eigentlich studieren konnte, mußte er natürlich die grundlegende Schulbildung erwerben, vor allem die englische Sprache erlernen. Er kam in die Schule nach Andover, wo er in einer christlichen Familie Aufnahme fand. Von Anfang an nützte er seine Zeit fleißig aus und bei seiner hervorragenden Begabung waren seine Studien vom besten Erfolg gekrönt. Ueber seinen Charakter liest man auch nur Lobenswertes. Eine aufrichtige, herzliche Frömmigkeit und ein harmloses, kindliches Wesen, verbunden mit beharrlichem Streben nach seinem Ziel zeichneten ihn aus. Die Briefe an Herrn und Frau Hardy sind stets voll innigen Danks für ihre Güte und auch voll Dankes gegen Gott, der ihm diese Freunde geschenkt hatte. An den japanischen Freund, der ihm zur Flucht verholfen hatte, schreibt er (Februar 1866):

„Es ist mir, seit ich meine gewagte Reise antrat, durch Gottes Gnade gut gegangen. Als ich den anrief, der Himmel, Erde, Meer und alles, was darinnen ist, geschaffen hat, wurde mein Kummer in Freude und mein Unglück in Glück verwandelt. O, es ist wunderbar, wie mirs gelungen ist, daß ich eine Seereise von vielen tausend Meilen ohne Sturm oder andre Nöten überstanden habe. Hier ist ein guter, frommer Mann, der mir im Rechnen nachhilft, und seine Frau erklärt mir das heiligste und köstlichste Buch, das es giebt, das Neue Testament. Sie erzählt mir von dem Heiland Jesus Christus, der von seinem Vater gesandt worden ist, um die Finsternis zu erleuchten und die Sünder zu retten. Im Gymnasium lerne ich lesen, schreiben, englische Grammatik und rechnen; am Sonntag habe ich eine Religionsstunde. Alle die Lehrer und Schüler und viele, die mich kennen, erweisen mir Liebe und Teilnahme und schenken mir allerlei. Das thun sie aber nicht um meinetwillen, sondern um des Herrn Jesu willen. O mein lieber Freund, denke doch, wer Christus ist: Das Licht, das in der Finsternis scheint. Nicht das Licht von Sonne, Mond, Sternen und Kerzen, sondern das wahre Licht, das in die finstere, sündhafte Welt scheint und uns den Weg der Seligkeit weist. O lieber Freund, ich habe nichts, womit ich deine Güte vergelten kann; aber ich schicke dir meine Photographie und ein Büchlein, „Ermahnung zum Studium der Bibel." Bitte, lies es. Leider ist in unserm Vaterland ein Gesetz, daß man nicht in der Bibel lesen und den einen gütigen und barmherzigen Vater anbeten darf, der uns geschaffen und geliebt hat und seinen Sohn gesandt, damit wir selig werden können. Aber diesem Gesetz sollte man nicht gehorchen, denn es ist von dem Teufel, dem Fürsten dieser Welt, gegeben..... O Freund, urteile selbst; ist es recht, mehr dem Teufel als Gott zu gehorchen? Wenn der grimmige Teufel dich um der Gerechtigkeit willen verfolgt, so gräme dich nicht. Gott wird dich vor allem Uebel bewahren, und sollte auch dein Leib getötet werden, so wird der Herr deine Seele aufnehmen und du wirst an dem guten Orte ewig leben. Dorthin möchte ich mit dir kommen."

Von 1865 bis 1870 besuchte Nisima zuerst die Schule in Andover, später das Gymnasium von Amherst. Unter den allgemein bildenden Fächern fühlte er sich hauptsächlich durch Geschichte und

Naturwissenschaften angezogen, während ihn das Studium der Philosophie und Litteratur weniger fesselte. Das Sprechen und Schreiben des Englischen scheint ihm ziemlich schwer geworden zu sein. Er hat wohl nie gelernt, es fehlerlos zu schreiben; wenigstens merkt man auch den Briefen, die er nach jahrelangem Aufenthalt in Amerika schrieb, den Ausländer an. Ueber Nisimas Charakter, über seinen Fleiß und über sein Benehmen im Verkehr mit andern hört man auch da aus dem Munde von Lehrern und Mitschülern nur Rühmendes. Einer der letzteren, der in Amherst sein Stubengenosse war, schreibt über ihn: „Ich werde es immer als ein besonderes Glück betrachten, daß ich während meines letzten Schuljahrs mit diesem Mann zusammen war, und ich halte es für eine Ehre, daß ich ihm in seinen Studien helfen und so dazu beitragen durfte, ihn für das große Werk seines Lebens tüchtig zu machen."

Leider waren Nisimas Studien manchmal durch Krankheit unterbrochen. Das amerikanische Klima sagte ihm nicht zu und er litt viel an Rheumatismus. Die Folgen von Ueberarbeitung zeigten sich oft in Kopfschmerzen und Augenleiden. Sein Lerneifer blieb sich aber immer gleich. „Ich sehne mich nach meinen Studien wie ein hungriger Wolf nach seiner Beute," schreibt er während der Erholung von einer Krankheit.

Ende der sechziger Jahre konnte Nisima wieder mit seinen Angehörigen in Verkehr treten. Der Vater schrieb im Februar 1869 einen Dankbrief an Herrn und Frau Hardy. „Ich würde gar zu gerne in Ihr Land kommen," heißt es in dem Brief, „Sie von Angesicht zu Angesicht sehen und Ihnen meinen Dank sagen, der höher ist als die höchsten Berge und tiefer als das tiefste Meer. Aber ich bin hier durch meinen Dienst festgehalten. Deshalb sage ich Ihnen nur meinen Dank, der aus meinem Herzen hervorbricht. Mein Vater ist 84 Jahre alt und spricht immer von Ihrer Güte und von dem Glück seines Enkels."

Im Jahr 1870 trat Nisima in das theologische Seminar in Andover ein und blieb da zwei Jahre. So weit war sein Leben in Amerika äußerlich ziemlich ruhig verlaufen, während in seiner Heimat alle jene großen Umwälzungen stattfanden, infolge deren der alte Feudalstaat einem modernen Staatswesen Platz machen und Japan sich für die Civilisation des Abendlandes öffnen mußte.

## 4. Im Gefolge der japanischen Gesandtschaft.

Im Jahr 1872 kam eine Gesandtschaft, aus mehreren hervorragenden Japanern bestehend, zunächst nach Washington, doch mit der Absicht, auch die europäischen Staaten, die in Beziehungen zu Japan standen, zu besuchen. Die Gesandtschaft hatte diplomatische Verhandlungen zu führen, sollte aber auch das Erziehungswesen Amerikas und Europas kennen lernen. Verschiedene junge Japaner, die auf Regierungskosten in Amerika studierten, wurden nach Washington befohlen. Auch Nisima erhielt eine Aufforderung, sich zu stellen. Er erklärte aber, da er nicht von der Regierung unterhalten werde, sei er nicht verpflichtet, einem solchen Befehl zu folgen. Er werde nur kommen, wenn er eine freundschaftliche Einladung erhalte und von den japanischen Staatsmännern als ihresgleichen behandelt werde; denn mit Rücksicht auf seinen künftigen Beruf, in Japan für die Verbreitung des Christentums zu wirken, war er von Anfang an entschlossen, sich von der Regierung unabhängig zu halten. Nachdem er die Einladung und die nötigen Zusicherungen bekommen hatte, begab er sich nach Washington. Er wurde zu gleicher Zeit mit den andern japanischen Studenten empfangen; aber während diese die tiefe, unterthänige Verbeugung machten, die der Japaner seinem Vorgesetzten schuldet, blieb Nisima ruhig in seiner Ecke stehen, bis einer der Gesandten auf ihn zukam. Diesen begrüßte er dann auf amerikanische Weise mit leichter Verbeugung und Händedruck.

Die japanischen Diplomaten merkten bald, daß ein Mann von Nisimas Charakter und Bildung ein unschätzbarer Reisebegleiter für sie sein würde und sie machten ihm den Antrag, die Gesandtschaft auf ihren Reisen durch Amerika und Europa zu begleiten. Nach einiger Ueberlegung und nachdem er die Zustimmung seiner Pflegeeltern eingeholt hatte, nahm Nisima den Antrag an. Entscheidend war für ihn, daß er hoffte, auf die noch heidnischen Japaner christlichen Einfluß auszuüben und dann, daß er durch diese Reise Gelegenheit fand, das Schul- und Universitätswesen Amerikas und der bedeutendsten europäischen Staaten kennen zu lernen. Was das erstere anlangt, so hat er auf seiner Reise bei jeder Gelegenheit seinen Landsleuten gegenüber von Christus gezeugt; besonders nahm er sich der in Europa studierenden jungen

Japaner an. So traf er, während er sich zur Kur in Wiesbaden aufhielt, dort einen ebenfalls leidenden Landsmann, den er veranlaßte, die Bibel zu studieren. Zwei Jahre später, den Tag vor seiner Abreise nach Japan, erhielt Nisima einen Brief von jenem Mann, in dem er ihm mitteilte, daß er Christ geworden sei, und Nisima schreibt mit Beziehung darauf in seinem Tagebuch: „Während meines Aufenthalts in Wiesbaden war ich oft mutlos wegen meiner fortwährenden Kränklichkeit. Jetzt sehe ich ein, daß ich nicht ganz vergeblich dort war. Es ist ein großer Trost für uns, zu wissen, daß der Herr früher oder später die bittern Wasser süß macht und ich danke ihm für meine Krankheit.“ — Auch in Berlin hatte er Gelegenheit, sich der japanischen Studenten anzunehmen. Leider hatte er nicht den Eindruck, als geschähe in der Hauptstadt des deutschen Reiches durch Wort und Beispiel viel, um die Japaner mit dem Christentum bekannt zu machen. „Wir haben,“ schreibt er, „hier in Berlin 80 japanische Studenten; aber alle haben sich angewöhnt, über die Christen zu spotten, ohne daß sie wissen, was das Christentum ist. Wenn diese Leute nach Hause kommen, werden sie der Kirche Christi, die in Japan im Entstehen begriffen ist, große Schwierigkeiten bereiten.“ Was Nisima hier sagt, gereicht Deutschland nicht gerade zur Ehre; leider wird man nicht behaupten können, daß er mit seinen Beobachtungen unrecht habe.

Von den Mitgliedern der Gesandtschaft war es hauptsächlich Tanaka, der Kommissar für das Unterrichtswesen, an den Nisima sich näher anschloß. Mit ihm las er auch regelmäßig im Neuen Testament. Noch in Amerika hatte Nisima ein längeres Gespräch mit Tanaka, in dem er ihm auseinandersetzte, wie Japan vor allen Dingen einer sittlichen Erneuerung bedürfe und wie eine solche nur durch das Christentum bewirkt werden könne.

Nisima ließ sich durch die Unruhe und Zerstreuung der Reise nicht von regelmäßigem Gebet und Bibellesen abhalten, auch nicht von der strengen Heiligung des Sonntags, an die er sich in Amerika gewöhnt hatte. Wenn der ungeduldig vorwärts drängende Tanaka am Sonntag reiste, so blieb Nisima zurück und holte die Gesellschaft am Montag ein.

Die Reise der Gesandtschaft nach Europa wurde im Mai 1872 angetreten. Man ging zuerst nach England und Schottland, dann

über Frankreich und die Schweiz nach Berlin, Petersburg, Kopenhagen und Holland. Hierauf kehrten die Gesandten nach Berlin zurück und hielten sich während des Winters längere Zeit dort auf. Ueberall wurden Schulen, Universitäten und sonstige Erziehungs- und Unterrichtsanstalten besucht.

---

## 5. Pläne für Japan.

Indessen nahte die Zeit, wo die japanische Gesandtschaft wieder in ihre Heimat zurückkehren mußte. Nisima hatte sich den Gliedern derselben, besonders Herrn Tanaka, fast unentbehrlich gemacht, und dieser wünschte sehr, ihn gleich mit nach Japan zu nehmen, damit er von Anfang an bei der Neuordnung des Erziehungs- und Unterrichtswesens mit Rat und That helfe. Nisima hätte dann hoffen können, gleich auch den christlichen Einfluß geltend zu machen. Er hatte zudem persönliche Gründe, die ihm eine baldige Heimkehr nahelegten. Sein jüngerer Bruder war gestorben und der Vater sehnte sich um so mehr nach dem jetzt einzigen Sohn. Nisimas Gesundheit war während des europäischen Winters recht schlecht gewesen. Er litt an Rheumatismus, Schwindel und nervösem Kopfschmerz und hoffte, ein paar Jahre in der Heimat würden ihn herstellen. Doch erwiesen sich schließlich die Gründe, die gegen seine augenblickliche Heimkehr sprachen, als schwererwiegend und er beschloß, zuerst seine theologischen Studien in Amerika zu vollenden. Im März ging er auf einige Wochen zur Kur nach Wiesbaden. Er hielt sich dann noch einige Monate in Deutschland auf, um besser Deutsch zu lernen, und kehrte im September 1873 nach Amerika zurück. Im Frühjahr 1874 hatte er den theologischen Kurs vollendet und konnte sich dem amerikanischen Komite für ausländische Mission als Missionar für Japan anbieten. Im September erhielt er die Ordination.

Schon während seiner Studienzeit war es ihm klar geworden, daß, wenn Japan christianisiert werden sollte, dafür gesorgt werden müsse, daß der höhere Unterricht auf *christlicher Grundlage* erteilt werde. Er kannte den Wissensdurst seiner Landsleute und wußte, daß wenn sie denselben nicht an einer christlichen Universität

befriedigen könnten, sie auf den heidnischen Schulen dem Unglauben und der Unsittlichkeit anheimfallen würden. Wenn aber Bildung und Wissenschaft in den Dienst des Christentums treten sollten, so war die Gründung einer theologischen Schule notwendig, die sich dann allmählich zu einer vollständigen Universität entwickeln konnte. Nisima wünschte besonders, seine Standesgenossen, die Samurais, zu Lehrern seines Volkes heranzubilden. Seit den großen Umwälzungen in Japan, die hauptsächlich durch sie zustande gekommen waren, hatten sie zwar aufgehört als Kaste zu existieren, aber sie hatten viele Charakterzüge bewahrt, die sie besonders geeignet machten, die Träger und Förderer christlicher Bildung in Japan zu werden. Nisima schreibt später über diese Samurais: Sie haben die Revolution angefangen. Sie haben die despotische Regierung des Schoguns gestürzt und die Macht wieder in die Hände des Mikados gelegt. Sie haben das abgelebte asiatische System beiseite geschoben und die lebenskräftige europäische Civilisation an dessen Stelle gesetzt. Sie haben Schulen gegründet, die Presse ins Leben gerufen, die allgemeinen Menschenrechte für jeden verlangt, und jetzt wirken sie für eine freie Verfassung. Ich freue mich, versichern zu können, daß sie auch dazu bestimmt sind, ihren Landsleuten die frohe Botschaft von der Seligkeit zu bringen. Sie sind viel gebildeter als jeder andre Stand. Sie sind keine unwissenden Götzendiener mehr. Ihr Verstand ist an der modernen Wissenschaft geschärft. Wenn wir sie sich selbst überlassen, was wird dann aus Japan werden? Wenn sie untergehen, so geht Japan mit ihnen unter; wenn sie sich aber emporheben, so werden sie die ganze Nation mit sich ziehen. Das Glück oder Unglück Japans liegt in ihrer Hand. Ich glaube, jetzt ist die Zeit, sie zu erreichen, zu retten und für Christum zu gewinnen. Wenn wir sie von dem Netz des Evangeliums wegschwimmen lassen, so werden sie sicherlich in des Teufels Netz gefangen. Er ist ja viel klüger als die Kinder des Lichts. Aber wenn wir sie gewinnen, so gewinnen wir gewiß das ganze Reich des Sonnenaufgangs. Da sie gebildeter sind als die andern Stände, sind sie auch empfänglicher für die christliche Wahrheit. Da sie zu unverbrüchlicher Treue gegen ihre Lehensherrn erzogen sind, werden sie auch gegen den Herrn der Herren treu sein, wenn sie ihn einmal erkannt haben. Da sie den Mittelstand bilden, können sie sowohl den höheren als

den niederen Ständen beikommen. Vielleicht findet sich in diesem Stand einmal ein Saulus von Tarsus. Vielleicht hat Gott eben diese Leute von Anfang erwählt, daß sie ihren Landsleuten das Kreuz vorantragen und sie zu der ewigen Stadt führen.

Ihr werdet mich nun fragen: Wie können wir diesem Stand beikommen? Ich antworte einfach: Gebt uns die beste, entschieden christliche höhere Lehranstalt. Dies ist das einzige Mittel, jene Leute zu befriedigen und zu gewinnen. Meine zehnjährige Erfahrung in Japan hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß eine möglichst gründliche und umfassende christliche Bildung imstande sein wird, die Nation zu retten."

Als Nisima in seine Heimat abreiste, hatte er schon dieselbe Ueberzeugung, die er zehn Jahre später in obigen Worten ausspricht; allein er konnte nicht hoffen, von dem Missionskomite, das sich zunächst auf das eigentliche Missionswerk beschränken wollte, die Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne zu erhalten. Nisima hatte deshalb im Sinn, in der Ansprache, die er bei seiner Abschiedsfeier zu halten hatte, den Zuhörern sein Werk ans Herz zu legen. Die Sache schien nicht sehr hoffnungsvoll. „Als ich die Rednerbühne betrat," schreibt er, „hatte ich die vorbereitete Rede fast vergessen. Aber bald erholte ich mich, meine zitternden Kniee wurden fest, ein neuer Gedanke kam mir und ich sprach etwas ganz anderes, als ich mir ausgedacht hatte. Meine ganze Rede dauerte keine Viertelstunde. Während ich sprach, ergriff mich das innigste Mitgefühl für meine Landsleute und ich vergoß viele Thränen, anstatt für sie zu reden. Aber ehe ich meine schwache Rede vollendet hatte, waren mir ungefähr 5000 Dollar (20000 Mk.) Beiträge für die Gründung des christlichen Seminars in Japan versprochen."

Nisima hatte durch seine feurige Rede, durch seine Erklärung, daß er ohne das Geld nicht nach Japan gehen, daß er auf der Rednerbühne stehen bleiben werde, bis er es habe, seine Zuhörer mit sich fortgerissen, und er konnte mit den Mitteln zur Verwirklichung seines sehnlichen Wunsches nach Japan abreisen.

(Schluß folgt.)

# Die kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

Von E. Miescher, Pfr.

In der vergangenen Himmelfahrtswoche fand in Bremen, der alten Missionsstadt Ansgars, die sogenannte kontinentale Missionskonferenz statt. Dieselbe, auf Anregung von Dr. Fabri, Insp. Zahn und andern als eine Zusammenkunft von eigentlichen Fachgenossen gegründet, hatte 1866 zum erstenmal und 1868, 1872, 1876, 1880, 1884 und 1889 wieder und zwar immer in Bremen getagt, wo sie in dem Hause eines hochherzigen und bewährten Missionsfreundes jedesmal die gastlichste Aufnahme fand. Zwischenhinein, ins Jahr 1885, fiel noch eine außerordentliche Konferenz nur der Vertreter der deutschen Gesellschaften unter Beteiligung eines Kommissärs des Auswärtigen Amtes.

An der diesjährigen Konferenz nahmen teil als Vertreter

1. der Norddeutschen Missions-Gesellschaft, Bremen: Insp. F. M. Zahn;
2. der Rhein. Miss.-Ges.: Insp. Dr. Schreiber, Insp. Spieker u. Theod. Gundert, Präs. d. Komites;
3. der Berliner „ (Berlin I): Direktor Dr. Wangemann, Superintendent Merensky;
4. der Goßnerschen Mission (Berlin II): Pastor Kausch, Insp.;
5. der evang. Missions-Gesellsch. für Deutsch-Ostafrika (Berlin III): Pastor v. Bodelschwingh, Pastor Diestelkamp, Graf Bernstorff;
6. des Frauenvereins für weibl. Bildung im Morgenland in Berlin: Pastor Thiele;
7. der Mission der Brüdergemeine: Bischof Romig in Berthelsdorf, Pred. H. Schneider;
8. der Hermannsburger Mission: Direktor Past. Haccius;
9. der Leipziger Mission: Dir. v. Schwartz, Miss. R. Handmann;
10. der bayr. ev.-luth. Miss. für Ostafrika, jetzt mit Leipzig vereinigt: Pfr. Ittameier in Reichenschwand;
11. der Schleswig-Holstein. ev.-luth. Missionsgesellsch. in Breklum: Insp. Pastor Fiensch;

12. der Neuendettelsauer Missions-Anstalt: Insp. Deinzer;
13. der Neukirchner Mission: Insp. Pastor Stursberg;
14. der Basler Ev. Missions-Ges.: Insp. Oehler, Pfr. Miescher;
15. der Nederlandschen Zendelinggenootschap: Dr. Drost in Delft;
16. der Utrechtschen Zendingsvereeniging: Adriani;
17. der dänischen Missionsgesellschaft (Danske missions Selskap): Propst Vahl, Pastor Aschenfeld-Hansen in Kopenhagen.

Außerdem als Männer der Missionswissenschaft:

D. Warneck in Rothenschirmbach, Red. d. Allg. Miss.-Ztschr.,
D. Grundemann in Mörz,
Karl Paul, Pastor in Lorenzkirch bei Strehla, Sachsen.

Der Vorabend der Konferenz versammelte die schon anwesenden Gäste zu gemütlicher Begrüßung in der Wohnung des Herrn J. Schröder, des Präsidenten des Bremer Komites.

Die Konferenz selbst begann Dienstag den 9. Mai, morgens 9 Uhr, in der hiezu zur Verfügung gestellten Stadtwohnung des leider zur Zeit abwesenden Herrn Vietor, und wurde durch eine Ansprache von Insp. Oehler über 1 Kor. 15, 58 eröffnet. Er führte aus, wie nach diesem Wort feststehen und zunehmen zusammengehöre, indem nur derjenige zunehme, der feststehe im Herrn. In Korinth habe sich eine Richtung geltend gemacht, die nicht den Herrn selbst und seine Auferstehung angegriffen, sondern die allgemeine Totenauferstehung auch dem Leibe nach in Zweifel gezogen habe. Die diese Ansicht vertreten hätten, seien der Meinung gewesen, daß damit nichts Wesentliches für den Glauben verloren gehe. Aber der Apostel bezeuge, daß die scheinbar harmlose Beseitigung eines für unwesentlich erklärten Glaubenssatzes für ein folgerichtiges Denken zur Leugnung des Wesentlichen im Christentum führen müsse, und trete deswegen schon den Anfängen einer Kritik des christlichen Glaubens vom Standpunkt des in der sinnlichen Welt befangenen Denkens aus entschieden entgegen. — Das sei bedeutungsvoll angesichts gewisser theologischer und kirchlicher Strömungen der Gegenwart, gegenüber denen auch uns die Mahnung gelte: seid fest und unbeweglich. Allerdings handle es sich nicht nur um Festigkeit in der Dogmatik, die Mahnung beziehe sich nicht nur auf unsere Stellung zur Lehre über Christus, sondern zu Christus selbst als dem lebendigen Herrn. Der Glaube,

der eine Gemeinschaft mit Christo begründe, würde auch die Grundlage einer Gemeinschaft in Christo zwischen allen, die so zu dem Herrn stehen. Diesen Glauben müßten wir als Missionsleute selber haben und vertreten und den Heiden bringen. Mit ihm stünden wir auf dem rechten Boden, um das Werk des Herrn treiben zu können. In diesem Werk sollten wir immer zunehmen. Es gelte festzustehen im Glauben, vorwärtszuschreiten in der Liebe. Das „nehmet immer zu im Werk des Herrn“ mahne uns, nicht lässig zu sein, nicht geschäftsmäßig zu wirken. Es sei das rechte Losungswort für die Mission, die nie stille stehen dürfe; aber das Wort „Werk des Herrn“ zeige uns auch unsere Schranke. Das unermeßlich große Werk habe sein Maß daran, daß es das Werk des Herrn sei. Wir könnten das Werk des Herrn auch als unser Werk treiben in selbstischer Weise; dann entstehe Konkurrenz mit andern, die auch dem Herrn dienen; aber wenn wir es als des Herrn Werk ansähen, könnten wir uns auch über das Wirken jener mit voller Anerkennung freuen. Es gehöre zu den ethischen Aufgaben, die uns als Missionsarbeitern gestellt seien, uns von der feinen Selbstsucht, die an der Arbeit für den Herrn das Eigene suche, zu reinigen. „Im Werk des Herrn,“ das sei aber auch die Quelle unserer Zuversicht, insofern wir ihm zutrauen dürften, daß er sein Werk nicht werde zu Schanden werden lassen. Je mehr wir feststünden und zunähmen im Werke des Herrn, desto mehr seien wir gewiß, daß unsere Arbeit nicht vergeblich sei in dem Herrn. Einmal sei es unsere thatsächliche Erfahrung, aber auch wenn diese Erfahrung uns je und je versagt sein sollte, Mißerfolge da seien, so könne uns das nicht irre machen, indem wir nicht auf das Sichtbare sähen, sondern auf das Unsichtbare, den Herrn, der erhöht ist und dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden übergeben ist.

Nach dieser Ansprache, die für alle Missionsbestrebungen gleich die rechte Richtung anwies, schritt man zur Konstituierung. Es wurde Inspektor Oehler ersucht, das Präsidium zu übernehmen, und Direktor von Schwartz, den Präsidenten nötigenfalls zu vertreten. Inspektor Kausch und Pastor Paul wurden mit der Aufnahme des Protokolls betraut.

Der gegenwärtige Ausschuß, 1890 in Halle gewählt, bestehend aus den Herren D. Warneck, Insp. Oehler, Insp. Dr. Schreiber,

Direktor v. Schwartz und Direktor Buchner, wurde aufs neue bis zur nächsten Konferenz bestätigt.

D. Warneck erstattete zunächst in kurzem Bericht über die Thätigkeit des Ausschusses in der letzten Periode. Sie umfaßte

1) Verhandlungen mit dem Ev. Oberkirchenrat in Betreff des Eintritts deutscher Theologen in die Mission;
2) Verhandlungen betreffend Besetzung der Marschallinseln durch eine deutsche Mission;
3) Verhandlungen wegen Erschwerung der Annahme von Vermächtnissen durch deutsche Missionsgesellschaften;
4) Verhandlungen mit der Kolonialgesellschaft wegen der in einer Schrift aufgestellten Behauptung, als ob nur die Katholiken etwas in der Mission ausgerichtet hätten;
5) Verhandlungen über die Stellungnahme der Missionsgesellschaften zur Lotterie der Antisklavereigesellschaft, die zu einer entschiedenen Ablehnung von auf diesem Weg zusammengebrachter Unterstützung führten;
6) Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt, betreffend Vertretung der Interessen der deutschen Missionare in China;
7) Verhandlungen über die Stellung zum neuen Evang. Afrika-Verein;
8) Berufung der diesjährigen Konferenz.

Da eine besondere Besprechung über den neugegründeten Evang. Afrika-Verein gewünscht wurde, so wurde eine solche auf abends 6 Uhr angeordnet.

Es folgte das erste Referat von Inspektor Oehler: Ueber unser Verhalten gegenüber den römischen Missionen, speziell in den deutschen Schutzgebieten. Die Hauptgedanken waren folgende: Zuerst müssen wir wissen, welchen Wert wir überhaupt der katholischen Mission beilegen. Einmal wird gesagt: die Katholiken richten nur Aergernis an; dann wieder, man solle sich nicht in Missionsgebiete eindrängen, wo die Römer seien. Dies ist inkonsequent. Die Frage ist die: Arbeitet der Katholizismus für oder wider Christum; fördert oder hindert er das Reich Gottes? Ist die römische Mission eine Erscheinung, auf die sich Bibelstellen wie Röm. 15, 20 und Phil. 1, 18 anwenden lassen, oder ist seine Propaganda auf die gleiche Stufe

mit der des Islam zu setzen? Man kann freilich auch fragen, ob die römische Mission eine Erscheinung von einheitlichem Charakter ist, deren christlicher Wert oder Unwert überall derselbe ist. Aber auch zugegeben, daß der Romanismus, wiewohl immer mehr zum Götzendienst ausartend und den Wahrheitssinn völlig verlierend, noch christliche Elemente und Kräfte hat, so müssen wir doch sagen, das Evangelium von Jesu Christo, als dem einen Mittler, hat universale Bestimmung, und so ist die Anerkennung einer Gebietsteilung und die Ueberlassung eines Gebiets an die Römer, durch deren Wirksamkeit die Heiden mehr gegen das reine Evangelium eingenommen als für dasselbe vorbereitet werden, prinzipiell zu verwerfen. Nur praktische Rücksichten können bewirken, daß man einstweilen von Gegenden sich fern hält, welche von Katholiken besetzt sind. Im übrigen hat man sich gegenüber den einzelnen Vertretern der katholischen Konfession natürlich nach dem Gebot der allgemeinen Menschenliebe zu verhalten; doch ist eine zu große Vertraulichkeit, namentlich in der Mitteilung eigener Pläne, nicht ratsam.

Die Diskussion stimmt im allgemeinen zu. Es wird hervorgehoben: Wenn wir in der Christenheit uns verpflichtet fühlen, unter den Katholiken zu evangelisieren, so können wir nicht in der Heidenwelt prinzipiell eine andere Stellung einnehmen. Es wird bedauert, daß sich noch immer keine Gesellschaft gebildet habe zur Evangelisierung der deutschen Katholiken, während in Frankreich, Belgien, Italien, Spanien dieselbe längst und mit Erfolg betrieben werde.

In paradoxer Weise führte Pastor v. Bodelschwingh den Gedanken aus, daß der Katholizismus eine von Gott uns gesetzte Hilfsmacht sei, worauf von anderer Seite bemerkt wurde, daß derselbe doch wohl nicht als eine Hilfsmacht, sondern höchstens als eine von Gott uns gesetzte und geordnete Zucht aufgefaßt werden könne. Auch darauf wird noch hingewiesen, daß es notwendig sei, falsche entstellende Berichte über unsere Missionen durch katholische Blätter energisch zurückzuweisen. Handelte es sich bloß um die eigene Person, so müßte und könnte man sich solche Lügen gefallen lassen (Matth. 5, 11); aber es handle sich um die Ehre des Herrn und des Evangeliums und um unser Volk, das sich nur zu leicht durch solche Berichte Sand in die Augen streuen lasse. Herr

D. Warneck verdiene gewiß Dank für seine beharrlichen Bemühungen gerade in dieser Beziehung. —

D. Grundemann erhielt nun das Wort zu seinem Referat über: Missionsstatistische Grundsätze. Er beklagt es, daß in dieser Hinsicht noch so wenig Uebereinstimmung erzielt sei. Man sei oft genötigt, Zahlen mit verschiedenen Nennern zu addieren. Die Goßnersche Mission z. B. veröffentliche in der Heimat überhaupt keine Zahlen; andere gäben wenigstens keine Auskunft, wie die Titel ihrer Rubriken aufzufassen seien. Es wäre, so meint er, auch ein Präludium auf die Eine Heerde unter dem Einen Hirten, wenn man sich hierin einmal verständigen könnte. Er schlägt nun vor, daß die Statistik jeder Mission folgende Rubriken aufstellen möchte:

1) Name des Gebiets; 2) Zahl der Stationen; 3) Zahl der europäischen Missionare; 4) Zahl der eingebornen (besoldeten) Gehilfen; 5) Zahl der Christen mit Einschluß der Katechumenen; 6) Zahl der Kommunikanten; 7) Zunahme in einem Jahr; 8) Zahl der Schüler, darunter: Mädchen; 9) Summe der Ausgabe für dieses Gebiet. —

Es folgte nun von 12—1 Uhr die Pause, während welcher an diesem, wie an den folgenden Konferenztagen die Mitglieder vom Hause Vietor in freundlichster Weise bewirtet wurden.

Um 1 Uhr werden die Beratungen wieder aufgenommen und werden die Vorschläge D. Grundemanns in Diskussion gezogen. Da wird nun von D. Warneck die Unzuverlässigkeit der gegenwärtigen Statistik bestätigt, wobei diejenige der Londoner Missionsgesellschaft besonders schlecht wegkommt, deren Sekretäre selber Bitten um Auskunft damit beantwortet hätten, sie wüßten auch nicht, wie diese und jene Zahlen in ihren Berichten aufzufassen seien. Aber auch eine Arbeit von so riesenhaftem Fleiß wie die von Propst Vahl habe infolge solchen Mißstandes relativ geringen Wert. Vahl verteidigt seine Methode und glaubt doch nicht, daß seine Resultate so nutzlos seien. Von dem Vertreter der Goßnerschen Mission wird das von dieser beobachtete Verhalten beleuchtet und namentlich damit begründet, daß die in der Heimat veröffentlichte Missionsstatistik eben auch auf die Missionare eine schlimme Tyrannei ausübe und sie unter Umständen recht beunruhige und quäle. Auf dem Missionsgebiet selber werde auch von ihrer

Gesellschaft eine Statistik aufgestellt, die jedem zur Verfügung stehe, der sie wünsche. —

Seinem zweiten Referat vorhergehend teilt D. Grundemann mit, daß sein neuer kleiner Missionsatlas mit 36 Karten demnächst erscheinen werde. Je nachdem sich Subskribenten für denselben fänden, würde der Preis auf 12 Mk. und weniger angesetzt werden. Er möchte nun die Konferenz anfragen, ob sie zur Beförderung der Verbreitung des Atlasses demselben zu Gevatter stehen, das heißt ihren Namen zur Empfehlung auf dem Prospekt wolle beidrucken lassen. Die Frage wird bejaht.

In seinem Vortrag über das Thema: Die Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden und die Lehren, welche für die Missionspraxis sich ergeben, wiederholt er den anderwärts von ihm auch ausgesprochenen Gedanken, daß die Mission zu einseitig darauf ausgehe, Individuen zu gewinnen und zu bekehren, statt die Völker zu missionieren. Der Auftrag des Herrn sei, nicht die Einzelnen, sondern die Völker zu Jüngern Jesu zu machen, so daß sie in seine, des rechten Lehrmeisters Schule, kämen. Man habe etwas wie eine Angst, breitere Massen hereinkommen zu lassen, und statt daß man die Leute in ihrem Volkszusammenhang lasse, löse man sie, wo sie Christen würden, von demselben ab. Und doch, wenn man die bekehrten Heiden gleich auf die Stufe der europäischen Christen zu erheben versuche, gerate man nur in eine Selbsttäuschung hinein. Der Hindu nehme wohl dem Wortlaut nach das Christentum des Europäers an, aber er verbinde doch damit in so manchen Teilen ganz andere Begriffe. Dem Hindu fehle einmal nach seiner pantheistischen Anschauung der Begriff der persönlichen Verantwortung. Die Idee der Verschuldung sei ihm fast nicht beizubringen. Ebenso fehle ihm der Wahrheitssinn; er frage nicht, wie etwas geschehen sei. Auch sei ihm die Möglichkeit der Keuschheit geradezu undenkbar, welche Auffassung die Kinderheiraten und die Witwenverbrennung zur Folge gehabt habe.

Das vom Referenten entworfene Bild des Christentums in unsern Missionsgemeinden wird nun noch von verschiedenen in der Diskussion ergänzt und beleuchtet. Von den indischen Christen wird gesagt, daß sie noch zu wenig Rückgrat hätten. Es fehle ihnen die Selbständigkeit; sie verließen sich so gern auf den

Missionar, den sie recht bezeichnend „Muttervater“ nennten. Ein beklagenswerter Mangel an Originalität und Initiative sei an ihnen wahrzunehmen, der um so mehr auffalle, als bei vielen der Uebertritt ein gewaltiges Durchbrechen erfordert habe. Immerhin sei es eine Frage, ob der Stand der Missionsgemeinden im Durchschnitt geringer sei, als der unserer landeskirchlichen Gemeinden, der auch viel zu wünschen übrig lasse.

Das Christentum der bekehrten Heiden, meint Insp. Oehler, dürfte verständlicher werden durch Herbeiziehung von Analogien. Es sei ähnlich der Frömmigkeit alttestamentlicher Gottesmänner wie David, oder der Frömmigkeit der Kinder. Bei einem David träten noch so viele Züge ungebrochener Natürlichkeit und Sinnlichkeit hervor und doch, wer könne an der Wahrhaftigkeit seines Glaubensverhältnisses zu Gott zweifeln? So finde sich auch bei Kindern eine aufrichtige Heilandsliebe neben mancherlei arger Ungezogenheit. Es seien eben erst einzelne Seiten des christlichen Lebens erfaßt; stückweise erst sei das eigene Wesen von dem höhern Geist und Leben umgebildet, während manches noch der Erneuerung entbehre. Aber je und je seien es doch geradezu beschämende Züge eines wahrhaftigen Christentums, die einem entgegenträten. Ein afrikanischer Missionar habe ihm gesagt, die Christen in Europa verwunderten sich, wenn ein Gebet erhört werde; der Afrikaner, wenn es nicht erhört werde. Bekannt sei namentlich auch die Thatsache, daß das Sterben unserer Heidenchristen oft ein höchst erbauliches sei, voll Freudigkeit und Lebensgewißheit.

Missionar Handmann führt aus, Abraham sei sein Glaube gerechnet worden zur Gerechtigkeit, wiewohl er sich auch verschiedentlich Lügen habe zu Schulden kommen lassen; so würden auch unsere Heidenchristen durch Glauben selig, nicht durch Verdienst der Werke. Man müsse Geduld mit ihnen haben, wie Gott mit ihnen Geduld habe. Es sei natürlich, daß es mehrerer Generationen bedürfe, bis die christliche Anschauung sauerteigartig das ganze Leben durchdrungen habe. Wenn Tamulenchristen etwa einem Kommers deutscher Studenten, auch Theologen, beiwohnten und Zeugen solchen Kneiplebens würden, so könnten sie auch denken, es bedürfe noch vieler Generationen, bis die christliche Anschauung nach allen Richtungen hin das Leben durchdrungen habe. Unsere Heidenchristen seien es wert, daß man ihnen Vertrauen schenke,

und wenn man ihnen Vertrauen entgegenbringe, so werde es am ehesten dazu dienen, ihren christlichen Charakter zu fördern. In ihrer Mission hätten sie es einmal gewagt, einen der verachteten Parias zum Pastor zu ordinieren und derselbe habe sich auch bewährt; man habe ihn, da er das Evangelium verkündet, geschlagen; man habe ihm gedroht, wenn er wieder komme, so würde man ihm den Garaus machen, und er habe freudig erklärt, daß ihn das nicht hindere wiederzukommen.

Pastor Haccius unterstützt diese Aeußerungen durch die Mitteilung, daß auch sie in ihren Hermannsburger Missionsgemeinden durchwegs eingeborne Aelteste verordnet hätten, die zum großen Teil das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigten.

In der Diskussion wird noch der Rat erteilt, die jungen, zum erstenmal ausziehenden Missionare zu warnen, daß sie nicht zu früh sich ein Urteil über das christliche Leben in den Missionsgemeinden erlauben, sondern zuerst sich eine tiefergehende Bekanntschaft mit demselben erwerben sollten.

Abends um 7 Uhr fand verabredetermaßen im Hause des Herrn Schröder die Spezialkonferenz zur Besprechung des Verhältnisses zum neu gegründeten Evangelischen Afrika-Verein statt.

Am 27. April dieses Jahres wurde der genannte Verein auf eine Aufforderung verschiedener Männer, wie General Strubberg, Graf Arnim, Dr. Büttner, Lehrer am orientalischen Seminar in Berlin, Regierungsrat Steinhausen und anderer hin im Ständehaus zu Berlin gegründet. Er möchte, ähnlich wie der Afrika-Verein deutscher Katholiken den katholischen, den evangelischen Missionen zur Seite treten, diesen durchaus die eigentliche Missionsarbeit überlassend, aber sie unterstützend in der Gründung von Schulen und Erziehungsanstalten für befreite Sklavenkinder, Aussendung von Aerzten und Errichtung von Krankenhäusern. Der Jahresbeitrag beläuft sich auf 1 Mark; es soll so der Verein auf die breiteste Basis gestellt werden. — Die Gründer des Vereins haben sich auf folgende Grundsätze geeinigt: 1) Der Verein wendet sich für Beschaffung der Mittel an die Kreise, die bisher der Mission fern geblieben sind. 2) Er vermeidet jede Einmischung in den innern Missionsbetrieb. Er giebt seine Unterstützung lediglich nach dem Bedürfnis für bestimmte, den Missionsgesellschaften genehme

Zwecke. 3) Der Verein steht auf christlich sittlichem Boden. Er wird nur Leute aussenden, die den Namen eines Christen und Deutschen würdig vertreten.

Ueber diese neue Gründung werden allerdings verschiedene Bedenken geäußert, insofern auf diese Weise leicht die Zersplitterung in der Missionsarbeit noch vermehrt und das nationale Element gegenüber dem eigentlichen Missionszweck in den Vordergrund geschoben werde. Nachdem sich der Ausschuß in ein freundliches Verhältnis zu dem Verein gestellt hat, wird man abwarten müssen, wie er sich weiter entwickelt und wie sich seine Thätigkeit gestaltet.

Zweiter Tag. — Wiederum um 9 Uhr beginnt die Sitzung, die, wie tags zuvor, mit Unterbrechung einer Stunde, bis abends 4 Uhr dauert. Verhandlungsgegenstand war „die Taufordnung für die evangelische Heidenmission." Herr Inspektor Zahn beleuchtete denselben durch ein vortreffliches, den Stoff wie die Form wohlbeherrschendes Referat. Den Inhalt desselben hat der Verfasser selbst in folgende 15 Thesen zusammengefaßt:

1) Die evangelische Heidenmission, wenn sie auch gerne aus der Kirchengeschichte lernen will, muß doch ihre Taufpraxis nicht von dieser, sondern durch die heilige Schrift bestimmen lassen.

2) Dieser folgend beginnt sie ihre Arbeit nicht mit der Taufe, sondern mit der Predigt des Evangeliums, welches zu Jesu einladet.

3) Hat ein Heide auf diese Predigt hin seine Willigkeit erklärt, ein Jünger Jesu zu werden, so ist er zu taufen.

4) Nur wo die Aufrichtigkeit oder die Einsicht des Willigen zweifelhaft ist, hat das Katechumenat eine Berechtigung. Die Dauer des Katechumenats läßt sich nicht allgemein bestimmen, doch ist eine lange Dauer unnatürlich.

5) Das Katechumenat hat dem Kandidaten nichts anderes zu bringen, als die Missionspredigt. Die katechetische Unterweisung ist nur die fortgesetzte Heidenpredigt, deren Form dadurch bestimmt wird, daß sie an Willige gerichtet ist.

6) Die Heidenpredigt und also die katechetische Unterweisung sollte eine kurze Summe dessen geben, was ein Heide wissen muß, um Christ zu werden. Diese Verkündigung sollte auf der Geschichtserzählung der Thaten Gottes zu unserm Heile beruhen und angesichts der sittlichen Notstände des Heidentums besonders hervorheben, daß dieses Heil eine Heiligung des ganzen Menschen meint.

7) Die Arbeiten des Katecheten sind wichtiger als die des Täufers. Der fremde Missionar, der das Christentum am besten versteht, und der einheimische Missionar, der den Heiden am besten versteht, sollten zusammenwirken. Ein Katechismus, der kurz den Inhalt der katechetischen Unterweisung erteilt, ist für den Katechumenen wünschenswert und ein Hilfsbuch zum Katechismus für den Katecheten.

8) Auch bei der Entscheidung über die Zulassung zur Taufe sollte der fremdländische und einheimische Missionsarbeiter zusammenwirken und die Gemeinde in ihren Vertretern gehört werden.

9) Die Missionsarbeiter sind nur Haushalter über die Heilsgüter und dürfen auch die Taufe nur nach dem Willen des Stifters verwalten.

10) Dieser will, daß man taufe, wer mit Wissen sich von Jesu will leiten lassen aus dem Sündenleben in die Gemeinschaft des dreieinigen Gottes und in die Gemeinschaft der Brüder. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Täufling nur ein Anfänger sein kann.

11) Die Aufrichtigkeit dieses Begehrens wird am besten erprobt, wenn man gleich am Anfang das Aufgeben alles dessen fordert, was offenkundig einem Jünger Jesu nicht ziemt, und nur die als aufrichtig erprobten ins Katechumenat aufnimmt.

12) Diese Aufnahme sollte ein besonderer Akt sein, welcher der Gemeinde bekannt gegeben wird, welche fortan ihre zukünftigen Mitglieder mit ihrem Gebete unterstützt. Die Mitwirkung der Gemeinde, des Katecheten oder Täufers und des Täuflings wird helfen, daß ein Mißbrauch des Sakramentes verhütet wird.

13) Größte Vorsicht ist nötig, wenn Halberwachsene, die einer heidnischen Familie angehören, sich zur Taufe melden. — Die Kindertaufe sollte Sitte, nicht Gesetz sein und nur da geschehen, wo eine christliche Erziehung der Kinder zu erwarten ist. Nur da, wo die Kinder wirklich nescientes et nolentes sind, darf die Taufe ohne Unterricht erteilt werden. Aeltere Kinder sollten ihrem Alter entsprechend vor der Taufe unterrichtet werden.

14) Der erfreuliche Akt der Taufe sollte in einer würdigen Feier vollzogen werden, deren Schmuck die Taufe selbst nicht verhüllt, sondern hebt.

15) Zu weiterer Pflege der Getauften sind Paten und Taufzeugen dienlich. Die Kinder werden durch Konfirmation zum

Missionar, den sie recht bezeichnend „Muttervater" nennen. Ein beklagenswerter Mangel an Originalität und Initiative sei an ihnen wahrzunehmen, der um so mehr auffalle, als bei vielen der Uebertritt ein gewaltiges Durchbrechen erfordert habe. Immerhin sei es eine Frage, ob der Stand der Missionsgemeinden im Durchschnitt geringer sei, als der unserer landeskirchlichen Gemeinden, der auch viel zu wünschen übrig lasse.

Das Christentum der bekehrten Heiden, meint Insp. Oehler, dürfte verständlicher werden durch Herbeiziehung von Analogien. Es sei ähnlich der Frömmigkeit alttestamentlicher Gottesmänner wie David, oder der Frömmigkeit der Kinder. Bei einem David träten noch so viele Züge ungebrochener Natürlichkeit und Sinnlichkeit hervor und doch, wer könne an der Wahrhaftigkeit seines Glaubensverhältnisses zu Gott zweifeln? So finde sich auch bei Kindern eine aufrichtige Heilandsliebe neben mancherlei arger Ungezogenheit. Es seien eben erst einzelne Seiten des christlichen Lebens erfaßt; stückweise erst sei das eigene Wesen von dem höhern Geist und Leben umgebildet, während manches noch der Erneuerung entbehre. Aber je und je seien es doch geradezu beschämende Züge eines wahrhaftigen Christentums, die einem entgegenträten. Ein afrikanischer Missionar habe ihm gesagt, die Christen in Europa verwunderten sich, wenn ein Gebet erhört werde; der Afrikaner, wenn es nicht erhört werde. Bekannt sei namentlich auch die Thatsache, daß das Sterben unserer Heidenchristen oft ein höchst erbauliches sei, voll Freudigkeit und Lebensgewißheit.

Missionar Handmann führt aus, Abraham sei sein Glaube gerechnet worden zur Gerechtigkeit, wiewohl er sich auch verschiedentlich Lügen habe zu Schulden kommen lassen; so würden auch unsere Heidenchristen durch Glauben selig, nicht durch Verdienst der Werke. Man müsse Geduld mit ihnen haben, wie Gott mit ihnen Geduld habe. Es sei natürlich, daß es mehrerer Generationen bedürfe, bis die christliche Anschauung sauerteigartig das ganze Leben durchdrungen habe. Wenn Tamulenchristen etwa einem Kommers deutscher Studenten, auch Theologen, beiwohnten und Zeugen solchen Kneiplebens würden, so könnten sie auch denken, es bedürfe noch vieler Generationen, bis die christliche Anschauung nach allen Richtungen hin das Leben durchdrungen habe. Unsere Heidenchristen seien es wert, daß man ihnen Vertrauen schenke,

und wenn man ihnen Vertrauen entgegenbringe, so werde es am ehesten dazu dienen, ihren christlichen Charakter zu fördern. In ihrer Mission hätten sie es einmal gewagt, einen der verachteten Parias zum Pastor zu ordinieren und derselbe habe sich auch bewährt; man habe ihn, da er das Evangelium verkündet, geschlagen; man habe ihm gedroht, wenn er wieder komme, so würde man ihm den Ggraus machen, und er habe freudig erklärt, daß ihn das nicht hindere wiederzukommen.

Pastor Haccius unterstützt diese Aeußerungen durch die Mitteilung, daß auch sie in ihren Hermannsburger Missionsgemeinden durchwegs eingeborne Aelteste verordnet hätten, die zum großen Teil das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigten.

In der Diskussion wird noch der Rat erteilt, die jungen, zum erstenmal ausziehenden Missionare zu warnen, daß sie nicht zu früh sich ein Urteil über das christliche Leben in den Missionsgemeinden erlauben, sondern zuerst sich eine tiefergehende Bekanntschaft mit demselben erwerben sollten.

Abends um 7 Uhr fand verabredetermaßen im Hause des Herrn Schröder die Spezialkonferenz zur Besprechung des Verhältnisses zum neu gegründeten Evangelischen Afrika-Verein statt.

Am 27. April dieses Jahres wurde der genannte Verein auf eine Aufforderung verschiedener Männer, wie General Strubberg, Graf Arnim, Dr. Büttner, Lehrer am orientalischen Seminar in Berlin, Regierungsrat Steinhausen und anderer hin im Ständehaus zu Berlin gegründet. Er möchte, ähnlich wie der Afrika-Verein deutscher Katholiken den katholischen, den evangelischen Missionen zur Seite treten, diesen durchaus die eigentliche Missionsarbeit überlassend, aber sie unterstützend in der Gründung von Schulen und Erziehungsanstalten für befreite Sklavenkinder, Aussendung von Aerzten und Errichtung von Krankenhäusern. Der Jahresbeitrag beläuft sich auf 1 Mark; es soll so der Verein auf die breiteste Basis gestellt werden. — Die Gründer des Vereins haben sich auf folgende Grundsätze geeinigt: 1) Der Verein wendet sich für Beschaffung der Mittel an die Kreise, die bisher der Mission fern geblieben sind. 2) Er vermeidet jede Einmischung in den innern Missionsbetrieb. Er giebt seine Unterstützung lediglich nach dem Bedürfnis für bestimmte, den Missionsgesellschaften genehme

Zwecke. 3) Der Verein steht auf christlich sittlichem Boden. Er wird nur Leute aussenden, die den Namen eines Christen und Deutschen würdig vertreten.

Ueber diese neue Gründung werden allerdings verschiedene Bedenken geäußert, insofern auf diese Weise leicht die Zersplitterung in der Missionsarbeit noch vermehrt und das nationale Element gegenüber dem eigentlichen Missionszweck in den Vordergrund geschoben werde. Nachdem sich der Ausschuß in ein freundliches Verhältnis zu dem Verein gestellt hat, wird man abwarten müssen, wie er sich weiter entwickelt und wie sich seine Thätigkeit gestaltet.

Zweiter Tag. — Wiederum um 9 Uhr beginnt die Sitzung, die, wie tags zuvor, mit Unterbrechung einer Stunde, bis abends 4 Uhr dauert. Verhandlungsgegenstand war „die Taufordnung für die evangelische Heidenmission.“ Herr Inspektor Zahn beleuchtete denselben durch ein vortreffliches, den Stoff wie die Form wohlbeherrschendes Referat. Den Inhalt desselben hat der Verfasser selbst in folgende 15 Thesen zusammengefaßt:

1) Die evangelische Heidenmission, wenn sie auch gerne aus der Kirchengeschichte lernen will, muß doch ihre Taufpraxis nicht von dieser, sondern durch die heilige Schrift bestimmen lassen.

2) Dieser folgend beginnt sie ihre Arbeit nicht mit der Taufe, sondern mit der Predigt des Evangeliums, welches zu Jesu einladet.

3) Hat ein Heide auf diese Predigt hin seine Willigkeit erklärt, ein Jünger Jesu zu werden, so ist er zu taufen.

4) Nur wo die Aufrichtigkeit oder die Einsicht des Willigen zweifelhaft ist, hat das Katechumenat eine Berechtigung. Die Dauer des Katechumenats läßt sich nicht allgemein bestimmen, doch ist eine lange Dauer unnatürlich.

5) Das Katechumenat hat dem Kandidaten nichts anderes zu bringen, als die Missionspredigt. Die katechetische Unterweisung ist nur die fortgesetzte Heidenpredigt, deren Form dadurch bestimmt wird, daß sie an Willige gerichtet ist.

6) Die Heidenpredigt und also die katechetische Unterweisung sollte eine kurze Summe dessen geben, was ein Heide wissen muß, um Christ zu werden. Diese Verkündigung sollte auf der Geschichtserzählung der Thaten Gottes zu unserm Heile beruhen und angesichts der sittlichen Notstände des Heidentums besonders hervorheben, daß dieses Heil eine Heiligung des ganzen Menschen meint.

7) Die Arbeiten des Katecheten sind wichtiger als die des Täufers. Der fremde Missionar, der das Christentum am besten versteht, und der einheimische Missionar, der den Heiden am besten versteht, sollten zusammenwirken. Ein Katechismus, der kurz den Inhalt der katechetischen Unterweisung erteilt, ist für den Katechumenen wünschenswert und ein Hilfsbuch zum Katechismus für den Katecheten.

8) Auch bei der Entscheidung über die Zulassung zur Taufe sollte der fremdländische und einheimische Missionsarbeiter zusammenwirken und die Gemeinde in ihren Vertretern gehört werden.

9) Die Missionsarbeiter sind nur Haushalter über die Heilsgüter und dürfen auch die Taufe nur nach dem Willen des Stifters verwalten.

10) Dieser will, daß man taufe, wer mit Wissen sich von Jesu will leiten lassen aus dem Sündenleben in die Gemeinschaft des dreieinigen Gottes und in die Gemeinschaft der Brüder. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Täufling nur ein Anfänger sein kann.

11) Die Aufrichtigkeit dieses Begehrens wird am besten erprobt, wenn man gleich am Anfang das Aufgeben alles dessen fordert, was offenkundig einem Jünger Jesu nicht ziemt, und nur die als aufrichtig erprobten ins Katechumenat aufnimmt.

12) Diese Aufnahme sollte ein besonderer Akt sein, welcher der Gemeinde bekannt gegeben wird, welche fortan ihre zukünftigen Mitglieder mit ihrem Gebete unterstützt. Die Mitwirkung der Gemeinde, des Katecheten oder Täufers und des Täuflings wird helfen, daß ein Mißbrauch des Sakramentes verhütet wird.

13) Größte Vorsicht ist nötig, wenn Halberwachsene, die einer heidnischen Familie angehören, sich zur Taufe melden. — Die Kindertaufe sollte Sitte, nicht Gesetz sein und nur da geschehen, wo eine christliche Erziehung der Kinder zu erwarten ist. Nur da, wo die Kinder wirklich nescientes et nolentes sind, darf die Taufe ohne Unterricht erteilt werden. Aeltere Kinder sollten ihrem Alter entsprechend vor der Taufe unterrichtet werden.

14) Der erfreuliche Akt der Taufe sollte in einer würdigen Feier vollzogen werden, deren Schmuck die Taufe selbst nicht verhüllt, sondern hebt.

15) Zu weiterer Pflege der Getauften sind Paten und Taufzeugen dienlich. Die Kinder werden durch Konfirmation zum

heil. Abendmahl zugelassen. Die Erwachsenen haben mit der Taufe das Recht zum heil. Abendmahl empfangen. Nur Nebengründe können veranlassen, den Tauftag nicht den ersten Kommuniontag sein zu lassen. Alle Getauften bedürfen der Pflege in einer wohlorganisierten Gemeinde.

16) Die sicherste Gewähr für richtige Verwaltung des Taufsakramentes ist die Verheißung des Herrn: Ich bin bei euch alle Tage bis zu der Welt Vollendung.

Nur wenige Gedanken glauben wir aus den Ausführungen und nachherigen Ergänzungen des Referenten noch beifügen zu sollen.

Die Mission ist schon darum genötigt, in dieser Frage auf die Schrift zurückzugehen, weil die evangelische Kirche weder in ihrer Theologie, noch in ihrem Organismus, noch in ihren Liturgien die nötige Weisung erteilt. Jesus selbst giebt den Befehl: Machet zu Jüngern — „Christen" würde er später gesagt haben — alle Völker; taufet sie und — dann lehret sie halten alles, was ich befohlen habe. Die Missionspredigt ist zunächst Werbung zur Jüngerschaft, sie beginnt nicht mit einem Gebot, sondern einem Angebot. Sie enthält jedenfalls nicht alles, was Jesus geboten hat. In der apostolischen Missionsthätigkeit steht nicht die Taufe im Vordergrund. Paulus erklärt deutlich: Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern zu evangelisieren. Die Taufe wurde meist den Gehilfen überlassen. Paulus „befahl" zu taufen. Offenbar wurde die Taufe ohne Forderung einer längeren Vorbereitungszeit vollzogen, nicht nur am Pfingstfest, sondern auch in Samaria, an dem Kämmerer aus Mohrenland, am Kerkermeister zu Philippi und seinem Hause. Auch später ist das Katechumenat noch nicht absolut gültige Regel. Doch vergaß man immer mehr, daß die Leute Jünger dessen werden sollten, der niemand hinausstieß. Schon Tertullian klagte, daß die Einfalt bei der Taufverwaltung verloren gegangen sei.

Der Missionar kann Gründe haben, die Aufrichtigkeit des Taufbegehrens zu bezweifeln, da hat das Katechumenat wohl seine Berechtigung; aber das Katechumenat soll nicht anders betrachtet werden, denn als Fortsetzung der Missionspredigt unter günstigen Bedingungen, insofern hier kein spottender Widerspruch mehr zu erwarten ist, und der Unterricht wird vornehmlich auf der biblischen

Geschichte beruhen müssen; denn Evangelisieren heißt zunächst die Heilsgeschichte erzählen. Ehe getauft wird, muß natürlich der Uebertretende wissen, um was es sich handelt, was es mit der Abwendung von Götzen und der Zuwendung zu dem lebendigen Gott auf sich hat. Und eine Probe des richtigen Verständnisses und der Aufrichtigkeit wird sein, wenn er abthut, was mit dem Götzendienst im Zusammenhang steht, wie Amulette und Zauberschnüre, und sich lossagt von Verhältnissen, die sich mit dem christlichen Leben nicht vertragen, wie z. B. von der Polygamie. Aber ist darüber Klarheit vorhanden, dann soll eine weitere Verzögerung der Taufe nicht mehr statthaben. Der sel. Inspektor Josenhans hat einmal gesagt, der sei der beste Missionar, der am längsten mit der Taufe warte; dies entspricht kaum der Anschauung der Bibel. Wir sind durchaus nicht berechtigt, anderweitige Bedingungen aufzustellen, wie es auch schon geschehen, z. B. das Gelübde der Abstinenz oder die Fertigkeit im Lesen. Da wird Sauerteig in den Süßteig des Evangeliums gemengt. Ausschließen darf man von der Taufe nur, wen das Evangelium ausschließt, und das kennt jene Bedingungen nicht. Man darf jeden taufen, der Jesu Jünger werden und von ihm lernen will, mit verständnisvoller Willigkeit bereit ist, ein Kind Gottes, des Vaters, zu werden, den Sohn als Mittler anzunehmen und durch den heiligen Geist sich erneuern zu lassen.

Die sich daran anschließende Diskussion fördert keinen prinzipiellen Gegensatz zu Tage. Es wird zugegeben, daß es ein Irrtum der modernen Mission ist, ein gewisses Maß von Wissen als Bedingung der Taufe zu fordern. Aber, so wird betont, es muß doch irgend eine Kenntnis der Heilsthatsachen Gottes zu unsrer Erlösung und ein subjektiver Glaube, ein Heilsverlangen vorhanden sein. Missionar Handmann würde wenigstens das Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott verlangen. Es ist sicherlich auch nicht in der Ordnung, zu taufen, wie es bei der methodistischen Mission in Nordindien üblich ist, fast ohne jegliche vorausgehende Unterweisung, sodaß die Getauften oft nicht wissen, an wen sie glauben, und nach wie vor ihre Götzen anrufen. Mit der Zeit wird sich immer erweisen, daß in dem Maße, als das Katechumenat ein sorgfältig ausgeführtes ist, in dem Maße auch die Gemeinde sich tüchtig auferbaut.

Merensky befürwortet ein doppeltes Katechumenat, ein weiteres und ein engeres. In das erstere wären z. B. auch Polygamisten zuzulassen. In das engere Katechumenat würden die eintreten, die zu einer Loslösung vom heidnischen Unwesen bereit sind. Die Katechumenen sollen das Recht haben, am Gottesdienst teilzunehmen mit Ausnahme des liturgischen Teiles desselben und der Sakramente. Wenn der Referent den getauften Erwachsenen sofort das Recht zur Teilnahme am Abendmahl zusprechen will, so wird von Prediger Schneider dies grundsätzlich zugegeben, aber doch mit der Einschränkung, daß unter dem Gesichtspunkt der Erziehung, insofern die Heiden oft auch wie Kinder zu betrachten seien, unter gewissen Verhältnissen ein Hinausschieben des Abendmahlsgenusses gerechtfertigt und zweckmäßig sein könne. Practica est multiplex.

Wie lange Kinder als nescientes und nolentes und daher ohne vorhergehenden Unterricht zu taufende zu betrachten seien, wird auch noch erörtert. Die Ansichten gehen nicht weit auseinander. Das dritte bis fünfte Lebensjahr wird als die Grenze dieser Stufe bezeichnet.

Die Diskussion zog sich noch in die Nachmittagssitzung hinein. Sie mußte abgebrochen werden, und nun erhielt Senior Ittameyer in Reichenschwand das Wort zu seinem Vortrag über das Thema: Der Missionar und die Notwehr.

Er löst die Frage so: 1) Wenn es sich um ein Leiden um Christi willen handelt, ist keine Notwehr erlaubt und zwar nicht nur da, wo eine Obrigkeit die Verfolgung ausübt, sondern auch, wo sie von einem wilden Pöbel ausgeht.

2) Der Missionar und seine Bekehrten dürfen niemals die Waffen gegen die Obrigkeit — als von Gott eingesetzt — ergreifen.

3) Etwas anderes ist es, wo die Verfolgung nicht um des Glaubens willen, sondern aus räuberischer Absicht erfolgt; da hat der Missionar das Recht der Notwehr so gut als jeder Christ, unter Umständen sogar die Pflicht, wenn es gilt, Angehörige, Begleiter, Gemeindeglieder zu schützen. Immerhin dürfte eine Abwehr durch Offensive, wozu man in gewissen Fällen versucht sein kann, nicht zu billigen sein.

In der Diskussion wird von gewisser Seite die Ansicht durchaus unterstützt, daß der Missionar im Falle eines räuberischen

Ueberfalls zur Notwehr greifen dürfe. Es wird auch darauf hingewiesen, daß in Ostafrika die meisten Missionsstationen als kleine Festungen, sogar mit Schießscharten versehen, gebaut und also zur Abwehr gegen räuberische Horden eingerichtet seien. Ohne diese Verteidigungsfähigkeit würden die Missionare und ihre Gemeinden diese räuberischen Völker geradezu zu Angriffen reizen.

Andrerseits wird aber mit aller Entschiedenheit auf das Bedenkliche einer solchen Situation hingewiesen. Der Missionar, der die Waffe braucht, erscheint in den Augen der Eingeborenen als ein durchaus anderer. Er erscheint nicht mehr als der, der ein höheres Vertrauen hat. Und wo es je dazu kommt, daß Blut vergossen wird, und wäre es auch infolge sonst sehr entschuldbarer Notwehr, da wird das vergossene Blut weiteres Blutvergießen herbeiführen. Es wird Rache geübt werden, wenn nicht am Missionar selber, so an andern, die als seine Stammverwandten angesehen werden. Die Sache Christi wird unter allen Umständen mehr gewinnen durch Dulden, als durch Verteidigung mit andern Waffen als die der Liebe und der Wahrheit. -

Am Schluß der Nachmittagssitzung erhält noch Pastor Thiele von Berlin das Wort, der über die Thätigkeit des dortigen „Frauenvereins für weibliche Bildung im Morgenlande" Bericht erstattet und den Wunsch nach einer engeren Verbindung desselben mit den deutschen Missionsgesellschaften ausspricht. Der Verein hat niemals selbständig Mission getrieben, sondern die von ihm angenommenen und ausgebildeten Arbeiterinnen anderen Missionsgesellschaften zur Verfügung gestellt. Eine Zeitlang war es ihm vergönnt, der Goßnerschen Mission dienen zu können. Gern wäre er auch mit andern deutschen Missionen in Verbindung getreten; dies gelang jedoch nicht. Die meisten seiner Arbeiterinnen mußten infolge davon im Dienst der englisch-kirchlichen Mission ihre Verwendung suchen. In neuester Zeit erst hat die Barmer Missionsgesellschaft wieder das Anerbieten einer weiblichen Missionsgehilfin von seiten des Frauenvereins angenommen. — Pastor Thiele ersucht die anwesenden Vertreter der Missionsgesellschaften, gegebenen Falls sich an den Berliner Verein um Stellung von Missionsgehilfinnen zu wenden, erbittet sich auch von der Versammlung darüber Rat, ob sie die Errichtung eines besondern Seminars für weibliche Missionsarbeiterinnen befürworten würde.

Die letztere Frage wird entschieden verneint. Die Verwendung von weiblichen Arbeitskräften in der Mission sei eine so verschiedenartige, daß ein gemeinsamer Seminarunterricht kaum die richtige Vorbildung sein dürfte. Man ist zwar dankbar für das Anerbieten des Vereins, kann aber nicht viel Aussicht auf Inanspruchnahme dieser Hilfe machen, indem die Aussendung einzelnstehender weiblicher Personen eine beschränkte sei und sich für die vorhandenen Stellungen leicht die geeigneten Persönlichkeiten in dem näheren Bekanntenkreise der einzelnen Missionsgesellschaften fänden. Man zweifelt namentlich auch an der Richtigkeit und Durchführbarkeit der Forderung, die der Frauenverein an seine Arbeiterinnen stellt, während sechs Jahren kein Verlöbnis einzugehen. Auch weist man auf die Schwierigkeiten hin, zweien Herren, bezw. zweien Komites dienen und von ihnen abhängig sein zu sollen.

In einer auf 7 Uhr abends anberaumten Sitzung wird Inspektor Pastor Fiensch Gelegenheit gegeben, sich über die in der Breklumer Missionsgesellschaft eingetretene Spaltung auszusprechen, diesbezügliche Fragen zu beantworten und sich den Rat der Kollegen zu erbitten.

Dritter Tag. — Der dritte Tag fällt auf das Himmelfahrtsfest. Da findet keine Sitzung statt. Dagegen ist auf abends 5 Uhr eine Missionsfeier in der Liebfrauenkirche angeordnet. Dieselbe nimmt unter großer Beteiligung der Gemeinde, welche die Kirche bis auf den letzten Platz füllt, einen recht gesegneten Verlauf. Herr Inspektor Zahn eröffnet mit dem Hinweis, wie die Mission ein Zeugnis sei dafür, daß dem Herrn alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden. Es folgen Ansprachen von Inspektor Oehler aus Basel, Inspektor Dr. Schreiber von Barmen, Propst Vahl aus Dänemark, Superintendent Merensky, die durch Mitteilungen aus den verschiedenen Missionsgebieten übereinstimmend darthun, wie das Evangelium sich als eine Kraft erweist, die Menschen und Völker zu erneuern. Herr D. Warneck macht den Schluß, indem er von dem Niedrigkeitsweg redet, durch den die Mission vielfach geführt wird. Wir hätten, so sagte er, keine Verheißung, daß wir unfehlbare Arbeiter in der Mission haben würden. Soweit die Mission göttliches Werk sei, sei sie unfehlbar und stehe über aller Kritik, nicht aber soweit sie menschliches Werk sei. Da hätten wir immer wieder zu lernen

und Fehler abzulegen. Daß wir das wenigstens wollten, zeige die gegenwärtige Konferenz. Der Apostel rede von der göttlichen Thorheit, die weiser sei denn die Menschen, und von der göttlichen Schwachheit, die stärker als die Menschen sei. Diese müßten wir auch in der Mission immer besser verstehen lernen. Es sei uns wohl schwer, z. B. das Sterben in der Mission, das Sterben oft der besten, treusten Zeugen zu verstehen. Und doch sei der Martyriumsweg in der Mission, der doch immer etwas Heroisches an sich habe, noch nicht der am schwersten verständliche. Schwerer noch sei es zu verstehen, wenn es in der Mission durch viel Mißerfolg, Enttäuschung hindurchgehe und die menschliche Erbärmlichkeit darin zu Tage trete. Wir möchten gern Staat machen mit der Mission vor der Welt, aber das gehe oft ganz und gar nicht. Der Herr lege es eben nicht darauf an, dem weltlichen Sinn, der noch in seinen Jüngern steckt, Nahrung zu geben. Aber wer es recht betrachte, dem werde es offenbar, wie gerade darin sich die Majestät der göttlichen Demut und Geduld offenbare.

Die ganze Feier mit den sechs Ansprachen und dem jeweiligen Gemeindegesang dauerte zwei Stunden.

Vierter Tag. — Das Thema: „Die Vertretung der Mission in der Presse,“ Referent D. Warneck, war auf diesen letzten Tag verschoben worden. Die noch weiter zu erledigenden Traktanden nötigten ihn, sich kurz zu fassen.

Zugegeben, so führt er aus, daß es für die Mission besser gewesen, als die Wasser Siloahs noch in der Stille geflossen seien, so sei es nun heute einfach nicht mehr möglich, in der Verborgenheit zu bleiben. Die Zeitungen berichteten doch darüber, und nun sei es notwendig, daß sie wenigstens der Wahrheit gemäß berichteten. Die Katholiken hätten eine organisierte Preßthätigkeit und diese habe es soweit gebracht, daß unsere Zeit gegenwärtig unter dem Zeichen einer katholischen Verzauberung stehe. Um so weniger dürfe die evangelische Mission die Presse vernachlässigen, gewiß nicht, um durch dieselbe für das Gotteswerk Reklame zu machen, aber doch die Gegenwart über das, was thatsächlich auf dem Missionsgebiet geschehe, zu informieren.

In der Diskussion wird freilich auch auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die es mit sich bringe, wenn die Mission sich häufiger in der politischen Presse hören lasse. Selbstverständlich

müsse da die Sprache Kanaans vermieden werden; aber leicht werde man auch dazu kommen, die kulturelle, humane, kommerzielle Bedeutung der Mission einseitig hervorzuheben und dadurch den eigentlichen Missionszweck zu verleugnen zum Schaden der Sache. Das Sprichwort treffe hier auch zu: „bene vixit qui bene latuit.“ — Im allgemeinen ist man aber, auch um des deutschen Vaterlandes willen, einverstanden, daß etwas in Beziehung auf die Presse geschehen könnte und sollte.

Warneck machte nun folgende Vorschläge:

1) Jede Missionsgesellschaft beauftrage ein Mitglied seines Arbeitspersonals, positive Mitteilungen in besonders zu bestimmenden Zeitungen zu machen und wiederum in diesen Zeitungen vorkommende Angriffe zurückzuweisen.

2) Dem Ausschuß der deutschen Missionsgesellschaften seien die Namen des obigen Beauftragten, sowie der ins Auge gefaßten Blätter zu nennen.

3) In allen allgemeinen Missionsangelegenheiten sei der Ausschuß mit der Aufgabe betraut, im Namen der deutschen Missionen die Vertretung zu besorgen.

4) Es sollte eine sachkundige, federgewandte, mit der nötigen

Die Brüdermission hat beständig als Ziel im Auge gehabt, die Missionsgemeinden zur völligen Selbsterhaltung und Selbständigkeit zu bringen. Es ist ihr noch nicht in beträchtlicherem Maße gelungen, ohne europäische Missionsarbeiter auszukommen. Sie hat verschiedene Wege eingeschlagen, um Eingeborene heranzuziehen, die zur Gemeindeleitung tüchtig wären. Der eine war der, eingeborene Knaben in einer Anstalt zu erziehen und auszubilden. Ein anderer, junge Männer nach Europa kommen zu lassen und ihnen hier zu einer wirklichen Bildung zu verhelfen. Die Früchte entsprachen den Erwartungen nicht. Die Anstaltserziehung hatte ihre Nachteile und ebenso hatte die Berührung mit der europäischen Civilisation für die Eingeborenen meist nur den Erfolg, daß sie eitel und ehrgeizige Streber wurden. Am besten gelang noch dies, erwachsene Bekehrte draußen zu Lehrern und Aeltesten zu machen, obschon auch hier traurige Erfahrungen nicht ausblieben.

Wo man, so führte Referent weiter aus, eingeborene Missionare habe, da erhöben diese den Anspruch, auch die gleiche Stellung wie die europäischen Missionare einzunehmen und namentlich in Beziehung auf den Gehalt gleichgehalten zu werden. Sie ließen den Einwand nicht gelten, daß sie als Eingeborene billiger auskommen könnten. Gebe man aber diesem Verlangen nach, so sei die mißliche Folge die, daß die heimatliche Missionsgemeinde für den Gehalt aufkommen müsse, denn ein Gehalt, wie ihn der Europäer beziehe und beziehen müsse, übersteige die Kräfte der eingeborenen Christenbevölkerung.

Aus der Diskussion geht hervor, daß mehrere Missionsgesellschaften den Begriff eines eingeborenen Missionars gar nicht kennen. Sie haben eingeborene Lehrer, Katechisten, Evangelisten, Pastoren, aber keine eingeborenen Missionare. Im weitern wird auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen Völkerschaften, die unter europäischer Abhängigkeit und deren Einfluß stehen und solchen, die ihre Unabhängigkeit noch gewahrt haben. Bei Völkerschaften der erstern Art, die vielleicht nicht einmal mehr ihre eigene Sprache, sondern englisch oder holländisch sprechen, sei es fast unmöglich, eine Selbständigkeit der Gemeinden zu erzielen. Anders stehe die Sache bei denen, die noch ihr eigenes Volkstum haben; da gelange man eher dazu, tüchtige Gemeindeleiter und

Pastoren zu gewinnen. Bei der Ausbildung eingeborener Pastoren solle man das Ziel aber nicht zu hoch stecken. Es sei sehr fraglich, ob das Studium einer fremden Sprache, wie das Griechische, zu fordern sei. Unsere Pastoren seien vor 800 Jahren auch nicht mit der Gelehrsamkeit ausgerüstet gewesen, wie heute.

Als letztes der Traktanden reiht sich noch eine Besprechung an über das Thema: „Mäßigkeitsvereine in der Mission", eingeleitet durch ein in englischer Sprache verlesenes Votum von Bischof Romig. Er stellte folgende Thesen auf:

1) Es ist ein unberechenbares Unrecht an den heidnischen Bevölkerungen dadurch verübt worden, daß man den Gebrauch berauschender Getränke freigab.

2) Der freie Gebrauch berauschender Getränke in Heidenländern ist eines der größten Hindernisse des Evangeliums, gegen welches die Missionare zu kämpfen haben.

3) Es ist die Pflicht der Missionare und Missionsgesellschaften alles zu thun, was in ihrer Macht steht, um diesem Unheil entgegenzuarbeiten.

4) Eines der besten bis jetzt entdeckten Heilmittel ist die Bildung von Vereinen, deren Mitglieder freiwillig sich verpflichten, dem Gebrauch oder Mißbrauch berauschender Getränke zu entsagen.

5) Die Einführung solcher Mäßigkeitsvereine in der Mission

Folgen hinweisen, zu einem freiwilligen Verzicht zu veranlassen suchen, aber Zwang zu üben, sei ungehörig. Darauf wird nun freilich erwidert, daß dies ein doktrinärer Standpunkt sei. Die Eingeborenen seien nun einmal nicht imstande sich zu beherrschen; sie könnten nur entweder gar nicht oder dann unmäßig trinken. Wenn sich etwas als ein thatsächliches Gift erweise, so dürfe es doch verboten werden.

Um 2 Uhr wurden die Verhandlungen, die über das Programm hinaus um 1 Uhr wieder waren aufgenommen worden, beendigt, nachdem noch der Druck des Protokolls und des Zahn'schen Referats und ein Danktelegramm an den abwesenden so gastlichen Hausherrn beschlossen worden war.

Nach so vollbrachter Arbeit versammelte man sich noch einmal um 3 Uhr im schönen Festlokal des Bürgerparks zu einem Mittagsmahl, das die Gastfreundschaft der Bremer Freunde der Konferenz zu Ehren veranstaltet hatte und an dem gegen hundert Personen, Damen und Herren, teilnahmen. Da war noch Gelegenheit, dem Dank für alle in Bremen erfahrene Liebe und Freundlichkeit Ausdruck zu geben, und man erhielt noch manches gute Wort mit auf den Weg, in welchem die Freude an dem Werk des Herrn durchklang, dem zu dienen die kontinentale Missionskonferenz wieder getagt hatte.

Was ist nun das Ergebnis der Konferenz gewesen? Es sind wenig bindende Beschlüsse gefaßt worden und keine von größerer Wichtigkeit. Keine neuen Unternehmungen wurden ins Leben gerufen. Aber im höchsten Grade anregend und belehrend war die gegenseitige Aussprache in dem engern Kreis von meist eigentlichen Fachleuten. Und dabei stellte sich doch deutlich heraus, daß man in vielen Stücken über das anfängliche unsichere Tasten in der Missionsarbeit hinaus und zu gesicherten Erfahrungen und bewährten allgemein anerkannten Grundsätzen fortgeschritten ist, die in der Zukunft den Weg zu weisen geeignet sind. Es war ein herzlich brüderliches Beisammensein ohne jeden Mißton. Der Segen dessen ruhte darauf, dessen Himmelfahrtsfest in die Konferenztage fiel. Er schenke es, daß auch diese Tage dazu dienen, die Einigkeit im Geist zu fördern unter denen, die es im Glauben unternommen haben, seinen Missionsbefehl auszuführen.

# Erläuterung zu dem Bild:

## Gottesdienst der Dschainas.*)

Es ist eine eigentümliche Gruppe von Männern und Weibern, die uns unser Titelbild vor Augen führt. Fast scheint es, als ob die ganze Versammlung dem Manne in der Mitte ihre Andacht darbrächte. Wir haben es in der That mit einer Hindusekte zu thun, die das Dasein eines persönlichen Gottes in Abrede stellt und in Menschenvergötterung verfallen ist. Die Sekte der Dschainas, d. h. „die sich selbst Ueberwindenden" sind sehr zahlreich im westlichen Vorderindien und ihr ganzer Gottesdienst besteht in der Verehrung ihrer großen Weisen, von denen sie glauben, daß sie durch Weltentsagung und tugendsamen Wandel zu göttlicher Würde aufgestiegen seien. Wir verstehen daher auch, warum sie dem auf dem Ehrensitze in ihrer Mitte weilenden Guru (Lehrer) göttliche Ehrfurcht erweisen. Er ist auf dem Wege der Askese zu einem solchen Grade von Heiligkeit gelangt, daß er nach ihrer Meinung der Vollkommenheit nahe steht. Vor dem Heiligen befindet sich ein Lesepult, auf welchem aus den 50 heiligen Büchern, „Sutras" genannt, vorgelesen wird und das kleine Gestell vorne dient zum Verbrennen der

in deren Fleisch Samenkörner zerstreut sind, und rühren mit den Händen kein Fleisch an. Sie sind es, die Spitäler für kranke Tiere, für Flöhe und Wanzen u. s. w. unterhalten.

Von der Liebe aber, die des Gesetzes Erfüllung ist, wissen diese Leute nicht viel und gleichen mit ihrer Selbstgerechtigkeit nur zu sehr den Pharisäern, die der Heiland samt ihren Werken Matthäi 23 so treffend gezeichnet hat.

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### Hinterindien und der malaiische Archipel.

Von Bedeutung für die Mission der amerikanischen Baptisten in Barma ist die in den zwei letzten Jahren vor sich gegangene Ausdehnung des Werks im Oberland unter den sogenannten Schan-Stämmen. Es ist dies erst möglich geworden, seit der bisher noch unabhängige Teil von Ober-Barma unter englische Oberhoheit gekommen ist. Die der Mission dadurch nach Norden hin geöffneten Thüren sind denn auch ungesäumt benützt worden, um mit dem Evangelium zu den Schans und zu dem räuberischen Bergvolk der Katschin vorzudringen. Man steht damit bereits an den Grenzen Chinas.

Zu der im Jahr 1890 unter den Schans angelegten Station Thibo sind im letzten Jahr noch die beiden weiteren Arbeitsposten Mone und Bhamo hinzugekommen. Letzteres soll der Arbeit unter den chinesischen Schans dienen. Wichtig ist, daß neuerdings die ganze Bibel in der Schan-Sprache von Dr. Cushing übersetzt und durch den Druck geführt worden ist. Nicht mit Unrecht erblickt man darin ein wichtiges Mittel, um dem Volk dadurch in wirksamerer Weise als bisher mit dem Evangelium nahe zu kommen und den Ausbau der Gemeinden zu fördern. Das Werk steht zwar auf diesen vorgeschobenen Posten noch ganz in den Anfängen, aber die Erstlinge sind getauft und die Baptisten blicken mit froher Zuversicht in die Zukunft. Mit der Errichtung obiger drei Stationen ist jedoch nur ein sehr kleiner Teil des nach Norden hin unbegrenzten Gebietes besetzt, zumal im Vergleich von Unter-Barma, das verhältnismäßig sehr viele Arbeitsposten zählt und ein sehr zahlreiches Arbeiterpersonal, besonders auch aus den Eingebornen, aufweist. So ist z. B. die Bevölkerung im großen Tschindwin-Thal im Westen, das auf der

Heerstraße von Barma nach Assam und Vorderindien liegt, von der Mission noch ganz unberührt geblieben. Der letzte Bericht der Baptisten macht deshalb darauf aufmerksam, daß man dort ohne Säumen die Arbeit aufnehmen sollte. Auch ist der äußerste Norden von Ober-Barma noch zu besetzen und es sind deshalb bereits Schritte gethan worden, die Stadt Mogaung demnächst als Arbeitsposten aufzunehmen.

In Unter-Barma, wo die Baptisten seit Judsons Zeit unter den Barmanen und Karenen arbeiten, schreitet das Werk in gleichmäßigem Wachstum fort. Besonders günstig hat sich dasselbe unter den verschiedenen Stämmen der Karenen entwickelt, die weit zugänglicher und opferwilliger sind als die stolzen buddhistischen Barmanen. Letztere gelten als äußerst unwissend und bigott. Recht betrübend ist der Umstand, daß im heutigen Barma der moderne Unglaube, dem nichts mehr heilig ist, in erschrecklichem Maße zunimmt, und daß ein Geschlecht heranwächst, das zwar vom herkömmlichen Buddhismus wenig oder gar nichts wissen will, aber auch dem Christentum ferne steht. Ein Missionar spricht deshalb die Ueberzeugung aus, daß der Kampf, der dem Christentum in Barma bevorstehe, nicht zwischen ihm und dem alten Buddhismus zum Austrag kommen werde, sondern zwischen dem Christentum und dem Unglauben des „jungen Barma“. „Denn daß der Buddhismus im Verfall begriffen ist und seiner Auflösung entgegengeht, das bezweifelt hier niemand. Aber was soll aus dem gottentfremdeten, hoffnungs-

der bekannte amerikanische Oberst Olcott als Direktor und Ratgeber. Als thätiges Mitglied thut sich auch Sir Edwin Arnold, der Verfasser von „das Licht Asiens“, bei dem Unternehmen hervor. Nach dem Programm der Gesellschaft soll zunächst ein großartiges Buddhisten-Kloster und eine Hochschule errichtet werden, um darin eine Schar tüchtiger Leute aus China, Japan, Siam, Kambodscha, Nepal, Barma, Ceylon, Tibet und andern buddhistischen Ländern für die beabsichtigte Mission heranzuziehen. Ferner sollen die alten buddhistischen Schriften in allen Sprachen Indiens veröffentlicht und verbreitet werden. Zu diesem Zweck möchten die Buddhisten der ganzen Welt die Summe von 100000 Rupien aufbringen, die man in Staatspapieren anlegen will. In seinem mündlichen Vortrag verfehlte jener buddhistische Apostel nicht, darauf hinzuweisen, wie die gelehrte Welt sich neuerdings, nachdem der Buddhismus seiner Zeit aus Indien verdrängt und seine Litteratur fast in Vergessenheit geraten sei, wieder mit derselben beschäftige und wie die Lehren Gautamas jetzt überall die Aufmerksamkeit der abendländischen Orientalisten auf sich gezogen hätten, sodaß sie einen Teil ihrer philosophischen Studien ausmachten. Besonders sei das obenerwähnte Buch Sir Edwin Arnolds, worin er den Buddhismus als das Licht Asiens verherrlicht habe, jetzt zum Handbuch von Hunderttausenden von Verehrern Buddhas im Westen geworden. — Damit will man den schlafenden Riesen aus seinem vieljährigen Schlummer wecken und aus dem Traumleben zu neuer Thatkraft aufrütteln. Aber er dürfte wie Simson bei seinem Erwachen finden, daß ihm während seines hundertjährigen Schlummers die Locken seines Hauptes geschoren worden sind und seine Kraft von ihm gewichen ist. Und doch wird die Mission in den Gebieten, wo der Buddhismus ein wenn auch geschwächtes Dasein führt, mit derlei Wiederbelebungsversuchen rechnen müssen.

Die amerikanischen Baptisten haben nach dem letzten Census von 1892 eine stattliche Schar von Arbeitern in Barma stehen und zwar: auf 22 Haupt- und 497 Außenstationen 133 (davon 92 weibliche) Missionare und 6 Aerzte; ferner: 155 ordinierte und 455 eingeborne Laienprediger, 24 Bibelfrauen und 56 sonstige eingeborene Gehilfen — also ein Gesamtpersonal von 829 Missionsarbeitern. Im Jahr 1891 wurden allein 1936 Personen getauft. Die Zahl aller Gemeindeglieder betrug 30253 Seelen. Von den 550 Gemeinden erhalten sich selbst 333. An den 491 Schulen, von denen 278 sich selbst erhalten und die von 11607 Schülern besucht wurden, stehen 461 Lehrer und Lehrerinnen. Die von den Gemeinden aufgebrachten Beiträge für Kirchen-, Schul- und Gemeindezwecke betrugen 221277 Mark.

Außer den Baptisten arbeitet noch die englische Ausbreitungsgesellschaft in Barma, über deren Wirksamkeit die Allgemeine Missions-Zeitschrift von D. Warneck im letzten Halbjahr einen eingehenden und interessanten Artikel gebracht hat. Nach ihm umfaßt die gegenwärtige Missions-Diöcese ganz Britisch-Barma, die Andaman- und Nikobar-Inseln mit einem Flächeninhalt von rund 100000 englischen Geviertmeilen, auf dem sich eine Bevölkerung von ungefähr 3012000 Seelen befindet. Unter den Barmanen wie unter den Karenen schreitet das Werk rüstig vorwärts. Die Gesellschaft hat jetzt 7 Hauptstationen besetzt und in 70 Ortschaften wohnen Bekehrte; die Arbeit wird von 14 ordinierten englischen Missionaren, 8 ordinierten eingebornen Predigern und 115 Lehrern und Katechisten gethan. Von dem in Verbindung mit der Gesellschaft arbeitenden Damenverein (Ladies' Association) werden 9 europäische Lehrerinnen und 10 eingeborne Hilfslehrerinnen unterhalten; zwei Damen arbeiten unentgeltlich in den Mädchenschulen. Im vergangenen Jahr wurden 399 Seelen getauft. Die Gesamtzahl der Bekehrten beläuft sich auf 6285, unter denen 2617 Kommunikanten sind. In der Vorbereitung zur Taufe standen am Ende des Jahres 1192 Personen. Die Zahl der Schulen, die von 4123 christlichen und heidnischen Schülern besucht wurden, betrug 63. (Allg. Miss.Ztschr. S. 221.)

In dem im Osten an Barma grenzenden Siam, das nach dem letzten Census rund 6 Millionen Einwohner zählt und zwar: 2 Mill. Siamesen, 2 Mill. Laos, 1 Mill. Chinesen und 1 Mill. Malaien, haben die amerikanischen Presbyterianer noch immer einen harten Stand. Ihre Arbeit verteilt sich auf zwei Gebiete — auf das eigentliche Siam im Süden und auf die Tributärstaaten von Laos im Norden. In letzterem, wo 1869 die Erstlinge getauft wurden, hat indes die Mission einen weit fruchtbareren Boden gefunden, als im südlichen Siam. Das Werk berechtigt dort zu den schönsten Hoffnungen und gewinnt besonders dadurch an Wichtigkeit, daß es den Ausgangspunkt für die demnächst in Aussicht genommene Arbeit unter den nördlicheren Bergvölkern bildet.

Im eigentlichen Siam hat die Mission auch in letzter Zeit nur sehr langsame Fortschritte gemacht und die Zahl der presbyterianischen Gemeindeglieder beträgt nach jahrelanger mühevoller Arbeit erst 308 Kommunikanten. Mittelpunkt der Missionsthätigkeit im südlichen Siam ist die Hauptstadt Bangkok mit ihrer 700000 zählenden Einwohnerschaft. Die Missionare haben hier bis jetzt ihren christlichen Heldenmut vornehmlich in der Geduld zu beweisen gehabt. Nach langer beharrlicher Arbeit sind nun aber die ersten Anzeichen von einer zu hoffenden größeren Ernte wahrnehmbar. 24 Glieder konnten im

letzten Jahr der dortigen Gemeinde einverleibt werden. Auf ausgedehnten Predigtreisen haben die Missionare das Evangelium unter der Bevölkerung verkündigt und zahlreiche Exemplare der heil. Schrift bei dieser Gelegenheit verbreitet. Von Wichtigkeit ist die in Bangkok arbeitende Missionsdruckerei, auf der im letzten Jahr 2 Millionen Seiten Bibeltext und ebensoviele Seiten christlicher Traktate hergestellt wurden. Außerdem ging aus ihr im Laufe des Jahres eine zweite illustrierte Auflage von „Bunyans Pilgrimreise" in 6000 Exemplaren hervor, sowie ein weiteres Büchlein: „Das Leben Christi." Auch besorgte die Presse ein Monatsblatt, dessen Leser über ganz Siam hin bis in das nördliche Laos-Gebiet zerstreut sind. — Recht erfreulich hat sich die Hochschule mit ihren 141 Zöglingen entwickelt.

Die zweite siamesische Hauptstation ist Petschaburi mit 4 Außenplätzen. Hier ist eine ärztliche Mission thätig, die zugleich ein Hospital unterhält. Auch von dieser Station aus ist im letzten Jahr viel gereist worden, während die Erfolge am Platz selbst noch sehr gering zu sein scheinen. Dasselbe gilt von der dritten, erst 1889 angelegten Station Ratburi, wo vornehmlich ärztliche Mission, Schularbeit und Reisepredigt die Missionare beschäftigt.

In Siam stehen zur Zeit 7 ordin. Missionare, 2 Missionsärzte und 4 Missionarinnen in der Arbeit und außerdem noch 35 eingeborene Gehilfen. Die 7 Gemeinden zählen 308 Kommunikanten und die 13 Schulen werden von 413 Schülern besucht.

Ermutigender sind die Erfolge im Innern des Landes unter dem Volk der Laos. In der Hauptstadt Tschiengme, die etwa 200 Std. nördlich von Bangkok am Menam liegt, hat sich das Missionswerk sehr hoffnungsvoll entwickelt. Die Schulen sind gut besucht, die ärztliche Mission hat einen starken Zuspruch und durch die neuerdings aufgestellte Druckerpresse werden die litterarischen Erzeugnisse vervielfältigt. Auch Uebertritte sind hier weit zahlreicher als in Siam, so z. B. 216 im letzten Jahr. Von besonderer Bedeutung ist Tschiengme aber für den Vorstoß nach Norden hin, der bereits nach vier Richtungen hin stattgefunden hat. Ueberall findet die Mission unter den dortigen Bergstämmen offene Thüren und an allen vier Orten ist bereits der Anfang zu kleinen Gemeinden gemacht worden.

Unter diesen Bergvölkern, die sehr zahlreich sind und den Karenen in Barma nach Erscheinung und Lebensart vielfach ähneln, hat man besonders den Musurs neuerdings Aufmerksamkeit geschenkt. Von ihrem Dasein wußte man noch vor 10 Jahren kaum etwas. Erst im Jahre 1886 wurde ein Dorf derselben von einem Missionar zum erstenmal besucht. Sie sind ein herumstreifender Volksstamm,

letzten 20 Jahren kaum verändert. Der letzte Jahresbericht weist nur 355 Gemeindeglieder auf.

Wegen seines Alters trat Setschele vor einigen Jahren seine Häuptlingswürde an seinen ältesten Sohn ab und damit wurde auch so manches Band gelöst, das ihn bisher noch an die heidnischen Sitten seines Volkes geknüpft und von der Aufnahme in die christliche Gemeinde ferngehalten hatte; denn wiewohl er letzteres schon längst wünschte, so konnten sich die Missionare doch nicht entschließen, den Bakwena-Konstantin in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen. Erst nach jenem Schritt konnte dies geschehen. Nun ist er seinem ersten Lehrer, dem unvergeßlichen Livingstone, im Tode nachgefolgt und hat, wie wir hoffen, noch in der elften Stunde den Eingang ins Reich Gottes gefunden.

Berichtigung. — Nach bestimmteren Nachrichten von der Goldküste ist Dr. Eckhardt am 24. April infolge eines Leberabscesses gestorben und zwar nicht auf seiner Station Odumase, wie wir annahmen (vgl. Juni-Nummer), sondern in Aburi, wohin er während seiner Krankheit verbracht worden war.

## Bücheranzeige.

**Oehninger,** Pfr. Fr. **Miniaturbilder** aus persönlichem Verkehr mit Vertretern verschiedener Kirchen und Richtungen. Basel 1893. Verlag von A. Geering. 256 S. Fr. 4.

Der Verfasser giebt in diesen Miniaturbildern eine reiche Auslese seiner Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen, die den Leser auf einem weiten Gebiet der verschiedensten kirchlichen Richtungen und der mannigfachsten Lebensstellungen herumführen. Die Weitherzigkeit und Milde, mit der die mancherlei Erscheinungen beurteilt werden, ist außerordentlich wohlthuend und der Verfasser spricht sogar die Meinung aus, daß der briefliche und persönliche Verkehr mit Theologen aller Richtungen ihm „die mannigfaltige Weisheit Gottes an der Gemeinde Jesu Christi“ geoffenbart und ihm dazu verholfen habe, daß er während seines Lebens gewissermaßen „die heilige allgemeine Kirche geschaut und mit Händen betastet habe.“ Seine Ausführungen werfen manches überraschende Licht auf die gegenwärtigen theologischen Zeitrichtungen und größtenteils noch lebende theologische Persönlichkeiten. Aber auch eine ganze Gallerie von Laien und Frauengestalten sind in dem Buch vertreten. Verwunderlich ist, daß bei allem Persönlichen, das zur Sprache kommt, der eigene kirchliche Standpunkt des Verfassers, der Irvingianer ist und doch dabei der zürcherischen Landeskirche als Geistlicher angehört, keine nähere Besprechung erfährt. Wir haben das Buch mit großem Interesse und viel Segen gelesen.

*NB.* **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Auf den Höhen des Kamerungebirges.

# Schwierigkeiten und Hemmnisse
## in der indischen Missionsarbeit.*)

Von Miss. F. Schad.

Unsere Station Kudelur ist unstreitig eine der schönsten Städte an der Ostküste Südindiens. Wer es zum erstenmal sieht, glaubt sich in einen Lustgarten versetzt, in dem es immerfort sproßt, grünt und blüht. So ging es mir bei meinem ersten Besuch in Kudelur im Oktober 1889, kurz nach meiner Ankunft in Indien. Damals hatte ich hier eigentlich zum erstenmal wahre indische Naturfülle und Ueppigkeit kennen gelernt, und dieser erste fast märchenhafte Eindruck von Kudelur ist fest in mir haften geblieben. Manche haben es seiner ewiggrünen, strotzenden und urwüchsigen Natur wegen mit Kolombo auf Ceylon verglichen; und in der That, manches kann einen vielleicht daran erinnern. Die grünen lachenden Fluren, die üppigen Reisfelder innerhalb und außerhalb der Stadt, die dichtstehenden majestätischen Kokospalmen, die gewaltigen Banianenalleen, wie man sie vielleicht sonst nur selten findet, das ewige Rauschen des Meeres bei Tag und Nacht, die duftigen, kühlschattigen Kaserino-Wälder die ganze Küste entlang, die wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit unsern nordischen Fichtenwäldern den Sinn nach der lieben Heimat lenken — dies alles verleiht dem Orte einen ganzen besonderen Reiz und erfüllt den erstmaligen Besucher mit Staunen und Entzücken. Und nicht

*) Dieser Artikel ist mit gütiger Erlaubnis der Direktion dem Evangelisch-Lutherischen Missionsblatt zu Leipzig entnommen. Wir bringen ihn hier zum Abdruck, um dadurch die Aufmerksamkeit unserer Leser auch auf das Leipziger Missionsfeld in Indien zu lenken. D. H.

minder schön ist die Lage und Anlage unsres großen hiesigen Missionsgehöftes, in das man fast ein kleines Dörflein hineinsetzen könnte. Der herrliche Garten, den Missionar Baierlein seinerzeit mit viel Mühe und Schweiß aus einem früheren wilden Dschangel geschaffen, mit seinen Palmenanpflanzungen und hochragenden, sich weit ausbreitenden Mangobäumen dürfte einzig in seiner Art sein. Der selige Missionsdirektor Dr. Graul hat ihm ein Denkmal gesetzt in einem seiner Gedichte, welches mit folgenden begeisterten Worten beginnt:

„Säht ihr ihn plötzlich, glaubtet ihr zu träumen,
Ein Garten liegt mit wunderbaren Bäumen,
Fern an der Koromandelküste Säumen."

(Graul, indische Sinnpflanzen, S. 30.)

So schön und majestätisch aber die Natur in und um Kudelur ist, so hart und felsig ist der Boden für die Evangelisationsarbeit. Das ist nicht nur meine Beobachtung, sondern die Klage wohl aller Kudelurer Missionare gewesen. Vom Beginn der Missionsarbeit im Anfang des vorigen Jahrhunderts an bis auf die gegenwärtige Zeit hat sich Kudelur als ein steiniger und unfruchtbarer Boden für Missionsarbeit erwiesen. Die Ausbreitung des Reiches Gottes stößt hier auf große Hindernisse, die jegliche Missionsarbeit unglaublich erschweren. Diese liegen zu einem Teile an der eigentümlichen Beschaffenheit der hiesigen Bevölkerung. Im allgemeinen haben wir es hier nur mit zwei Klassen von Leuten zu thun. Die eine Klasse sind die Reichen und Gebildeten, die satt sind und volles Genüge haben an den dürftigen Träbern westlicher neuerer Philosophie, sowie an den trostlosen Resultaten einer ungläubigen modernen Theologie; auch sind sie schon zu sehr beleckt von Europens, vor allem Englands übertünchter Bildung und Kultur, so daß sie erfüllt von unglaublichem Selbstgefühl und Wissensstolz, sich stoßen an der ärmlichen Gestalt des Christentums mit seinen einfachen, jedem Kinde verständlichen Wahrheiten und Heilsthatsachen. Etliche wenige redlich suchende Nikodemus-Seelen mag es unter diesen Gebildeten wohl auch geben; ich habe selbst schon einige kennen gelernt. Doch im ganzen muß man sagen, daß sich die höhere Schicht der Bevölkerung als Klasse dem Christentum gegenüber vollständig gleichgültig, ja feindselig verhält.

Die andere Klasse der Bevölkerung ist so blutarm und durch äußere Not gedrückt, daß sie kaum fähig ist, an etwas andres und höheres zu denken, als an ihren Bauch und ihre Nahrung. Ihr ganzer Ideen- und Gedankenkreis erstreckt sich kaum höher, als bis zu den Fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" Sie stehen in geistiger Beziehung, weil viele Jahrhunderte lang vollständig vernachlässigt, so tief, daß es ungeheuer schwierig ist, die himmlischen Wahrheiten des Christentums, das „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit," und das „Trachtet nach dem was droben ist, da Christus ist," ihnen in klarer und verständlicher Weise nahe zu bringen. Dieser gewaltige Gegensatz in der Bevölkerung ist es, der den gedeihlichen Fortgang des Reiches Gottes ungeheuer erschwert. Doch ist es offenbar, daß wir entschieden mehr Hoffnung auf Erfolg haben bei der letzteren Klasse von Leuten, da diese nicht von vornherein das Christentum als ihren gefährlichsten Gegner haßt und sich nicht vorsätzlich verschließt gegen die Wahrheit evangelischer Verkündigung, sondern fast in allen Dörfern und Flecken uns und unsre Predigt freundlich aufnimmt. Zwar muß man bei der Heidenpredigt bei dieser Klasse von Leuten oft die Erfahrung machen, daß die erstmalige Verkündigung der göttlichen Wahrheit bei ihnen auf völlige Gleichgültigkeit und Stumpfheit des Gemüts stößt, und daß sie allerhand wunderliche Fragen, Befürchtungen und Zweifel zur Folge hat. Doch da der Glaube nicht des Menschen Werk ist, so müssen wir es dem heiligen Geist zutrauen, daß er in diesen armen gedrückten Seelen, die seinem Zuge nicht vorsätzlich widerstreben, viel eher das Fünklein des Glaubens erwecken und entzünden kann, als in einem hochmütigen, selbstzufriedenen und satten Herzen.

Auf der andern Seite aber ist es noch ein besonderer Umstand, der der rascheren Ausbreitung des Reiches Gottes gewaltig im Wege steht. Das ist der schlechte Wandel vieler Christen unter den Heiden. Ich meine hier nicht der eingeborenen Christen, obwohl darüber auch oft zu klagen wäre, sondern vielmehr der europäischen, hier also vor allem der englischen Christen. So viele Engländer leben hier in diesem Lande unter den Heiden durchaus nicht als Christen, wenngleich sie sich bei Gelegenheit wohl auch einmal des weltbekannten, fast sprichwörtlich gewordenen

Christentums ihrer Nation rühmen und sich damit schmücken. Die ernsten Mahnungen des Apostels: „Wandelt würdiglich dem Evangelio“ und „Führet einen guten Wandel unter den Heiden“ werden nur von sehr wenigen befolgt. Früher soll es noch, wie ältere Missionare erzählen, viele fromme, der Mission freundlich gesinnte englische Beamte in Indien gegeben haben; aber in neuerer Zeit ist das wenigstens nach meinen bisherigen Erfahrungen eine Seltenheit; heutzutage kann man wohl lange suchen, bis man einen frommen, vom Christentum wirklich erfaßten und durchdrungenen Engländer findet. Manche von ihnen leben leider fast ebenso wie die Heiden, nur mit dem Unterschied, daß sie äußerlich noch den Christennamen tragen, was aber auf die Eingeborenen wenig Eindruck macht, da nach ihrer Ansicht der Christenname eben mit zur weißen Hautfarbe gehört. Ein Teil macht vielleicht noch äußerlich religiöse und kirchliche Ceremonien mit, aber in ihrem persönlichen Auftreten stellen sie sich doch wie die englische Regierung hier in Indien überhaupt gleichgültig, etliche auch ablehnend, ja wohl gar spöttisch wie zum Christentum so auch zum Werke der Mission. Schon manchmal habe ich aus dem Mund englischer Beamten böswillige Verdrehungen und absichtliche lieblose Mißdarstellungen unsrer Missionsarbeit, sogar spöttische Bemerkungen und Fragen

Vor noch nicht so langer Zeit ritt ich einmal zur **Heidenpredigt**. Nach einem drei englische Meilen weiten Ritt auf der Straße nach Panrutti kam ich an einen großen Götzenhain, dessen kühler Schatten mich freundlich einlud. Ich stieg ab, betrat den schattigen Banianenhain und betrachtete mir die in Reih und Glied aufgestellten, aus Thon gefertigten und vollständig geschirrten und gesattelten Riesenpferde, auf denen die Götter bei Nacht zur mitternächtigen Stunde ihre wilde Jagd halten, wie die Heiden sagen. Auf einigen Pferden saßen allerhand Heldengestalten mit schneidigen, kühngefärbten Gesichtern und gewaltigen Schnurrbärten; andere waren ganz entstellt und unmenschlich in ihren Formen und grinsten einen so unheimlich an, daß man sich fast hätte fürchten können. Meine Anwesenheit in diesem heiligen Hain blieb nicht lange verborgen; in kurzer Zeit war ich umringt von einer großen Menge Heiden, die mich mit ihren spitzfindigen Fragen in die Enge zu treiben und einzuschüchtern versuchten. Sie wußten nicht recht, sollten sie meinen Besuch als besondere Ehre oder als Entweihung ihres heiligen Haines auffassen; doch ich, wenig achtend auf ihre geteilte Stimmung und ihr lästiges, zudringliches Wesen, setzte ruhig meine Besichtigung der höchst merkwürdigen und komischen Reitergestalten fort. Da trat endlich als Leiter und Haupt der ganzen Menge der Götzenpriester hervor, bedeutete mir mit äußerst schmeichelhaften Worten, wie sehr er sich über meinen Besuch freue und geleitete mich dann selbst durch den ganzen Hain, dann und wann einige erklärende Antworten auf meine Fragen gebend. Endlich waren wir angelangt am Ende des Haines; wir machten Halt. Mit sichtlichem Stolz zeigte mir hier der Götzenpriester den Hauptgott des Haines, Siwa, der, umringt von seinen beiden Frauen, eine Art Krone auf dem Kopfe und den Bogen in der Rechten auf dem Boden saß, ein Bein untergeschlagen, vor ihm etwas geschmolzene Butter und gekochter Reis. Obwohl ich als Anfänger in der Heidenpredigt nicht ganz frei war von Angst, zumal mir der einzige Ausweg aus dem Hain durch die zusammengelaufene, mich von allen Seiten umringende Menschenmenge völlig abgeschnitten war, so betrat ich doch eine erhöhte, quer am Boden vor dem Siwa-Götzenbild liegende Steinplatte und begann im Vertrauen auf Gottes Beistand zu reden von der Nichtigkeit ihres Götzendienstes und von der Anbetung des allein wahren Gottes,

der Himmel und Erde und das Meer gemacht und sich zuletzt geoffenbart hat in seinem lieben Sohne Jesu Christo. — Eine Zeit lang folgten sie aufmerksam meinen Worten. Als sie aber merkten, wo ich hinauswollte, überschrieen sie mich und begannen nun ihrerseits, mir die herrlichen Tugenden und wunderbaren Thaten ihres Götzen aufzuzählen. Der helfe nicht nur gegen Pocken und Cholera, sondern gegen alle Krankheiten und Unfälle, und nicht nur schwarzen Leuten, sondern auch weißen. Und nun erzählten sie mir mit wachsender Aufregung und Begeisterung, wobei ihre Augen flammten und ihre Gesichter glühten, als hätten sie mich nun vollständig überzeugt von dem Vorzug und höheren Wert ihres Gottes, eine schmachvolle Geschichte von einem in der Nähe von Kudelur wohnenden sehr reichen Europäer. Derselbe sei eines Tages bei einem Ritt nach Kudelur vom Pferde gestürzt und habe sich das Bein gebrochen. Nachdem er lange Zeit zuhause krank gelegen und alle ärztliche Hilfe sich als vergeblich erwiesen hatte, habe er sich zuletzt an den Götzenpriester dieses heiligen Haines gewandt mit der Bitte, er möchte doch, da er von seinem Christengott keine Hilfe erwarte, seinen Siwa-Gott für ihn um Hilfe anrufen; und dieser habe ihm auch schnell geholfen. Nach einigen Tagen schon sei er gesund geworden, und jener Engländer habe dann zum Dank jenem Götzen neben einem Geldgeschenk von 200 Rupien noch viel Oel, Lichter

nische Schulkinder statt. Wir waren auch dazu geladen und stellten uns zur festgesetzten Stunde ein, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Man versammelte sich zuerst in dem Garten des Kollektors, wo auf einem besonders dazu hergerichteten Platze die mit Blumen und Juwelen über und über behängten heidnischen Mädchen unter Musikbegleitung ihre eigenartigen Tänze aufführten. Hierauf verfügte man sich in die große, geräumige Empfangshalle im ersten Stock. Hier stand in der Mitte ein Riesenchristbaum, über und über beladen mit allerlei Spielwaren, Bilderbüchern, Hampelmännern, Puppen u. dergl. Auf der Spitze wehte die englische Flagge. Die heidnischen Kinder, meist der Brahmanenkaste angehörig, mußten in Reihen auf dem Boden vor demselben Platz nehmen und „den herrlich geschmückten Christbaum“ bewundern. Christliche Schulkinder waren nicht zu der Feier geladen, obwohl es hier deren genug giebt; dadurch hätte die „Christfeier“ vielleicht zu christlich werden können. Nun aber wäre es nach der Meinung der lieben Leser doch wohl nur natürlich gewesen, wenn bei dieser Gelegenheit der christliche Kollektor vor einer so zahlreichen heidnischen Kindergesellschaft einige Worte gesprochen hätte über Bedeutung und Wesen des Weihnachtsfestes und Weihnachtsbaumes bei Christen, oder wenn er wenigstens mich als Missionar aufgefordert hätte, das zu thun. Doch keins von beidem geschah; ängstlich vermied man alles, was an das Christentum erinnern und dem Heidentum zu nahe treten konnte. Man zündete die Lichter an und während sich die englischen Herren auf der Veranda zusammen mit dem Kollektor ins Kartenspiel vertieften und einige von den Damen auf dem neben dem Christbaum aufgestellten Bechsteinschen Piano mehrere leichte englische Stücke zum Besten gaben, wurden an die Kinder Lose verteilt und der ganze Baum mit seinen Anhängseln verlost. Das war die „Christfeier“ für Heidenkinder bei dem christlichen Kollektor! Heißt das nicht dem Weihnachtsfest*) seinen christlichen Charakter rauben? Was für einen erhebenden Gegensatz bildete dazu doch *unsere* Christfeier, die wir noch am gleichen Abend in unsrem bescheidenen, lieblichen,

---

*) Die Engländer feiern überhaupt Weihnachten nicht so wie die lutherische Kirche als kirchliches Fest, darum ist ihre Weihnachtsfeier eine andere als die deutsche. D. H.

herrlich geschmückten Kirchlein feierten! Da ging einem mitten im finstern Heidenlande das Herz auf bei den herrlichen, himmlischen Weihnachtsklängen, beim Verlesen und Hören der Schriftstellen aus Weissagung und Erfüllung; da fühlte man in der That etwas von der holden Nähe des himmlischen Kindes, des fleischgewordenen ewigen Wortes.

Doch nicht nur das; oft ist es diesen Herren noch nicht einmal genug, daß sie wie Heiden leben und wie Heiden denken und durch ihren Wandel eingebornen Christen Anstoß geben; manchmal bei gegebenen Gelegenheiten scheuen sie sich auch nicht, ihre Ansicht offen auszusprechen und eingeborne Christen auch direkt zu veranlassen zu Handlungen, die eines Christen unwürdig sind, wie folgender Vorfall zeigt. Vor kurzer Zeit wurde in Tirupapulijur, einem zu Kudelur gehörigen Ort, ein großes Götzenfest gefeiert. Der turmähnliche gewaltige, auf zwei über mannshohen schweren Rädern laufende Götzenwagen wurde an langen armdicken Seilen und Eisenketten von einer wildschreienden, fanatisch aufgeregten Menschenmenge durch die Straßen der Stadt gezogen. An einer gefährlichen Stelle jedoch blieb der Riesenwagen mit seinen Rädern stecken und keine Menschenmacht konnte ihn mehr fortbewegen. So viel man auch lärmte, schrie, johlte, trommelte, läutete, Schüsse abfeuerte, kurz einen wahren Heidenlärm machte und die ermattete Menge mit Peitschenhieben antrieb, — es half nichts; der mit Blumen bekränzte Oelgötze auf dem Wagen mußte sich etwas gedulden und dort auf eine Weile Halt machen. Man dachte schon daran, eine Lokomotive von der Eisenbahngesellschaft zu borgen und den Riesenkoloß mit Dampfkraft fortzubewegen, da Menschenkraft nicht mehr ausreichte. Doch endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mit Aufbietung aller Kräfte, den Wagen aus seiner gefährlichen Lage ein wenig weiter vorwärts zu schieben. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich zusammengefunden; auch einige unsrer Christen waren hingegangen, um das Schauspiel mitanzusehen. Heidnische Polizeisoldaten forderten auch sie auf, am Wagen mitzuziehen, und als sie sich weigerten, riefen diese erzürnt den englischen Polizeiinspektor, der das ganze Fest zu beaufsichtigen hatte, herbei. „Warum weigert Ihr Euch, Hand an dieses Seil zu legen und mitzuziehen?“ lautete seine kurzbündige Frage. „Wir sind Christen; wir werden das Seil des

Götzenwagens niemals berühren, noch mitziehen," war die ebenso entschiedene Antwort unsrer Christen. „Was, Ihr seid Christen und darum wollt Ihr nicht mitziehen? Seht Ihr nicht, daß ich auch mitziehe und ich bin doch auch ein Christ?" „Aber unser Christentum verbietet uns solchen Götzendienst, darum werden wir niemals Hand anlegen und mitziehen" — und damit kreuzten sie ihre Arme vorne auf der Brust und wichen etwas zurück. Der ergrimmte „christliche" Polizeiinspektor aber, als er sah, daß er mit ihnen nichts machen konnte, befahl ihnen mit einem wenig freundlichen, für sein Christentum bezeichnenden Schimpfnamen, die Stätte sofort zu verlassen, was unsre Christen denn auch willig thaten. Keiner der freundlichen Leser wird wohl daran zweifeln, daß dieser Polizeiinspektor in seiner Denk- und Handlungsweise einem Heiden ähnlicher war als einem Christen. Aber mit solchen Engländern haben wir es hier nicht selten zu thun; manchmal könnte es einem scheinen, als ob nur solche, die zuhause das Christentum völlig abgestreift und am Glauben Schiffbruch erlitten haben, nach Indien kommen und hier zu Lande die großen, Ton angebenden Herren spielen. Sie sind sich nicht im geringsten bewußt der Verantwortlichkeit, die sie als Christen unter den Heiden haben. Im allgemeinen muß man ja wohl sagen, daß die englischen Beamten, die die Regierung hier in Indien in Händen haben, vieles thun für die äußere Bildung und Hebung des Volkes; aber für die Ausbreitung des Reiches Gottes in diesem heidnischen Lande haben wohl die wenigsten Herz und Interesse. Der Religion gegenüber verhalten sie sich meist gleichgültig und „neutral". Da aber nach dem Worte des Herrn jeder, der nicht mit ihm ist, wider ihn ist, und jeder, der nicht mit ihm sammelt, zerstreut, so geht ihre neutrale Stellung in religiösen Dingen gewöhnlich in eine gegensätzliche und feindliche über. Und dieser feindliche Gegensatz der englischen Beamten, ihre Gleichgültigkeit in religiösen Dingen und oft dazu noch ihr schlechter Lebenswandel ist vor allem mit ein Hindernis, das der Ausbreitung des Reiches Gottes im Wege steht. Unter solchen Verhältnissen muß es daher wohl unsre doppelte Aufgabe sein, unsern Christennamen um so entschiedener zu bekennen und ihn zu zieren in allen Stücken. Wir erfüllen schon ein wichtiges, nicht zu unterschätzendes Stück unsrer Missionsarbeit in diesem heidnischen Lande, wenn wir allezeit vorsichtiglich und

unserm hohen Christenberuf würdiglich wandeln und auch durch frommen Wandel einige Heidenseelen zu gewinnen suchen für den Himmel.

So habe ich denn im Vorhergehenden wenigstens einige meiner ersten Eindrücke und Beobachtungen hier in Kudelur wiederzugeben versucht. Möchten doch die lieben Missionsfreunde immer fleißiger beten, daß der mannigfachen Hindernisse in unsrer Arbeit hier in Indien weniger würden und wir mit Erfolg unser Werk ausrichten könnten!

# Joseph Hardy Nisima,

## ein christlicher Japaner.

(Schluß)

### 6. Wieder in Japan.

Im Oktober 1874 verließ Nisima seine zweite Heimat Amerika als der erste ordinierte Evangelist seines Volkes, und schiffte sich nach Japan ein. Am 6. Dezember desselben Jahres betrat er

nicht verhehlen, daß die von ihnen so sehr bewunderte Civilisation des Abendlandes eine christliche Civilisation war. Es lag ihnen aber zunächst mehr daran, ihre Macht zu behaupten, als Christen zu werden. Sie hatten zudem noch mit einer starken, den Ausländern abgeneigten Partei zu rechnen und mußten deren religiösen Gefühle schonen. Die Staatsreligion war der Schintoismus, ein Natur- und Ahnenkultus, der aber um seiner Gehaltlosigkeit willen wenig Einfluß hatte und schon im 6. Jahrhundert nicht genug Widerstandskraft besaß, um das Eindringen des Buddhismus zu verhindern. Dieser nahm die Götter des Schintoismus in sein System auf und in Verbindung mit der Sittenlehre des Konfucius wußte er die damaligen religiösen Bedürfnisse des Volks einigermaßen zu befriedigen. Er war mehrere Jahrhunderte die Staatsreligion und erst mit der Wiederherstellung des Mikados hatte der Schintoismus sein ursprüngliches Recht, die Staatsreligion zu sein, wiedererlangt. Aus den blutigen Christenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts hatten sich einige Christenhäuflein, im ganzen etwa 4000 Seelen, erhalten, die an der Taufe und gewissen Gebetsformeln festhielten, auch noch christliche Bücher besaßen. Sie waren manchen Quälereien und Verfolgungen ausgesetzt und lebten eine Zeitlang aus ihren Heimatorten verbannt. Im Jahr 1873 erhielten sie die Erlaubnis, in ihre Heimat zurückzukehren. Die evangelische Mission hatte ihr Werk eben erst angefangen und kleine Christengemeinden hatten sich bis jetzt nur in den Seestädten gebildet. Ins Innere des Landes war die Predigt des Evangeliums noch nicht gedrungen. Augenblicklich wurden die Christen nicht verfolgt, aber die Edikte gegen die „lasterhafte Jesussekte" waren noch in den Straßen öffentlich angeschlagen.

Nisima landete in Jokohama und machte sich dann gleich auf den Weg, um seine alten Eltern zu besuchen, die jetzt in dem kleinen Städtchen Annaka, nordwestlich von Tokio, im Innern des Landes, in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebten. Die Freude des Wiedersehens war groß. Bald kamen auch Besuche aus der Stadt und Umgegend, um den Weitgereisten zu sehen und sich von ihm erzählen zu lassen. Sie erschienen ihm, wie er sagte, wie Schafe ohne Hirten, und er konnte nicht anders, als ihnen die frohe Botschaft verkündigen. In seinem Elternhaus wurden nach dem Wunsch des Vaters die Götzen verbrannt, und die Fa-

milie beschloß, den wahren Gott anzubeten. Aber auch in weiteren Kreisen wirkte Nisimas Predigt. Der Gouverneur der Provinz fragte bei der Regierung an, wie er sich zu verhalten habe; denn Nisima übertrat offenkundig die Gesetze, die die Verkündigung der christlichen Lehre verboten. Glücklicherweise war Nisima bei den leitenden Staatsmännern noch von der Zeit seiner Reise mit der Gesandtschaft so gut angeschrieben, daß sie erklärten, man solle ihn gewähren lassen. Als Nisima Annaka verlassen mußte, um den ihm von seinem Komite angewiesenen Posten in Osaka anzutreten, hatte das Christentum im Innern Japans Wurzel gefaßt. Der Distrikt, in dem er gepredigt hatte, war bald einer der am meisten vom Christentum durchdrungenen und enthielt mehrere Gemeinden, die ihre kirchlichen Kosten selbst bestritten. Von den Abgeordneten, die aus diesem Distrikt im Jahr 1890 zu dem japanischen Parlament geschickt wurden, waren zwei Drittel Christen.

Nisima benützte überhaupt jede Gelegenheit, auch ohne eigentliche Predigt den Leuten das Evangelium nahe zu bringen. Einmal sprach er auf der Reise mit dem Mann, der seine Jinrikscha*) zog, so eindringlich, daß dieser von der Wahrheit ergriffen wurde und anfing, dieselbe in seiner Heimat zu verkündigen. Bald verlangten die Leute dort nach einem Evangelisten und jetzt ist an dem Ort eine blühende Kirche.

seiner Wohnung waren den Höflingen zugänglich; in den inneren verkehrten nur die Glieder der kaiserlichen Familie. Kioto wurde früher von Pilgern, Vergnügungsreisenden und Liebhabern von alten Sagen u. dergl. fleißig besucht; als aber die Residenz nach Tokio verlegt wurde, drohte durch das Ausbleiben der Reisenden dem Wohlstand der Stadt ein schwerer Schaden. Um wieder Reisende nach Kioto zu locken, hielt man nun von Zeit zu Zeit Landwirtschafts- und Gewerbeausstellungen in den Tempeln und Tempelgärten der Stadt, im Jahr 1872 sogar in den geheiligten Räumen der kaiserlichen Residenz. Welch ein Gegensatz zwischen Alt- und Jung-Japan! Unter diesen Umständen konnte auch Nisimas Plan für Kenner der Verhältnisse nicht allzu abenteuerlich erscheinen, obgleich er manchem seiner Freunde so vorkam. Jedenfalls hielten sie die Ausführung des Plans für verfrüht. Ueberhaupt hatte Nisima stets nicht nur die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm von heidnischer Seite in den Weg gelegt wurden, sondern er mußte wieder und immer wieder seine nach der Ansicht des Missionskomites zu weit gehenden Pläne gegen dieses verteidigen.

In Kioto lebte damals in angesehener Stellung ein hochgebildeter, aber blinder und gelähmter Mann, Namens Jamamoto, der durch die Missionare mit dem Werk „Beweise für das Christentum“ bekannt geworden war. Er sagte darüber zu Nisima: „Diesem Werk verdanke ich viel. Es hat mich von meinen Zweifeln in Beziehung aufs Christentum befreit und auch eine andre schwierige Frage, die mich quälte, gelöst. In meiner Jugend wünschte ich meinem Vaterland zu dienen und studierte deshalb Kriegswissenschaft. Als diese mich nicht befriedigte, wandte ich mich zur Rechtswissenschaft und hoffte, dem Volk eine bessere Rechtspflege zu verschaffen. Aber nach langem Studieren und Beobachten fand ich, daß auch das Gesetz nur in bestimmten Grenzen segensreich wirkt. Es kann wohl Schranken errichten, aber es kann nicht das Herz erneuern. Nehmt die Schranken weg und die Menschen werden lügen, stehlen und morden. Das Gesetz kann die böse Gesinnung nicht wegnehmen. Aber jetzt ist mir ein Licht aufgegangen und der Weg, den ich nicht kannte, den ich suchte, ohne es selbst zu wissen, liegt klar vor mir.“ Dieser Jamamoto schenkte dem Unternehmen seine warme Teilnahme und erwirkte bei dem

Gouverneur die Erlaubnis zur Gründung der Schule.*) Von ihm kaufte Nisima auch den Bauplatz, der in einer stillen, gesunden Gegend, in der Nähe des alten Mikado-Palastes gelegen war. Nisima reiste nun nach Tokio, um die Erlaubnis der Regierung zur Gründung der Schule zu erhalten, was ihm auch mit Hilfe seiner einstigen Reisegenossen, besonders Tanakas, der jetzt Unterrichtsminister war, bald gelang. Am 29. November 1875 wurde die Schule in Nisimas Haus mit acht Schülern eröffnet. Der Name der Anstalt war Doschischa, was soviel heißt als „vereintes Wirken".

Die kleine Schule hatte gleich anfangs mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen, wozu auch die politischen Unruhen beitrugen. Die sonntäglichen Gottesdienste, die Nisima und sein Mitarbeiter Davis in Nisimas Haus hielten, erregten die Feindschaft der buddhistischen Priester, die sich bei der Obrigkeit beklagten. Nach allerlei Verhandlungen ordnete Tanaka an, daß — um die Gemüter zu beruhigen — die Bibelerklärung aus dem Stundenplan gestrichen werde. Er erlaubte aber, daß man unter dem Namen „Sittenlehre" christliche Unterweisung gebe.

Neben seiner Arbeit in der Schule predigte Nisima fleißig. Im Sommer 1875 konnte er einen begabten und einflußreichen

— Dann ist er wie ein Mann, der die Erlaubnis hat, mit Wildpret zu handeln, aber Hundefleisch verkauft.

— Ist es Hundefleisch? Früher glaubte ich das auch; aber jetzt finde ich, daß es besser schmeckt als Wildpret. Doch, erlaube mir eine Frage. Diese Religion darf in Kobe, Osaka und Tokio öffentlich verkündigt werden; wie kommt es, daß man in Kioto nicht einmal in seinem eigenen Haus davon reden darf? Stehen wir nicht alle unter derselben Regierung?

— Nun, ich fälle kein Urteil über diese Religion und meinetwegen kannst du mit deinen Freunden in deinem Haus davon reden. Aber du läßt ja auch das gemeine Volk herein, die niedern Stände, die nichts davon verstehen. Das darf nicht sein. Wir haben gute und genügende Religionen in Japan, den Konfucianismus für Gelehrte wie du einer bist, und den Buddhismus für die Massen. Wir brauchen keine weiteren.

— Ich möchte dich etwas fragen. Wenn der Konfucianismus genügt, warum hat er sich nicht weiter als über China und Japan verbreitet? Wenn der Buddhismus genügt, warum findet er sich nur in Indien, China und Japan? Und doch haben Konfucius und Buddha viele hundert Jahre vor Christus gelebt. Christus hat nur drei Jahre gelehrt und wurde getötet, als er 33 Jahre alt war. Dennoch herrscht seine Religion in Europa und Amerika und verbreitet sich jetzt über Asien, Afrika und die Inseln des Meeres. Kann das eine schlechte Religion sein?

— Wir fällen kein Urteil über deine Religion; aber du darfst die Leute nicht in deinem Hause versammeln. Du kannst gehen.

---

## 8. Durch Kampf zum Sieg.

Im September 1876 konnte die Doschischa ihre eigenen Gebäude beziehen. Sie hatte jetzt 47 Schüler, von denen mehr als die Hälfte Christen waren. Um jene Zeit bekam die Schule auf einmal einen Zuwachs von 30 Studenten. Das kam so. Im Jahr 1871 war Hauptmann Janes, früher Offizier in den Vereinigten Staaten, Lehrer einer Schule in Kumamoto geworden. Die Stadt liegt auf der Insel Kiuschiu, der südlichsten Insel Japans. Die Schule war eine jener Privatschulen, wie sie von

der konservativen, den Ausländern feindlichen Partei gegründet wurden mit der Absicht, durch Unterricht im Englischen und der modernen Wissenschaft begabte junge Leute anzulocken. Diesen wollte man eine tüchtige Bildung geben, um sie instand zu setzen, später dem Ausland erfolgreichen Widerstand zu leisten. Der Haß gegen das Christentum war in Kumamoto so heftig, daß Janes mehrere Monate lang seinen Glauben geheim hielt. Dann aber fing er an, in der Schule christlichen Religionsunterricht zu geben. Nach zwei Jahren veranlaßte er die Schüler der höheren Klasse zu regelmäßigem Studium des Neuen Testaments. Die Schulvorsteher gaben ihre Zustimmung, denn genauere Kenntnis des Christentums sollte die jungen Leute befähigen, es später um so besser zu bekämpfen. Der Erfolg der neutestamentlichen Studien war aber ein ganz andrer, als die Schulvorsteher erwartet hatten. Im Januar 1876 bildeten 40 von jenen Schülern einen christlichen Verein und verpflichteten sich feierlich, ihr Leben dem Dienste Christi zu weihen. Sie fingen an, unter den niedern Ständen Mission zu treiben und sich bei Herrn Janes zu Gebet und Betrachtung zu versammeln. Die Stadtbehörden, die wohl nicht geradezu gegen die freisinnigen Grundsätze der Staatsregierung handeln konnten, beschränkten sich den jungen Christen gegenüber auf kleine Belästigungen; die Verwandten aber fingen an, sie auf alle Weise zu quälen und zu verfolgen. Die 30 Jünglinge, die Janes in die Doschischa brachte, hatten alle ihren Glauben in Verfolgung bewährt und buchstäblich alles verlassen, um Jesu nachzufolgen.

Für Nisima hörten freilich mit dem Wachstum der Anstalt die Kämpfe nicht auf, aber sein Mut blieb ungebeugt. „Wir sind," schreibt er, „von der Obrigkeit und Priesterschaft gehaßt, aber wir haben die Fahne der Wahrheit hier aufgepflanzt und wir werden nie zurückweichen. Das einzige Mittel, hierzulande vorwärts zu kommen, ist, daß man mutig weiter arbeitet, selbst unter vielen Schwierigkeiten."

Zu diesen Schwierigkeiten gehörte auch, wie schon angedeutet wurde, daß Nisima von seinem Missionskomite öfters mißverstanden wurde. Für das Komite war es unter anderm begreiflicherweise anstößig, daß in einer mit der Mission zusammenhängenden Anstalt der eigentlich biblische Unterricht auf Befehl der Regierung

wenigstens eine Zeitlang ausgeschlossen war. Nisimas Mitarbeiter schrieben einmal an das Komite, um ihn zu rechtfertigen und zu zeigen, daß er immer vollständig loyal gehandelt hatte. Wie hoch seine Genossen von ihm dachten, zeigen folgende Stellen aus Briefen an Herrn Hardy: „Nisima ist Ihnen und dem Komite sehr dankbar für das, was man für ihn und für sein Vaterland gethan hat. Er sieht in dem Willen des Komites den Willen Gottes, auch wenn er selbst ganz andre Wünsche hat..... Wenn er sich durch Gottes Geist leiten läßt, wenn er sein Ziel im Auge behält und in der Arbeit nicht nachläßt, wenn auch seine Gesundheit aushält, so wird er vielleicht mehr für Japan leisten als alle unsere Missionare zusammen."

---

## 9. Eine Frauenfrage.

Es war eine Wohlthat für den mit Mühe und Arbeit überhäuften und so vielfach kränklichen Mann, daß er eine eigene Häuslichkeit gründen konnte. Im Sommer 1875 verlobte er sich mit der Schwester Jamamotos. Sie war Lehrerin an einer öffentlichen Mädchenschule und hatte, nachdem sie Christin geworden war, angefangen, mit ihren Schülerinnen von dem Christentum zu sprechen. Sobald ihre Verlobung mit einem Christen bekannt wurde, verlor sie ihre Stelle.

Am 2. Januar 1876 wurde zum erstenmal in Kioto Taufe und Abendmahl gefeiert. Tags darauf war Nisimas Hochzeit. Es war das erstemal, daß in Japan ein Brautpaar auf christliche Weise getraut wurde. Nisima schrieb später: „Ich bin sehr glücklich mit meiner Frau und ich möchte ein Familienleben führen, wie ich es in Amerika kennen gelernt habe." Seine alten Eltern, mit denen er jetzt in demselben Glauben verbunden war, bezogen ein kleines Haus neben dem seinigen.

Nisima aber hatte in Amerika nicht nur ein glückliches Familienleben kennen gelernt; er hatte überhaupt gesehen und auch an sich selbst erfahren, welch tiefgehenden und segensreichen Einfluß die wahrhaft christliche und wahrhaft gebildete Frau auszuüben vermag. Er war überzeugt, daß die Wiedergeburt Japans nicht ohne die Mitwirkung christlicher, aus den Banden der Unwissenheit und des Aberglaubens befreiter Frauen zustande kommen werde. Des-

halb suchte er für bessere Erziehung und Bildung der Frauen zu wirken und unter diesen selbst Gehilfinnen für das große Werk heranzuziehen. Noch kurz vor seinem Tod ließ eine frühere Schülerin, die er für fähig und tüchtig hielt, zu sich kommen und legte ihr die Sache der japanischen Frauen ans Herz. Sie berichtet über dieses Gespräch: „Er sagte zu mir: Ich möchte dich um eine Gunst bitten. Ich wünsche, daß du deine Kräfte einem Werk widmest, das jetzt gerade sehr wichtig ist. Ich glaube, die Hauptursache, daß wir so wenige große Männer haben und daß die nationale Sittlichkeit so tief steht, liegt in der Ungleichheit der Rechte von Mann und Weib. Deshalb mußt du den Mädchen in der Schule vor allen Dingen einprägen, daß sie persönliche Rechte und Pflichten haben; dann werden wir auf ihre Mitwirkung in den religiösen Angelegenheiten rechnen können. Ich weiß viele Mädchen, deren Eltern schwere Opfer gebracht haben, um sie vier oder fünf Jahre in der Schule zu lassen, die aber nach ihrer Heirat leben, als hätten sie gar keine höhere Bildung erhalten. Sie thun nichts für die Gesellschaft..... Das Traurige ist, daß die Ehemänner in ihrem Schlendrian nur an die eigene Bequemlichkeit denken und den Mangel nicht empfinden..... Wo es sich um gesellschaftliche Reformen handelt, ist der Einfluß der Frau größer als der des Mannes..... Die Prüfungen, die die Frauen unserer Zeit bestehen müssen, sind sehr groß. Wenn ich dich bitte, an dem Werk zu arbeiten, so bitte ich dich vielleicht, dein Leben zu verkürzen. Aber wir leben nicht für uns selbst. Du und ich, wir sind die Diener Gottes und thun, was Er uns heißt...... Wer andern vorangehen will, muß bereit sein, sein Leben zu opfern."

Was Nisima hier seiner Schülerin empfahl: das Leben im Dienste einer guten Sache aufzuopfern, das hat er selbst auch gethan. In früheren Jahren war er — allerdings mit im Hinblick auf das Werk, das vor ihm stand — sehr ängstlich mit seiner Gesundheit; im späteren Leben war er ganz bereit, seinem Herrn zulieb sich aufzuzehren in einer vielseitigen und anstrengenden Arbeit, der die Kräfte seines zarten Körpers weit nicht gewachsen waren. Am meisten war er durch die sich immer weiter ausgestaltende Doschischa in Anspruch genommen. Da mußte er mit der Regierung, dann wieder mit dem Missionskomite verhandeln; er mußte suchen, Mittel für die Erweiterung der Schule zu ge-

winnen, und daneben mußte er unterrichten und predigen. Wohl begab er sich von Zeit zu Zeit an einen stillen, ländlichen Ort zur Erholung, aber wirkliche Ruhe fand er selten, dauernde Kräftigung nie. Zu seiner Freude durfte er sehen, daß in Kioto der Widerstand gegen das Christentum abnahm, daß hier und dort christliche Kirchen gebaut wurden und christliche Bücher allerwärts verkauft werden durften. Die Regierung hatte schon im Jahr 1872 die Gesetze gegen das Christentum aufgehoben.

---

## 10. Wieder in der Fremde.

Im Frühjahr 1884 drang das Missionskomite darauf, daß er so lange Urlaub nehme, als es für seine Gesundheit nötig sei, und er ging auf den Vorschlag ein. „Es war schwer, ihn fortzubringen," schreibt sein Freund und Mitarbeiter Dr. Davis, „und wir fürchteten, er würde vorher zusammenbrechen. Es ist fabelhaft, wie viele Eisen er immer zugleich im Feuer hat; er fand kaum Zeit, vor seiner Reise die nötigen Vorbereitungen und Anordnungen zu treffen. Wenn er noch länger leben und arbeiten soll, so sorgen Sie, daß er möglichst lange zu seiner Erholung in Europa bleibt, ehe er nach Amerika kommt."

Im Frühling 1884 verließ Nisima Japan und reiste über China, Singapore und Ceylon nach Italien. So viel es ihm möglich war, studierte er die Verhältnisse von Kirche und Schule in Italien. In Florenz lernte er die Waldenser und ihr theologisches Seminar kennen. Er begab sich dann in das Gebirge nach Torre Pellico, wo eine große Waldensergemeinde ist. In dem schönen, gesunden Thal ruhte er einen Monat aus, machte Ausflüge, studierte die Geschichte der Waldenser und schrieb ein Tagebuch, dem er auch allerhand Gedanken und Ideen über verschiedene Gegenstände einverleibte. Das folgende ist eine Stelle aus dem Tagebuch: „Wahrer Heroenkultus. Die meisten Japaner sind Heroenanbeter. Sie sind schwer zu lenken, wenn sie nicht einen Helden haben, zu dem sie aufsehen können. Sie richten sich nach dessen Ansichten und sie haben keine selbständige Persönlichkeit. Die meisten Heldenverehrer sind von derselben Farbe angehaucht wie ihr Held. Ihr schwacher Punkt ist, daß sie nicht

höher steigen können als er. Wenn er einen Fehler macht, Unglück hat oder fällt, so gehts ihnen ebenso. Dies gilt auch von den Japanern, wie man aus unserer Geschichte sehen kann. Sie zeigt uns auch, daß kein japanischer Held ganz uneigennützig war. Unsere Helden waren oft selbstsüchtiger als die Masse des Volks. Wenn der Sinn unseres Volkes auf den Helden der Helden gerichtet werden könnte, den größten, der je gelebt hat, dann würde sich wohl die Zukunft Japans ganz anders gestalten..... Wenn der Japaner einen Helden haben muß, so möge er Ihn, den Helden der Helden anbeten..... Bei Ihm ist Raum für freie Bewegung; man kann jeden Beruf ergreifen, der nicht unrecht oder schädlich ist. Wenn wir Ihm nachfolgen, werden wir die wahre menschliche Freiheit erlangen und gewiß unsere Persönlichkeit bewahren. O wie sehne ich mich, daß mein Volk sich diesem Helden, der so weit über der Menschheit steht, zuwenden möge!“

Am 5. August reiste Nisima von Turin ab. Er wollte eine Fußreise durch die Schweiz machen; aber als er sich am 6. August auf dem Weg von Göschenen nach dem Hotel du Mont Prosa auf dem St. Gotthardpaß befand, wurde er plötzlich von einem heftigen Herzübel befallen. Mit Mühe erreichte er den Gasthof. Ein Arzt war nicht vorhanden. Nisima fühlte, daß er immer kränker wurde und glaubte zu sterben. Mit Aufbietung aller Kraft schrieb er seine Personalien und einige Anordnungen auf. Nachher war er so erschöpft, daß er fast ohnmächtig wurde. Gegen Abend erholte er sich etwas und am folgenden Morgen fühlte er sich nach einem guten Schlaf entschieden besser. In der Erinnerung an jene bangen Stunden schreibt er: „Ich dachte jetzt, vielleicht sei es des Herrn Wille, mich aus dieser vergänglichen Welt in die unvergängliche und herrliche zu holen. In diesem Augenblick fühlte ich, wie die Sorge für Japan, meine Missionspläne, mein sehnlicher Wunsch, eine christliche Universität zu gründen, meine innige Liebe für meine Frau und meine Eltern, meine Dankbarkeit für Herrn und Frau Hardy — ich fühlte, wie das alles mich wie vulkanisches Feuer brannte. Aber trotzdem konnte ich mich in die Hände meines himmlischen Vaters befehlen und ihn wiederholt bitten, mich zu sich zu nehmen, wenn es sein Wille wäre. Während ich ein qualvolles Gefühl in meiner Brust hatte, war ich doch glücklich und dankbar, weil mein gütiger Vater für mich sorgte und vor allem,

weil er mich durch seinen Sohn Jesus Christus seiner Vergebung gewiß gemacht hatte..... Seit jenen Stunden fühle ich mehr und mehr, daß mein Leben nicht mir selbst gehört. Ob ich lebe oder sterbe, muß ich für Jesum Christum leben und sterben. Möge der Herr immer diese sündenkranke Seele in seiner schützenden Hand halten und mich als einen der Geringsten durch die Gerechtigkeit Jesu Christi in sein Reich aufnehmen." Den Anordnungen für den Fall seines Todes fügte er die Worte bei: „Wer dies liest, möge für Japan, mein geliebtes Vaterland, beten."

Mit der Fußreise durch die Schweiz war es natürlich vorbei, denn die Krankheit — Herzerweiterung — nötigte Nisima, sich möglichst wenig anzustrengen. Er suchte sich während seines Aufenthalts in der Schweiz mit dem schweizerischen Unterrichtswesen bekannt zu machen, auch besuchte er das Basler Missionshaus. Dann ging er nach Deutschland und blieb 14 Tage in Wiesbaden bei christlichen Freunden, die er früher dort kennen gelernt hatte. Nachdem er dann London, Cambridge und Oxford besucht hatte, schiffte er sich in Liverpool nach New-York ein.

Nisima hatte die Absicht, während seines Aufenthalts in Amerika wo möglich die Mittel für die Erweiterung der Doschischa zu einer vollständigen Universität flüssig zu machen. Die Gründe, die er in seinen Denkschriften für die Sache anführt, sind dieselben, die schon seit Jahren seinen Eifer angespornt hatten. Jetzt, nach zehnjähriger Arbeit und Erfahrung, war er nur noch fester von der Notwendigkeit christlicher Universitätsbildung für die Japaner überzeugt.

„Eine zehnjährige Erfahrung in Japan," schreibt er, „hat uns die feste Ueberzeugung gegeben, daß wir das Volk Japans selbst zur Mitarbeit heranziehen müssen. Das wird uns aber nur gelingen, wenn wir den besten Jünglingen, die wir finden, ein möglichst hohes Maß christlicher Bildung zuteil werden lassen. Es mag ein kostspieliges Werk sein, aber es wird sich am Ende gewiß gut bezahlt machen. Die Mission ist freilich vor allen Dingen Glaubenssache; aber bei uns ist es unmöglich, die geistige Bildung zu vernachlässigen. Die höher Gebildeten können mehr wirken. Gründlich gebildete Prediger werden viel mehr als mangelhaft ausgebildete imstande sein, Kirchen zu organisieren, die sich selbst erhalten und wieder ihrerseits Mission treiben.

Dazu kommt noch ein anderer Grund. Wir haben in unsrer Schule viele Jünglinge, die aus äußeren oder inneren Gründen nicht geeignet sind, Geistliche zu werden. Sie bekommen bei uns eine akademische Bildung; wenn sie aber dann nicht Theologie studieren wollen, können wir ihnen nicht weiter helfen. In der Missionsschule wurden sie zu Christo geführt; aber sie sind noch jung und unbefestigt und bedürfen fernerer Leitung. Wenn sie an der kaiserlichen Universität in Tokio studieren, wo das Christentum grundsätzlich ausgeschlossen ist, so ist ihr Glaube in der größten Gefahr..... Wir müssen also an unserer Schule weitere Fakultäten einrichten. Eine medizinische Fakultät, in der christliche Aerzte herangebildet würden, die dann mit den Missionaren Hand in Hand gehen könnten, würde besonders zur Förderung des Missionswerks dienen.....

Die Zeit ist jetzt reif, um diesen Schritt (Gründung einer Universität) zu thun, damit wir die besten und begabtesten Jünglinge des Landes heranbilden für den besten und edelsten Zweck. Wir müssen diese umfassende Maßregel ergreifen, um 37 Millionen Seelen für Christum zu gewinnen. Der Same der Wahrheit muß jetzt gesät werden. Aufschub wird den Händen der Ungläubigen Gelegenheit geben, schweres Unheil zu stiften und den Boden des schönen Inselreichs zu einem hoffnungslos unfruchtbaren zu machen. O Japan, du Perle Asiens! vergesse ich dein, so werde meiner Rechten vergessen, so möge meine Zunge an meinem Gaumen kleben!"

Nisimas dringende, immer wiederholte Bitten und die Macht seiner Gründe mußten allmählich immer mehr Personen von der Notwendigkeit seiner Forderungen überzeugen, und wenn auch sein Aufenthalt in Amerika noch nicht die vollständige Erfüllung seines Wunsches zeitigte, so wurden ihm doch bedeutende Beiträge zugesagt. Da die in der Doschischa erzogenen jungen Leute sich durch Zuverlässigkeit und sittliche Haltung vor den vielleicht wissenschaftlich besser ausgebildeten Zöglingen der Staats-Universität auszeichneten, gewann Nisima auch die Unterstützung vornehmer Japaner. Schließlich gab ein einzelner reicher Amerikaner, Herr Harris, einen Beitrag von 400000 Mark und sicherte dadurch das Unternehmen.

Nisima blieb bis zum Spätherbst des Jahres 1885 in Amerika. Die Sommermonate verbrachte er in einem Landhaus, das seinen Pflegeeltern gehörte. Hier fand er endlich die so sehr notwendige

Ruhe, wenn er auch nicht ganz ohne Missionsarbeit blieb. Als er merkte, daß an dem Ort keine Sonntagsschule war, besprach er sich mit dem Pfarrer und veranlaßte die Gründung einer solchen.

---

## 11. Am Ziel der Lebensreise.

Im Dezember 1885 kam er wieder in seiner Heimat an. Als er am Bahnhof von Kioto anfuhr, fand er 500 Menschen — Schüler, Lehrer, Verwandte, angesehene Bürger — versammelt, um ihn zu begrüßen. Am folgenden Tag feierte man den Jahrestag des zehnjährigen Bestehens der Doschischa und Nisima legte bei dieser Gelegenheit den Grundstein zu einer Kirche und zu einem Gebäude, das für Bibliothek, Sammlungen und Laboratorium bestimmt war.

Die nächsten Jahre vergingen unter viel Arbeit und Sorge, auch manchen Widerwärtigkeiten. Ein großer Schmerz für Nisima war der Tod seines Pflegevaters Hardy. Dies war auch für die Mission in Japan ein großer Verlust, denn Herr Hardy hatte dieselbe immer mit Rat und That unterstützt.

Im Jahr 1888 sagte ihm sein Arzt, daß seine Herzerweiterung unheilbar sei und daß er sich auf einen schnellen Tod gefaßt machen müsse. Während des Sommers von 1889 befand er sich besser und im Oktober begab er sich — wieder in Universitätsangelegenheiten — nach Tokio. Auf einer Erholungsreise, die er von Tokio aus machte, erkältete er sich, kehrte aber trotzdem an die Arbeit zurück. Da erkrankte er von neuem und begab sich — schon sehr geschwächt — mit seinem Gehilfen in das Seebad Oiso. Seine Frau wünschte gleich zu ihm zu kommen; aber er bat sie, seine 84jährige Mutter nicht zu verlassen. (Der Vater war vor einiger Zeit gestorben.) Sein Zustand war anfangs wechselnd und schien nicht gefährlich; aber vom 11. Januar (1890) an verschlimmerte er sich rasch und am 19. mußte seine Frau telegraphisch herbeigerufen werden. Als er wußte, daß sein Zustand hoffnungslos war, ließ er sich die Landkarten von Japan bringen, die er während seiner Krankheit studiert hatte, breitete dieselben vor sich aus und erklärte seine Pläne für die Ausdehnung des Missionswerks. Dann diktierte er folgendes:

„Der Zweck der Doschischa ist die Förderung des Christentums, der Litteratur, der Naturwissenschaft, der Bildung im allgemeinen. Alle diese Bestrebungen sollen einander gegenseitig unterstützen. Der Zweck der von der Doschischa vermittelten Bildung ist nicht Theologie, Litteratur oder Naturwissenschaft um ihrer selbst willen. Durch diese Wissenschaften sollen wackere Männer herangezogen werden, die tüchtig sind im Dienst der wahren Freiheit und des Vaterlandes.

„Die Vorgesetzten sollen die Schüler weise und freundlich behandeln. Die starken und ungestümen soll man nicht rauh anfassen, sondern sie ihrer Eigentümlichkeit gemäß erziehen, damit sie tüchtige Männer werden.

„In dem Maß als die Schule sich erweitert, ist Gefahr vorhanden, daß die Einrichtungen sich mit der Zeit verflachen. Davor hütet euch.

„Die ausländischen und japanischen Lehrer sollen vereint in der Liebe zusammenwirken und sich vor Reibungen hüten. Ich habe oft zwischen den Lehrern vermittelt und bitte die Vorgesetzten, dasselbe zu thun.

„Mein Leben lang habe ich gewünscht, keinen Feind zu haben und ich hasse niemand. Wenn sich aber jemand finden sollte, der sich von mir gekränkt hält, so bittet ihn in meinem Namen um Verzeihung.

„Was erreicht worden ist, ist eurer, nicht meiner Arbeit zu danken. Ohne eure Mitwirkung hätte ich nichts leisten können. Es ist gar nicht mein Werk und ich kann nur denen danken, die so eifrig mit mir gearbeitet haben."

An Frau Hardy sandte Nisima noch einige Worte innigen Dankes.

Am 23. Januar, nachmittags 2 Uhr, als sein Ende nahe war, sagte einer seiner Kollegen zu ihm: „Lehrer, du kannst ruhig scheiden; wir führen dein Werk fort." Da erhob Nisima unter heftigen Schmerzen lächelnd die rechte Hand und sagte: „Das genügt, das genügt." Ein paar Stunden nachher hauchte er mit den Worten: „Friede, Freude, Himmel!" den Geist aus. Das Wohl seines geliebten Vaterlandes lag ihm bis zuletzt am Herzen und er ist wirklich „im Harnisch" gestorben, wie er es sich gewünscht hatte. Am 27. Januar wurde sein Leib in Kioto der

Erde übergeben. Ein ungeheurer Zug begleitete ihn zum Grabe, und die Anwesenheit angesehener Männer, auch solcher, die nicht seines Glaubens waren, aus allen Teilen des Reichs, zeigte, daß Japan wußte, was er ihm gewesen war.

Ein einfacher Grabstein auf dem Hügel oberhalb Kioto bezeichnet seine letzte Ruhestätte; sein eigentliches Denkmal aber ist die Hochschule in der Ebene unten. Einige Notizen über die Entwicklung und den Stand der Hochschule werden den Lesern von Nisimas Lebensbild willkommen sein.*)

Die Doschischa wurde im Jahr 1875 gegründet. Das erste theologische Examen wurde 1879, das erste philosophische 1880 gehalten. 1877 wurden eine Mädchenschule, eine Vorschule für die Universität, ein Spital und eine Schule für Krankenwärterinnen eröffnet, im Jahr 1890 eine naturwissenschaftliche Fakultät (nach dem Spender der obenerwähnten 400 000 Mark Harris-Schule genannt). Für 1891 war die Eröffnung einer staatswirtschaftlichen Fakultät in Aussicht genommen. Der Verwaltungsrat besteht aus zehn Japanern und drei Ausländern. Professoren sind es 34, darunter 23 Japaner. Die Zahl der Studenten, mit den Besuchern der Vorschule, war (im Jahr 1890) 570. Dem eigentlichen Fachstudium geht, wie auf den englischen und amerikanischen Universitäten, ein mehrjähriges Studium, das der allgemeinen Bildung dient, voraus. Für die, die nach einer gründlichen theologischen Bildung streben, ist ein zweijähriger Besuch der Vorschule, ein vierjähriger akademischer Kurs (ungefähr der deutschen Gymnasialbildung entsprechend) und vierjähriges Studium in der theologischen Fakultät in Aussicht genommen. Das theologische Studium kann jedoch auch in drei Jahren (mit einjährigem akademischem Studium als Vorbereitung) vollendet werden. Für angehende Evangelisten ist ein zweijähriger Kurs eingerichtet. —

* * *

Drei Jahre sind nun seit Nisimas frühem Heimgang verflossen. Aber sein Werk besteht noch fort und gedeiht unter dem

---

*) Diese Angaben sind von dem Jahr 1890.

Segen Gottes. Ende 1892 zählte die Doschischa über 500 Studierende und wenn die Lehrer der Anstalt mit ihren Frauen sich gesellig zusammenfinden, so bilden dieselben eine Gesellschaft von 60 Personen. Unter den japanischen Professoren befinden sich vier Doktoren der Philosophie, mehrere Doktoren der Medizin und eine ganze Reihe von Lehrern mit akademischen Graden. Der Eintritt solcher Lehrkräfte, die ursprünglich der Doschischa angehört haben und aus ihr hervorgegangen sind, wird von allen Freunden und Angehörigen der Anstalt mit Freude und Genugthuung begrüßt.

Mögen aus dieser Hochschule zum Segen Japans noch recht viele tüchtige Prediger des Evangeliums hervorgehen!



Joseph H. Nisima,
geb. 1843, gest. 1890.

# Die Basler Mission im südlichen Kamerun-Gebiet.

## 1. An den Ufern des Sannaga.*)

Südlich vom großen Kamerunbecken, das durch den Zusammenfluß des Mongo, Wuri und Lungasi gebildet wird, wälzt der Sannaga-Strom in mehreren Mündungsarmen seine Fluten in den Meerbusen von Biafra. Er übertrifft an Wassermenge und Längenlauf die vorgenannten Kamerunflüsse, ist aber nur etwa 30 Meilen weit hinauf mit Flußdampfern befahrbar, da er bei Edie (Edea) die erste Erhebung des in Terrassen aufsteigenden Hochlandes durchbricht und hier Stromschnellen bildet, die der Schifffahrt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Sein Mündungsdelta wird von zwei — und wenn man den nach Norden ins Kamerunbecken abfließenden Kwakwa dazu rechnet — von drei Flußarmen gebildet, zwischen denen teils größere und kleinere Inseln mit der üppigsten Vegetation, teils angeschwemmtes Sumpfland mit Mangrove-Waldung liegen. Die Breite und Tiefe des Flußbettes ist sehr verschieden, je nach der Inselbildung und dem Stand des Wassers. Während der Regenzeit ist der Sannaga hoch angeschwollen und hebt die Flut, die sich bis zum Kwakwa bemerklich macht, vollständig auf. Seine Ufer bestehen in der Nähe der Mündung aus losem Sande und Sumpfflächen, und erst weiter landeinwärts ist der Boden aus Lehm mit eisenhaltigem Sande gebildet, auf dem Kulturpflanzen vorzüglich gedeihen. Hier fangen deshalb auch die Wohnstätten erst recht an. Alles Land ist mit dichtem Gehölz bewachsen, während an den Sumpfstrecken Mangroven, Pandanen und Raphiapalmen den Boden bedecken.

In der Nähe des Kwakwa fangen die Ufer des Flusses bereits an hügelig zu werden und auch größere Anpflanzungen von Kassada, Bananen, Jams u. and. sind hier anzutreffen. Weiter stromaufwärts wird das Ufergelände höher und bergiger und ist mit dichtem Urwald bedeckt, der die Dörfer und deren Pflanzungen umschließt.

---

*) Man vergleiche hiezu das Kärtchen des Kamerungebietes, das dem Jahrgang 1891 des Missions-Magazins, sowie dem Schriftchen: Kamerun, Land, Leute und Mission von Ch. Römer, beigegeben ist.

Hie und da wechseln auch vereinzelte Grasflächen mit der Urwaldung ab. Ueberall tauchen zwischen Palmen und Bananen die charakteristischen Baumwoll- und Affenbrotbäume an den Ufern empor und überragen mit ihren riesigen Kronen die übrige Pflanzenwelt. Im dichten Gehege des Urwaldes findet man das Pinselohrschwein in Herden vor, sowie Büffel und Antilopen. Stellenweis macht der Leopard die Wälder unsicher und vor allem ist es der Elefant, der regelrechte Wege durch den Busch bahnt, so daß man auf angelegten Fußpfaden zu gehen meint. Die hohen Laubkronen der Waldung aber sind von Affen und grünen Tauben, vornehmlich aber von ganzen Scharen kreischender Papageien belebt. Der Fluß dagegen ist von Flußpferden, Alligatoren und Schildkröten bewohnt und beherbergt noch außerdem einen großen Reichtum von allerlei Fischen.

Der Völkerschaften, die den untern Lauf des Sannaga bewohnen, sind es drei. Dem Meer zunächst, im Mündungsdelta, wohnen die Mulimba-Leute.*) Sie haben ihre Sitze an den Ufern der beiden Mündungsarme, während weiterhin am Sannaga bis zu den Wasserfällen und an den Ufern des Kwakwa die Bakoko und ihre Stammverwandten wohnen. In der Nähe der Wasserfälle finden sich dann die Edie-Leute mit dem gleichnamigen Handelsplatz Edie. Letzteres ist der Stapelplatz für den Umsatz der Landesprodukte aus dem Innern und der von der Küste eingeführten Waren. Hinter jenen kommen dann die Bergstämme des Hinterlandes, über die indes noch wenig Sicheres bekannt ist, da sie keinen direkten Verkehr mit der Küste haben. Sie sind hauptsächlich die Produzenten und Lieferanten der Handelsobjekte aus dem Innern, besitzen auch etwas Industrie, während die Mulimba sich nur mit dem Handel befassen. Nur die Bakoko und Edie-Leute treiben außer dem Handel auch etwas Ackerbau. Da die Bakoko den fruchtbarsten Teil des Flusses innehaben und den Sannaga und Kwakwa als Wasserstraße beherrschen, auch an Zahl und Einigkeit den andern Stämmen überlegen sind, so sind die Mulimba von ihnen abhängig, um so mehr, als letztere darauf

---

*) Bis vor kurzem wurde der Name des Stammes „Malimba" geschrieben. Erst die nähere Bekanntschaft mit demselben durch die Mission hat zu der richtigen Bezeichnung „Mulimba" geführt.

angewiesen sind, ihren meisten Bedarf an Lebensmitteln von den Bakoko kaufen zu müssen, wobei hauptsächlich Tabak, Zeuge, Fische und leider auch Branntwein als Tauschmittel dienen. Ueberhaupt stehen die drei Völkerschaften der Mulimba, Bakoko und Edie dadurch in einer gewissen Beziehung zueinander, daß sie den Handel zwischen dem Hinterland und dem Küstengebiet monopolisieren und es liegt deshalb ganz in der Hand eines dieser Stämme, den Handelsweg für andere, z. B. für die Duala in Kamerun, zu sperren und ihnen die Zufuhr abzuschneiden. Deswegen sind auch allerlei Reibungen und blutige Fehden zwischen denselben nichts Seltenes und die deutsche Kolonialregierung hat schon mehrfach Veranlassung gehabt, solche Feindseligkeiten und damit verbundene Verkehrs- und Handelsstockungen durch kriegerisches Einschreiten beilegen zu müssen.

---

## 2. Die Missionsstation Lobethal.

Da, wo der Kwakwa sich vom Sannaga abzweigt und eine scharfe Ecke bildet, liegt etwas weiter westlich bei dem Bakoko-Dorf Ndokominyi auf einer Anhöhe die Basler Missionsstation Lobethal.*) Ihr Name paßt nicht so recht zu der Lage auf einer Anhöhe. Aber man hat ihr den Namen beigelegt auf Wunsch eines Ehepaares, das eine größere Summe für eine Kamerun-Station gespendet hatte und „gern hätte, daß von ihr aus das Volk ringsum gelehrt werden möchte, den lebendigen Gott zu loben.“ Die Basler Missionare hatten dieses südliche Kamerungebiet schon seit Jahren ins Auge gefaßt und deswegen ihre Predigtreisen von der Duala-Station Bethel (Bonaku) aus bis zu den Bakoko und Mulimba ausgedehnt. Dazu befanden sich noch von früher her in Manye, am nördlichen Mündungsarm des Sannaga, einige Mulimba-Christen, die aber von dem gegen 20 Stunden entfernten Bethel aus nicht genügend bedient werden konnten. Und da auch unter der heidnischen Bevölkerung der Mulimba und Bakoko ein Verlangen nach Lehrern und Gottes Wort, das ihnen bisher nur gelegentlich auf Predigtreisen nahe gebracht werden konnte, vor-

*) Das schon erwähnte Kärtchen des Kamerun-Gebietes giebt die Station noch nicht an, wohl aber die Nachbarstadt „Mongomandscho“.

handen war, so war die Basler Mission von Anfang an darauf hingewiesen, sich ständig unter diesem Volk niederzulassen. Dies konnte natürlich nur durch Errichtung einer Europäer-Station geschehen, die zugleich den Ausgangspunkt für die Mission unter den Stämmen am Sannaga bildete. Nach den nötigen Vorbereitungen ist es denn auch im letzten Jahr zur Anlegung einer solchen gekommen und zwar auf der Grenzscheide zwischen dem Mulimba- und Bakoko-Gebiet, wodurch die frühere nur gelegentliche Missionsarbeit unter den Bakoko und Mulimba zu einer geregelten und ständigen geworden ist. Lobethal bildet nun als fünfte Missionsstation der Basler den Stützpunkt für ein großes und hoffnungsvolles Missionsfeld, das sonst ausschließlich der katholischen Mission, die sich in der Nähe davon auf dem linken Ufer des Sannaga niedergelassen hat, überlassen geblieben wäre.

Die Anlegung einer solchen Station und der Bau eines Missionshauses, wie ihn die Niederlassung eines europäischen Missionars im ungesunden Afrika erfordert, hat aber auch ihre Geschichte, wennschon sich dieselbe auf den kurzen Zeitraum von einem Jahr zusammendrängt. Wir teilen dieselbe im wesentlichen mit, wie sie uns nach Mitteilungen von Missionar Schuler vom Anfang dieses Jahres vorliegen.

Es war am 5. Januar vorigen Jahres, daß die Brüder Schuler und Schkölziger, letzterer ein Bauhandwerker, den für die Station ausersehenen Platz bezogen und rüstig an die Arbeit gingen. Das nötige Baumaterial war bereits in verschiedenen Bootsladungen den Kwakwa und Sannaga herauf zur Stelle geschafft worden. Ein Obdach bot zunächst das vorher erbaute Katechistenhaus, in dessen Raum sich die Brüder mit einer Anzahl von Arbeitern und dem jungen Lehrer Soso redlich zu teilen hatten. Große Ansprüche in Bezug auf Bequemlichkeit durfte da keiner machen. Alles war auf das einfachste eingerichtet — von dem alten Fenstergitter an, das auf kleine Lehmwände gelegt, als Kochherd diente, bis zum „Salontisch“, einer auf zwei leere Kisten festgenagelten Thür. „Buschmannsmäßig“, wie man in Afrika solche Urzustände zu bezeichnen pflegt, ging es da in manchem her. Und in der That war es auch ein Leben in der Urwildnis. Doch die Umgebung bestand ja nur aus lauter Schwarzen und diese stießen sich nicht an der unzivilisierten Lebensweise ihrer Missionare. Hielten sie

doch deren äußere Erscheinung immer noch für eine höchst noble, wenn auch an den Beinkleidern hie und da ein Riß zu sehen war oder der Ellenbogen sich Luft gemacht hatte.

Die Hauptarbeit war zunächst der Bau des Missionshauses. Damit mußte geeilt werden, da die ersten Monate des Jahres die trockensten und darum günstigsten sind. Aber auch die Verhältnisse des Landes und die Kniffe der Eingebornen wollten studiert sein, so z. B. beim Einkauf der Lebensmittel, die gegen europäische Waren ausgetauscht werden und wobei sich der Missionar mit Geduld wappnen und die Zeit nicht in Anschlag bringen darf. Die üblichen Landespreise aber verrät ein Eingeborner dem Europäer nicht, um als schlauer und geborner Händler seinen Vorteil aus der Unkenntnis des Fremden zu ziehen. Fragt man ihn darum, so lügt er so dreist, daß man es mit Händen greifen kann, und schwört dazu mit solch ernster Miene, daß der Unkundige sich leicht täuschen läßt. „Was ist wohl der Preis von Jams hier?“ fragt der Missionar in aller Unschuld. „Jede Jamsknolle kostet bei uns ½ Kru (= 6 Mark),“ beteuern mehrere einstimmig und schwören dazu, wie es nur Heiden vermögen. Dabei ist der wirkliche Preis für 15 Knollen nur ein Bar (etwa 50 Pfg.). Aber auch einen regelrechten Streik vermögen die Eingebornen in Scene zu setzen, sobald es dem Europäer gelungen ist, von irgend einer Seite her die richtigen Preise zu erfahren und er sich nun nach ihnen richtet. Läßt er sich aber nicht verblüffen und stehen ihm andere Bezugsquellen zu Gebote, so nimmt der Streik auch hier bald ein Ende. Der Verkäufer stellt sich wieder mit seiner Ware ein — doch nicht ohne dem Fremden das Kompliment zu machen: „Du bist kein Europäer, sondern ein Schwarzer. Du hast einen argen Hals (d. h. du bist geizig).“

Unter mancherlei Nöten, Entbehrungen und Geduldsproben, wie sie ein Bau in Afrika ohne technische Hilfsmittel und an einem fremden abgelegenen Strand mit sich bringt, wurde am Haus rüstig gebaut, bis es am 4. Juni, am Samstag vor Pfingsten, bezogen werden konnte. Wohl war es noch nicht ganz fertig, aber es gewährte doch eine ganz andere Unterkunft als die bisherige Waldhütte, in der alles vor Staub und Schmutz zu Grunde ging. Denn hier nisteten Mäuse im Mattendach und Eidechsen trieben ihr munteres Spiel. Kam ein Gewitter, so nahm der Sturm die

Matten in die Höhe, ja trieb auch solche fort und ließ dem Regen freien Zugang. In zwei kleinen Zimmerchen, die allein notdürftig verschließbar waren, mußten alle Habseligkeiten, sowie die für den Eintausch und als Löhnung nötigen Waren, Reis und Salzfische für die Arbeiter, aufgestapelt werden. Die Pritsche für die Nachtruhe konnte nur auf dem Wege über die Kisten hinweg erstiegen werden.

Wie ganz anders war es nun im neuen Haus mit seinen schönen saubern Zimmern und einer Veranda rings herum. Statt des früheren Waldes, der die Hütte umgab, ist nun eine freie Aussicht auf den nahen Fluß geschaffen, der so ruhig und doch so gewaltig am Fuß des Stationshügels vorüberströmt. Stundenweit schweifen die Blicke flußaufwärts und niederwärts und weiden sich an der großartigen Vegetation, von der die Ufer des Stromes umsäumt sind. Einen besonders lieblichen Anblick gewährt eine schöne große, mit hochwipfligen Palmen übersäete Insel, die gerade der Station gegenüber mitten im Fluß liegt und in deren Baumkronen ganze Scharen grauer Papagaien ihr vielstimmiges Gekreisch hören lassen. Nachmittags weht eine angenehme Seebrise den Sannaga herauf und mildert die schwüle drückende Atmosphäre. — Wie köstlich war das alles nach viermonatlicher Einschränkung und Entbehrung! Ja wahrlich, „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen!“ Das fand auch auf die äußeren Verhältnisse der Missionsstation Lobethal seine Anwendung.

---

### 3. Die Missionsarbeit am Sannaga.

Neben dem Bauen und den äußeren Arbeiten her durfte aber auch die eigentliche Missionsarbeit nicht versäumt werden. Zwar waren, besonders am Anfang, meist beide Missionare durch die Baugeschäfte an die Station gebunden; indes das Feld war reif zur Ernte — und zwar besonders in Mulimba — sodaß dasselbe nicht unbeachtet gelassen werden durfte. Die Leute selbst kamen wiederholt und baten, man möge doch zu ihnen kommen und ihnen Lehrer geben. Wurde etwa einmal eines ihrer Dörfer auf der Predigtreise übergangen, weil die Zeit nicht mehr reichte, oder besuchte der Missionar einen Platz öfter als den andern, so

gab es bittere Klagen und Vorwürfe. Dies war besonders der Fall, wenn die Bitte der einen Stadt um einen Lehrer eher Gehör fand, als die einer andern. Die heiligsten Versprechen wurden bei solcher Gelegenheit gegeben, daß sie auf der Stelle bereit seien, dem Lehrer ein Haus und eine Kapelle zu bauen. Doch, wenn es dann an den Bau ging, so konnte man nur in den ersten Tagen etwas von Baueifer bemerken. Denn bei den bescheidenen Ansprüchen der Mulimba-Leute an ihre Wohnstätten und bei ihrer Abneigung, das harte Mangrove-Holz zu fällen und sich mit Bauarbeit zu quälen, geht ihnen nichts so schwer ein, als in kurzer Frist ein dauerhaftes Häuschen zu errichten. Da bedurfte es mancher Standrede und mancher Appellation an ihr Ehrgefühl, bis das angefangene Haus seiner Vollendung entgegenging.

Immerhin konnten trotz der Stationsarbeiten 111 Tage auf die Reisepredigt im Mulimba-Gebiet verwandt werden; denn hier fand sich ein großes Verlangen nach dem Evangelium. An drei Plätzen wurden deshalb Außenstationen errichtet und einem vierten ein Lehrer gegeben, obwohl noch keine Gebäulichkeiten vorhanden waren.

Besondere Freude und Hoffnung erweckt die Außenstation Bongo, eine der volkreichsten Mulimba-Städte, auf der südlichen Ecke des Mündungsdelta gelegen. „Die Leute," schreibt Miss. Schuler, „sind ein regsames Völkchen und die besten Fischer Mulimbas, die nebenher mit der zwei Tagreisen südlicher wohnenden Batanga-Bevölkerung Handel treiben. Als ich im März vorigen Jahres das erste Mal nach Bongo kam, ließen mich die Leute nicht mehr fort, bis ich ihnen einen Zettel gab mit dem Versprechen, daß sie einen Lehrer bekommen würden. ‚Unsere Kinder wollen eine Schule; wir Männer wollen hören die Weisheit, die von oben kommt, und unsere Weiber wollen in die Versammlung, um das Wort Gottes zu hören,' sagte mir beim Weggehen eines der Häupter der Stadt. Den Bau ihrer Kapelle ließen sie sich viel kosten. Die schönsten Mangrove-Pfosten wurden gehauen, schön zugerichtet und aufgestellt. Die große Kapelle, die innen 14 Meter lang und 7 Meter breit ist, wurde nach allen Seiten mit einem großen Vordach versehen. Das Dach wurde doppelt mit Matten gedeckt, nicht, wie gewöhnlich, einfach. Die Arbeit wurde ihnen des Hungers wegen nicht immer leicht. So kam ich eines Tages hin

die Dorfjugend damit beschäftigt war, die Mattenwände zu binden. Von Gesang hörte man diesmal nichts. Alles war an der Arbeit, aber betrübten Gesichtes, denn sie hatten, obwohl es schon 2 Uhr war, heute noch nichts gegessen. Man konnte den hier im Hungerlande Mulimba nicht seltenen Namen ‚Hungergesicht‘ verwirklicht sehen. Es war dies in der Zeit des Bakoko-Krieges, als sie für ihre Fische keine Früchte kaufen konnten. Nur einige Kokosnüsse wurden jetzt unter die vielen verteilt. ‚Wir können nicht mehr arbeiten,‘ sagten sie, ‚der Hunger übermannt uns. Ja, wenn wir etwas zu essen hätten, wollten wir gerne weiter machen.‘ Bongo war bisher einer der Hauptsitze des Dschengu- (Wassernixe) und Meli-Dienstes.“ — Letzterer ist einer der schrecklichsten Götzendienste, mit dem unzählige heimliche Morde verbunden sind, wodurch, wie die Leute selbst sagen, oft ganze Städte entvölkert worden sind. Der Dschengu-Dienst ist hauptsächlich in den Händen der Frauen mit Ausschluß der Sklaven; der Meli-Dienst dagegen in den Händen der freien Männer, und nur die Eingeweihten wissen um die Betrügerei. Wer von den Uneingeweihten etwas davon weiß oder gar darüber redet, wird ohne Barmherzigkeit ermordet. Beide Götzendienste haben Geheimsprachen. In der Predigt und Schule wurden natürlich diese Götzengreuel nicht geschont und bald fing die Schuljugend an, die Lieder beider Götzendienstarten bei der Arbeit an der Kapelle und beim Rudern zu singen — natürlich zum Spott — die Geheimsprachen vor aller Ohren zu reden und zu sagen: „Es gibt keinen Dschengu, und Meli ist ein Mensch, der im Busch redet.“ Das erregte Zorn bei den Anhängern dieser Greuel, deren Gewinn zu Grunde zu gehen schien, und sie fingen an, die Jugend zu bedrohen. Letztere ließ sich aber nicht einschüchtern, denn sie wußte, daß niemand ihr etwas thun werde aus Furcht vor dem Europäer. So mußten eben auch die Anhänger der Götzen gute Miene zum bösen Spiel machen und diese Burgen des Satans dahinfallen sehen; denn niemand glaubte fortan daran und die Jungen können nun ruhig ihre Dschengu-Lieder beim Rudern weiter singen, was ihnen noch vor einem Jahr teuer zu stehen gekommen wäre. Damit, daß diese Götzendienste in der einen Stadt abgeschafft waren, war es auch in den andern Städten Mulimbas um dieselben geschehen; denn schnell verbreitete sich die Kunde über die ganze Gegend. Den Feldgeistern zu opfern, konnten

dagegen die Bongo-Leute nicht unterlassen. Obwohl der Hunger bei ihnen groß war, so wurde doch das Beste, was sie auftreiben konnten, aufs feinste zubereitet, aufs Feld getragen und dort ausgeschüttet.

Am Jahresschluß zählte Bongo 65 regelmäßige Schüler und 8 Taufbewerber. Auch die gottesdienstlichen Versammlungen wurden regelmäßig und gut besucht. Da der Platz noch neu ist, so schien es geraten, mit der Taufe noch etwas langsam vorzugehen, wiewohl die Katechumenen sehr nach derselben verlangten.

Anderer Art als in Mulimba ist die Arbeit unter den Bakoko. Auch hier kann man durchaus nicht über Unempfänglichkeit klagen, wenn auch das Feld noch nicht so reif ist zur Ernte, wie in Mulimba; denn das Gebiet ist noch nie recht bearbeitet worden. Es gilt hier vor allem Sämannsarbeit zu thun und dazu ist leider bis jetzt noch sehr wenig Zeit und Kraft übrig geblieben.

Die Bakoko sind ein heißblütiges, rohes, händelsüchtiges, aber doch auch äußerst gutmütiges Volk, das hauptsächlich Landbau und etwas Handel treibt. Der Boden ist sehr fruchtbar, so daß die Bakoko ohne große Mühe imstande sind, nicht nur für sich, sondern auch für die Mulimba-Leute Kassada, Yams, Koko rc. zu pflanzen, welche Früchte alle 10 Tage auf einem im Fluß auf Boten stattfindenden Markt gegen Fische umgetauscht werden.

Wegen ihrer Roheit waren die Bakoko von jeher von den Nachbarstämmen gefürchtet und blieben bis vor kurzem jedem europäischen Einfluß fern, ebenso dem Christentum. Selbst die Duala-Händler, die sonst, wo sie hinkommen, dem Christentum vorarbeiten, scheinen das hier unterlassen zu haben; höchst wahrscheinlich, weil sie fürchteten, durch die Mission werde der Handel dem Europäer geöffnet und für sie zerstört. Es ist eine oft gehörte Redensart der Duala-Händler: „Die Bakoko sind böse Leute.“ Und wenn man sie erzählen hört, wie es noch vor einigen Jahren zuging, so muß man ihnen recht geben. Ausrauben und Plündern von Kanus, die von andern Stämmen dorthin kamen, war an der Tagesordnung. Da kam z. B. ein Duala-Händler mit Kleidern in eine Stadt. Ein palmweinberauschter Bakoko begegnet ihm und befiehlt ihm, seine Kleider auszuziehen und sie ihm zu geben. Macht der Duala nicht sofort Miene, dies zu thun, so nimmt der Bakoko sein Buschmesser von der Achsel

das er nie zu sehen ist, und sagt: „Freund, ich schlag' dich mit dem Buschmesser!" Was soll der arme Mann anders thun, als seine Kleider fahren zu lassen, um mit heiler Haut davon zu kommen! Jetzt, in den „Tagen des Gouverneurs", wie sie zu sagen pflegen, kommen natürlich solche Sachen nicht mehr vor. Jedoch von seinem Buschmesser kann sich der Bakoko nicht so schnell trennen. Giebt es nur den kleinsten Streit, so steht alles da mit dem Buschmesser. Keine Händelei geht ohne Buschmesserhiebe ab. Viele haben schon ihr Leben infolge derselben gelassen. Kein Götzenfest geht ohne Wunden vorbei. Das Buschmesser ist der beständige Begleiter des Bakoko zu Wasser und zu Land; wo er geht und steht, ist es in seiner Nähe. Kleine Jungen, die noch keines vermögen, ja oft kaum eines tragen könnten, treiben irgendwo ein Stück alten Faßreifs auf und machen es scharf.

So roh nun auch der Bakoko einerseits ist, so gutmütig ist er andererseits und läßt sich oft viel gefallen, namentlich vom Europäer. Vom Nachtragen des Bösen weiß er nicht viel. Die größten Streitigkeiten, wenn sie einmal beigelegt sind, sind dann für immer abgethan; es wird ihrer nicht mehr gedacht.

Götzendienst, Wahrsagerei und Zauberei standen bis vor kurzem und jetzt noch teilweise in voller Blüte und haben manches Opfer an Menschenleben gekostet. Es sind im großen ganzen dieselben

obwohl es mancher Anspornung bedurfte. Taufbewerber waren es am Jahresschluß drei; einer konnte getauft werden."

---

## 4. In Kriegsgefahr.

Kaum war die Station Lobethal fertig gestellt und die Missionsarbeit im Zuge, als sich am Sannaga ein Kriegswetter zusammenzog, das nicht nur höchst bedrohlich aussah, sondern das auch leicht der ganzen Missionsniederlassung den Untergang hätte bereiten können. Daß sie bei diesen Kriegswirren von den im Aufstand gegen die Kolonialregierung befindlichen Eingebornen verschont geblieben ist, darf man als eine besondere Gnade Gottes betrachten, sodaß die Station schon gleich am Anfang ihres Bestehens mit allem Recht ihren Namen „Lobethal" trug.

Die Ursachen der Kriegsunruhen lagen in den Handelsverhältnissen der am Sannaga wohnenden Völkerschaften, um deretwillen schon einmal die Mulimba von der Kolonialregierung in die Schranken gewiesen werden mußten. Nun betraf der Streit die Bakoko. Diese hatten von altersher mit ihren östlichen Grenznachbarn, dem Edie-Volke, Handel getrieben und ihre Waren an die Duala abgesetzt, die ihnen gewöhnlich europäische Waren vorstreckten. Die Bakoko waren also Zwischenhändler zwischen den Edie- und Duala-Händlern. Nun drangen die Europäer bis Edie vor und es folgten ihnen ohne Widerstand der Bakoko die Duala. Der Handel der Bakoko lag somit brach. Zunächst ging alles im Frieden ab; die Bakoko sahen beinahe zwei volle Jahre zu, ohne irgend etwas zu thun. Mitte 1892 aber begannen die Unruhen. Es wurde zuerst den Boten der Duala der Weg gesperrt; nachher wurden dieselben sogar ausgeplündert und Gewaltthaten an Leuten verübt. Beim Verteilen der geraubten Waren wurde, als es ans Trinken eines geraubten Schnapsfasses ging, ein „Bündnis getrunken", d. h. eine Verschwörung gemacht. Zum Zeichen wurde einer Landschildkröte der Kopf abgeschnitten und deren Blut mit dem Schnaps vermischt. Jeder zur Verschwörung gehörige mußte trinken. Es bildete sich eine „Gesellschaft des Todes" aus den angesehensten Häuptern jeder Stadt. Sie waren entschlossen, für ihren Handels-

weg zu sterben. Kein Duala durfte sich fortan ohne Todesgefahr im Fluß blicken lassen.

Diese Auslassungen gegen die öffentliche Ordnung und wider alles Recht konnten nicht unbestraft bleiben und mit bangem Herzen sahen die Missionare, wie sich die drohenden Gewitterwolken am Horizonte sammelten, ohne zu wissen, welches Unheil sie anrichten möchten. Hatten doch die früheren Kriegsunruhen — in Duala und später in Mulimba, sowie die versuchte Züchtigung der Buea-Bevölkerung — zur Genüge gezeigt, welche Folgen ein solcher Aufstand haben kann.*) War auch nicht in erster Linie das Leben der Missionare gefährdet, die sich im Notfall nach Mulimba und Duala zurückziehen konnten, so war doch für das eben erbaute Missionshaus und die so viel versprechende Missionsarbeit das Schlimmste zu befürchten. Doch lassen wir Miss. Schüler über jene Ereignisse und Tage selbst berichten.

Dienstag den 12. September waren Br. Schkölziger und ich nach Kamerun abgereist, um verschiedene Angelegenheiten zu erledigen, die sich nicht schriftlich abmachen ließen. Schon am Donnerstag hörten wir, daß Herr Kanzler Wehlan nach Bakoko reise. Da wir wußten, wie die Verhältnisse dort standen, schien es geraten, daß ich, obwohl eben erst angekommen, gleich mit dem Regierungsfahrzeug zurückreiste,

einige zusammenzubringen, und ich selbst that, was ich konnte, jedoch vergebens. Nun machten die Stadtleute Jagd auf einige Jungen, konnten aber nur einen ältern Sklaven erwischen, den sie herbeischleppten. Die Geduld des Kanzlers war auf die äußerste Spitze getrieben, vollends da der Häuptling die ganze Sache mehr spaßhaft aufnahm und trotz wiederholter Warnung nur dazu lachte, wie es seine dumme, gutmütige Art zu sein scheint. Der Kanzler erklärte nun, er wolle lieber keine Arbeiter, als diesen Sklaven. Die Leute glaubten, er wolle den Häuptling mitnehmen, weshalb einer zu den Waffen rief. Da und dort sah man einen mit der Flinte hinter den Büschen herumstreichen. Der Kanzler ging an den Strand zurück. Während er unterwegs mit mir sprach, hatte in allernächster Nähe, von uns allen unbemerkt — die Leute sagten es mir nachher — ein Sklave auf den Kanzler angelegt. Noch gerade im rechten Augenblick sah es sein Herr und hielt ihn mit einem „Du tötest Schuler!" von seinem Vorhaben ab. Ich stand nämlich dicht neben dem Kanzler.

Herr Kanzler lud mich ein, mit an Bord zu kommen und ich leistete Folge, war aber über sein Vorhaben noch keineswegs im klaren. Er befahl die Geschütze zu richten. Nach einer etwa viertelstündigen Beschießung wurde die Stadt ausgeraubt und niedergebrannt.

Als ich wieder ans Land kam, stand unser Lehrer Soso schon mit Sack und Pack, selbst mit seiner Ziege am Strick, reisefertig da. „Nur fort, nur fort!" hieß es. „Tod! Tod! Rettung ist keine mehr da." Ich wies ihn zurück mit den Worten, es gelte doch vorher zu überlegen, was zu thun sei, ehe man davonlaufe. Fast unter Thränen bat er mich, ihn doch gehen zu lassen und ihm unser Kanu, den einzigen Rettungsanker, den wir im Falle der Not gehabt hätten, zu geben, was ich ablehnte; denn hätten wir wirklich fliehen müssen, dann hätten wir ohne das Kanu nirgends mehr hin gekonnt, da der Landwege wenige sind. „Ach, wenn du sterben willst, warum willst du denn auch uns töten? Du kennst uns Schwarze noch nicht genug; wir sind nicht wie ihr Europäer; wir sind sehr böse Leute. Wir Duala würden dich in diesem Falle umbringen, und die Bakoko sind doch noch viel böser als wir!" — Außer beiden Lehrern war niemand auf der Station als zwei Akra-Arbeiter. Nun kamen auch diese, um mir das Herz zu erweichen. „Meister, wir hören, diese Leute hier seien sehr böse; die töten uns; wollen wir nicht lieber fort?" Zu vieren standen sie nun um mich herum mit ihren Bitten, jedoch ohne Erfolg; denn jetzt die Station zu verlassen, dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich wußte: lasse ich die Station jetzt stehen, dann ist sie höchst wahrscheinlich verloren; und ich hätte mich schwerlich getäuscht, wie ich nachher selbst erfuhr. — Ich redete kein

Wort, nahm meinen Hut und ging in die Stadt. Die Akraer liefen mir stillschweigend nach. Als ich am jenseitigen Ende der Stadt angekommen war, kamen 15—20 bewaffnete Männer von unserer und den Nachbarstädten aus dem Busch heraus. Sie versicherten mich alle, es geschehe mir nichts und ich solle nur ruhig hier bleiben. Sie sagten mir auch, sie hätten gehört, wenn die Mission in einer Stadt sei, so werde sie nie niedergebrannt, und führten zum Beweis Bonaku in Duala an, das seinerzeit bei der Beschießung allein verschont geblieben worden sei. Es war mir natürlich nicht schwer, ihnen zu sagen und an Beispielen zu zeigen, daß die Mission kein Zaubermittel sei, sondern nur denen zum Segen gereiche, die das Wort Gottes glauben und auf die Diener desselben hören. Ich fragte sie: „Habe ich euch nicht hundertmal ermahnt und gesagt: Mischet euch nicht in die Handelsgeschichten; ihr werdet gestraft werden?“ Sie alle antworteten: „Ja, du hast's gesagt; aber wir waren taub.“ „Habe ich euch nicht im Gottesdienst oft gesagt, daß das Wort Gottes gebiete, alle bösen Sachen, Stehlen, Lügen, Rauben ꝛc. zu unterlassen, an Christum zu glauben und seinen Willen zu thun? Habt Ihr's gethan?“ „Nein, wir haben es nicht gethan.“ Es bedurfte nicht vieler solcher Fragen, so sagten alle: „Du hast recht; wir haben unrecht. Wir waren blind und taub.“ Hierauf geleiteten sie mich nach unserm Gehöfte, wo sie auch unsre Leute beruhigten, die sich nun wenigstens noch einige Tage halten ließen.

Die Niederbrennung Ndokominyi's war der Anfang des Bakoko-Krieges. Gleich bei der Nachbarstadt Dipaka wurde das Regierungsfahrzeug „Soden“ von den Eingebornen beschossen und einige Tage später die Faktoreien im Fluß ausgeraubt und niedergebrannt. Alle unsre Arbeiter und Lehrer liefen davon bis auf einen Mulimba-Mann und zwei Akraer. Niemand sah man fortan anders als bewaffnet mit Flinte und Buschmesser. — Von Mulimba erhielten wir durch die dortigen Lehrer einen Mahnbrief um den andern, wir sollten doch unser Leben retten; denn sie hätten von Bakoko-Leuten selbst gehört, daß sie uns ermorden wollten. Als ich einmal nachts über Mulimba nach Duala reiste, um mich nach den Kriegsangelegenheiten zu erkundigen und in Manye Ruderer suchte, kam alles halb schlaftrunken aus den Hütten heraus und scharte sich um mich, wie um einen vom Tod Zurückgekehrten. „Du lebst noch, du lebst noch?“ hieß es überall. „Gehe jetzt aber ja nicht mehr zurück. Die Bakoko sind böse Leute, die essen euch; die wollen Europäerfleisch kosten ꝛc.“ Ruderer nach Duala bekam ich; niemand wollte mich aber, als ich von Mulimba nach Bakoko zurückwollte, nach Bakoko bringen. Beinahe eine halbe Nacht mühte ich mich ab, bis ich endlich einige gute

Bekannte fand, die mich nach Mitternacht an den Strand von Ndo-kominyi setzten, um, sobald ich am Land stand, davonzueilen.

Eines Tages kam einer unserer Mulimba-Christen, um im Kanu einige unserer Sachen nach Mulimba zu nehmen, für den Fall, daß etwas vorkommen sollte. Ich hatte mich wegen Fiebers gelegt. Auf einmal hörte ich ein Toben und Brüllen im Hof, und als ich aus dem Bett sprang, sah ich, wie die Bakoko mit Buschmessern, wilden Tieren gleich, über die Mulimba herfielen und diese dem Fluß zu-eilten, um ins Wasser zu stürzen, wohin die Bakoko sich nicht getrauten. Alles Abwehren half nichts, bis ich mit einem Stock hinuntereilte und die ärgsten Schreier zur Besinnung brachte. Auf friedlichem Wege wurde nun abgemacht, daß die Mulimba sofort leer fortmußten. Die Bakoko glaubten, die Mulimba wollten uns holen, und das wollten sie nicht leiden. „Wenn Gefahr ist,“ sagten sie, „wollen wir es euch schon sagen, daß ihr gehet.“

Es waren schwere Tage, Tage der Unruhe und Sorge, ja selbst der Furcht. Wie lebhaft erinnerte ich mich an jene Worte, die uns bei unserer Aussendung mit auf den Weg hieher gegeben wurden: „In der Welt habt ihr Angst;“ aber auch des Trostes: „seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ — Am meisten machte uns die Frage: „Was sollen wir thun?“ zu schaffen. Sollen wir nun hier bleiben? Und zu welchem Zweck? Alles ist im Busch; nur dann und wann läßt sich ein Bewaffneter sehen. Auch die Lebensmittel werden rar! — Wir waren zwar fest davon überzeugt, daß uns die Leute unserer Stadt nichts thun werden; aber ob sie im stande sein würden, andere abzuhalten? Wie leicht könnte es gehen, wie seinerzeit in Duala, als die Deutschen die Städte beschossen! Ein Faktorist von Wörmann war damals am Land geblieben und wurde von den Leuten in den Busch genommen, um dort eine Friedensbitte zu schreiben, die er auch unter Bewachung von Weibern fertig machte. Da stürzt plötzlich in Zorneswut einer daher und schießt ihn nieder aus Rache, weil eben sein Bruder gefallen war. Alles jammert und klagt; der Uebelthäter wird ausgeliefert; aber was nützt es? Es war zu spät.

Der Häuptling und einige der Aeltesten meinten, es sei am besten, wenn wir uns einige Zeit zurückzögen und ich von Mulimba aus regelmäßig nach der Station sähe. Der Häuptling übernahm die Verantwortung für die Station. — Die ganze Nacht räumten wir unter strömendem Regen aus, was wir konnten, da der Häupt-ling sagte, er könne nicht für Diebstahl stehen. So verließen wir schweren Herzens unsere Station, aber doch in der guten Hoffnung, bald wieder einziehen zu können. Wir gingen zunächst nach Duala,

von wo aus ich ziemlich regelmäßig über Mulimba nach Bakoko reiste. Wenn ich kam, verbreitete sich schnell die Kunde, und bald kamen viele herbei. Auch suchten mich manche Bakoko in Mulimba auf, namentlich gegen den Schluß des Krieges wegen Friedensunterhandlungen, die die Missionare mit der Regierung vermitteln sollten. Die Mulimba sahen es nicht sehr gerne, wenn ich nach Bakoko ging; sie fürchteten für mein Leben. Sie wollten sogar zuletzt einem Mann von Mongomandschon, der regelmäßig zu mir kam und diesmal als Abgesandter der Bakoko mich holen sollte, wehren. Er ließ sich jedoch nicht abhalten. „Der Krieg kennt keinen Freund,“ sagte er, „aber er tötet den Vetter und Bruder nicht. Herr Schuler ist nicht unser Freund; er ist unser Bruder, ein Bakoko.“

Diese Tage der Reisen waren schwere Zeiten. Sie fielen fast ausschließlich in die Tage der ärgsten Regenzeit und der Weg mußte stets über Mulimba gemacht werden, da der Kwakwa gesperrt war. Ich mußte daher mit dem Boot durch die offene See fahren, und weil die Brandung nachmittags zu stark war, immer die Nacht zum Reisen nehmen. Manche schlaflose Nacht saß ich da am Steuerruder meines Bootes, oft bei Nacht von Gewitterstürmen auf offener See überfallen, wobei ich gänzlich durchnäßt wurde. Alle Vorsichtsmaßregeln waren da, wie auch sonst so oft, schwer zu befolgen. Häufig drohten die Wellen das kleine Boot zu verschlingen. Ich dankte Gott, so oft ich wieder mit dem leichten Fahrzeug durch die [illegible] Brandung hindurch war. Mit Händen und Füßen mich

Möge der Herr auch fernerhin seine schützende Hand über dieser Mission und ihren Arbeitern ausgestreckt halten und sein Reich kommen lassen unter den Mulimba und Bakoko.

# Missions-Zeitung.

## Rundschau.

### Der malaiische Archipel.

Auf der großen Insel Sumatra ist es vor allem die Entwicklung des Missionswerkes am Toba-See, die die besondere Aufmerksamkeit der Rheinischen Mission in Anspruch nimmt. Der Toba-See und seine Ufer, dessen Gebiet die Mission als den eigentlichen Stammsitz des battakischen Heidentums von Anfang an im Auge hatte, wird augenscheinlich der Schwerpunkt der Rheinischen Mission in Sumatra. Die Entwicklung der Dinge nimmt hier einen so raschen Verlauf, daß es um so wichtiger ist, daß daselbst die Mission mit aller Thatkraft einsetzt, je deutlicher sich die Vorboten des Islams melden, der von Norden und Osten her dem Christentum entgegenarbeiten will. Für jene dichtbevölkerte Landschaft am Südostufer des Sees ist seit der holländischen Besitzergreifung und durch die Niederlassung der Missionare an sechs verschiedenen Punkten eine ganz neue Zeit angebrochen. Jahrhundertelang war dieses Land von der Außenwelt völlig abgeschlossen, und seine Bewohner, die Battas, waren von ihren uralten barbarischen Sitten beherrscht. Nun ist auf einmal der Bann gebrochen und das Land hat sich dem Einfluß des Evangeliums, das vorher nur gerüchtsweise dorthin gedrungen war, erschlossen. Ein gänzlicher Umschwung aller Verhältnisse bricht sich nun Bahn und das Volk selbst ist von dem Gefühl erfaßt, daß jetzt alles neu und besser wird. Man erwartet von dieser neuen Aera alles mögliche und unmögliche Gute: Frieden und Ruhe, Wohlstand und Gedeihen, Gesundheit und wer weiß was alles. Manches trifft auch bereits ein. Die beständigen alten Dorfkriege nehmen nun ein Ende; die Felder können infolge dessen mit mehr Ruhe und Sicherheit bestellt werden. Der Verkehr mit den andern Stämmen ist nun offen und so nimmt Handel und Wandel einen

neuen Aufschwung. Neue Wasserleitungen werden angelegt und die seitdem hergestellten Verkehrswege, sowie die holländische Gerichtsbarkeit, werden als Wohlthat empfunden.

Das alles ist nur äußerlicher Natur. Aber nun ist auch die Mission und mit ihr das Christentum in jene entlegenen Gegenden vorgedrungen. Bis vor kurzem kannte man hier außer dem eigenen Geisterdienst nur noch den Islam und war diesem nicht sonderlich geneigt. Dennoch hatte derselbe im geheimen seine Vertreter. Manche, die auf den Tabakpflanzungen im Osten Arbeit suchten, hatten, um unter den Mohammedanern geduldet zu werden, denselben wenigstens äußerlich angenommen. Nun ist neuerdings das Evangelium in wirksamer Gestalt der Bevölkerung am Toba-See gebracht worden und hat eine große Bewegung der Geister hervorgerufen. Dazu ist unter den Battas infolge von Cholera und anderen Epidemien das religiöse Bewußtsein mehr als zuvor zur Geltung gekommen. Das Vertrauen auf den alten heidnischen Aberglauben ist in diesen Zeiten der Not und Heimsuchung stark erschüttert worden und viele haben sich dem Christentum, freilich vorerst ohne rechtes Verständnis, zugewandt. Zugleich haben aber auch alle diese neuen, so rasch aufeinander folgenden Verhältnisse noch eine Bewegung anderer Art, einen neuen Glauben, ein Gemisch der verschiedenen um die Herrschaft ringenden Religionen, aufkommen lassen. Es ist dies eine mohammedanisch-heidnische Sekte, von der man anfangs befürchtete, sie werde viel Verwirrung und Störung in der Missionsarbeit hervorrufen; aber es hat sich dies nicht erfüllt und man hofft, daß es der wohlorganisierten Arbeit der Missionare und ihrer Gehilfen gelingen werde, auch die Landschaft am Toba-See wie die von Silindung für Gottes Sache zu erobern.

Wie empfänglich das dortige Volk für das Evangelium ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß man an verschiedenen Punkten bereits mit der Gründung von Gemeinden einen hoffnungsvollen Anfang machen konnte, noch ehe die Wohnungen der Missionare aus Mangel an Baumaterial fertig gestellt waren. Die neugewonnenen Christen haben auch — wie in der christlichen Landschaft Silindung — ihren Christenglauben während der schlimmen Cholerazeit bewährt und es hat diese schwere Heimsuchung an manchen Orten nur zur Förderung des Evangeliums dienen müssen. Auch in letzter Zeit haben sich da und dort neue Thüren aufgethan, und die Missionare, die im vorigen Jahre durch die zwei Kandidaten der Theologie, Bruch und Warneck, verstärkt wurden, dringen immer tiefer hinein in die heidnischen Battalande am Toba-See. Ueberhaupt ist der Rheinischen Mission in Sumatra ein solcher Segen geschenkt worden,

wie er selbst in diesem Jahrhundert zu den Seltenheiten gehört. So sind im letzten Jahr wieder 3007 Seelen getauft worden und 6325 befinden sich noch im Taufunterricht. In drei Gemeinden konnten die Erstlinge getauft werden. Ueberall wurden neue Kirchen gebaut, wobei Christen und Nichtchristen willig mithalfen. An vielen Stellen entfaltet sich ein schönes Gemeindeleben, das auf die neueintretenden Missionare einen tiefen Eindruck machte. Da auch von weiter liegenden Landschaften unausgesetzt Bitten um Missionare oder Lehrer einlaufen, so hat man zwei der wichtigsten, die nach Norden hin liegen, neuerdings zu besetzen beschlossen, während nach dem südlich gelegenen Mandheling, das bereits mohammedanisch ist, eben die erste Untersuchungsreise unternommen worden ist.

Leider zeigt sich in Sumatra auch der Islam sehr rührig, und während die Rheinische Mission es früher vorzugsweise und auf den meisten Gebieten nur mit Heiden zu thun hatte, giebt es jetzt unter allen 18 Stationen keine einzige mehr, auf der sich nicht der Islam irgendwie bemerklich machte; ja, genau genommen, ist derselbe jetzt auf der ganzen langen Linie der eigentliche Hauptfeind, gegen den man nun ins Feld zu ziehen hat. An einzelnen Stellen vollzieht sich eben jetzt die große Scheidung der gewesenen Heiden in Christen und Mohammedaner, an anderen, wie am Toba-See und Silindung, gilt es, dem Eindringen des Islam entgegenzutreten, wieder an anderen, aus der mohammedanischen Bevölkerung noch möglichst viele Seelen zu gewinnen. Aber auch da sind überall erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen.

Den Ausgangspunkt der heutigen Ausbreitung des Christentums gegen den Norden Sumatras hin bildet das südlich gelegene christliche Silindung, wo schon über 20000 in christliche Gemeinden gesammelt worden sind, und es ist charakteristisch, daß sich ganze Dörfer dem Christentum zuwenden. Natürlich liegt in dieser Art der Massenbekehrung auch die Gefahr der Verflachung und Veräußerlichung des Zutritts zu den Gemeinden, und es erwächst hieraus der Mission die ernste Aufgabe, jene nach Kräften fernzuhalten und das christliche Leben in den Gemeinden rechtzeitig zu vertiefen. Daß solches vorhanden ist, dafür ließen sich manche erfreuliche Zeugnisse beibringen. Selbst schöne Feste, wie sie in der europäischen Heimat gefeiert werden, finden in erhebender Weise statt. So gestaltete sich in Sipahutar (im Gebiet von Silindung) die Einweihung einer neuen stattlichen Kirche am 28. November zu einem erhebenden Kirchweihfest, zu dem ungefähr 5000 Menschen erschienen. Unter den Festgenossen befanden sich sechs europäische und vier inländische Missionare. Außer den zahlreichen Ansprachen erhöhten die Posaunenchöre und Gesangvereine

zweier Stationen die Festfreude der Anwesenden. Zugleich wurden vier neue Aelteste in ihr Amt eingeführt.

Für die Arbeit unter den weiblichen Gemeindegliedern sind in den letzten Jahren drei Missionarinnen eingetreten, deren Wirksamkeit sich bereits als sehr heilsam und segensreich erweist. Von Wichtigkeit für die Mission auf Sumatra ist auch, daß der Druck des Alten Testaments in der Batta-Sprache auf Kosten der Britischen Bibelgesellschaft begonnen worden ist.

Was den Census der Sumatra-Mission betrifft, so sind uns die genauen Angaben des letzten Jahres noch nicht zugekommen; wir dürfen aber annehmen, daß die dortige Mission jetzt ungefähr 25 000 Seelen zählt.

Auf der Insel Nias, die der Westküste Sumatras vorgelagert ist und deren Bevölkerung das Heidentum gegen den Islam festgehalten hat, sind die Aussichten der Rheinischen Mission sehr erfreulich. Auf den vier Stationen der Ostküste weisen die Gemeinden einen bedeutenden Zuwachs auf und auch eine Vertiefung des inneren Lebens ist wahrzunehmen. Die Arbeit bekommt hier ein der Batta-Mission ähnliches Gepräge, nämlich, daß es sich um Zukehr von ganzen Dörfern zum Christentum handelt. Besonders ermutigend sind die Erfolge auf der jüngsten jener Stationen, auf Gumbu Humene. Hier warfen schon nach Jahresfrist die Leute in der ganzen Gegend ihre Götzen weg und nach einem erst zweijährigen Bestehen der Station konnten bereits 188 Personen getauft werden und über 100 stehen im Taufunterricht. Auch auf den drei andern giebt es überall große Scharen, die um die Taufe bitten, und aus immer neuen Dörfern ertönt dieselbe Bitte. Unter diesen Umständen ist es doppelt erfreulich, daß der aus der Heimat zurückgekehrte Missionar Sundermann außer mehreren kleineren niassischen Büchern auch das ganze Neue Testament, von ihm selbst übersetzt und durch den Druck geführt, mitgebracht hat.

Von der Ostküste aus sind in den letzten Jahren die rheinischen Missionare quer durch die Insel hindurchgedrungen und haben an der Westküste das Panier unseres Heilandes entfaltet. Damit ist ein neues Missionsgebiet erschlossen worden. „Als Missionar Lett vor nun mehr als Jahresfrist seinen Stationsplatz ausgesucht hatte, auf einem Hügel zwischen zwei heidnischen Dörfern, da setzte er seine Trompete an den Mund und blies in das heidnische Dunkel hinein: ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.‘ Und dann ward die Station gebaut — sie heißt Fadoro — und die Klänge des Liedes drangen nicht nur in die Dörfer hinein, sie drangen auch in die Menschenherzen hinein, und das Wort vom Kreuz erwies seine

alte Kraft. Es ist freilich durch viel Leibesschwachheit hindurchgegangen. Die Missionare Lett und Reitze hatten viel vom Fieber zu leiden, wurden aber auch dafür durch einen ganz unerwartet schnell eintretenden Segen belohnt, den der Herr auf ihre noch sehr mangelhafte Verkündigung des Wortes legte. Schon haben sich 55 Personen für die Taufe anschreiben lassen und sonntäglich finden sich 70—100 Heiden zum Gottesdienst ein." Bereits sind zwei weitere Stationen für dieses hoffnungsvolle Missionsgebiet in Aussicht genommen.

Auch mit dem Süden der Insel sind freundschaftliche Beziehungen angeknüpft worden und man darf hoffen, daß sich mehr und mehr der Weg dahin ebnen werde. Die Fortschritte auf Nias sind um so erfreulicher, als die Insel lange Zeit ein recht dürres Arbeitsfeld war, das nun plötzlich zum Erntefeld heranzureifen scheint.

Auf dem alten Arbeitsgebiet der Insel Borneo sind von seiten der rheinischen Mission an mehreren Stellen Ausdehnungen der Arbeit unter den Dajaken im Werke. So handelt es sich am oberen Kahajan um die Aufnahme der Arbeit unter dem Stamme der Ot Danum, einem freundlichen und zugänglichen Volk. Die Beziehungen zu demselben bestehen schon seit etwa 15 Jahren; aber erst neuerdings, im Jahr 1890, konnte Miss. Michel von seiner vorgeschobenen Station Kuala Kuron aus jenen Stamm besuchen. Man verspricht sich unter ihm einen bessern Eingang als unter dem Volk des Unterlandes. Ueberhaupt soll am obern Kahajan auf den verschiedenen Zuflüssen eine ausgedehnte Evangelisationsarbeit getrieben werden, wozu der bekannte englische Missionsfreund Arthington in Leeds ein neues Reiseboot geschenkt hat. Die Mission unter den Ot Danums soll zugleich die Brücke bilden zu den verrufenen Ot, die als böse, scheue und verschlagene Menschen geschildert werden, keinen Reis bauen, sondern sich von Wurzeln, Waldfrüchten und allerlei Wild nähren und unstät und flüchtig in den Wäldern umherstreifen.

Im großen und ganzen ist und bleibt Borneo ein hartes Arbeitsfeld und doch ist die Arbeit daselbst nicht ohne Segen, wenn sie auch viel Geduld und Liebe erfordert. Die rheinische Mission hat nun doch über 1400 Christen auf der Insel. Einen recht fühlbaren Druck übt die äußere mißliche Lage des Volkes auf die Missionsarbeit aus. Zwar hat sich Miss. Hendrich bemüht, durch Anlegung von Pflanzungen allerlei Art den Leuten neue Erwerbsquellen zu schaffen; aber dieselben haben keinen durchschlagenden Erfolg gehabt, wenn sie auch nicht ganz umsonst gewesen sind. Ein besonders schwieriger Posten ist die Hafenstadt Banjermasin mit ihrer gemischten Bevölkerung und den mancherlei Sünden, wie sie sich in den See- und Handels-

städten finden. Die eigentlichen Bandjaresen sind zudem mohammedanisch und deshalb für das Evangelium äußerst unzugänglich. Die Dajaken bilden nur einen Bruchteil der Stadtbewohnerschaft. Außerdem wird unter den eingewanderten Chinesen gearbeitet.

An der Nordwestküste von Borneo arbeitet hauptsächlich unter den hier eingewanderten Chinesen die englische Ausbreitungsgesellschaft. Sie hat die drei Seehäfen Sandakan, Kudat und Labuan besetzt und verbindet damit zugleich die geistliche Bedienung der hier ansässigen Europäer. Leider ist es aus Mangel an Missionsarbeitern noch nicht dazu gekommen, die Arbeit auf die Bevölkerung landeinwärts, die mehr und mehr dem Islam anheimfällt, auszudehnen. Die chinesischen Christen, die zum Teil dem Hakka-Volk (in deren Heimat die Basler Mission arbeitet) angehören, werden als ernste Leute und regelmäßige Kirchenbesucher geschildert.

Indem wir von dem großen Missionsfeld der Niederländischen Gesellschaften auf den kleinen Sundainseln absehen müssen, erwähnen wir hier nur noch ganz kurz das Arbeitsgebiet der Neukirchener Brüder auf der Insel Java. Der alte, von Ermelo ausgegangene Missionar de Boer in Salatiga ist inzwischen gestorben (7. Jan. 1891) und seine Missionsposten werden von einem der Neukirchener Sendboten versehen. Von letzteren stehen vier Missionare in den Residentschaften Samarang und Rembang. Eine Statistik in der Mai-Nummer des Missions- und Heidenboten führt drei Hauptstationen mit ca. 28 Außenposten an, auf denen die vorhan-





# Heidenpredigt in China.*)

Von Miss. P. Schultze.

---

Wie sich der Chinese immer mehr daran gewöhnen muß, nicht nur so im großen und ganzen vom „Westlichen Reich“ oder von den „fremden Teufeln“ zu reden, sondern nachgerade unterscheiden lernt zwischen den einzelnen Ländern und Nationen, so werden auch wir, je näher uns China mit seinen Millionen rückt, je mehr wir auf einzelnes eingehen wollen, genötigt sein, die übliche allgemeine Bezeichnung „China“ — „Chinese“ — „chinesische Sprache“ — näher zu bestimmen.

Man kann beispielsweise unter dem Worte: „China“ alles das verstehen, was unter der Oberhoheit des chinesischen Kaisers steht, nämlich das Mittereich, die Mandschurei, Mongolei, Ili, Kokonorr und Tibet. Sprach der Römer vom „Erdkreis“ (orbis terrarum), so bezeichnet der nicht minder selbstbewußte Chinese diesen Länderkomplex mit „phu then thai ha“ — „unter dem ganzen Himmel“, oder mit „Thai-Tshin-kwet“ „das große Tshin-Reich“. Man kann aber auch bei dem Namen China nur an „die Blume“ oder „das Reich der Mitte“, an das eigentliche Tschung-fa mit seinen 18 Provinzen, 4 Millionen Quadratkilometer Flächeninhalt und 380 Millionen Einwohnern denken.

Und diese letzteren, gewöhnlich schlechtweg „Chinesen“ genannt, wie sehr verschieden sind sie hinwiederum in Sprache, Sitten und Gebräuchen! Obwohl sich alle der gleichen Zeichenschrift bedienen, so sprechen sie doch ganz verschiedene Mundarten, die sich nicht weniger von einander unterscheiden als Deutsch, Englisch und

---

*) Vortrag, gehalten an der Festsitzung des akademischen Missionsvereins zu Basel, den 27. Juni 1893.

Französisch. Obwohl alle einer Obrigkeit, einem Gesetz unterstellt sind, das gleiche Zeichen der Unterwürfigkeit: den glatt rasierten Vorderschädel und den durch eingeflochtene Schnüre verlängerten Zopf am Hinterkopfe tragen, derselben Ahnen und Religionsstifter sich rühmen, die gleiche Zeitrechnung haben, an den nämlichen klassischen Werken ihr Geistesleben bilden und nähren, so besteht doch ein großer Unterschied in Lebensweise, Sitten und Gebräuchen bei dem Nord-, Mittel- und Südchinesen, wie er schon durch die abweichenden geographischen und klimatischen Verhältnisse bedingt ist.

Die Mitteilungen, die ich nun heute Abend machen möchte, gründen sich auf langjährige, in der Kantonprovinz im südlichsten Teile Chinas unter den ackerbautreibenden Hakkachinesen gemachte Erfahrungen.

Indem ich hiebei Ihre Aufmerksamkeit auf „die Heidenpredigt“ oder die Verkündigung des Evangeliums von Jesu Christo unter diesem Volksstamm lenke, will ich zu zeichnen versuchen:

1. Wo, wann und wie die Heidenpredigt getrieben wird.
2. Was sie erfordert, und
3. Welche Aufnahme sie findet.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß unsere Kapellen im Heidenlande auf den Haupt- und Nebenstationen mit ihren geordneten Gottesdiensten nicht nur die Erbauung und Förderung der aus den Heiden gesammelten Christengemeinden zum Zweck haben, sondern gleichsam Kristallisationspunkte für die nach Wahrheit suchenden Seelen unter den umwohnenden Heiden sein wollen, und daß kaum ein Gottesdienst in ihnen stattfindet, an dem nicht eine Anzahl Heiden teilnehmen, so ist es klar, daß jede Predigt in gewissem Sinn auch eine Heidenpredigt genannt werden kann. Diese beschränkt sich aber keineswegs nur auf die allsonntäglichen Gottesdienste in den Kapellen, sondern sie wird überall, wo und wann der Missionar mit Heiden in Berührung kommt, getrieben. Das ist der Fall, wenn beispielsweise durch die in der Kapelle mit angehörte Predigt Heiden erweckt oder beunruhigt, den Missionar in seinen Wohnräumen aufsuchen und um Auf-

klärung bitten, oder wenn sie in irgend einem andern Anliegen, etwa in Krankheitsfällen, in dieser oder jener Ratlosigkeit sich persönlich an den Missionar wenden. Da kommt einer und will einen Zahn herausgezogen haben; der andere hat einen schlimmen Fuß oder ein Geschwür auf dem Rücken; ein dritter begehrt Wurmarznei oder ein Fiebermittel; ein vierter ist mit seinem Nachbar zerfallen und möchte sich Rat holen; ein fünfter kommt aus bloßer Neugierde, den Fremden und seine Wohnräume zu sehen; ein sechster will dem Missionar Reis verkaufen, und wieder einer will sein Silbergeld geprüft und gewogen haben. Was sie auch immer herführe, der Missionar wird Veranlassung nehmen, soweit es möglich ist, mit den betreffenden ein Wort zu reden und ihnen, wenn sie der Zeichenschrift kundig sind, einen passenden Traktat einhändigen. Aber es wäre nicht im Sinne unserer Sendung, wenn wir uns nur irgendwo im Heidenland wohnlich niederließen und dann warten wollten, bis die Heiden zu uns kommen; es ist vielmehr an uns, zu ihnen zu gehen. Wir suchen sie auf in ihren Häusern, in ihren Läden, in ihren Schulen, in den Dörfern, Städten und Märkten, treffen mit ihnen zusammen auf Reisen zu Wasser und zu Lande, auf dem Fußweg, im Flußboot, an den Theehütten und in den Herbergen. In größeren Marktflecken oder in den Städten mieten wir ein Lokal mit der ausgesprochenen Absicht, an bestimmten Tagen daselbst Heidenpredigt zu treiben. Man singt dann ein Lied und spielt wohl auch ein Musikinstrument, z. B. die Ziehharmonika, um die Leute aufmerksam zu machen und anzulocken. In den Städten wird man jederzeit Predigtgelegenheit genug finden. Bei der ackerbautreibenden Landbevölkerung sind nicht alle Zeiten gleich günstig. Die Bestellung der Felder, wie das Einheimsen der Feldfrüchte, nimmt mitunter so sehr die Leute in Anspruch, daß sie in der Zeit der Aussaat und Ernte für nichts anderes zugänglich sind. Andere Zeiten, wie besonders die Neujahrszeit, wo jedermann feiernd bei den Seinen weilt, wo für etliche Wochen die meisten Geschäfte ruhen und die Gastfreundschaft in großmütigster Weise bethätigt wird, sie sind für die Ausübung der Heidenpredigt besonders günstig. Ja es giebt Gegenden, die man dann nur von Haus zu Haus predigend besuchen kann, weil in der übrigen Zeit des Jahres die männliche Bevölkerung in der nächsten Stadt irgend einem Industriezweig, wie der Schuh-

macherei, der Fächerfabrikation u. and. obliegt, oder auf den zahlreichen Flußbooten Handlangerdienste thut. In ihrer Abwesenheit Hausbesuche bei den Ihrigen machen zu wollen, würde für unschicklich gelten oder könnte unter Umständen mißdeutet werden.

Je nach den Verhältnissen wird auch Form und Inhalt der Predigt verschieden sein. Wie der Heiland, bald auf dem Berge oder im Schiff sitzend, zu großen Haufen predigte, bald an des Brunnens Rand auf der Reise, im trauten Familienkreis zu Bethanien, in stiller Kammer nächtlicherweile mit einem Nikodemus, im Zwiegespräch mit einzelnen verkehrte, so nimmt die Heidenpredigt heute noch bald die Form eines zusammenhängenden, fließenden Vortrags, bald eines öfters unterbrochenen Gesprächs oder der viele Stunden fortdauernden Disputation an. Der Inhalt wird immer mehr oder weniger auf die Erkenntnis und auf den Willen einzuwirken suchen, indem er das Falsche, Irrige als solches aufzudecken und zu beweisen, das Wahre, aller Annahme Werte dem Fassungsvermögen der Leute nahe zu bringen und anzupreisen bestrebt sein wird. Je treffender und frappierender die Wahrheit dem Irrtum gegenüber ins Licht der Zuhörer gestellt wird, um so zwingender wird sie sich erweisen an den Herzen.

Der Hilfsmittel hiefür giebt es gerade in China nicht wenige. Als eines der wichtigsten, in vielen Fällen ausschlaggebende Moment bei der Heidenpredigt muß ihre Einleitung betrachtet werden. Ebensowenig gleichgültig es ist, von welcher Seite und wie ich einen Feind angreife, ebensowenig ist es einerlei, wie man seine Botschaft an die Leute bringt. Die größte Beachtung verdienen dabei die sich bietenden Anknüpfungspunkte. Solche sind z. B. die Namen etwa eines Distrikts, einer Stadt, eines Stadtthors, einer Brücke oder der betreffenden Person, mit der man anbinden will. So heißt der Distrikt, in dem ich während der letzten acht Jahre meines Aufenthaltes in China arbeiten durfte: Tschhong-lok „lange Freude“; ein Nachbarkreis: Yun-on „ewige Ruhe“; ein anderer: Fo phin „Salem“; eine Brücke trägt den Namen: Wan-fuk-khyau „Brücke der 10,000 Glückseligkeiten“; ein Stadtthor in Kanton: Yun-fo-mun „Thor zum ewigen Frieden“. Ein Heide beantwortet uns die landesübliche Frage nach seinem „ehrenwerten Namen“: „mein niederträchtiges Zeichen lautet: Kok-tschin „der die Wahrheit Erkennende“, oder Kon-pau „Schütz-

ling der Göttin Kon-yim. Ferner lassen sich die Aufschriften und Sinnsprüche, mit denen der Chinese seine Hütte zu zieren liebt, mit bestem Erfolg verwerten. Ueber den meisten Hausthüren lesen wir die vier Zeichen: Ng fuk lim mun „Fünffaches Glück ziehe hier ein"! Man tritt ein und erlaubt sich ganz bescheiden die Frage, ob das ersehnte Glück schon seinen Einzug gehalten habe? Dies wird meistens verneint. Das Evangelium heißt aber im Chinesischen fuk-yim „Glücksbotschaft". Die Anwendung hievon liegt nahe. Im Laden des Kleinhändlers prangt der stolze Satz: „Wan s yi yi" — „In zehntausenderlei Vorkommnissen alles nach Wunsch." Am Tische des Wahrsagers steht der Spruch: „Das Wort ist gewiß." Nicht selten bringt eine Frage oder Gegenfrage die Predigt erst in den rechten Fluß. „Fremder Herr, mit was handelst du? oder was treibst du für ein Geschäft?" — „Nicht wahr, du bist gekommen, um auf unsern Bergen Schätze zu heben?" — „Kommst du im Auftrag deiner Regierung?" — „Welchen Gewinn hast du von deiner Predigt? Sie muß dir doch etwas eintragen; was treibt dich dazu?" Antwort: „Fragt auch jemand nach dem Gewinn, wenn er ein Kind in den Brunnen fallen sieht? Wird er nicht zu Hilfe eilen auch ohne Aussicht auf etwaigen Gewinn?" Seid ihr lieben Freunde nicht alle in großer Gefahr, und sollten wir da stumm zusehen, wie ihr verloren geht, die wir doch Rettung wissen auch für euch?" — Unvorhergesehene Umstände geben mitunter eine ausgezeichnete Veranlassung zur Predigt. So kam einmal ein Missionar kurz nach einer Hinrichtung in einen größeren Marktflecken. Eine mitten auf dem Marktplatze errichtete Stange trug zum abschreckenden Exempel den Kopf des Enthaupteten. Unter diesem grausigen Zeichen chinesischer Justiz nahm er seine Aufstellung, um mit den einleitenden Worten: „Ihr lieben Leute möchtet wohl etwas Näheres hören über den Menschen, der hier ein Ende mit Schrecken genommen hat?" vor der gaffenden, umstehenden Menge von der Sünde und dem Gericht, vom Bürgen und von der Vergebung zu reden. In ähnlicher Weise läßt sich anknüpfen an die grausig plastischen Darstellungen der Höllenstrafen, wie sie sich bei den meisten Amtshäusern finden, oder an die von den Buddhistenpriestern bei Sterbefällen in Scene gesetzten Veranstaltungen zur Erlösung der abgeschiedenen Seele aus der Höllenqual. Bietet

sich keiner der genannten Anknüpfungspunkte, oder kommt man öfter an den gleichen Ort, so muß man selbst auf Mittel und Wege sinnen, um in passender Weise die Predigt einzuleiten, sei es, daß man mittelst einer Laterna magica biblische Bilder vorführt und erklärt, oder daß man an einen mitgebrachten Traktat oder den kleinen lutherischen Katechismus anknüpft. Man setzt sich unter die Leute, liest ihnen einen Abschnitt vor, frägt darüber und erklärt ihnen denselben. Sehr geeignet erweist sich in vielen Fällen ein biblischer Text. Ich hatte einmal in einer Ahnenhalle zu predigen und sprach dann über das Wort Maleachi 1, 6: „Bin ich nun Vater, warum ehret ihr mich nicht? Bin ich Herr, warum fürchtet ihr mich nicht?“ — Um die Aufmerksamkeit der großen Menge zu fesseln, thut man gut, sich der Gleichnisse, Bilder und Geschichten zu bedienen. Wie oft habe ich das Gleichnis vom verlorenen Sohn, vom vierfachen Ackerfeld, vom breiten und schmalen Weg frei auf die chinesischen Verhältnisse angewandt. Mit Erfolg läßt sich auch bisweilen eine selbst improvisierte Parabel verwenden. „Ich habe“ — so hörte ich einst einen eingebornen Missionar den Heiden predigen — „früher einen Menschen gekannt, der war vom Geschlecht wong, d. h. „verkehrt“ und sein Zuname hieß Ti tshya „zu danken wissen“. Dieser Herr „Verkehrt-zu-danken-wissen“ begab sich zu seinem Schwiegervater, von dem er überaus freundlich aufgenommen wurde. Er führte ihn nicht nur morgens und abends zu einer reichbesetzten Tafel, sondern räumte ihm auch ein sehr bequemes behagliches Zimmer ein. Nachdem er nahezu einen Monat dort verweilt hatte, teilte er eines Abends seinem Schwiegervater mit, daß er morgen früh heimgehen wolle. Als die Zeit der Abreise da war, begab sich der Herr „Verkehrt-zu-danken-wissen“ in die Küche. Was hat er dort wohl zu thun? — Vor dem Herd fiel er auf die Kniee und stammelte: „Lieber Vater Herd, ich danke dir; wärest du nicht gewesen, so hätte mein Schwiegervater, so vielerlei Gemüse er auch hat, keinen Platz zum Kochen gehabt.“ Dann verneigte er sich vor dem Wassereimer und rief aus: „Dank sei dir, Großvater Wassereimer; ohne dich hätte ich mich nicht baden können.“ Mit tiefer Verbeugung wendet er sich nun zum Hackbrett: „O König Hackbrett, ich danke dir; ohne deine Hilfe hätte ich nichts zu essen vermocht.“ — Hierauf begab er sich ins Eßzimmer.

Sein Schwiegervater meinte, nun werde er sich bei ihm bedanken. Weit gefehlt! Vor dem Eßtisch wirft er sich auf den Boden: „O ehrwürdiger Onkel Tisch, Dank, tausend Dank, daß du täglich geduldig die Platten und Schüsseln zur Mahlzeit getragen hast! Und dich, du gute alte Tante, liebe Bank, darf ich nicht vergessen; auch dir danke ich, denn ohne dich hätte ich ja beim Essen stehen müssen.“ Und noch hat unser Freund „Verkehrt-zu-danken-wissen“ seine Pflicht nicht erfüllt. Mühsam erhebt er sich wieder, blickt in die Höhe und fällt abermals auf seine Kniee mit dem Rufe: „O du liebes väterliches Dach! Dank sei dir von Herzen; du hast mich vor Regen und Tau beschützt!“ Und zum Boden spricht er: „Du teuere Mutter Erde, ich danke dir; ohne dich hätte ich nicht, da ich meinen Fuß aufsetzen könnte.“ Nach all dieser glücklich vollbrachten, nicht mühelosen Arbeit, nahm unser Freund den Schirm in die Hand, verließ das Haus, im Vorbeigehen beim Thürgeist und vor dem Haus beim Schutzgeist desselben sich noch bedankend und die schuldige Ehrfurcht bezeugend. Seinem Schwiegervater zu danken, das fiel dem Herrn „Verkehrt-zu-danken-wissen“ nicht ein. Was denkt ihr von diesem Menschen? Er hat viele Brüder; sein Geschlecht ist auf Erden das zahlreichste; ja ihr alle, die ihr noch die Götzen und Ahnen anbetet, den Herdgott, Thürgeist, Himmel und Erde göttlich verehrt, obwohl der, dem ihr Leben und Dasein und alles verdankt, euch so nahe ist, ihr seid „Verkehrt-zu-danken-wissende“. „Trinkst du am Bach, so gedenke der Quelle!“ sagt das Sprichwort. Gott der Herr Himmels und der Erde hat in seiner unendlichen Gnade die Zeiten der Unwissenheit übersehen; nun aber gebietet er allen Menschen an allen Orten, Buße zu thun.

Wie dem im Namen Jehovahs zu Felde ziehenden Hirtenknaben David das Schwert seines Widerparts Goliath eine gelegene Waffe war, um diesem den Kopf vom Rumpfe zu trennen, so giebt uns die chinesische Weisheit auf der Gasse in ihrem reichen Sprichwörterschatz einerseits, und die chinesische klassische Litteratur mit so manchem Ausspruch der chinesischen Weltweisen andererseits, die Mittel in die Hand, unsere Widersacher mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Es würde Ihre Geduld und Zeit zu sehr in Anspruch nehmen und den Rahmen der mir gestellten Aufgabe überschreiten, wenn ich mich auf eine Darlegung des

chinesischen Heidentums mit seiner Ahnen-, Götzen- und Geisterverehrung, seiner Geomantie und Astrologie und deren vorteilhafteste Bekämpfung des näheren einlassen wollte; ein jeder, der als Missionar nach China kommt, muß da selbst seine Erfahrungen machen und wird nach Maßgabe seiner individuellen Begabung und Veranlagung die Sache in seiner Weise angreifen. Wie man es aber auch angreife, der wirksame Betrieb der Heidenpredigt wird immer zweierlei erfordern:

Erstlich eine willige Zuhörerschaft und zweitens einen seiner Sache gewachsenen Prediger.

Vorausgesetzt, daß man, wie schon erwähnt, die Zeitverhältnisse berücksichtigt, ist es nicht so schwer, Zuhörerschaft zu bekommen. Ein verhältnismäßig großer Bruchteil des Volkes lebt der Beschaulichkeit. Die hohe Meinung von dem Fleiß der Chinesen, wie man sie bei uns findet, ist nicht immer gleich zutreffend. Der Chinese arbeitet selten um der Arbeit willen, sondern nur weil er muß. Er arbeitet, um nicht mehr arbeiten zu müssen. Sein Ziel und Ideal ist, so viel zu erraffen, um ohne Arbeit ein beschauliches Dasein mit mäßigem Genuß führen zu können. Wenn er arbeitet, so geschieht es mit Einsetzung der ganzen Kraft, zäh und ausdauernd. In manchen Gegenden fällt die schwerste Arbeit dem weiblichen Geschlecht zu, während die Mehrzahl der Männer sich die Zeit mit Rauchen und Zusammensitzen, Spielen &c. vertreibt. Dies ist auch ein Grund, warum man fast überall und immer feiernde, nichtsthuende Leute trifft. Ferner ist der Chinese sehr gesellig, mitteilsam und neugierig. Das Verlangen, etwas Neues zu sehen und zu hören, ist im zeitungsarmen China größer als bei uns. Beim Erscheinen eines Europäers unterbricht man gern die Arbeit für ein Viertelstündchen oder opfert die Nachtruhe, nur um zu hören, was der Fremde mitzuteilen hat. Unser öffentliches Auftreten ist um so weniger etwas Ungewöhnliches, als uns darin eine gewisse Klasse von Leuten, die aus dem Geschichtenerzählen ein Gewerbe macht, vorangegangen ist. Auf öffentlichen Plätzen, in einer Halle oder auch in einem Privathaus sammeln diese Possenreißer, Bankelsänger und Geschichtserzähler eine Schar Neugieriger um sich und tragen dann irgend eine alte oder neue, eine längst überlieferte oder eine eben erst erfundene, eine traurige oder eine lustige — immer aber eine spannende — Geschichte

vor. Eine Pause tritt erst dann ein, wenn die Geschichte ihren Höhepunkt erreicht hat und am spannendsten ist, um das beanspruchte Honorar einzusammeln. Wollen die Leute nichts zahlen, so erzählt er auch nicht weiter. Die plastische, farbenreiche Umgangssprache der Chinesen kommt ihm dabei sehr zu statten. In dieser Sprache giebt es beispielsweise eine ganze Reihe schallnachahmender Ausdrücke und eine Menge an sich bedeutungsloser Schallwörter und Empfindungslaute, die, verbunden mit entsprechenden Gestikulationen, sehr zur Belebung des Vortrags dienen. Können wir es in sprachlicher Beziehung diesen Geschichtserzählern auch nicht nachmachen, so ist es doch für den Prediger ein unerläßliches Erfordernis, daß er der Umgangssprache so mächtig ist, einen fehlerlosen Vortrag halten zu können und daß er imstande ist, allen Einwänden und Zwischenfällen zu begegnen, sie für seine Zwecke auszubeuten. Es kommt da nicht sowohl darauf an, daß ihm ein hinreichender Wortschatz zu Gebote stehe und daß er die Regeln der Satzbildung beobachte; die Schwierigkeit liegt vielmehr im Rhythmus und in der Betonung und reinen Aussprache der einzelnen Wörter. Wie leicht da durch schlechte Aussprache Mißverständnisse entstehen, ist kaum glaublich.

Außer der Beherrschung der Sprache gehört zur Heidenpredigt in China ein großes Maß von Gelassenheit und ein gesunder Mutterwitz. Man darf sich nicht durch den Andrang und die flegelhafte Roheit oder die Spottreden der Menge einschüchtern und ängstigen lassen; sonst ist man verkauft, ist nicht mehr Herr der Lage und wird sich nicht leicht Gehör verschaffen können. Ein gesunder Humor, der seinen Besitzer auch in den bedrohlichsten Lagen nicht im Stich läßt und der selbst den dunkelsten Partien des Reiselebens noch Lichtseiten abzugewinnen vermag, hilft durch vieles hindurch und erleichtert die Arbeit sehr. Leutseligkeit im wörtlichen Sinn, aber nicht ohne Salz, weiß den chinesischen Pöbel zu zügeln. Es hat sich immer zweckdienlich erwiesen, wenn man die lästigen, unnützen Frager auf kurze gebührende Weise abfertigt. Eine immer wiederkehrende Frage ist die: „Was kostet das?“ — oder aber: „Werden deine Haare nicht lang?“ „Kommen die Fremden mit einem Barte auf die Welt?“ — Fragt da einer: „Fremder Herr, laß sehen, was hast du denn in deinem Hute?“ — „Nun, das solltest du doch sehen,“ giebt man zur Antwort, „meinen

Kopf habe ich drin." — „Euer Tugendreich — so nennt der Chinese Deutschland — ist ja kaum $^{1}/_{7}$ so groß als unser China!" — „Ja freilich, dein Kind ist auch siebenmal kleiner als eine Wasserkuh." — „Wie weit ist denn euer Reich von hier entfernt?" — „Nun, wir trocknen unser Getreide an der gleichen Sonne." — Dies sind so einige Beispiele von oft wiederkehrenden Fragen und ihre Abfertigung.

Ein weiteres Erfordernis ist gründliche Kenntnis der Volksanschauungen und der heidnischen Sitte. Da lernt man nie aus, und auch das Geringfügigste ist wichtig genug, wenn es uns mit dem Fühlen und Denken, mit den Vorstellungen, wie überhaupt mit dem Wesen der Volksseele bekannter und vertrauter macht. Wie manches scharfe Urteil hat man später mit zunehmender Erfahrung zu bereuen. Aber die beste Sprach- und Volkskenntnis, die reichste Phantasie, der unerschrockenste Humor würde erfolglos sein, wollten wir ohne die hochnötige innere Vorbereitung und Sammlung an die Arbeit gehen. Der selige Burns, einer der bedeutendsten Heidenprediger in China, pflegte zu sagen: „To be useful sometimes we must be spiritual always," d. h. um zuweilen brauchbar zu sein, gilt es immer im Geiste zu leben. Im Kämmerlein auf den Knieen, da werden die Früchte der Heidenpredigt erbeten. Diese Vorbereitung läßt nie im Stich; denn wir erfahren es thatsächlich, daß es finstere Mächte sind, die uns in der Heidenwelt entgegenstehen. Wir haben ihnen nichts entgegenzusetzen, als den heiligen Geist. Ziehen wir in diesem Geiste auf den Plan, dann hat unsere Predigt immer einen Erfolg, sei es zum Tode oder zum Leben. — Wir kommen damit zu der dritten Frage:

„Welche Aufnahme die Heidenpredigt in China findet."

Scheinbar liegen die Verhältnisse für die Heidenpredigt in China nicht so günstig wie in andern Ländern. Je mehr Achtung und Vertrauen mir die Person einflößt, die zu mir redet, um so achtbarer und schätzenswerter werden mir ihre Worte sein. Während man in Indien und Afrika in dem Kaukasier — sei es ein Europäer oder ein Amerikaner — den Vertreter einer überlegenen, die Welt beherrschenden Rasse erblickt, schaut der selbstbewußte Chinese mit Verachtung, ja mit Mißtrauen und Argwohn auf ihn

herab. Nirgends und auf keine Weise kann man sich hievon besser überzeugen, als gerade dann und da, wo man die Leute aller Stände ihre Gedanken über die Ausländer austauschen hört. Und das ist der Fall an den Kreuzungspunkten großer Verkehrsstraßen, bei den Theeausschankstellen. „Oi khon a yu fan kwui loi! Aufgepaßt, da kommt ein fremder Teufel!“ so begrüßt man schon von weitem den herankommenden Missionar. Grüßt derselbe die Leute freundlich, so fängt gleich wieder der laute Gedankenaustausch der Anwesenden über ihn an. „Merkwürdig,“ heißt es dann, „er versteht unsere Sprache!“ — „Wie sollte er nicht? Trinkt er doch das Wasser unserer chinesischen Berge; selbstverständlich spricht einer die Sprache des Landes, dessen Wasser er trinkt.“ — „Diese Fremden kommen nur nach China, um Schätze zu sammeln. Seht nur seine grünen Augen. Das sind Erdaugen — wir Chinesen haben Wasseraugen. Wir durchschauen nur das Wasser, wenn es klar ist; sie dagegen sehen sieben Fuß tief in den Boden. So sind ihnen alle Schätze der Erde wahrnehmbar, daher auch ihr Reichtum. Glaubet nur diesen Fremden nicht; sie kommen nur her, um unser Land zu erkunden. Ihre Ländergier ist groß. Das einzige, worin sie uns Chinesen übertreffen, ist ihre Kriegskunst. Sie thun nichts lieber als Krieg führen. Ihr Charakter ist viel böser und streitsüchtiger als der unsrige.“ „An ihrer Lehre ist dreierlei zu beanstanden, was für uns Chinesen nicht paßt. Sie feiern den siebenten Tag, als ob man an diesem Tage nicht auch gegessen haben müßte und nichts zu verdienen brauchte. — Sie verehren keine Geister und es ist doch leicht ersichtlich: ebenso gut der Kaiser Unterbeamte braucht, um sein Reich zu regieren, ebenso gut bedarf der Himmel der Geister. Sind wir aber den kaiserlichen Unterbeamten Ehrerbietung schuldig, wie viel mehr den Dienern des Himmels, den Geistern. — Endlich drittens, sie wissen nichts von Elternliebe; darum wirds diesen Missionaren so leicht, ihre Eltern und ihr Vaterhaus zu verlassen, um hier unter uns zu wohnen, und deshalb verwerfen sie auch die Ahnenverehrung.“ — Aus diesen und andern Gesprächen, wie wir sie Tag für Tag unter dem Chinesenvolk belauschen können, geht hervor, daß der Chinese mit Vorliebe alles das für wahr hält und weiter erzählt, was die Ausländer herabsetzt und gegen seine Nation in den Schatten stellt. Böswillige Lügengerüchte, wie sie zur Schürung

des Fremdenhasses oder zur Verdächtigung der Ausländer herumgeboten werden, finden die schnellste Verbreitung. Da wird vor dem bösen Blick des Missionars gewarnt. Es wird ihm eine magische Kraft zugeschrieben. Man solle sich ja nicht mit ihm einlassen, denn er gebe den Angelockten Pillen ein," — damit wird aufs Abendmahl angespielt — „durch die sie behext werden und ans Evangelium glauben müßten. Chinesenherzen und die den Leichen ausgestochenen Augen würden von den Missionaren zu Arzneien verwandt." Nun kann man sich denken, wenn derartige Gesinnungen gegen die Missionare im Volke leben, daß man nicht leicht bereit ist, ihren Worten und ihrer Predigt eine willige Aufnahme zu gewähren. Ich habe es erlebt, daß die erregte Bevölkerung einer kleinen Stadt, die ich auf einer Reise zu passieren hatte, mich einfach gar nicht zum Worte kommen ließ. Johlend, pfeifend, schreiend, tanzend und lärmend wurde ich von der Volksmenge umschwärmt und zog unverrichteter Sache weiter.

Die Abneigung gegen alles Fremdländische wird verstärkt durch den strengkonservativen Sinn des Chinesenvolkes. Die Toleranz der Regierung und des Litteratenstandes ist, wo sie geübt wird, nur eine durch Verträge erzwungene. Das ist leicht erklärlich, wenn wir bedenken, daß das ganze Staatsgebäude auf dem Konfucianismus beruht, daß Litteraten wie Beamte ihren Stand, ihre Ehre und in vielen Fällen ihr täglich Brod einzig und allein ihrer klassischen Bildung verdanken und mit sehr gemischten Gefühlen unser Bestreben, an Stelle der chinesischen Klassiker die Bibel zu setzen, beobachten. Es ist dagewesen und es dürfte in Zukunft noch öfters so gehen, daß die Litteraten eines Ortes, wo der Missionar häufig zu verkehren pflegte, sich vereinigten, eine Gegenkapelle errichteten und monatlich zweimal, am Neumond und Vollmond, in Gegenpredigten — nicht um das Christentum zu widerlegen — wohl aber seine Ueberflüssigkeit für China darzuthun versuchten. Wir haben diese Anstrengungen nicht zu fürchten, begrüßen sie im Gegenteil als eine uns gezollte Anerkennung, da nur die Furcht vor dem endlichen Sieg des Christentums sie hervorgerufen hat. Die Zuhörer jener Gegenprediger lassen sich nicht allzuoft fesseln mit der nackten konfucianischen Moralpredigt; darum scheuen sich diese heidnischen Prediger nicht, zur Würzung ihres Vortrags auch von den buddhistischen Höllen-

strafen, der Seelenwanderung und dergleichen Dingen zu reden, erreichen aber damit nicht viel. Die Leute überzeugen sich bald von der Gehaltlosigkeit dieser Predigten im Vergleich mit der Predigt des Evangeliums und werden vielleicht auf diesem Wege für uns gewonnen, anstatt gegen uns eingenommen.

Auch der Fremdenhaß, so beklagenswerte Folgen er mitunter gehabt hat und noch hat, und der Konservatismus der Chinesen haben einen gewissen Wert für unsere Missionsarbeit. Kann es doch für unsere Katechumenen nur von Nutzen sein, wenn ihnen der Uebertritt zum Christentum nicht allzu leicht gemacht wird, sondern wenn derselbe mit Selbstverleugnung und Opfern verbunden ist. Und darum dürfen wir getrost sagen: es ist in China nicht schwerer als in Indien und Afrika, Heidenprediger zu sein. Wenn der Chinese erst einmal von einer Wahrheit überzeugt und durchdrungen ist, dann wagt er es auch, sie zu bekennen. Unsere evangelische chinesische Christenheit hat auch ihre Märtyrer, die den Glauben bewahrt haben bis ans Ende und Christum nicht verleugnet haben bis zum Tode, so schwach sie im übrigen auch noch sein mag. Sie zeigt da und dort thatkräftiges, selbständiges Leben. Der Boden für die Heidenpredigt ist auch in China vorhanden; er treibt langsamere, aber gewissere Früchte, als es anderswo der Fall sein mag. Wir arbeiten dort nicht unter einer aussterbenden Nation, sondern unter einem Volke, das nach Aussage vieler Autoritäten noch eine weltgeschichtliche Zukunft hat. Doch bleibt es bis jetzt unsere Erfahrung: „Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache.“ — Erlauben Sie mir zum Schlusse die Bitte: Kommen Sie mit nach China und helfen Sie uns arbeiten in Treue und Geduld an einem Werke, das die herrlichsten Verheißungen hat!

# Aus dem fernen Westen.

Die Mission unter den spärlichen Resten der Indianer in den Vereinigten Staaten ist uns ziemlich ferne gerückt und findet, da sie fast ausschließlich in den Händen amerikanischer Kirchengemeinschaften liegt, verhältnismäßig wenig Beachtung in unsern deutschen Missionsblättern. Wenn wir nun in nachstehendem einige Mitteilungen aus derselben machen, so verdanken wir dieselben dem Privatbrief eines ehemaligen Basler Zöglings, Rudolf Petter, der vor einigen Jahren in die Missionsarbeit unter den Cheyenne-Indianern eintrat und dessen erste Eindrücke von denselben wir bereits im letzten Jahrgang unserer Missionszeitschrift (S. 141 ff.) mitteilten. Er hat inzwischen unter diesem Indianerstamm rüstig weitergearbeitet und ist auf den weiten Prärien den einzelnen Resten desselben unermüdet nachgegangen, um sie noch an ihrem Lebensabend auf die Sonne des Heils und der Gerechtigkeit — auf Jesum Christum — hinzuweisen. Was er uns nun von diesem Volk und seiner Arbeit unter demselben schreibt, möchten wir in nachfolgendem unseren Lesern, soweit es von Interesse sein dürfte, mitteilen.

Den Ausgangspunkt unserer Missionsarbeit unter den Cheyenne-Indianern, schreibt er unter anderm, bildet ein Dorf, das sich wegen seiner centralen Lage ganz besonders zu unserm Hauptquartier eignet und in dem wir ein ziemlich großes Zelt für unser Lagerleben aufgeschlagen haben. „Wenn das Gras grünt" kommen hier viele Cheyennes zusammen und wir befinden uns somit recht im Mittelpunkt unseres Arbeitsgebiets. Doch sind damit keineswegs weitere Reisen ausgeschlossen, da es auf den Prärien noch da und dort einzelne zerstreutliegende Indianerdörfer giebt, die man bis zu einer Entfernung von 150—300 Klm. aufzusuchen hat, oft an ganz entlegenen und romantischen Plätzen. Ueberhaupt lassen sich bei dem Wanderleben der Indianer ihre jeweiligen Wohnsitze oft schwer bestimmen und man muß eben aufs Geratewohl ihren Spuren folgen. Diese Streifzüge auf den endlosen Grasflächen

schließen allerlei Strapazen und Gefahren in sich. Oft mangelt es an jeglichem trinkbarem Wasser und es muß dasselbe bisweilen stundenweit hergeholt werden. Besondere Schwierigkeiten bieten aber die unüberbrückten Flüsse. So kann z. B. der Süd-Canadian River recht gefährlich werden. Er ist wohl zweimal so breit wie der Rhein bei Basel, hat aber nie so viel Wasser wie dieser. Oft trocknet er auch ganz aus und in diesem Fall läßt er sich natürlich leicht passieren. Hat er aber einen niedrigen Wasserstand, so wird er durch seine beweglichen Sandmassen, die er mit sich führt, sehr gefährlich. Letztere sollen sich bis zu einer Tiefe von 50 Fuß in steter Bewegung befinden. Schon manche Fuhrwerke, selbst solche mit sechs Pferden bespannt, sind hier samt Wagen und Gespann für immer in der beweglichen sandigen Tiefe verschwunden. Hat dagegen der Fluß einen Wasserstand von 2—3 Meter Tiefe, so ist der Strom zu reißend, um eine Durchfahrt zu wagen. Nur Indianer kreuzen ihn hie und da auf ihren Pferden. Und wie schnell steigt das Wasser! Da kommt man zum Fluß und findet ihn ganz ausgetrocknet; das Strombett mit seinen trockenen, von der Sonne gebleichten Sandmassen, scheint einer buckligen, staubigen, mit Wurzeln und Baumstämmen übersäten Landstraße gleich. Eine halbe Stunde später rauschen an derselben Stelle gewaltige Wassermassen dahin von 6 Fuß Tiefe und 2 Klm. Breite und lassen die wilde unbewohnte Gegend noch öder und unheimlicher erscheinen.

Das und manches andere, was das Nomadenleben der Indianer mit sich bringt, erschwert unser Reisen und Arbeiten ungemein; aber man gewöhnt sich schließlich an alles und wird gern den Indianern ein Indianer. Von reißenden Tieren ist weniger zu befürchten, da sie viel gejagt werden und dadurch zusehends abnehmen. Auch suchen wir es einzurichten, daß wir jede Nacht im Lager der Indianer zubringen. Nur die Prärienwölfe und ihre Vettern — die großen grauen Wölfe — sind noch zahlreich vertreten und geben gratis Nachtkonzerte. Dabei fangen sie in meilenweiter Entfernung, „wo die Sterne die Prärien berühren,“ ganz „piano“ an. Nach und nach, je näher sie kommen, schwellen die Töne an, bis sie zum „fortissimo“ ansteigen. Man könnte denken, ihr Heulen und Jammern rühre von einer Menge ungezogener Kinder her, die sich zanken und kreischen, laut weinen und heftig aufschreien. Dann wirds allmählich schwächer und endlich

verhallt das mißklingende Konzert in der lautlosen Nachtstille der Prärie. Hie und da vernimmt man an einzelnen einsamen Plätzen das melancholische Klagegeheul des Panthers, dem die Nachteule noch kläglicher antwortet, während die Pferde unruhig stampfen und schnaufen und die Indianerwache wie ein geisterhafter Schatten hin und her schleicht. Sonst giebt es etwa noch Bären, von denen man je und je die Spuren ihrer Tatzen im Sande zu sehen bekommt. Doch der „Eindringling“, der Weiße, sorgt dafür, daß diese reißenden Tiere mehr und mehr schwinden, und es gebührt ihm unser Dank dafür. Wenn er nur nicht in den meisten Fällen selbst ein reißendes Tier für die Indianer wäre! Ja, die meisten Weißen, die hier in der Nähe herum — glücklicherweise in noch spärlicher Zahl — wohnen, sind die traurigsten Vertreter der sogenannten Civilisation. Ihrer Nationalität nach sind es meist Mexikaner, Texaner und Engländer — lauter gottlose, verdorbene und verkommene Subjekte, die in moralischer Beziehung weit unter den Indianern stehen. Sie sind insofern reißende Bestien für die Rothäute, als sie alle angeborne Sittlichkeit und das Edle, das den „Söhnen der Prärien“ noch innewohnt, diesen mit Gewalt entreißen, sie zum Trunk und Lüge verführen und die Heiden noch ihre eigenen Laster lehren. Wie froh sind wir, daß unsere Cheyennes zu den konservativen Indianern gehören, die sich nicht so leicht von den Weißen verführen lassen; denn sie hassen dieselben und schließen sich von ihnen so viel als möglich ab. Zum Glück wohnen in der Nähe unseres Lagers noch keine Weißen, sondern sind noch etwa 50 Klm. davon entfernt. Aber ihr verderblicher Einfluß wird durch diese Entfernung nur verlangsamt, nicht aufgehalten.

Uns gegenüber sind die Cheyenne-Indianer sehr freundlich, zutraulich und offen. Unter ihnen wohnen wir nicht allein sicher und unangefochten, auch unser Hab und Gut dürfen wir ihnen während unserer Abwesenheit anvertrauen, ohne fürchten zu müssen, daß etwas abhanden käme. Ja, ich könnte Frau und Kind ohne Sorge wochenlang unter ihnen zurücklassen und mich auf Reisen begeben; ich wüßte, sie sind in guten Händen. Nur eins betrübt uns: daß ihr sonst so edel angelegtes Herz den Heiland nicht kennt und daß sie noch in der Nacht des Heidentums versunken sind. Wir sehnen deshalb die Zeit herbei, da wir der Sprache soweit

mächtig sein werden, ihnen frei und ungehindert das Evangelium zu verkündigen. Doch ist es uns schon möglich, Gespräche über religiöse Dinge mit ihnen anzuknüpfen, wobei wir sie immer als begierige und andächtige Zuhörer kennen lernen. Schon mancher Zug hat uns gezeigt, daß das wenige, was wir ihnen auf diese Weise sagen, nicht ohne Eindruck auf sie geblieben ist. So besuchte uns öfters im vorigen Jahr ein hervorragender Häuptling, „die weiße Sonne“. Er war ein Indianer vom alten Schlag, lakonisch und würdevoll in Wort und Gebärden, der unter den Cheyennes den größten Einfluß hatte; denn er hatte alle ihre letzten Schlachten geplant und war in denselben ihr Anführer gewesen. Sein Wort beim „Ratsfeuer“ war kurz und traf das Ziel, wie sein Pfeil. Er erkrankte während meiner Abwesenheit und starb am Tage meiner Rückkunft. Vor seinem Verscheiden versammelte er noch alle seine Leute um sein Bett und sprach zu ihnen: „Mein Vater und der Vater meines Vaters sind zu mir gekommen und haben mir gesagt, daß ich zu ihnen in das Land der Väter kommen solle. Ich will nun Abschied nehmen und euch noch einmal die Hand drücken. Wenn ich gestorben bin, so schießet meine Pferde nicht nieder (wie dies sonst beim Tode der Häuptlinge geschieht); denn sie nützen mir ja nichts im Jenseits. Auf dieser Erde dagegen werden sie euch zu gute kommen.“ Dann verlangte er mich zu sehen, um mich zu sprechen und mir die Hand zu drücken. Als er erfuhr, daß ich nicht da sei, sagte er: „Gern hätte ich unseren Freund“ — er nannte uns seine Verwandten — „noch gesehen und mit ihm gesprochen, bevor ich zu meinen Vätern gehe. Sagt ihm das!“ — Es that mir leid, den uns lieb gewordenen edlen roten Mann nicht mehr am Leben zu treffen. Die „weiße Sonne“ war zur Ruhe gegangen und ich konnte ihn nur noch begraben sehen und ihm mit einigen andern das Lied singen: „Näher, mein Gott, zu dir.“ Er hatte dies Lied immer gern gehabt. Wohl war er kein Christ, aber seine Stellung zu uns und unserer Arbeit diente uns doch sehr zur Ermutigung. Sie zeigte uns, daß wir nicht umsonst arbeiten. Und wie er, so giebt es noch manche heilsverlangende Seelen unter unseren Indianern; allein sie sind noch festgehalten von der Macht der Finsternis und zwar durch das geheimnisvolle Band der Zauberei; denn diese fällt mit der Religion der Cheyennes fast in eins zusammen.

Ihre Religion bezieht sich auf alles Uebernatürliche, Unsichtbare und was die Geisterwelt angeht. Jene unsichtbare Welt aber kann den Menschen nur durch gewisse Riten der Zauberer einigermaßen offenbar werden, denn die Geister müssen als übernatürliche Wesen auf geheimnisvolle Weise angeredet werden und sind auch nur auf diesem Wege zu verstehen. Werden jene Ceremonien unterlassen, so rächen sich die darob erzürnten Geister auf allerlei Weise. Auch die Krankheiten werden dem Einfluß der bösen Geister zugeschrieben und als Plagen derselben angesehen. Diese können nur durch Zauberei und durch die Beschwörungskünste der Zauberer abgewendet werden; denn letztere sind die religiösen Leiter des Volkes und haben als solche Macht über alles Uebernatürliche. Als Hauptamulette, deren sich die Zauberer bei ihren Beschwörungen bedienen, gelten vornehmlich die Krallen, Flügel und Felle gewisser Nachttiere, sowie die hornige Schwanzspitze der Klapperschlange. Außerdem gilt die Zusammensetzung gewisser Farben, besonders rot, schwarz und gelb, als Schutzmittel. Auch die Tabakspfeife spielt eine wichtige Rolle dabei, da der Rauch das Sinnbild der Geister ist. Wollen die Zauberer — oder die „heiligen Männer“, wie sie genannt werden — mehr Zauberkraft bekommen, so begeben sie sich meilenweit in die Prärien hinein

wegen so sehr ihr ganzes Denken und Thun, daß sogar junge Indianer, die die besten Schulen in den Vereinigten Staaten besucht haben, nicht frei davon sind.

Uns stehen übrigens die Zauberer nicht feindselig im Wege, sondern stellen sich nach Umständen ganz freundlich zu uns. So war einmal ein Mann krank, dem ich manchmal von unserem Heiland erzählt hatte. Während seiner Krankheit wollte ich ihn besuchen, wurde aber nicht vorgelassen, da man eben daran war, den Zauberer seine Ceremonien bei ihm vornehmen zu lassen, während welcher Zeit niemand weder hinein noch herausgehen durfte. Doch bald nachher wurde ich zum Kranken gerufen, der auf seinem Sterbelager lag. Neben ihm hockte, rot bemalt, der Zauberer. Der Kranke gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich ihm „Gottes Worte" lesen möchte. Ich that es. Nachher wandte sich der kranke Indianer an den Zauberer und sagte: „Diese Worte unseres Vaters im Himmel, sind sie nicht gut?" Der Zauberer bejahte das und drückte mir freundlich die Hand. Seit jenem Tag begegnet mir dieser Zauberer und seine Genossen mit besonderer Freundlichkeit. Seitdem bin ich auch durch deren Vermittlung mit mancher ihrer interessanten Sagen bekannt geworden, durch die man am besten mit der Gedankenwelt der Indianer vertraut wird.

In den Sagen der Cheyenne-Indianer nimmt besonders eine Persönlichkeit eine hervorragende Stellung ein, die sie mit dem Namen „Makoß", d. h. „der Eingeborene" oder „der jüngste Sohn", bezeichnen. Dieser Makoß ist nicht, wie man erwarten sollte, ein Kriegsheld, sondern er ist seiner Erscheinung nach nur ein unansehnliches Kind von ekelhaftem Aussehen, dem aber gleichwohl übernatürliche Kräfte und wunderbare Thaten zugeschrieben werden. Indem diese geheimnisvolle Persönlichkeit je und je als Kind in die Erscheinung tritt, entwickelt sich dasselbe zum Mann und verrichtet Thaten, die sonst außer dem Bereich gewöhnlicher Menschen liegen. Hierauf verschwindet der Makoß wieder, wenn er seine Aufgabe auf Erden verrichtet hat, und zieht sich in das Reich der Geister zurück. Jede einzelne Sage stellt zwar immer wieder eine andere charakteristische Seite des Makoß dar, je nach den Thaten, die er auf Erden verrichtet hat; aber alle Sagen zusammen bezeugen seine wunderbare Persönlichkeit und Erscheinung

Ueberlieferung zufolge ist es wohl auch zuzuschreiben, daß der Indianer die Menschwerdung Christi sofort versteht; denn daß der Sohn Gottes als Kind auf Erden kam und verachtet und verspottet wurde, weil er „keine Gestalt noch Schöne“ hatte und trotz seiner Knechtsgestalt auf Erden doch Gottes eingeborner Sohn war, das liegt ihrem religiösen Denken und Gefühl wegen des Gemeinsamen, das ihr Makoß mit dem auf Erden erschienenen Gottessohn hat, außerordentlich nahe. Es setzt sie geradezu in Erstaunen, in dem Leben und Wesen Jesu vieles wiederzufinden, was auch die Ueberlieferungen ihrer Vorfahren enthalten. Nur ist ihnen nicht recht klar, ob die Erscheinung Jesu auf Erden, wie sie die Bibel berichtet, die Wahrheit ihrer Sagen bestätigt, oder ob diese eine Entstellung der wahren Thatsache sind. Immerhin dient die Uebereinstimmung, die in manchen Punkten zwischen dem Makoß der Indianer und unserem Heiland besteht, dazu, daß sie gern von ihm hören und ein gewisses Verständnis für seine Persönlichkeit haben.

Auch sonst bieten die Ueberlieferungen der Indianer manches Interessante. So berichten dieselben z. B. von einem Ort der Seligkeit und von einem solchen der Qual. Den Weg zu beiden bildet die Milchstraße. Alle Verstorbenen pilgern gemeinsam den-

thäter betrachtet. Ein Beispiel hiefür ist ein alter Mann, der „Raben-Häuptling“, der in unserem Indianerlager lebt. Dieser soll in früheren Jahren seine Frau ermordet haben, was ihm aber nie bewiesen werden konnte. Thatsache ist, daß er seitdem eine unbegrenzte Furcht vor dem Gewitter an den Tag legt. Sobald es donnert, glaubt der Mann, den „zornigen Vogel“ sagen zu hören: „Raben-Häuptling, heute, heute werde ich dich töten!“ Infolge dessen flüchtet er sich, sobald ein Gewitter heranzieht, zu anderen; aber seine Volksgenossen wollen ihn in diesem Fall nicht in ihre Zelte aufnehmen, weil sie fürchten, der Blitz könnte um seinetwillen bei ihnen einschlagen. Er kam dann oft, von ihnen ausgewiesen, zu uns nach dem Schulhaus, manchmal um 1 Uhr des Nachts. Doch damit waren die Indianer auch nicht zufrieden, da sie für ihre in die Schule gehenden Kinder fürchteten.

Die Sintflut erzählen sie so ziemlich wie der biblische Bericht und ebenso manches, das an Kains Brudermord erinnert. Besonders interessant ist, was die Indianer von einer großen Hungersnot erzählen und von einem Moszehejo, der sie aus dieser Not errettete und sie über den Ocean nach Amerika führte. Als sie — so berichtet die Sage — das Wasser passieren sollten, ging ein Teil ihres Stammes wieder zurück und diese wurden Zetahejo genannt. Sie aber, die Cheyenne-Indianer, kamen über das Wasser herüber in dieses Land und nannten sich die „Zezestas“. Als sie sich in Amerika niederließen, war das Land so reich und fruchtbar, daß sie sich ohne Mühe und Arbeit ernähren konnten. Ihre Zelte bauten sie sich aus Stangen und Baumrinde; ihre Kleidung bestand aus Hirsch- und Büffelfellen, ihre Speise aus Fleisch, Mais und gewissen Wurzeln; ihr Trank war frisches Wasser. Moszehejo gab ihnen Gesetze und warnte sie vor bösen Wegen. „Aber,“ sagte er, „trotz meiner Warnung werdet ihr den guten Pfad verlassen. Dann werden fremde Leute in das Land kommen, die anders gekleidet und von bleicher Farbe sein werden. Diese werden sich vermehren wie die Krähen und hinterlistig sein wie die Wölfe. Sie werden nach euch schreien, euch aus euerm Lande vertreiben und es für sich nehmen.“ — Später zogen die Cheyennes weiter nach Süden und fanden die Magier, die Bewohner der runden Erdhügel. Diese Erdhügel waren „steinerne Zelte“ (Pyramiden), um welche die Magier Erde geworfen hatten, um die Steine vor

der Verwitterung zu schützen. Im Innern der Hügel befand sich ein schöner Raum, in dem sich die Magier, gewöhnlich sieben an der Zahl, aufhielten. Vor ihnen stand silbernes und goldenes Geschirr, während sie selbst schweigsam und unbeweglich, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, dasaßen. In den inneren Ecken der Hügel befanden sich irdene ovale, mit zwei Handhaben versehene Gefäße, in denen die Magier ihr Korn und Mais aufbewahrten. Mit diesen Magiern gerieten die Cheyenne-Indianer in Streit und erschlugen sie sämtlich.

Die Kenntnis dieser Traditionen, so sagenhaft sie auch sein mögen, ist auch für die Erlernung der Sprache von großem Wert. Da findet man einen Schatz von Ausdrücken, die einem in der gewöhnlichen Umgangssprache nicht so leicht entgegentreten. Auch der Bau der Sprache läßt sich dadurch am besten in allen ihren Wendungen ausfindig machen. Sie ist, um sie kurz zu charakterisieren, polysynthetisch, d. h. mehrere Satzteile werden zu einem einzigen Wort zusammengefaßt, und zwar enthalten viele dieser Satzwörter nahezu vierzig und mehr Laute, so z. B. das Wort: „o'tassepoevsevoeschenivazistassejoowosse" mit der Bedeutung: „seine Hörner waren viermal gefallen (d. h. abgeworfen worden), als er ihn schlug." *) Für diesen ganzen Satz hat der Cheyenne nur ein untrennbares Wort, wie denn überhaupt oft deutsche Sätze

Die Zahl der Cheyenne-Indianer ist nicht bedeutend und beträgt wohl kaum mehr als 3000 Seelen mit denen, die im Norden wohnen. Da könnte es scheinen, als ob es nicht der Mühe wert sei, eine solche schwierige Sprache zu bemeistern. Es weilt aber hier am Orte ein Gelehrter, der schon verschiedene Indianer-Sprachen studiert hat und zwar manche, die nur noch von 70 und 100 Indianern gesprochen werden. Er thut das im Interesse der Wissenschaft und mit unermüdlichem Fleiß. Sollten wir da nicht das Gleiche thun können, wenn es sich um das ewige Wohl armer heilsbegieriger Menschenseelen handelt? Wohl giebt es manche unter unseren Indianern, die Englisch verstehen; aber die englische Sprache wird ihnen noch lange nicht zur Muttersprache, denn sie halten zähe an dieser, viel zäher als die Deutschen am Deutschen hier zu Lande. Da sich sonst niemand hier findet, um ihre Sprache zu erlernen und ihnen das Evangelium in derselben zu bringen, so wollen wir es mit Gottes Hilfe thun. Ich bin froh und dankbar, unter den Rothäuten arbeiten zu dürfen, und ich würde, trotz der vielen und großen Schwierigkeiten, nur mit Schmerz meine Indianer verlassen. Auch hoffe ich immer, daß der Lebensabend dieser aussterbenden Nation noch von der himmlischen Sonne vergoldet werden wird, und in dieser Hoffnung arbeiten wir im Vertrauen auf den, der da gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!

# Der Fluch des Opiums.

Ein chinesisches Nachtbild.

In Kinhwa, einer bedeutenden Stadt der Provinz Tschehkiang, lebte ein Mann, der den einträglichen und verantwortungsvollen Posten eines Sekretärs des Gouverneurs innehatte. Da dieses Amt nicht seine ganze Zeit in Anspruch nahm, fing er zum Zeitvertreib an, Opium zu rauchen. Wie die meisten Opiumraucher, trieb er es anfangs ganz mäßig; aber bald war er

Sklave der Gewohnheit, der Opium haben mußte. Bald zeigten sich denn auch die üblen Folgen davon. Er erlaubte sich allerlei Unehrlichkeiten, fing an zu lügen und ergab sich dem Laster und dem Spiel. Infolge dessen verlor er seinen Posten und nun gings sehr schnell dem völligen Ruin entgegen. Er hatte bis jetzt ein recht nettes Heim gehabt. Die Vorratskammer war voll Reis, das Empfangszimmer mit Kuriositäten und Blumen aufs beste geschmückt. Alle Zimmer waren gut ausgestattet und wo man hinblickte, sah man Wohlstand und Ordnung. Auch hatte er eine wackere, brave Frau, einen Sohn und zwei Töchter. Die Mutter ging mit den Kindern oft ins nahe Missionshaus und alle hörten gerne die Geschichte von dem, der, obwohl er reich war, arm wurde um unsertwillen, damit wir durch seine Armut reich würden.

Der Opiumsklave verließ die Seinen, um irgend eine Stellung zu suchen, die es ihm ermöglichen sollte, dem unwiderstehlichen Hang nach Opium zu fröhnen. Die Seinigen wußten nicht, wo er hingegangen war. Mutter und Töchter saßen von morgens früh bis abends spät an ihren Stickereien, um das kärgliche Brot zu verdienen. An die Stätte des Wohlstandes und Ueberflusses war bittere Armut eingekehrt.

Ganz unerwartet kehrte der Vater eines Tages zurück und befahl ohne weitere Umstände der ältesten Tochter, sich für einen

ist nur die alte Geschichte, viel zu gewöhnlich, als daß sie noch Aufsehen erregen könnte. „Verwünschter Opium," sagt der eine; „iß Opium, iß Sorge!" recitiert der andere — und die Geschichte ist vergessen, wenigstens von der Menge.

Wenige Wochen nachher tönt dasselbe herzzerreißende Geschrei aus dem Hause des Sekretärs. Hört denn Gott solches Schreien nicht? Die zweite Tochter ist auch verkauft. Das Schicksal ihrer ältern Schwester hat sie erreicht — und die Mutter wird auch sie nicht mehr sehen. In wenigen Monaten oder Jahren werden die Mädchen ihr Leben enden, entweder durch Opium oder durch einen Sprung in den Fluß. Diese „Blumen" welken bald; solche Mädchen sterben jung.

Reiche Chinesen, die keine Söhne haben, kaufen sich gern solche und adoptieren sie. Der Adoptivsohn bekommt einen neuen Namen und ist hinfort tot für seine eigentlichen Eltern. Man sollte denken, nachdem die beiden Töchter verkauft waren, der Sekretär hätte den einzigen Sohn der Mutter zum Trost und zur Stütze gelassen, umsomehr, da der Sohn nach dem Tode des Vaters die Ahnenverehrung zu verrichten und die Geister der Eltern im Jenseits mit dem Nötigen zu versorgen hat. Aber dem unwiderstehlichen Hang nach Opium muß auch der einzige Sohn, die letzte Freude der Mutter, zum Opfer fallen. Der Vater reißt ihn aus den Armen der Mutter. Eine reiche Familie kauft und adoptiert ihn. Die Mutter weint allein, ganz allein. Der Opiumraucher hat schon längst alles Ehrgefühl, ja alles natürliche Gefühl verloren; was kümmern ihn die Thränen seines Weibes. „Iß Opium!" sagt das Ungeheuer in seinem Innern. Was kümmern ihn seine Töchter! Was kümmerts ihn, wenn sie in Sünde und Schande verderben! „Iß Opium!" sagt er zu sich selbst, da er hinwankt zur Opiumhöhle.

Eines Tages sieht die betrübte Mutter ihren Gatten mit dem Ortspolizisten, einem Schreiber und mehreren Begleitern auf das Haus zukommen. Sie geht in die Küche und setzt den Theekessel aufs Feuer, um dem Anstand zu genügen. Dann begiebt sie sich in ihr Zimmer und hört hinter einem Vorhang das Gespräch im Empfangszimmer. Es wird aber nur geflüstert. Sie sieht, wie ein Papier beschrieben und von Zeugen unterzeichnet wird. Sie sieht, wie einer der Anwesenden ihrem Manne eine

mexikanischen Dollars in die Hand giebt und wie er sie mit zitternder Hand in die Tasche schiebt. Dann geht sie hinaus, um Thee anzurichten und zu servieren, und findet schließlich, daß sie nun auch verkauft ist, wie ein Haustier, das man nicht fragt. Ihr Mann hatte sie verhandelt, um Opium kaufen zu können. Sie mußte ihrem neuen Herrn folgen. Wer ermißt den Schmerz dieses armen Weibes?

Es ist das keine erfundene oder gefärbte Geschichte. Der Schreiber, Missionar J. S. Adams, kannte die Familie gut. Ja, es ist das eine Familiengeschichte, die sich in China leider nur zu oft wiederholt. Ist es aber nicht befremdlich, daß dieselben Engländer, die den Ruhm beanspruchen, den Sklavenhandel in Afrika zuerst bekämpft und aufgehoben zu haben, durch ihren Opiumhandel so viele Tausende in China, Barma und Indien ruinieren? Ein Staatseinkommen von einem Laster bezogen, verrät keine Staatsweisheit, wohl aber Gewissenlosigkeit. „Nichts wird mich bewegen, ein Staatseinkommen zu schaffen vom Laster und Unglück meiner Unterthanen,“ sagte der Kaiser Tao-Kuang, der Heide, als ihn die christlichen Engländer zwangen, einen Vertrag einzugehen, der China dem englischen Opium zugänglich machen sollte. „Hat es denn die christliche englische Nation nötig, ein Staatseinkommen vom Laster und Ruin der Chinesen und Hindus zu beziehen?“ *)

Das Haus ist nun leer. Wo ist aber der ehemalige Sekretär?

# Erläuterung zu dem Bild:

## Landschaft in Malabar.

Von Miss. W. Schmolck.

---

Keralam (Palmenland) und Malayalam (Bergland) sind die einheimischen Bezeichnungen für den vielgesegneten Landstrich auf der Südwestküste Vorderindiens, vom Kap Kumari bis an den Tschandraghirifluß. Diese Namen charakterisieren in trefflicher Weise die beiden Haupteigentümlichkeiten dieses Küstengebiets. Wie sich seine Bewohner seit des sagenhaften Gesetzgebers Paraschu-Ramen Zeiten von sämtlichen Hindus durch das auf dem Vorderhaupte getragene Kuduma (Haarlocke) — ihren Brüdern im Norden und Osten hängt der Zopf hinten — unterscheiden, so bildet auch ihr Land eine Welt für sich, die durch Natur und Landesgesetze von dem übrigen Indien bis in die neueste Zeit hermetisch abgeschlossen ist. Jedes Land außerhalb Malabar ist deshalb für den Malabaren „Ausland“ (Aniya descham), und die Nichtmalabaren werden als „Aniya-deschakar“ (Fremdlinge) und deren Sitten und Gebräuche als „Aniya-Sampradhayams“ (fremde Sitten) betrachtet. Allem dem steht er deshalb ablehnend und mißtrauisch gegenüber. Schon ein aufmerksamer Blick auf unser Bild zeigt dem Leser, daß Malabar in der That ein gar eigentümliches Land sein muß.

Nahe an dem sich lagunenartig erweiternden Korapuraflusse erblicken wir unter dem Schatten mächtiger Banianenbäume und majestätischer Palmen ein Gebäude, das in seiner ganzen Konstruktion einen Baustil aufweist, wie er selbst dem Hindu jenseits der Westghats fremdartig erscheinen muß. Es ist einer der ansehnlichsten jener Tausende von Tempeln, die nur zu deutlich die „Dharma-Bhumi“ (Land der Mildthätigkeit), — wie die Malabar-Brahminen, die Namburis, ihr Land nennen, — als einen Priesterstaat kennzeichnen, durch dessen strenge Kastenordnung, Sitten und Gebräuche und besonders durch die göttliche Verehrung der Brahminen unsere Gedanken unwillkürlich um etliche Jahrtausende zurückversetzt werden an die Ufer des Nilstroms, wo die Priester jenes Landes ein Gemeinwesen geschaffen hatten, dessen eigentümliche Kultur uns noch heute mit Verwunderung erfüllt. Freilich ist diese Kultur dort nur noch in kaltem Stein und in stillen Grabkammern vorhanden, während sie hier in den Palmenhainen Keralam's noch in Fle[illegible]

Blut der Menschen fortlebt und fortwirkt, wenn sie auch vielfach von abendländischen Einflüssen beleckt ist.

Tiefe Ruhe lagert auf der im Glanze der Mittagssonne vor uns liegenden Landschaft; nur in den Kronen der Palmen läßt sich das Rascheln der durch den Seewind bewegten Palmenwedel vernehmen. Die Menschen- und Tierwelt um den Tempel her scheint ausgestorben zu sein, kaum daß ein einzelner, an seiner heiligen Schnur kenntlicher Namburi mit leisem Tritt über den Vorplatz des Heiligtums huscht. Niemand stört uns, diesen Tempel Schiwas wenigstens von dem Vorplatz aus zu betrachten und durch das offene Portal einen Blick in den heiligen Tempelhof zu werfen. Freilich ein malabarisches Heiligtum zu betreten ist keinem Nichtbrahminen gestattet, und schon der bloße Gedanke, daß wie im Dekhan ein „Wilatikaren“ (Europäer) sogar sein Nachtquartier in einem Tempel aufschlagen konnte, muß dem Malabaren als ein halbes Sacrilegium erscheinen.

Der Tempel besteht aus einem quadratischen, von Hallen umschlossenen und gepflasterten Hofraum, in dessen Mitte sich das einem chinesischen Pavillon ähnliche, meist kleine Allerheiligste erhebt. Seine im Feuer vergoldete Zinne ragt auf unserem Bilde über das Hallendach hervor. Im Inneren aber ruht auf einer Art von Thron — das Angesicht der kleinen, stets offenstehenden Thür im Osten zugewendet und darum unsern Blicken durch das Portal einigermaßen sichtbar der Götze. Dieser ist von vielen kleinen Lampen um-

oder kupferne Masten, die bei Festlichkeiten mit den bunten Bannern und Wimpeln des Schiwa- oder Wischnudienstes behangen sind. Bei größeren Tempeln fehlt auch nicht der plumpe Götzenwagen, ebenso die Tempelelefanten, die in ihrem schimmernden Aufputz die Prozessionen des Götzen mit verherrlichen müssen. Diese Tiere stammen sämtlich aus den Wildnissen der nahen Westghats, wo sie sich in großen Herden finden.

Die in gewöhnlichen Zeiten um einen solchen Tempel herrschende Stille wird nach Sonnenuntergang unterbrochen. Der dienstthuende Brahmine erneuert die Opfergaben und das Oel in den Lampen, verrichtet seine Ceremonien, wozu auch eine Waschung des Götzen gehört, und die Tempelmusikanten musizieren zur Unterhaltung des Götzen bis nach Mitternacht, wobei die Tempeldirnen ihre Tänze aufführen. Außer diesen dienstthuenden Personen nehmen nur noch die über Berg und Thal zu Tausenden hausenden Schakale teil, indem sie in die Musik ihr schrilles Geheul: „Tih, tih, tih!“ mischen, bis gegen Mitternacht endlich das für europäische Ohren fast unerträgliche Konzert verstummt.

Ganz anders gestaltet sich das Bild zur Zeit der jährlich wiederkehrenden Hauptfeste. Dann ist der große Platz um den Tempel von einer nach Tausenden zählenden festlich gekleideten Menge durchwogt, die von allen Seiten zusammengeströmt ist, um dem „Ischwaren“, der hier seinen Sitz hat, ihre Andacht und Opfer darzubringen. Der Raum erlaubt nicht, ein solches Fest näher zu beschreiben; aber meistenteils endet es in unsaubere Orgien, wobei das heidnische Laster seine Triumphe feiert und von welchen die meisten Festbesucher schuldbeladener und im Gewissen beschwerter nach Hause zurückkehren, als sie gekommen sind. — Es wird aber auch heutzutage kaum irgendwo in Malabar ein Götzenfest gefeiert, wo nicht auch aus dem Munde der Missionare und ihrer eingebornen Katechisten den Heiden das Wort vom Kreuze Christi verkündigt würde, und so sind diese Stätten der Finsternis, wo der Satan seinen Stuhl aufgeschlagen hat (Offbg. 2, 13), zugleich auch Lichtpunkte geworden, wo das Zeugnis der Wahrheit nie mehr verstummen wird. Schon manchem blinden Heiden ist dort irgend ein Gotteswort als ein Stachel in Herz und Gewissen gedrungen, der ihn zu Christo getrieben hat.

Betrachten wir nun die Bauart eines solchen malabarischen Tempels näher, so fällt uns vor allem auf, daß dieselbe von der anderer indischer Tempel ganz bedeutend abweicht, und wir bekommen den Eindruck, daß sich in dem Jahrtausende lang von der Außenwelt abgeschlossenen Malabar unter dem Einfluß der besonderen klimatischen Verhältnisse eine ganz eigenartige Baukunst entwickelt hat,

bei der Stein und Steinhauerkunst nur eine untergeordnete, wogegen die reichliche und zweckentsprechende Verwendung der herrlichen Bauhölzer Malabars die Hauptrolle spielt. Die schönen Dachstühle, Säulenhallen, Täfelungen, insbesondere die sinnreichen Holzverbindungen und Fügungen fordern die Bewunderung jedes Fachmannes heraus. Die hohen steinernen Tempeltürme mit ihren zahllosen Steinskulpturen fehlen den malabarischen Tempeln fast ganz. Das feuchte Klima mit den außerordentlichen Regenmassen ist der Ausbildung der Steinskulptur ungünstig, aber die von dem Klima begünstigte Produktion der herrlichsten Hölzer hat schon in frühester Zeit die Hebung des Gewerbes der Holzarbeiter außerordentlich erleichtert. Welch soliden, netten Eindruck macht doch so ein Malabartempel mit dem hübschen, mit bunt glasierten Ziegeln bedeckten Dach, dessen Vorsprünge und Verzierungen das Auge selbst in ihrer fremden Form so freundlich anmuten! Ja, Malabar ist ein altes Egypten im kleinen.

# Missions-Zeitung.

dem Missionshaus zu Islington hervorgegangen und trat im Jahr 1876 in die Joruba-Mission ein. Sein Gesundheitszustand nötigte ihn indes, schon nach kurzer Zeit dieses Arbeitsfeld zu verlassen und nach England zurückzukehren. Er ging dann 1878 nach Neu-Seeland und arbeitete hier mit großem Erfolg teils unter den Eingebornen, teils unter den Kolonisten, bis er vor drei Jahren in die englische Heimat zurückkehrte, wo er seitdem in der innern Mission thätig war. Inzwischen bot er sich der kirchlichen Mission als Missionar für das Nigergebiet an, das gegenwärtig ganz von europäischen Missionaren entblößt ist, und wurde auch hiefür angenommen. Nach Bischof Crowthers Heimgang (Dez. 1891) wurde Hill von verschiedenen Seiten als der geeignete Mann bezeichnet, wenn es sich darum handeln sollte, einen Europäer als Crowthers Nachfolger zu ernennen. Dies ist denn auch geschehen, wobei sich seine Wirksamkeit vornehmlich auf das Nigergebiet erstrecken soll, während die beiden eingebornen Assistenz-Bischöfe für die Joruba-Diözese bestimmt sind.

Diese letzteren gehören wie Crowther der Joruba-Nation an, wenn auch verschiedenen Stämmen. Beide besuchten seiner Zeit die Gehilfenschule in Abeokuta unter den deutschen Missionaren Maser und Bühler, die von Basel ausgegangen, im Dienst der englisch-kirchlichen Mission standen. Phillips wurde dann Missionslehrer in der Küstenstadt Lagos und arbeitete seit seiner Ordination (1876) auf der abgelegenen, von Miss. Hinderer gegründeten Station Ode Ondo mit großer Treue. — Oluwole absolvierte zuerst das theologische Seminar in Fourah Bay (Sierra Leone), besuchte 1879 England zu seiner weiteren Ausbildung im Erziehungswesen und wurde hierauf Vorsteher der Grammar-Schule (einer Art von Mittelschule) in Lagos, die er seitdem mit Erfolg geleitet hat.

Die **Basler Missionsgesellschaft** konnte an ihrem Jahresfest, das sie in der letzten Juni-Woche feierte, von einem recht erfreulichen Stand ihres Werkes und von dem teilweise raschen Wachstum ihrer Gemeinden berichten. (Ueber die Zahl der Heidentaufen und den Gesamtzuwachs der Gemeinden vergl. Juni-Nummer S. 256.) Dagegen ist der finanzielle Abschluß des letzten Jahres kein günstiger, insofern derselbe ein Difizit von Fr. 128 028.18 ergeben hat. Die Einnahmen der Missionshauptkasse betrugen im Jahr 1892: an allgemeinen Beiträgen Fr. 570 000, Halbbatzenkollekte Fr. 299 000, Beiträge für Kamerun Fr. 35 000, Ertrag der Industrie und Handlung Fr. 215 000, durch den Verkauf eines durch Vermächtnis zugefallenen Hauses in Basel Fr. 49 000, Vergütungen und Wechselagio rc. Fr. 10 000 — zusammen Fr. 1 178 171.60. Diesen Einnahmen steht

eine Gesamtausgabe von Fr. 1293663.85 gegenüber — also eine Mehr-Ausgabe von Fr. 115492.25. Hiezu kommen noch Fr. 12535.93 als Rest des vorjährigen Defizits, sodaß die Rechnung auf 31. Dez. 1892 mit obigem Gesamtdefizit von Fr. 128028.18 abschloß. Jene Mehrausgabe des letzten Jahres erklärt sich aus einem Rückgang der allgemeinen Beiträge von nahezu Fr. 46000 und der Beiträge für Kamerun von über Fr. 10000, ferner aus einer Mehrausgabe von Fr. 44000, hauptsächlich für den Bau von Stationen (in Kamerun und auf der Goldküste), und aus dem Defizit des vorigen Jahres. Es ist recht bedauerlich, wenn mit dem Wachstum des Werkes nicht auch die Einnahmen gleichen Schritt halten.

# Bücheranzeige.

**Dalmann,** Lic. Dr. G. **Kurzgefaßtes Handbuch der Mission unter Israel.** Berlin, Verlag von Reuther und Reichard. 1893. 140 S. Mk. 2.40.

Diese Schrift von Dr. Dalmann, der als Leiter des Leipziger Institutum Judaicum einen Teil der vom sel. Prof. Delitzsch vererbten Arbeit weiterführt, enthält in übersichtlicher Anordnung einen gedrängten Ueberblick über Wesen und Werk der Mission unter Israel und bildet mit seinen Kapiteln über die Geschichte, Statistik und Litteratur der Judenmission ein unentbehrliches Nachschlagebuch für alle Missionsfreunde und Missionsarbeiter.

Zur Anzeige und Empfehlung bringen wir noch nachstehende Schriften, die zum Teil für die gegenwärtigen kirchlichen Zeitfragen von Wichtigkeit sind:






Station Odumase auf der Goldküste.

# Erinnerungen aus Bombay.

Von Miss. Joh. Frohnmeyer.

## 1. Die allgemeine indische Missionskonferenz.*)

Am heiligen Abend, den 24. Dezember, begab ich mich auf die Reise nach Bombay, wo ich der dort stattfindenden dritten allgemeinen indischen Missionskonferenz anwohnen wollte. Bis Arconum war ich meist allein; von dort an aber strömten dem Zuge Missionare und Missionsfräulein von allen Seiten zu, mit denen ich am 27. Dezember morgens 7 Uhr Bombay erreichte. Ein großer Teil von uns war in Zelten einquartiert. In der Nähe des sog. Wilson College, der großen schottischen Missionsschule, wo auch die Versammlungen abgehalten wurden, war ein ganzes Lager von Zelten aufgeschlagen, und wir wohnten dort verhältnismäßig recht angenehm. Die Nächte waren kühl und über die heißeste Zeit waren wir ja nicht zu Hause. Das Programm war leider, wie das gewöhnlich bei diesen großen Konferenzen der Fall ist, sehr überladen, obschon — zur Ent-

*) Es war in den letzten Tagen des Dezember 1892 und in den ersten Tagen dieses Jahres, daß in Bombay die dritte allgemeine indische Missionskonferenz abgehalten wurde, zu der sich gegen 700 Missionsarbeiter aus allen Teilen Indiens — selbst von Ceylon und Barma — eingefunden hatten. Diese Konferenz findet alle zehn Jahre statt und wurde zuerst 1872 in Allahabad und 1882 in Kalkutta abgehalten. Die Zahl der Teilnehmer — Männer, Frauen und Fräulein — ist seit den 20 Jahren bedeutend gestiegen und es läßt sich schon hieraus das stetige Wachstum der Mission in Indien entnehmen; denn während die Zahl der Mitglieder auf der Konferenz in Allahabad 136, auf der zu Kalkutta 460 betrug, erschienen, wie schon gesagt, auf der letzten in Bombay nahezu 700 Besucher. Davon waren ein Drittel Frauen und Fräulein (276) — ein Beweis, wie sehr in den letzten Jahren die weibliche Missionsthätigkeit in den Vordergrund getreten ist. Auch von eingebornen Pastoren waren in Bombay nicht weniger als 93 vertreten (gegenüber von 46 und 28 in den Jahren 1882 und 1872). Beschickt war die Konferenz von über

täuschung vieler — z. B. die ärztliche Mission nicht einmal vorkam. Fast alle Ausstellungen, die ich an dieser Konferenz zu machen habe, hängen mit dieser Ueberladung zusammen.

Um Zeit zu sparen, waren die einzelnen Aufsätze, welche den mündlichen Verhandlungen zu Grunde liegen sollten, im voraus gedruckt und zum Beginn der Konferenz an die Mitglieder verteilt worden; weil aber ohnehin schon alle Stunden des Tages besetzt waren, so fand kaum jemand Zeit, diese Aufsätze zu lesen, was sich dann bei den nachfolgenden Besprechungen dadurch rächte, daß nur wenige genügend vorbereitet waren, um fruchtbar in die Verhandlungen eingreifen zu können. Ein zweiter Uebelstand war der, daß jeden Nachmittag immer zwei Gegenstände zugleich — natürlich in verschiedenen Lokalen — behandelt wurden. Manchmal war es leicht, sich für die eine oder andre Versammlung zu entscheiden; aber am 31. Dezember z. B. lag mir beides hart an: im großen Saal die redegewandten Damen zu hören und zu gleicher Zeit in einem andern Raum mich an den Verhandlungen über Erziehung und Verwendung eingeborner Prediger zu beteiligen. Ferner fehlte es an Zeit und Gelegenheit, in ausgiebigerer Weise mit andern bekannt zu werden und persönlichen Umgang zu pflegen. Die einzige sehr dankenswerte Gelegenheit dieser Art bot eine Einladung der Gattin des Gouverneur Harris zu einer Abendgesellschaft im Schloß. Diese Konferenzen sind nachgerade so groß geworden, daß die Zeit entweder bedeutend verlängert werden muß oder der zu beratenden Gegenstände nicht mehr so viele sein dürfen.

---

dreißig evangelischen Missionsgesellschaften, die zur Zeit in Britisch-Indien arbeiten. Von den deutschen Gesellschaften fehlten die Leipziger, die Hermannsburger und die Schleswig-Holsteiner. Außer der großen Anzahl von Missionsarbeitern hatten sich aber auch noch eine Menge von durchreisenden Gästen oder teilnehmenden Freunden eingefunden, deren etliche besser weggeblieben wären, weil sie Dinge, wie die Bekämpfung des Opiumhandels, der Trunksucht und der öffentlichen Unsittlichkeit zur Sprache brachten, die nicht zur Sache gehörten und damit einige unliebsame Auftritte herbeiführten.

Wir sind nun nicht gesonnen, aus dem umfangreichen Material, das der offizielle Bericht über die Gegenstände der Verhandlungen neuerdings veröffentlicht hat, einen zusammenhängenden Auszug zu bringen, sondern beschränken uns vielmehr auf Mitteilung einiger Züge, wie sie Missionar Frohnmeyer als Teilnehmer der Konferenz in einem Bericht an die Basler Missionsgesellschaft schildert. D. H.

Die erste Sitzung fand statt am Donnerstag den 29. Dezember und wurde ausgefüllt durch Verhandlungen über die beste Art an den niedersten Volksklassen und überhaupt an den Massen (im Unterschied von den einzelnen) zu arbeiten. Die im voraus aufgestellten Redner hatten je 15 Minuten Zeit; alle andern, die sich etwa zum Worte meldeten, nur 5 Minuten. Auffallend war, ein wie geringes Maß von Kenntnissen den meisten Rednern für Taufkandidaten aus diesen niedern Klassen zu genügen schien; sogar die zehn Gebote und das Vater Unser sei nicht unumgänglich nötig; einmal habe ein Täufling sogar den Namen „Jesus" nicht mehr gewußt, obschon er von Herzen an den Heiland geglaubt habe! Da war es gut, daß Dr. Weitbrecht, einer der besten Redner dieser Konferenz, hervorhob: man dürfe doch nicht Wissen und Glauben in dieser Weise einander entgegensetzen; im allgemeinen müsse man doch sagen, daß die bestunterrichteten Christen auch im täglichen Leben ihrem Bekenntnis am meisten Ehre machen und daß namentlich der bestrickenden Macht des Heidentums gegenüber eine gründliche Vorbereitung der Taufbewerber geboten erscheine. Fast allseitig wurde betont, daß man die Arbeit an den niederen Volksklassen ja nicht unterschätzen dürfe; denn nicht durch die Brahmanen komme man an die unteren Kasten, sondern umgekehrt, und erreiche man durch die Niedersten am Ende auch die Höchsten. Oft schon hätten einsichtsvolle und hochgestellte Heiden sich verwundert und beschämt darüber ausgesprochen, was doch die Mission aus armen verachteten Parias (Auswürflingen) schon gemacht habe! Am Nachmittag wurde in dem einen Saal über die Arbeit an den Aussätzigen, in dem andern über die eherechtlichen Verhältnisse der eingebornen Christen gesprochen. Hier ließ sich zum erstenmal Herr Banerdschi aus Kalkutta, der bedeutendste Redner unter den indischen Christen, hören. Dieser merkwürdige Mann verfügt über eine wirklich außerordentliche Beredsamkeit, weiß und fühlt das aber auch nur zu sehr. Rührende Mitteilungen wurden über die verschiedenen Aussätzigen-Asyle in Indien gemacht, z. B. über das in Almora, das 136 Insassen zählt, von denen schon viele nicht nur Linderung ihrer leiblichen Not, sondern auch den Arzt und Hirten der Seele gefunden haben. Es wurde hervorgehoben, daß man durch die Arbeit an diesen Elendesten auch den Heiden und Mohammedanern einen Eindruck von der Liebe Christi geben

könne, ja, daß manche von ihnen sogar bewogen würden, für solche Asyle selbst beizusteuern. Indien bedürfe ihrer noch viele.

Am zweiten Tage kam die Organisation und allmähliche Selbständigmachung der indischen Kirche zur Sprache. Den Vorsitz führte diesmal der irisch-presbyterianische Missionar Beatty, dessen Gattin wenige Monate vorher bei einem Schiffbruch ums Leben gekommen war. Hier that sich wieder Herr Banerdschi hervor. Er unterschied ein „substantivisches Christentum“, das sich überall und immer gleich bleibe, und ein „adjektivisches“, das nach Zeit und Ort, nach Land und Leuten verschieden sein dürfe, mit andern Worten: Hauptsache und Nebensache, Leib und Kleid, oder Stoff und Farbe. Und auf Grund dieser Unterscheidung forderte er nachdrücklich, daß die Missionsgesellschaften sich auf die bahnbrechende Verkündigung des Evangeliums beschränken und es den einzelnen Christen überlassen sollten, welche Gestalt sie ihrem eigenen Kirchenwesen geben wollten. Der Redner, der mit großer Wucht auftrat und auch kein Lächeln des Zweifels ertragen konnte, fürchtet nämlich, die unzähligen europäischen und amerikanischen Kirchen, Gemeinschaften und Sekten könnten samt und sonders auf indischen Boden verpflanzt werden und hier anwachsen, eine Sorge, die man ihm gewiß nicht verargen kann, wenn es gleich nicht fein war, wie er den Missionaren ins Gesicht sagte: „Lasset uns nur in Ruhe, wir können alles weitere selbst besorgen!“ Das erinnert doch gar zu sehr an den 16jährigen Flegel, dem die väterliche Aufsicht lästig geworden und der es nicht erwarten kann, bis er auf eigenen Füßen steht. Herr Banerdschi gehört dem sogenannten Christosamadsch an, einer Gemeinschaft, die von allen außerindischen Kirchen unabhängig sein will und womöglich alle eingebornen Bekehrten an sich ziehen möchte, die aber bis jetzt eben auch nur eine Gemeinschaft neben vielen andern darstellt und somit nicht zur Verminderung, sondern nur noch zur Vermehrung der Zersplitterung beiträgt.

An diesem Tag sprach auch Br. Hahn aus der Goßner'schen Mission unter den Kols. Sie geben dort ihren eingebornen Pfarrern je 25 Mk. monatlich, und davon müssen die Gemeinden je die Hälfte aufbringen; ihr bester Pfarrer aber erhalte nichts, weder von der Mission, noch von der Gemeinde. Daß übrigens die indischen Christen im Stück des Gebens noch viel zu lernen

hätten, wurde allgemein zugestanden; aber auch darin war man einig, daß sich hier nichts erzwingen lasse. Eine eigentliche Kirchensteuer, wie wir sie in der Basler Mission haben, scheint fast nirgends eingeführt zu sein. Heiterkeit erregte es, als Missionar Lazarus aus Madras bemerkte, die Leute hätten schon Geld und man könne es ihnen auch abnehmen; das müsse aber möglichst „schmerzlos“ geschehen: nach einem Tamil-Sprichwort singe die Biene, ehe sie der Blume den Honig aussauge. (Wer denkt hiebei nicht auch an die „schmerzlosen“ Arten, den sogenannten Missionsfreunden ihr Geld abzunehmen durch Verlosungen, Bazare und allerlei andere Kunstgriffe!? Es wäre kein Schade, wenn wir auch einmal so geben wollten, daß es dem alten Menschen ordentlich wehe thut.) Lazarus wandte sich dann auch gegen Banerdschi, und zwar mit der Bemerkung: wenn er die eine große indische Kirche wolle, so möge er nur gleich auch für den einen unfehlbaren Papst sorgen, der dann nötig werde. Im allgemeinen kam in dieser Sitzung eine große Verlegenheit zu Tage: Missionare und Eingeborne wünschen gleichermaßen, daß die Gemeinden selbständig werden; fragt man aber „wie?“ dann wissen auch Fortschrittler wie Banerdschi keinen Rat; zwar geben sie mehr oder weniger deutlich zu verstehen, daß sie es am Ende ohne die ausländischen Lehrer schon machen könnten, nicht aber ohne das europäische und amerikanische Geld; und selbst was das Geld betrifft, so glaubt eigentlich niemand, daß die Eingebornen allein im stande wären, es recht zu verwalten. So lange bei den eingebornen Christen und selbst bei den eingebornen Pfarrern das Schuldenmachen noch so zur Tagesordnung gehört, wie es jetzt leider der Fall ist, wird man ihnen in Geldsachen nicht zu viel anvertrauen dürfen. Dr. Philipps teilte als die Ansicht eines hervorragenden indischen Christen mit, daß die eingebornen Bekehrten 1) noch nicht reif seien für kirchliche Einigkeit; daß sie 2) einander selbst nicht trauen und daß sie 3) ihre Kinder noch gar nicht recht zu erziehen verstehen. Das blieb unwidersprochen.

Am Nachmittag kamen dann die religiöse Erziehung der Jugend und der Jesuitismus an die Reihe. Ich wohnte nur der Verhandlung des letzteren Gegenstandes bei, über welchen unser Basler Br. Diez eine gründliche und gemäßigte Arbeit geliefert hatte, während der Hauptredner Dr. Clark, ein vom englisch-kirchlichen

Missionar Clark an Kindesstatt angenommener Afghane, zwar mit fabelhafter Zungenfertigkeit und köstlichem Humor, aber doch in zu starken Ausdrücken das Auftreten der Römlinge als ein satanisches schilderte. Ueberraschend waren die Mitteilungen, die zwei Anwesende über einen katholischen Bischof in Goa machten, der dem Evangelium nahe stehen soll.

Samstag, 31. Dezember, kam unter Dr. Millers Vorsitz die Arbeit an den gebildeten Heiden zur Sprache. Der eingeborne Prediger Satjanaden und Missionar Slater hatten vortreffliche Aufsätze über diesen Gegenstand geliefert. Einen sehr netten Eindruck machte auch der Prediger Modak aus Ahmednagar, der sehr anschaulich die Stimmung schilderte, welche in den gebildeten Kreisen der Hindus dem Christentum gegenüber die herrschende sei. Um so unbescheidener trat der Prediger Ganpatrao Nawalkar auf, der ohne jeden Beruf oder Auftrag behauptete, die schottisch-freikirchliche Mission gehe damit um, ihre vielfach angefochtene Schulthätigkeit bedeutend einzuschränken, wenn nicht gar aufzuheben. Er wurde dafür tüchtig zur Rede gestellt. Im ganzen ging die Meinung dahin, daß für die gebildeten Klassen der Bevölkerung noch viel mehr geschehen müsse — namentlich durch persönlichen Umgang, durch geselligen Verkehr, nicht durch gelehrte Disputationen. Missionar Slater, der speziell diesen Zweig der Arbeit zu seinem Beruf gemacht hat, gab zu, daß noch viel Feindschaft und Vorurteil gegen das Christentum unter den Gebildeten herrsche; diese Feindschaft richte sich aber mehr eben gegen das Christentum als gegen Christus selbst. „Das denkende Indien,“ meinte er, „wendet sich mehr und mehr dem Herrn Christus zu. Der einst Geschmähte wird jetzt verehrt. Viele lesen im stillen die Bibel und das eine oder andere der jetzt so verbreiteten „Leben Jesu“, sowie andere christliche Bücher. Die englische Bibel, namentlich auch die revidierte Uebersetzung, aber auch die Sanskrit-Bibel, wird fleißig gelesen — letztere namentlich in einigen Klöstern Nordindiens u. s. w.“ Das lautet doch hoffnungsvoll.

Nachmittags folgte dann eine sehr lebhafte Verhandlung über die Heranbildung eingeborner Prediger und ihre Stellung teils zur Mission, teils zur Gemeinde. Dabei konnte natürlich auch die unerquickliche Gehaltsfrage nicht umgangen werden. Einer von den Eingebornen selbst bemerkte, für manche sei 25 Mk.

im Monat schon viel zu viel, für andere 250 Mk. noch lange nicht genug. Bei den letzteren dachte der Mann wohl besonders an sich. Es ist eben leider wahr, daß die indischen Pastoren in diesem Stück auch nicht anspruchsloser sind als wir alle, und daß sie sich aufs Schuldenmachen nur allzugut verstehen, haben wir schon gesagt. Um so erfreulicher war es, daß der Vorsitzende, selbst ein Eingeborner, Namens Dhandschibhai Naurodschi, mit allem Nachdruck gegen dies Schuldenmachen auftrat und die Forderung betonte, der Prediger müsse ein Mann sein, der vor allem selbst unbescholten sei und der seinem eigenen Hause wohl vorstehe. Hinsichtlich der Ausbildung wurde hervorgehoben, daß dieselbe ganz auf die Bibel gegründet werden müsse. Leider waren die meisten Redner für englische Bildung; doch wurde auch eine klassische morgenländische Sprache für nötig gehalten, da wo der Islam vorherrscht — Arabisch, da wo man's mit Hindus zu thun hat — Sanskrit.

So fesselnd diese Besprechungen waren, konnte ich mirs doch nicht versagen, einmal auch Frauenzimmer reden zu hören, und so eilte ich geschwind noch in den Saal, wo gerade eine Damenversammlung stattfand. Wie nimmt sichs doch so eigentümlich aus, wenn sich da z. B. ein Fräulein Doktor N. N., etwa 24 Jahre alt, zum Wort meldet. Ich habe auf der Konferenz in Bombay, von mir selbst gar nicht zu reden, manchen Mann befangen und ängstlich gesehen, wenn er die Rednerbühne bestiegen hatte; bei diesen Damen aber auch keine Spur von Schüchternheit! Den Hut auf dem Kopf, in einer Hand den Handschuh, in der andern das Notizbuch — so geht's drauf los, daß man nicht weiß, soll man sich ärgern oder sich schämen. Zwischenein fällt wohl auch noch eine spitzige Bemerkung gegen die etwa anwesenden Vertreter des stärkeren Geschlechts. Eine Frl. Dr. Kugler bemerkte z. B., wenn einer ihrer männlichen Kollegen einen Fehler mache, so finde man das wohl selbstverständlich; begegne aber einmal einer Doktorin das gleiche Ungeschick, so werde darüber ein gewaltiges Geschrei gemacht!

Tags darauf war Sonntag und zugleich Neujahr. Da ruhte man von den Sitzungen aus, und das that recht wohl. Ueber Mittag war ich mit Br. Ziegler und einigen andern auf der „Schwalbe", einem Kriegsschiff Sr. Majestät des Deutschen Kaisers! Das kam so. Traurig hatte die liebe Frau Ziegler in Dharwar die Christbescherung für die Dienstboten gerichtet und, von schwerer

Krankheit noch nicht recht erstarkt, mit Wehmut an ihre fernen Kinder gedacht. Da hatte der Diener einen Sahib, einen europäischen Herrn, gemeldet, der draußen an der Thür stehe. Sie sagt, er möge nur eintreten; und da stürzt auch schon — in deutscher Matrosenuniform — der Sohn herein, den die Mutter in diesem Augenblick in Sansibar geglaubt. Der junge Mann kann nur noch Mutter! Mutter! rufen, und wie plötzlich ist es zu einem der glücklichsten Weihnachtsabende gekommen! Die „Schwalbe“, welcher der junge Mann als Unteroffizier angehörte, war nämlich in Sansibar reparaturbedürftig geworden und deswegen nach Bombay gekommen, wo der Kapitän so freundlich war, dem Missionarssohn einen zehntägigen Urlaub zu geben. So war er geschwind nach Dharwar gereist und von dort wieder nach Bombay zurückgekehrt, und zwar in Begleitung seines Vaters, der auch der Konferenz anzuwohnen hatte. So kamen auch wir andern zu einem Besuch auf der „Schwalbe“, und die Mannschaft freute sich recht, da im fernen Osten wieder einmal Landsleute zu sehen.

Nachmittags waren dann die Konferenzmitglieder um den alten Baptisten-Missionar Kerry aus Kalkutta versammelt, der ihnen eine Predigt hielt, in welcher auch des großen Carey gedacht wurde. Daran schloß sich die Feier des heil. Abendmahls an. Natürlich nahmen nicht alle daran teil. Die Missionare der englischen Kirche waren sogar durch den Bischof von Bombay allen Ernstes vor der Teilnahme gewarnt worden, scheinen sich aber nicht viel daran gekehrt zu haben. Am Montag kam dann die Schulfrage zur Sprache. Man hatte schon lange vorher erwartet, daß es einen tüchtigen Sturm in dieser Sitzung geben werde. Es hieß, ein Londoner Missionar Philipps werde einen Angriff auf das höhere Missionsschulwesen als weltlich und unapostolisch machen. Zur großen Enttäuschung einiger Schulfeinde aber verlief alles in großer Einmütigkeit. Keine gewichtige Stimme erhob sich gegen die Schulen. Da tauchte das verleumderische Gerücht auf, man habe die Stimmen eben mit Gewalt unterdrückt, d. h. den betreffenden Rednern das Wort entzogen! Am Abend wurde das sogar offen ausgesprochen von einem englischen Laienprediger Varley, der eigentlich nichts auf der Konferenz zu thun hatte, nichtsdestoweniger aber das große Wort führen wollte und allerlei beleidigende Aeußerungen fallen ließ. Ein ultra-methodistischer Zeitungs-

schreiber, der Herausgeber des "Bombay Guardian", ein kühner Bekämpfer von allerlei öffentlichen Aergernissen, der aber keine Mäßigung kennt, nahm die Sache auf und erging sich in zornigen Schimpfreden gegen die verweltlichten Missionare im allgemeinen und gegen die beiden schottischen Professoren Miller und Mackichan insbesondere — sehr unnötig und recht ärgerlich.

Mittags hatte ich dann über industrielle Unternehmungen in der Mission zu sprechen, und da wenig zur Sache geredet wurde, gab es eine der heitersten und interessantesten Verhandlungen. Der gleiche Tag brachte noch eine Verhandlung über die Frage, wie der öffentlichen Unzucht gesteuert werden könne. Und hier war es, daß die beiden obengenannten Herren ihren Unsinn redeten. Viele standen auf und gingen davon. Es wäre gut gewesen, alle hätten das gethan.

Am Dienstag 3. Januar handelte es sich um die Frage, inwieweit die Mission berufen sei, an der sozialen Hebung der untern Volksklassen bezw. der Kastenlosen mitzuwirken, wie ihnen am besten mit dem Evangelium beizukommen sei und wie man die Gefahren erfolgreich bekämpfen könne, die von den Massenübertritten gerade dieser Leute unzertrennlich sind. „Man helfe den Leuten, sich selbst zu helfen! — das war die allgemein gebilligte Hauptregel, und ein Redner forderte sogar: „man helfe nur denen, die sich selbst helfen!“ Allgemein wurde anerkannt, daß es nicht recht sei, mehr Leute zum Uebertritt zu veranlassen, als man gründlich in Unterricht nehmen könne. Die zweite Frage dieses Tages bezog sich auf die Stellung der Gesellschaften zueinander, namentlich darauf, wie ein unedler Wettbewerb und andere unliebsame Zusammenstöße vermieden werden könnten. Die Hauptredner waren der neuernannte englische Bischof Clifford von Laknau und der amerikanisch-methodistische Bischof Thoburn, die ihre Sache sehr gut machten, aber im Grunde doch nichts dazu beitragen konnten, daß in Zukunft solche Uebelstände nicht mehr vorkommen. So lange man in kirchlichen und theologischen Fragen nicht einig ist und namentlich so lange vielen ihre Sonderkirche eben doch noch höher steht, als die unsichtbare Einheit aller Gläubigen, so lange werden auch diese Uebelstände nicht schwinden, wenngleich es ein Fortschritt ist, daß man jetzt in solchen Dingen einerseits offener, andererseits höflicher verfährt als früher.

Am Morgen des letzten Konferenztages wurde darüber gesprochen, was bisher zur Herstellung und Verbreitung einer indischen christlichen Litteratur geschehen ist und was ferner zu geschehen habe, ein sehr wichtiger und praktischer, aber etwas trockener Gegenstand. Am Nachmittag fand die stürmische Schlußsitzung statt, in welcher Herr Varley wegen seiner unwahren Behauptungen zur Rede gestellt wurde, aber durchaus nicht widerrufen wollte. Es ist recht beschämend und gereicht gewiß vielen Missionsfeinden zum Triumph, daß die ganze, sonst so schöne Konferenz mit einem solchen Mißton endigte.

---

## 2. Mission und höheres Schulwesen.

„Es kommt wohl anders als wir meinen", kann man sagen im Gedanken an den Gegenstand, über den ich zunächst einige Mitteilungen machen möchte. Der Streit über die Berechtigung höheren Schulwesens ist ein alter und wohl keine Arbeit in der Mission ist so von allen Seiten dem Angriff ausgesetzt gewesen, als die Schularbeit der Missionare. So lange die Angriffe von feindlicher Seite ausgehen, werden sie dem Missionar, der mit höherem Schulwesen zu thun hat, das Herz kaum schwer machen. So wenn die Hindupresse ihre Zornesschale ausgießt über Missionsschulen und ihre Leser vor denselben warnt, so kann man das mit gewisser Befriedigung lesen, denn eine Missionsarbeit, die nichts ausrichtet, pflegen Hindus vollständig in Ruhe zu lassen; sie sind sogar höflich genug, derselben ihr Lob zu spenden. Ich muß sagen, als ich einmal in einem heidnischen Blatte las, die Missionare hätten mit den Hochschulen und Kollegs nichts zu thun, sie sollten vielmehr dem Befehl Christi gemäß in das Land hinein und das Evangelium verkündigen, da stand es mir fest, die Schularbeit hat ihren Zweck nicht verfehlt; sie erscheint den Heiden unbequem und sie muß unter allen Umständen zunächst festgehalten werden. Auch die Angriffe seitens des Regierungsschulwesens haben etwas Ehrendes; sie entspringen der Eifersucht auf dem Gebiet des Schulwesens. Diese Gegner fürchten nichts vom Einfluß des Bibelunterrichts, aber sie mißgönnen uns die Schüler, das Schulgeld, die Resultate bei öffentlichen Prüfungen.

Anders verhält es sich mit den Angriffen im eigenen Lager. Unser gegenwärtiger Director of Public Instruction hat als Leiter des größten Regierungs-Kollegs in Madras vor Jahren eine heftige Fehde mit Dr. Miller geführt, dem größten der indischen Missionsschulmeister, und als er sah, daß er dem indischen Missionsschulwesen auf indischem Boden nicht recht beikommen könne, war er grausam genug, den Kampf auf schottischem Gebiet weiterzuführen. Wenn es natürlich gelingt, die Missionsfreunde zu Haus über die Sache mißtrauisch zu machen, indem man ihnen die Meinung beizubringen sucht, das Geld, das sie oft unter Anstrengungen und Entbehrungen aller Art für die Rettung der Seelen zusammensteuern, werde in erster Linie draußen dazu verwendet, um die Heiden mit Euklid und den englischen Klassikern vertraut zu machen und sie durch die Regierungsexamina zu bringen — wenn das gelingt, dann ist natürlich dem Missionsschulwesen der Boden entzogen. Die Sache wird aber noch gefährlicher, wenn auch die Missionsarbeiter selbst anfangen, unter sich uneins zu werden, besonders wenn Missionaren, die mit Reisepredigt beschäftigt sind, das Reden von der direkten und eigentlich einzig wahren Missionsarbeit in den Kopf steigt und sie anfangen, vom Missionsschulwesen gering zu denken und zu reden. Das ist nun in den letzten Jahren viel geschehen und auch in der Presse ist den Missionsschulmeistern gehörig am Zeug geflickt worden. Als die Bombay-Konferenz ausgeschrieben wurde, verlautete es hier und dort, dem höheren Missionsschulwesen werde nun tüchtig zu Leibe gegangen werden und man erwartete allgemein eine große Geisterschlacht. Die Frage wurde schon vor der Konferenz von allen Seiten in Angriff genommen. Nur die Angegriffenen waren still, nachdem sie vor Jahren ihren Standpunkt längst klargelegt hatten. Vielleicht schwiegen sie auch, weil sie die Sache für verloren ansahen. So legten sichs schon manche zurecht und man vermutete, sie würden, um die verlorene Sache zu retten, zu unehrlichen Mitteln greifen und die Sache gar nicht zur Diskussion kommen lassen, wogegen man schon im voraus protestierte. Das war nicht beabsichtigt. Die Schulmänner zogen es vor, ihr Pulver nicht zum voraus zu verschießen und dann sagte auch Dr. Mackichan auf der Konferenz: seiner Arbeit werde er nie müde werden, wohl aber der Diskussion darüber.

Der Verlauf der Verhandlungen war nun allerdings eine große Ueberraschung. Der erwartete große Kampf trat gar nicht ein. Die Verwunderung war allgemein. Mancher Enttäuschte fand diesen Verlauf der Sache ganz unglaublich. Die Gegner des höheren Schulwesens hatten ihre Augen hoffnungsvoll auf Missionar Phillips (Londoner Mission) gerichtet. Demselben war ein Vortrag zugewiesen worden über das Thema: Wie kann das Missionsschulwesen fruchtbar gemacht werden für die Evangelisation Indiens? Nachdem der Mann schon mit seiner Arbeit fertig war, wurde ihm ein anderes Thema zugewiesen und auch die obige Fragestellung wurde geändert in das allgemeine Thema: Das Schulwesen als Missionsfaktor. In diesen Aenderungen vermutete man die Absicht, daß eine Diskussion und Beurteilung des gegenwärtigen Missionsschulwesens hintertrieben werden solle und das Pamphlet von Phillips wurde vor und während der Konferenz nach Kräften verteilt, und von Phillips selbst erwarteten manche, daß er den Kampf mit den Schulmännern aufnehmen werde. Die Arbeit von Phillips war sicher wertvoll, um sich über das zu orientieren, was gegen das derzeitige höhere Schulwesen vorgebracht werden kann. Daß er seine Gedanken schon vor der Konferenz so verbreitete, war vielleicht taktisch nicht ganz klug; denn als er nach Bombay kam, fand er in den Schriften seiner Gegner, die der Konferenz zur Beratung vorlagen, schon alles widerlegt.

Der Gedankengang seiner Schrift ist kurz folgender: 1) Die Aufgabe der Missionare in Indien ist, das Volk für das Evangelium zu gewinnen. 2) Die meisten der gegenwärtigen Missionsschulen nehmen keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der indischen Christen, sondern ihr Hauptziel ist, den Heiden eine christliche Erziehung zu geben; Erziehung werde als ein Mittel angesehen, um die Heiden zu evangelisieren. Der Prozeß sollte aber umgekehrt werden und es seien in erster Linie die Christen ins Auge zu fassen, um die indische Kirche stark und gelehrt zu machen, damit sie dann mehr als bisher die Heidenwelt beeinflussen könne. Darum also 3) keine Missionsschulen, die nicht mit Absicht auf die Christengemeinden gegründet werden. Zuerst die Gemeinde, dann eine Schule für dieselbe, die dann zum Centrum werden solle für die Evangelisationsarbeit im Umkreis. Die Heidenschulen hätten durch-

aus keinen Wert. Ist Raum für einige Heidenschüler in einer solchen Gemeindeschule, so lasse man sie ankommen; eine Primarschule in kleinen Gemeinden genügt. Zeigt sich Bedürfnis nach höherer Erziehung, so gebe man der Gemeinde eine Mittelschule, dem Distrikt eine höhere Schule (High school). Ein europäischer Missionar solle aber hiefür nicht genommen werden; ein eingeborner christlicher Vorsteher genüge. In weiterer Verfolgung dieses Prinzips gebe man der ganzen Präsidentschaft ein christliches Kolleg, das für alle Missionsgesellschaften gemeinsam sein soll und darum von allen unterhalten werden müsse. Dieses sei nur für Christen bestimmt und Heiden sollten nur ausnahmsweise Zutritt erhalten. Da sich die Schotten für diese Arbeit als besonders tauglich erwiesen, so überlasse man ihnen diese Arbeit. Zu dem Kolleg hätte ein Wohnhaus und eine Kirche zu gehören, an deren Gottesdienst sich die Missionare der verschiedenen Gesellschaften, denen die Studenten angehören, beteiligen sollten. Im weiteren wurde der neue Plan des näheren begründet. Die gegenwärtigen Kollegs hätten fast keine Bekehrung aufzuweisen und das komme in erster Linie daher, daß die Missionare der letzten 50 Jahre die apostolische Methode verlassen hätten. Das Predigen in der Landessprache sei infolge dieser Verirrung sehr vernachlässigt worden und was man jetzt thue, komme ihm vor, wie wenn die Apostel, um die Welt für Christum zu gewinnen, Schulen für Pharisäer und Sadducäer in Jerusalem und für Epikuräer und Stoiker in Korinth eröffnet hätten in der Hoffnung, daß einige ausgewählte Stücke aus den Reden und Thaten des Herrn, wenn gelesen und rezitiert, die Leute zu Christen machen würden. In Madras predigen unter 17 Missionaren immer nur zwei in der Landessprache.

Ein weiterer Irrtum bei diesem Schulwesen sei der, daß man, von den obern Klassen ausgehend, die untern gewinnen zu können glaube; die göttliche Methode sei auch hier gerade die umgekehrte. Dr. Phillips findet es allerdings unrecht, wenn man den Mangel an Bekehrungen in diesen Kollegs den derzeitigen Missionaren zur Last legen wolle; das System sei schuld. Erstlich seien sie viel zu sehr mit der Arbeit für die verschiedenen Examina beschäftigt, sodaß sie dem Religiösen nicht die nötige Aufmerksamkeit zuwenden könnten; zum andern seien die jetzigen Missionare nicht so in der Lage, Uebertretende zu unterstützen, wie das früher möglich gewesen

Dann kam also der 2. Januar, der sich zu nichts anderem gestaltete, als zu einem großen Triumph derer, die durch Schularbeit Mission in Indien treiben wollen. Das Bedeutendste zur Sache hatte Dr. Mackichan (Vorsteher des Wilson College in Bombay) in seiner Vorlage niedergelegt. Er findet es zunächst nicht angenehm, aber natürlich, daß das Missionsschulwesen Gegenstand der Kritik geworden sei. Wenn einmal andere Zweige der Missionsarbeit sich so weit entwickelt haben werden und so wichtig geworden seien, wie das Missionsschulwesen, so werde auch für sie die Stunde der Prüfung und des Triumphs kommen. Er wendet sich zunächst gegen den Einwurf, daß man mit diesem Schulwesen von der apostolischen Missionsmethode abgewichen sei. Die Schrift enthalte überhaupt kein Urteil über die Evangelisation eines Landes und setze gar keine stereotype Methode fest. Wo im Leben einer Nation die Leben gebende Botschaft und die heilende Hand des Herrn Jesu nötig seien, da habe man einzugreifen. Die Scheidung von geistlich und äußerlich oder weltlich sei da schon mißleitend, denn im Arbeiten des Reisepredigers kämen ebensowohl wie in dem des missionierenden Professors Dienstleistungen vor, die ein oberflächlicher Beurteiler für rein weltlich halten könne. Auf Missionstheorie setze er überhaupt nicht viel Vertrauen; für ihn bestehe kein Zweifel darüber, daß seine Arbeit unter Gottes Leitung stehe; es werde ihm nur schwer, geduldig zu bleiben gegenüber all dem oberflächlichen und profanen Gerede, das sich gegen seine heilige und große Arbeit richte. Jede Konferenz in Indien habe allerdings Zeugnis davon abgelegt, daß das Evangelium und seine einfache Predigt große Massen derer anziehe, die sozusagen außerhalb der sozial-religiösen Organisation des Hinduismus liegen, aber andrerseits sei auch immer die andere Thatsache zu Tage getreten, daß das große religiöse System, das dieses Land beherrsche, durch diese Arbeit kaum berührt werde. Dem gegenüber sei das Schriftwort: „nicht viel Weise ꝛc.“ übel angewandt, denn das System, an dessen Umsturz sie arbeiten, umschließe Myriaden der Aermsten und Schwächsten, die dem Evangelium ebensolchen Widerstand entgegensetzen, wie die Mächtigen und Weisen unter ihnen. Was die Stellung zum Evangelium anbelange, so sei da absolut kein Unterschied. Direkte Manifestation von Gottes Gnade brauche es bei jeder Art von Missionsarbeit, was aber menschliches Thun

anbetreffe, so sei christliche Erziehung eine der wirksamsten Vorbereitungen für Gottes Gnadenwerk. Man sage: wir sollten eine solche Vorbereitung den Regierungsschulen überlassen; aber Schulwesen ohne die Prinzipien des Christentums sei ein zweifelhafter Segen, wie jedermann einsehen sollte. Die Regierung sehe das selbst ein. Es gebe ja so oberflächliche Leute, die da sagen, Eisenbahn und Handel untergraben die indische Kaste. Weit gefehlt! Das sei ein Lebewesen, diese Kaste, die sich auch neuen Verhältnissen anpasse. Da könne nur das Christentum helfen. Das Volk wolle Bildung, das sei ein neuerwachter Trieb, den wir nicht hemmen könnten. Solle das Christentum dem zusehen und diese Entwicklung sich selbst überlassen, oder soll es sich in den Strom werfen, der Bewegung sich bemächtigen und sie dem höchsten Ziel entgegenführen? Die Antwort sollte nicht schwer zu geben sein. — Nun auf die Resultate des Missionsschulwesens übergehend, warnt er sehr vor Ueberschätzung und Unterschätzung. Die bloße Existenz von christlicher Erziehung habe schon einen moralischen Einfluß. Man wisse ja gar nicht, wie alles aussehen würde in Indien ohne diese Schulen. Dann seien ihrer im Verhältnis zu dem ungeheuern Arbeitsfeld doch gar wenig; die christliche Welt habe sich noch gar nicht mit ganzem Herzen der Sache zugewandt; die Arbeiter auf diesem Gebiet seien alle überbürdet. Man sage, die gegenwärtigen Institute leisteten in der Hauptsache nicht mehr, als die ersten Schulen. Jedermann gebe zu, daß die Bekehrungen weniger geworden, aber die Folgen, die daraus abgeleitet werden, seien ganz falsch. Er gebe nun und nimmermehr zu, daß das Evangelium ein anderes geworden sei als einst; auch nicht, daß der Geist der Missionare ein anderer geworden sei. Er glaube, daß sich vieles erklären lasse, wenn man bedenke, daß der Kreis, in dem jene ersten Boten sich bewegten, ein viel kleinerer gewesen, daß sie mit besserem Material zu thun hatten, wo der Zudrang zu den Examina nicht so allgemein war und sich so auch dem einzelnen viel mehr widmen konnten, als es jetzt möglich ist. Daraus folgt also bloß, daß man auf diesem Gebiet nicht Schritt gehalten hat mit der nationalen Entwicklung. In Wirklichkeit geschehe aber jetzt ein viel größeres Werk. Man sehe nur auf das Areal, das wir jetzt mit unserer Arbeit zu umspannen haben! Und damit wachsen die Schwierigkeiten und Probleme; damit muß sich aber

auch unser Horizont erweitern, den neuen Verhältnissen anpassen. Wer diesen weiten Blick gewonnen, wird einsehen, daß die Resultate dieser Tage groß sind und weit über das hinausgehen, was die erwarten, die oft einen sehr plumpen und ungeschickten Maßstab anlegen. Es ist jetzt so vieles da, was die Resultate verhüllt. In alten Tagen hatte ein Schüler der Missionsschulen nur die Wahl zwischen Christentum und grassem Aberglauben. Nun giebt es allerlei Schlupfwinkel, wie den aufgeklärten, philosophischen Hinduismus, europäischen Atheismus, Deismus und Unglaube, wohin sich die Leute zurückziehen können, um obigem Dilemma zu entgehen für einige Zeit. Mancher, der in jener Zeit Christ geworden wäre, wird nun in unsern Tagen nach andern Richtungen hin absorbiert. Das seien Thatsachen, mit denen man zu rechnen habe, an denen aber unsre Schularbeit unschuldig sei. Ohne Schulwesen gehe die Sache ja doch nicht. George Bowen, der ja ein reiner Evangelist gewesen sei, habe unumwunden anerkannt, daß die Mehrzahl der Bekehrungen im westlichen Indien auf Schularbeit zurückzuführen seien. Man sage ferner, daß der Zusammenhang mit Regierung und Universität eine Verschlechterung des Missionsschulwesens im Gefolge gehabt habe. Das müsse er aber entschieden bestreiten. Er finde einmal, daß es sich für Missionare schicken würde, mit mehr Gerechtigkeit und Dankbarkeit von der Regierung zu reden. Um die Schranken, welche die Regierung unsrer Arbeit auflegen muß, unschädlich zu machen, komme es ganz auf den Missionar an; er könne seine ganze Seele in den Unterricht, besonders in den Religionsunterricht legen. Verordnungen der Regierung, die es auf tüchtige Leistungen der Schulen abgesehen haben, seien etwas, was dem christlichen Charakter einer Schule kein Hindernis bereite. Die Universität stehe aber der Regierung selbständig gegenüber und der Zusammenhang der Missionsschulen mit der Universität gebe der Mission Gelegenheit, ihren Einfluß auf das Schulwesen des ganzen Landes geltend zu machen. (Mackichan war Vize-Kanzler der Bombay-Universität.)

Was die von mancher Seite angeregte Frage betreffe, ob es nicht besser wäre, alle Anstrengungen mit Bezug auf höheres Schulwesen den Christen allein zuzuwenden, so wünscht dies der Doktor nicht, schon im Interesse der Christen. Wer für höhere Schulung der rechte Mann sei, werde unter den gegenwärtigen

Verhältnissen alle Hilfe finden. Aber er möchte den Christen nicht so vorwärts helfen, daß sie der Selbsthilfe und Selbständigkeit dabei verlustig gingen. Sie sollten auch nicht von ihren Landsleuten isoliert werden. Die Kollegs nur für Christen öffnen, käme auch darauf hinaus, daß sie geschlossen werden müßten, denn man müßte die Erziehung entweder so verteuern, daß die Christen es nicht leisten könnten, oder es hätte die Mission die ganze Last zu tragen. Schließlich wünschte der Redner mehr Leute für die Arbeit und verlangte von den Professoren, daß sie sich mit den Landessprachen vertrauter machten, als das bisher geschehen, denn nur so könnten sie den Leuten näher kommen. Er bedauert auch, daß die Professoren an solchen Kollegs so überlastet seien, daß sie die heidnischen Systeme nicht so studieren könnten, wie es in diesen Tagen der Reaktion nötig wäre.

(Schluß folgt.)

# Die Mission unter dem weiblichen Geschlecht Afrikas.

## 1. Die heidnische Frauenwelt im Krobo-Land.*)

Nach Mitteilungen von Miss. J. Kopp.

Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre. 1 Joh. 3, 8.

Als die Welt strahlend aus den Schöpferhänden Gottes hervorgegangen war, da sahe Er an alles, was Er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut! Sein Auge konnte mit Wohlgefallen auf der Schöpfung ruhen, denn sie war schön und vollkommen, voll Ebenmaß und Harmonie; Sonne, Mond und Sterne verbreiteten Licht und Wärme und wandelten majestätisch

*) Das Krobo-Land liegt 18—20 Wegstunden landeinwärts vom Küstensaum der Goldküste unfern der Stelle, wo der Voltafluß das von Südwesten nach Nordosten hinstreichende Gebirge durchbricht. Das kleine Gebiet ist von den herrlichsten Palmenwäldern bedeckt, deren Kultur der betriebsame Kroboer emsig obliegt. Die Bewohner, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, aber von

ihre Heldenbahnen (Ps. 19, 6); auf der Erde entfaltete sich ein Wachstum und Leben voller Pracht und Gottesherrlichkeit; ein sündloses, edles Herrscherpaar war hineingesetzt in den Mittelpunkt dieser Schöpfung mit dem Auftrag, die Erde zu erfüllen und sich unterthan zu machen; alles atmete Frieden und Ruhe und kein störender Zug verunzierte das liebliche Bild dieses Gotteswerkes.

hohem Selbstbewußtsein und unbeugsamem Nationalstolz erfüllt, stehen politisch unter zwei Fürsten, von denen jeder unabhängig seinen Stammesteil regiert, die aber seit 1871 der Oberhoheit der englischen Kolonialregierung unterstellt sind. Den nationalen und religiösen Mittelpunkt des Krobostammes bildet ein Berg, der sich isoliert und steil aus der Ebene erhebt und dessen Zugänge äußerst schwierig und darum auch leicht zu verteidigen sind. Auf dieser Nationalfeste haben die Kroboer zwei Bergstädte angelegt, deren Häuser regellos in die Felsen hineingebaut sind und die wie Adlerhorste an denselben zu hängen scheinen. Der Berg bildet aber auch zugleich das Nationalheiligtum, wo die Hauptfetische Kadotro und Nadu ihre Sitze haben und an denen die Kroboer mit zäher Liebe hangen. Die Bergeshöhe ist deshalb auch der Ort, wo sich die heidnische Bevölkerung bis jetzt alljährlich zusammenfand und ihre Fetisch- und Volksfeste feierte. Ueberhaupt hat die Macht der Finsternis unter diesem Volk wegen seines zähen Festhaltens an den heidnischen Greueln und Ueberlieferungen der Väter eine wahre Heimstätte gefunden. Wilde Nationalfeste, unsittliche Tänze, blutige Fetisch- und Totenfeiern, Meuchelmord, Vielweiberei und ein niederer Grad von Sittlichkeit kennzeichnen das sociale und religiöse Leben der Kroboer.

Die Himmel erzählten die Ehre Gottes und die Feste verkündigte seiner Hände Werk (Ps. 19, 2).

Aber nicht lange blieb es also; der Feind kam und säete Unkraut unter den Weizen und erfüllte die Erde mit Finsternis; hinweg ist seitdem Ruhe, Frieden und Harmonie; die Welt ist ein Jammerthal geworden, erfüllt von Thränen und Seufzen, von Not und Tod. Das ist des Teufels Werk! Aber wird dieser Jammer ewig währen? Kann Gott dulden, daß sein Werk also zerstört werde und zerstört bleibe? Ist denn sein Arm verkürzt, daß er nicht helfen könnte? Wie oft schon hat diese Frage beim Anblick des Jammers der Heidenwelt meine Seele erfüllt. Aber nein, es muß und wird geholfen werden: „denn dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre!“ Und ich möchte an einem Beispiel vom vergangenen Jahre zeigen, wie der Herr fortwährend und auch in unsern Tagen Werke des Teufels zerstört, daß wir deshalb an dem Glauben festhalten dürfen, daß er alles Böse in der Welt überwinden und die Schöpfung in ihrer ursprünglichen Schönheit und Vollkommenheit wieder herstellen wird.

Jedermann kennt den unschätzbaren Wert einer christlichen Erziehung beiderlei Geschlechts und weiß, wie wichtig es ist, daß namentlich auch christliche Hausmütter gewonnen werden, die als gottesfürchtige Mütter in den Familien ihres wichtigen Amtes warten und die Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen. In der Heidenwelt vollends ist die christliche Familienerziehung, ich will nicht gerade sagen wertvoller als in der Christenheit, aber noch mehr in die Augen springend. Denn in der Christenheit giebt es außer der Familie noch allerlei Schranken, die geeignet sind, das hereinbrechende Verderben einzudämmen und zurückzuhalten; ich brauche nur an die Gesetzgebung zu erinnern, die von christlichem Geist getragen wird und das Böse unterdrückt; ferner an die öffentliche Meinung, durch welche die Sünde doch noch mit Schande belegt wird. Anders verhält es sich in der Heidenwelt; da suchen viele ihre Ehre in der Schande! Da ist die christliche Familie der alleinige Schutzdamm gegen die wilden, trüben Fluten roher heidnischer Sittenlosigkeit. Mit aller Macht müssen deshalb die Missionsgesellschaften darauf hinarbeiten, daß sie christliche Familien in ihre Gemeinden bekommen, denn sonst

hat ihr Werk keinen Bestand. Aber das ist meist gar nicht leicht; es stehen diesem Bestreben vielfach unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegen, die teils im Volkscharakter, teils in alten nationalen Sitten, teils in den religiösen Anschauungen eines Volkes ihren Grund haben können. Ein Beispiel davon ist das sogenannte Krobo-Volk, unter dem ich eine Reihe von Jahren gearbeitet habe.

Unter den Kroboern bestanden namentlich zwei heidnische Religionsgebräuche, durch die das Missionswerk bisher bedeutend aufgehalten wurde. Der eine, bei dem auch Menschenopfer vorkamen, war bestimmt, die Männer-, der andere die Frauenwelt in den Greueln des Heidentums festzuhalten.

Der letztere Religionsbrauch ist die ofterwähnte, sogenannte „Otufo-Zeremonie“, die darin besteht, daß sämtliche Jungfrauen des ganzen Stammes ohne alle Ausnahme sich ungefähr neun Monate lang auf dem sogenannten Kroboberg aufhalten müssen, um unter der Aufsicht von heidnischen Priestern und Priesterinnen in allerlei Zeremonien unterrichtet zu werden; namentlich haben sie heidnische Gesänge und Tänze zu lernen und werden dabei in die Geheimnisse des Heidentums eingeweiht. Sie müssen während der ganzen Zeit einen heiligen Hut, ähnlich dem der Fetischpriester, tragen, heilige Speise essen, dürfen keine Arbeit verrichten, keine Lasten auf dem geweihten Kopfe tragen; auch in Beziehung auf die Kleidung bestehen bestimmte Vorschriften. Für den Unterhalt haben die Angehörigen zu sorgen und diese lassen es an nichts fehlen. Anfangs müssen alle Vorschriften genau eingehalten werden; nachher wird mehr Freiheit gewährt und endlich artet das Ganze in eine förmliche Narren- oder Fastnachtsfreiheit aus und es offenbart sich dabei eine grauenvolle Zuchtlosigkeit und Sittenlosigkeit, die namenloses Elend und Verderben über das ganze Volk verbreitet, so daß dieser Religionsgebrauch als ein wahrer Krebsschaden für das Krobovolk bezeichnet werden muß. Viele Kroboer haben das selbst eingesehen; aber trotzdem wurde bis jetzt zähe an diesem Brauch festgehalten und Zuwiderhandelnde wurden entweder umgebracht oder aus dem Lande verbannt. Andere Gesetze werden ungescheut und ungestraft umgangen, es wird da nicht so genau genommen; aber dieses Gesetz wurde stets mit rücksichtsloser Strenge und grausamer Härte aufrecht erhalten. Die Folge davon war, daß fast keine Frauen und Jungfrauen zum Christentum übertraten

und unsre jungen christlichen Männer sich nicht christlich verheiraten konnten und darum auch die Kindererziehung, die dann natürlich in den Händen der heidnischen Mutter blieb, dem entsprechend heidnisch war.

Wenn eine Jungfrau zum Christentum übertrat, ehe sie die Schule auf dem Kroboberge durchlaufen hatte, so wurde ihr bloß die Wahl gelassen: entweder das Versäumte als Christin nachzuholen, das war unmöglich; oder aber das Land zu verlassen, und das war schwer. Nach der Verheiratung blieb nur noch Auswanderung übrig. Otufo wird nur von Jungfrauen gemacht. Wartete sie aber mit der Taufe bis nach vollendeter Schule auf dem Berge, dann wurden alle guten Eindrücke durch jenes zuchtlose Leben so verdrängt, daß auf Jahre hinaus von Taufe keine Rede sein konnte. Eine Mädchenanstalt, die am Hauptort Odumase errichtet wurde, sollte diesem Uebelstand abhelfen; aber sie hatte viele Jahre hindurch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und vermehrte vorderhand nur unsre Sorgen. Zwar wurde sie von einer kleinen Zahl heidnischer Mädchen besucht, und manche von ihnen waren willens, sich taufen zu lassen; aber wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, wurden sie von ihren heidnischen Angehörigen gewaltsam weggeschleppt und auf den Kroboberg gebracht; nachher waren sie für uns so gut wie verloren. Einzelne tiefer angefaßte Mädchen weigerten sich standhaft, auf den Berg zu gehen, es graute ihnen förmlich davor, sie wollten jene Schule der Gottlosigkeit nicht durchmachen, sondern wünschten Christen zu werden; aber sie konnten das nur dadurch erreichen, daß sie außer Landes flohen oder zum Teil die schwersten Verfolgungen erduldeten. Wie ernst die Verfolgungen waren, davon nur ein Beispiel.

In dem Filial Sra hatte sich eine junge Frau verheiratet und war mit ihrem Mann zum Christentum übergetreten, ohne ihrer Verpflichtung auf dem Berge nachgekommen zu sein. Alsbald wurden Drohungen gegen sie ausgestoßen; der Tod wurde ihr geschworen, wenn sie nicht sofort mit ihrem Manne das Land verlasse. Aber einem Kroboer fällt es ebenso schwer, seine Heimat zu verlassen, als einem Schweizer seine Berge, deshalb zögerte das junge Ehepaar. Als aber verschiedene Aufforderungen das Land zu verlassen, unbeachtet blieben, da brach eines Tages der

Sturm der Verfolgung los. Die Frau ging, wie gewohnt, mit ihrem großen Wassertopf an den nahen Bach, um Wasser zu holen. Unterwegs wurde sie plötzlich von wütenden Fetischpriesterinnen angegriffen; ihr Topf wurde zerschlagen, sie selbst wurde gerauft, geschlagen, zu Boden geworfen, und nun traten diese Unmenschen auf ihrem Opfer herum, mit der ausgesprochenen Absicht, sie zu töten. Während dieses Auftrittes hatte sich wie auf Kommando eine große Anzahl bewaffneter heidnischer Männer um die Frauen im Kreise aufgestellt, um zu verhindern, daß jemand von den Christen der Mißhandelten Hilfe bringe. Das Schicksal der armen Frau schien besiegelt; wenige Augenblicke mußten bei ihr über Leben und Tod entscheiden. Da, im Augenblicke höchster Gefahr half der Herr auf wunderbare Weise; er rührte einer angesehenen Heidin das Herz, daß sie voll Mitleiden hinzulief und erklärte, sie könne es nicht mitansehen, daß die arme Frau so mißhandelt und getötet werde; wer die Frau antaste, der habe es mit ihr zu thun! Darüber waren die Angreifenden so verblüfft, daß sie von ihrem Opfer abließen, worauf die Mißhandelte von ihrer Retterin und mit Hilfe der Christen in Sicherheit und so schnell als möglich über die Grenze gebracht wurde. Die Aufregung dauerte zwar noch fort; die Heiden wollten bei dieser Gelegenheit die Christen allesamt vertreiben; aber mit Gottes Hilfe gelang es, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen und den Frieden wieder herzustellen. Auch das junge christliche Ehepaar durfte wieder zurückkehren; die Heiden versprachen, sie in Zukunft in Ruhe zu lassen.

So erwies sich also die „Otufo-Zeremonie“ als ein dem Christentum sehr feindliches Institut; unsre Christengemeinde sowohl als die Mädchenanstalt hatten viel davon zu leiden und sahen sich beständig in ihrer Entwicklung gehemmt. Auch wenn die Verfolgung nachließ und wir Zeiten der Ruhe hatten, blieb doch immer der schlimme Einfluß dieses Religionsgebrauchs auf das ganze Volksleben, das dadurch vergiftet und für das Evangelium unzugänglich gemacht wurde. Wir bekamen den Eindruck, als ob „der alte böse Feind“ hier in ganz besonderem Sinne seinen Stuhl habe; und wie der Kroboberg mit seinen schroffen Granitfelsmassen eine fast unbezwingliche natürliche Festung bildet, so schien auch die Otufo-Zeremonie ein unüberwindliches Bollwerk des Feindes zu sein.

Aber ist nicht das Wort Gottes wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt? (Jerem. 23, 29.) Kann es denn nicht auch dieses Bollwerk zerschmettern? Ja, es ist wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Das durften wir in letzter Zeit auch hier erfahren; denn heute liegt jene Satansburg thatsächlich zertrümmert vor uns, zertrümmert durch die Macht des Wortes Gottes! Wie ist das gekommen?

Die Sache ist oft Gegenstand unsers Gebets gewesen; aber es schien lange, als ob wir nicht erhört würden. Es war, wie wenn unsere Angriffswaffen viel zu schwach wären gegenüber einer solchen Festung. Da haben wir die Sache dem Herrn anheimgestellt und unterdessen das gethan, was unter diesen Umständen das allein richtige war, nämlich: wir haben unverdrossen das Evangelium verkündigt, zur Zeit und zur Unzeit, haben den Heiden die Herrlichkeit der Christenhoffnung geschildert und sie eingeladen, zum guten Hirten zu kommen, der ihnen Leben und volles Genüge geben wolle. Wir haben auch die Schäden des Heidentums aufgedeckt und ihnen gezeigt, wohin ihr Weg führt, wenn sie nicht umkehren und Gott die Ehre geben. Das hat zwar langsam, aber sicher gewirkt und allmählich einen Umschwung in der sogenannten öffentlichen Meinung herbeigeführt, sowie den Fall jener Teufelsburg vorbereitet. Die Heiden, die anfangs nur mit Verachtung auf die Christen blickten und sie für Auswürflinge und Taugenichtse erklärten, fingen an zu merken, daß ein rechter Christ immer auch ein ehrenwerter Mensch ist; die Verachtung schlug nach und nach in Hochachtung um. Als dann vor mehreren Jahren zwei Töchter des Fürsten Sakite, welche die Mädchenanstalt von Odumase besuchten, sich weigerten, die Schule auf dem Kroboberg mitzumachen, da erklärte ihr Vater: „Gut, ich stelle es euch frei, ob ihr „Otufo" auf dem Berge machen oder in der Anstalt bleiben und euch taufen lassen wollet." Sie wählten das letztere und damit war die erste Bresche in die feindliche Festung gelegt; die Verfolgung unsrer christlichen Mädchen hörte damit auf und fortan füllte sich auch die Mädchen-Anstalt in sehr erfreulicher Weise mit Krobomädchen und nahm einen unerwarteten Aufschwung. Die Heiden freilich hielten immer noch an der alten Unsitte fest.

Aber inzwischen hat das verkündigte Wort Gottes in aller Stille fortgewirkt wie ein Sauerteig und seinen Einfluß auf die

Heiden geltend gemacht. Als im vergangenen Jahr der alte Landesfürst „Sakite" starb, da war dieser Einfluß so stark, daß sämtliche wahlberechtigten Unterhäuptlinge (lauter Heiden) einstimmig den christlichen Lehrer Immanuel Mate, einen Neffen des verstorbenen „Sakite", zu ihrem Landesfürsten erwählten, obgleich verschiedene erbberechtigte heidnische Kandidaten vorhanden waren. „Mate" nahm die Wahl an und wurde von der englischen Regierung im Namen der Königin von England feierlich anerkannt und bestätigt. Dadurch hat er natürlich an Ansehen bei den Heiden bedeutend gewonnen, und auch die Christengemeinde hat politisch dadurch eine Stärkung erfahren. Das war die zweite Bresche in die feindliche Festung.

Merkwürdigerweise wurde gerade in der Zeit der Fürstenwahl in Odumase das Auswärtige Amt in England benachrichtigt, daß die Handelskarawanen vom Hinterland der Goldküste, also vom Innern Afrikas, sämtlich der deutschen Togokolonie zuwandern, weil sie bei der Durchreise nach der Goldküste durch das Gebiet der Kroboer reisen mußten, wo sie ihres Lebens nicht sicher waren, indem die Kroboer hauptsächlich solche Wanderer zu ihren Menschenopfern ausersahen. Dadurch wurde der Handel der Goldküste bedeutend geschädigt und das konnte nicht geduldet werden. Es wurde daher ein gemessener Befehl an die Regierung der Goldküste hinausgeschickt und dieselbe aufgefordert, diesem Zustand um jeden Preis ein Ende zu machen, wenn nötig mit Waffengewalt. Der Gouverneur marschierte deshalb mit einer hinreichend starken Streitmacht nach Odumase, rief dort eine Volksversammlung zusammen und verkündigte den erstaunten Kroboern ein strenges Gesetz, wonach sämtliche barbarische Religionsgebräuche, namentlich aber die Menschenopfer und „Otufo", fortan verboten seien und der Kroboberg, der Schauplatz so vieler Greuelthaten, gänzlich geräumt werden müsse. Drei Tage gab er ihnen Zeit zur Räumung, alsdann wurde der Berg militärisch besetzt und oben alles dem Erdboden gleichgemacht. Die Kroboer wagten angesichts einer so bedeutenden Truppenmacht keinen Widerstand. Eine Wache von 100 Soldaten unter einem Offizier wurde auf dem Berge stationiert und hat dafür zu sorgen, daß kein Kroboer denselben betritt.

So sind also unsere Gebete wunderbar und viel schneller und gründlicher erhört worden, als wir zu hoffen wagten: Das Land

hat einen christlichen Fürsten, die Hauptbollwerke des Feindes sind gefallen und das Evangelium hat freie Bahn! Das hat der Herr gethan, welcher gekommen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Es ist eine Wirkung seines Wortes, ohne welches kein Umschwung eingetreten wäre; ohne diesen Umschwung wäre kein Christ auf dem Fürstenstuhl, und auch die Regierung hätte dann ohne Krieg und Blutvergießen die Religionsgebräuche nicht unterdrücken können. Es ist ein Sieg des Evangeliums und des Lichtes über die Finsternis; wir können mit dem 118. Psalm sprechen: „Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten; die Rechte des Herrn ist erhöhet; die Rechte des Herrn behält den Sieg.“ Es ist freilich beim Blick aufs Ganze ein kleiner Sieg; aber es ist ein verheißungsvoller Sieg, welcher zeigt, daß dem Herrn nichts unmöglich ist. Aber es wird noch anders kommen, wenn das Reich und die Macht unsers Gottes und seines Christus geworden sein wird, wenn alle Kniee sich vor ihm beugen werden und alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters, dann wird der Sieg vollständig sein, dann wird aber auch ein Siegesjubel durch das Weltall brausen, wie er noch niemals vernommen wurde. Obgleich der Herr allein sich Bahn bricht und „alles in dem Streite ist“, so will er doch Menschen, also auch uns, als Werkzeuge benützen, um dieses herrliche Ziel zu erreichen! Das ist Gnade, große Gnade von Gott. Darum lasset uns diese Gnade würdigen und wacker sein und immer zunehmen in dem Werk des Herrn; denn es gilt eine große Sache auszuführen, ein herrliches Ziel zu erreichen. Wenn wir einst an jenem großen Sieg teilnehmen und mitjubilieren wollen, so müssen wir jetzt mitkämpfen; denn ohne Kampf kein Sieg! Aber wie werden wir uns einst freuen, wenn auch durch unsre geringe Arbeit mit Gottes Hilfe etwas zustande gekommen ist zu seiner Ehre.

(Schluß folgt.)

# Noch ein Wort zu der Bremer Missionskonferenz.

In der Allgemeinen Missions-Zeitschrift von D. Warneck, wie in dem Missions-Magazin (Juliheft), wird in den Referaten über die Bremer Missions-Konferenz unser Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande erwähnt. Einige Punkte derselben erfordern Berichtigung.*)

Schon in den Zeiten, als die deutschen Missionsgesellschaften Berlin I und Berlin II (Goßnersche) jahrelang die erbetene Mithilfe und Mitarbeit des genannten Frauenvereins erfuhren, stellte sich die Notwendigkeit heraus, die Vorbildung unsrer Lehrerinnen seitens des Komites zu übernehmen, wie es auch ausschließlich geschehen ist, und die Ziele und Aufgaben der Frauen-Mission klar und bestimmt abzugrenzen, seitdem dieselbe nach langjährigen Schwankungen ihre statutenmäßige Beachtung gefunden hatten.

Unsere gewonnenen Erfahrungen lassen die Errichtung eines Seminars für weibliche Missionsarbeiterinnen als eine notwendige Förderung und weitere Ausgestaltung der bisherigen einheimischen Arbeit erscheinen. Ueber die Art eines solchen scheinen mißverständliche Auffassungen vorzuherrschen. Es entspricht den Aufgaben unserer Lehrerinnen und Missionsgehilfinnen, daß dieselben einen Kursus in

dringend geboten, eine Stätte zu gründen, wie es in London seit lange geschehen, in welcher die Aspirantinnen die erforderliche Probezeit durchmachen, den wünschenswerten Verkehr mit dem Vorstande pflegen, den für ihre Arbeit besonders berechneten Religionsunterricht, wie die nötige Nachhilfe in einzelnen Fächern erhalten und die Sprachstudien treiben könnten — ein Heim, von welchem aus sie den einen oder andern Kursus durchmachen, in welches sie immer wieder zurückkehren, wo sie auch leibliche Versorgung — in dem sie vor allem die richtige Einführung in berufsmäßige Gewöhnung an die Missionsarbeit, wie eine diakonissenmäßige Heranbildung finden würden. Weibliche Missionsaspirantinnen können unmöglich mit männlichen Missionszöglingen in demselben Seminar zusammen erzogen werden. Haben die einzelnen Missionsgesellschaften geeignete und bekannte Kräfte, so könnten sie dieselben zur notwendigen Vor- und Ausbildung dem Berliner Frauen-Komite in der von ihm erstrebten Anstalt übergeben. Die 50jährige Erfahrung des Vereins spricht dabei doch sehr entscheidend mit. Grade um der Art willen, wie derselbe seine Arbeiterinnen ausbildet, haben seit 30 Jahren die englischen Missionare in Indien immer wieder um deutsche Schwestern gebeten und sie in einer Zahl und an so vielen Orten gewünscht, daß der Verein wegen beschränkter Kräfte und Mittel nur die wenigsten Bitten erfüllen konnte. Für das Schul- und Lehrfach, für die Zenanaarbeit und Dorfmission werden unsere Arbeiterinnen ausgebildet, und da ersteres von der Kleinkinder- und Handarbeitsklasse an bis zu den Klassen für Bildung von Bibelfrauen und eingebornen Lehrerinnen alle Stufen eines wohlorganisierten Schulsystems umfaßt, und wie erwähnt auch ein Kursus in der Krankenpflege obligatorisch für die Aspirantinnen ist, so ist damit eine Vorbereitung für die verschiedensten Zweige weiblicher Missionsarbeit darzubieten.

Bei einer gemeinsamen Arbeit des Frauen-Vereins mit andern Missionsgesellschaften wird in der doppelten Leitung ein Anlaß zu Konflikten befürchtet. Sehr treffend hat schon Pastor Thiele diesen in Bremen geäußerten Bedenken gegenüber eine zwiefache, durch Jahrzehnte bestätigte Erfahrung hervorgehoben. Erstens, daß in den 30 Jahren des Zusammenarbeitens des Vereins mit englischen Missionsgesellschaften oder einzelnen Missionaren in Indien keine Konflikte entstanden sind — warum sollten sie dann unausbleiblich sein zwischen zwei deutschen Komites, die doch auch nur einem Herrn und Haupt je nach ihren Kräften dienen wollen? Zweitens, daß diese vorausgesehenen Konflikte sich doch auch nicht gezeigt und daß etwaige Schwierigkeiten sich haben überwinden lassen in der Gemeindepflege der Diakonissen, wobei dieselben dem Pastor der Gemeinde unterst…

sind und bei dem vereinbarten Verhältnis zwischen dem Diakonissen-Mutterhause und den Komites und Geistlichen ihrer Außenstationen, die Rechte und Pflichten derselben doch voll gewahrt und unangetastet bleiben. Wenn sich eine gemeinsame Arbeit und Leitung in der innern Mission ermöglicht und bewährt hat, auch selbst nach dem Auslande hin — warum sollte dann nicht auch in der äußeren Mission bei gegenseitigem, redlichen Willen in friedsamer Einigkeit Gottes Werk sich treiben lassen? Es heißt ferner im Missions-Magazin: „Man zweifelt namentlich auch an der Richtigkeit und Durchführbarkeit der Forderung, die der Frauen-Verein an seine Arbeiterinnen stellt, ‚während sechs Jahren kein Verlöbnis einzugehen.'" Diese Forderung stellt aber der Verein gar nicht; sie wäre eine Beschränkung der evangelischen Freiheit und es hieße mit einer solchen menschliche Vorsehung spielen wollen. In dem Kontrakt, den unsere Lehrerinnen vor ihrer Aussendung unterschreiben, verpflichten sie sich, von allen wichtigen Entscheidungen ihrem Komite Mitteilung zu machen. Das ist, da sie zu diesem in töchterlichem Verhältnis stehen, Elternrecht und Kindespflicht; ja, bei richtiger Stellung zur Missionsarbeit wie zum Vorstande nur eine natürliche Herzensverpflichtung. Am Altar geloben die Missionsarbeiterinnen, ihrem Komite und seinen Anordnungen Gehorsam zu leisten. Es geschieht dies in jedem Missionskomite, wie in jeder ähnlichen Stellung und Arbeit. Gefordert wird nur eine Rückzahlung der auf die Ausbildung, Ausrüstung und Aussendung verwandten Kosten, berechnet nach den Jahren der Arbeit in Indien, wenn dieselbe aus irgend einem Grunde, etwa um einer Heirat willen, früher als vor sechs Jahren, zu denen sich die Ausgehenden verpflichten, aufgegeben wird (es sei denn wegen Krankheit). Eine mehrjährige Dienstzeit ist auch in andern Verhältnissen die übernommene Verpflichtung für aufgewandte Kosten und gewährte Ausbildung. Es hieße aber auch, sehr unlautern Beweggründen und einer völlig falschen und oberflächlichen Auffassung der Missionsarbeit Thor und Thür öffnen, wenn derartige Bestimmungen nicht getroffen würden. Wir wünschen, daß unsere Arbeiterinnen den Lehrberuf in der Mission als ihren Lebensberuf ergreifen und ansehen. Aber wir binden sie nicht, wenn sie ihn aufgeben wollen. *Das* aber muß der Verein ganz bestimmt und entschieden festhalten, daß er den *Zweck* hat, *unverheiratete Lehrerinnen* auszubilden, auszurüsten und zu unterhalten; daß er aber nicht bezweckt, die kostspielige Ausbildung und Aussendung für solche Persönlichkeiten zu übernehmen, die ihm nur vorübergehend dienen wollen. Als eine Durchgangsstation für Missionsbräute und Frauen soll und will der Verein nicht angesehen werden.

In dem Referat der **Allgemeinen** Missions-Zeitschrift heißt es: Bei der Debatte wird ausgesprochen, daß in manchen Kreisen deutscher Missionare eine Abneigung gegen die Thätigkeit unverheirateter Gehilfinnen besteht. — Die Arbeit werde besser von den Missionarsfrauen geleistet. In der Januar-Nummer unseres Blattes 1893, fünfzigjährige Geschichte des Vereins, ist Seite 117 u. s. w. in dem Abschnitt: „Für und wider die Frauen-Mission“ eingehend die Berechtigung und Notwendigkeit der Lehrarbeit Unverheirateter in Indien nachgewiesen worden. Ohne durch nähere Pflichten gehindert zu sein, können sich dieselben ungehemmt und ausschließlich ihrem Beruf hingeben. Die Missionars*frau* hat als erste und nächste Pflicht, für Mann und Kind und Haus zu sorgen. Dadurch wird sie naturgemäß oftmals ganz von der eigentlichen Missionsarbeit ferngehalten und immer darin beschränkt. Wir erkennen die Aufgabe der Missionarsfrau und die Bedeutung derselben in der Mission voll und ganz an und wissen sie wohl zu schätzen. Aber nicht minderwertig und wichtig und schwer ist die Arbeit von Unverheirateten im Lehr- und Schulfach, in den Zenanas und in der Dorfmission. Und schon allein die Zahlen sprechen dagegen, daß die Missionarsfrauen allein die Riesenaufgabe der wirklichen Mission in Indien übernehmen könnten. Die weibliche Bevölkerung in Indien beträgt annähernd 145 Millionen; 17½ Millionen Mädchen wachsen ohne jeglichen Unterricht auf. Wie sollten 800 bis 900 Missionarsfrauen da genügen? Und wenn nun auch 711 weibliche Missionsarbeiterinnen neben ihnen in Indien thätig sind, was sind diese Hunderte gegen die Millionen?

Darum thut eine Förderung der weiblichen Mission namentlich in Indien durch unverheiratete Lehrerinnen und Missionsgehilfinnen dringend not. Der morgenländische Frauenverein ist die einzige Gesellschaft, welche auf dem europäischen Festlande dieses ausschließliche Ziel verfolgt. Alle ihm anvertrauten Kräfte und Mittel allein für *seine* Zwecke zu verwerten, ist für ihn ebenso geboten, als jeder andere Verein dazu berechtigt und verpflichtet ist.

Nur wenn seine Aufgabe richtig verstanden und gewürdigt wird, werden auch die einzelnen Punkte seiner Ordnungen und Bestrebungen anerkannt werden und werden manche jetzt angeregten Fragen ihre Lösung finden.

A. v. *Döring*, geb. Gräfin zu Dohna.

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### China.

Seine gegenwärtige Lage und Stellung zur Mission.

In den Zeitraum, den unsere diesmalige Rundschau umspannt, fallen noch die Unruhen, die da und dort in China, besonders im Yangtse-Thale, während des Jahres 1891 ausbrachen und die nicht nur gegen die verhaßten Ausländer im allgemeinen gerichtet waren, sondern zum Teil auch, geschürt durch eine christenfeindliche Schmäh- und Schandlitteratur, die Mißstimmung gegenüber der Missionsthätigkeit zum Ausdruck brachten und zu allgemeinen Christenverfolgungen auszuarten drohten. Auch das Jahr 1892 ist nicht ganz frei gewesen von kleineren Aufständen, die jedoch bald unterdrückt wurden, und noch in neuester Zeit ist es in der Stadt Sungpu zu Ausschreitungen des Pöbels gekommen, wobei zwei schwedische Missionare ermordet wurden.

Jene Unruhen mögen in den verschiedenen Provinzen durch besondere Umstände veranlaßt und hervorgerufen worden sein, aber die Ursachen, die ihnen zu Grunde liegen, sind doch in ganz China die gleichen. Es sind darüber mancherlei Ansichten aufgestellt worden

China," sei, wenn er auch anerkennen müsse, daß die meisten Missionare und Missionsgesellschaften von selbstlosen Beweggründen angetrieben würden. Hören wir die wesentlichsten Punkte seiner Darlegungen, wie er sie jener Schrift entnommen hat:

Die chinesische Missionsfrage, so beginnt er, habe zwei Seiten: eine politische und eine religiöse. Für die Beurteilung der Christenverfolgungen sei die erstere die wichtigste, da sie die Beziehungen der Missionare zu den Regierungen ihrer Mutterländer und den Behörden und der Bevölkerung Chinas umfasse. Da die Anerkennung der Missionare China gleichsam auf der Spitze des Bajonetts aufgedrängt worden sei und durch sie aufrecht erhalten werde, so sei auch das Christentum in China als eine Religion angesehen, die auf der Grundlage der Demütigung Chinas aufgepflanzt werde. Wohl hätten die Vertragsmächte die Duldung des Christentums damit begründet, daß es ein tugendhaftes Leben predige, aber die Chinesen fänden nachgerade, daß dasselbe nicht nur die Tugendhaftigkeit lehre, sondern noch manches andere, das nicht in den Verträgen stehe, und sie hätten nun Mühe, in dem Christentum des wirklichen Lebens das theoretische Gebilde zu erkennen, das man ihnen mit Gewalt aufgedrängt habe.

Der Haß gegen die Missionare in China sei ein ziemlich allgemeiner und die feindselige Stimmung nehme mit der Ausbreitung des Missionswesens immer mehr zu. Vollends dadurch, daß die Missionare die Haltung des Volkes gar nicht zu verstehen suchten und dieselbe für günstig auffaßten, wo es nicht der Fall sei, bereiteten sie ihrem eigenen Bekehrungswerk die größten Hindernisse. Ja, sie vermieden es gewöhnlich, die Ursachen ihrer Mißliebigkeit zu erforschen. Sie verschanzten sich nur hinter die Bibel und erklärten die Mißachtung der „Welt" als das „natürliche" Erbteil der „wahren" Kirche. Tadelnswert sei auch der unwissenschaftliche Geist, mit dem die Missionare die Dinge des täglichen Lebens nicht beim rechten Namen nennten, sondern sich falsch verstandener Phrasen bedienten, die seit Jahrtausenden im Gebrauch seien.

Daß in ihnen eigentlich der Stifter des Christentums gehaßt werde, sei eine unbegründete Behauptung der Missionare; dem stehe die geschichtliche Thatsache gegenüber, daß dem islamitischen und buddhistischen Bekenntnis in China stets die denkbar größte Duldung zu teil geworden sei. Die ablehnende Haltung des chinesischen Volkes liege nicht an der christlichen Religion selbst, sondern vielmehr an den mit dem Bekehrungswesen verbundenen Umständen. Das Christentum müßte im Gegenteil mit seinem Versprechen jenseitiger Seligkeit den leichtgläubigen chinesischen Massen bei deren jammervollem Los

geradezu willkommen sein. Daß dies aber nicht der Fall sei, sondern daß die Chinesen dieses für sie so geeignete Christentum verwürfen — daran seien die Missionare selbst schuld, die „ihre Aufgabe entweder falsch auffassen oder verkehrt anpacken."

Das erste und ursprüngliche Hindernis sei der Rassenhaß, der in China durch die Missionare noch dadurch verstärkt werde, daß sie sich im Lande nicht als wirkliche Gäste, sondern als Aufdringlinge benähmen. Da sie zudem — im Gegensatz zu den fremden Kaufleuten mit ihren materiellen Vorteilen — keinen für den Verstand der Chinesen greifbaren Zweck des Daseins hätten, so würden sie als Leute angesehen, die einer geheimen Thätigkeit oblägen und darum verdächtig seien. Jeder neue Bekehrungsversuch aber rufe weitere Gegnerschaft hervor. — Ferner werde die römisch-katholische Kirche seit dem Abschluß der Verträge von 1844 und 1858—60 mit der französischen Angriffspolitik identificiert. Die Missionare würden demnach als Spione Frankreichs, das es auf China abgesehen habe, angesehen.

Während diese politischen Gründe nur bei den gebildeten Klassen in Betracht kämen, werde der bereits vorhandene Haß der ungebildeten Massen durch aufreizende Flugschriften, Plakate und Ansprachen zur blutigen That, besonders wenn die dem Aberglauben entspringenden Gerüchte und böswilligen Erdichtungen noch durch gelegentliche Unvorsichtigkeiten der Missionare genährt und beim Landerwerb und bei Bauten gegen die chinesischen Anschauungen der Geomantie Verstöße gemacht würden.

Die Feindseligkeiten seien aber auch religiöser Natur, indem sichs die Missionare zur Aufgabe machten, die Religion und mit ihr die Sittenlehre, die Ueberlieferungen und die Philosophie der Chinesen zu bekämpfen. Dies geschehe, ohne daß sich die meisten Missionare nur die Zeit oder Mühe nähmen, die chinesischen Religionssysteme zu studieren. Sie hielten sich nur an die Auswüchse des Aberglaubens und verunglimpften Konfucius und dessen Schriften, verspotteten die Vielgötterei der Buddhisten und schmähten die monotheistischen Mohammedaner. Alles dies nehme die Chinesen gegen die christlichen Fremdlinge und ihre Lehren ein, umsomehr als diese all das Gute, was die religiösen und philosophischen Systeme der Chinesen hätten, für eitel Blendwerk der Hölle erklärten. Es sei deshalb kein Wunder, daß das Bekehrungswerk keine größeren Erfolge aufzuweisen habe; denn nach 300jährigen Bekehrungsversuchen zähle China bei mehr als 1800 Missionaren kaum 600000 eingeborne Christen.*) Das

*) Diese Zahlen sind beide zu hoch gegriffen. D. H.

sei kein angemessener Gegenwert für die gewaltigen Geld- und Menschenopfer, die die Verbreitung des Christentums in China seit Jahrhunderten verschlinge.

Nicht minder hinderlich sei die Art und Weise der Propaganda selbst. Schon der Umstand, daß den Chinesen das Christentum in der zwiefachen Form des Katholizismus und Protestantismus gebracht werde, müsse beeinträchtigend wirken. Dazu gingen die in zahlreiche Sekten zersplitterten protestantischen Missionare ziemlich planlos vor. Jeder thue, was ihm beliebe, und es zögen Hunderte im Lande umher, die ihre Steckenpferde ritten und die Ueberspanntheiten ihrer eigenen Einbildungskraft für das „wahre“ Evangelium ausgäben. Das Christentum werde infolge dessen nur für eine Art von Fetischismus gehalten und die Lehrer desselben als eine Art indianischer „Medizinmänner“ angesehen.

Wie die Lehren der Missionare, so sei auch die Disciplin eine ungleiche. Die einen forderten eine strenge Sonntagsheiligung, die den armen hartarbeitenden Chinesen schwere Opfer auferlege; andere verweigerten jedem (Schnaps) trinkenden und tabakrauchenden Chinesen die Kommunion, und Opiumrauchern gewähre fast kein Missionar die Sakramente. Diese Verbote seien weder in der Bibel noch in den Vorschriften der Kirchenväter, noch sonstwie kirchlich begründet, sondern lediglich selbstherrliche Anmaßungen der Missionare.

In Sachen der materiellen Kultur behandle man die Chinesen viel vernünftiger. Man bringe ihnen nicht die ältesten Schiffsbau-, Kanonen- und Astronomiesysteme, sondern die neuesten Fortschritte der Wissenschaft. Hinsichtlich der Religion dagegen fahre man fort, sich streng an uralte Wortklaubereien zu halten, die man im Westen bereits zum alten Eisen geworfen habe. Wolle man nun doch einmal die Chinesen zum Christentum bekehren, so zeige man ihnen ein modernes Ideal (!), statt sich an überwundene theologische Zuthaten zu klammern.

Ein weiteres Hindernis des Missionswesens in China bilde — die Bibel. Während die katholischen Evangelisten klug genug gewesen seien, die Bibel nicht jedermann, sei es daheim oder im Auslande — ohne weiteres an die Hand zu geben, so hätten die Protestanten den Fehler begangen, die Verbreitung des uralten Buches in China nach Kräften zu betreiben. Die Folge davon sei, daß sich nun die ärgsten Angriffe der Litteraten auf Bibelstellen stützten und die Bibel somit zu einem zweischneidigen Schwerte werde.

Uebrigens befänden sich — soviel giebt der Schreiber des Artikels zu — unter den chinesischen Proselyten neben vielen Heuchlern und Egoisten, nicht wenige ernste und überaus eifrige Christen der achtungswertesten Art. Nur sollten sich die Missionsgesellſ

die allein die Schuld und Verantwortung des verkehrten Betriebes trügen, entschließen, die genannten Schattenseiten des chinesischen Missionswesens zu beseitigen und ein geläutertes, einfaches Christentum — nicht eine den Leuten unverständliche Theologie — lehren zu lassen. Wenn dies nicht geschehe, so habe es keinen Zweck, Missionare nach China zu schicken; denn bloß zur Hervorrufung von Aufständen, bloß zur Beunruhigung von Eingebornen und Europäern, bloß zur Schürung des Fremdenhasses so viel Geld und so viele Menschen zu opfern, das werde niemand, der kein Religionsfanatiker sei, für löblich halten. —

Soweit der obenerwähnte Artikel, den wir in kurzem Auszug wiedergegeben haben. Es ließe sich nun vieles dawider sagen, richtigstellen und bestreiten; aber er bedarf wohl keiner Widerlegung. Jeder unbefangene Leser wird sich selbst aus dem Mitgeteilten das Urteil bilden können, daß der Verfasser nach dem, wie er zum Christentum überhaupt steht und das chinesische Heidentum als solches ansieht, nicht der Mann dazu ist, über die Mission, ihre Zwecke, Ziele und Methode in China zu schreiben. Daß damit die Ursachen der je und je ausbrechenden Unruhen nicht erklärt sind, sondern daß es nur eine ungerechtfertigte Verunglimpfung der Missionare und eine auf offenbarer Verkennung der Missionen beruhende oberflächliche Darstellung und teilweise Verdrehung der Thatsachen ist, liegt auf der Hand. Die Ursachen liegen viel tiefer und sind in der ganzen gegenwärtigen Lage Chinas begründet, die auch für die Mission ihre Bedeutung hat. Diese schildert der bekannte Gelehrte und Missionar Dr. Faber, wie uns scheint, in ihrem richtigen Lichte, wenn er (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1892) folgende Punkte zur richtigen Beurteilung der Lage hervorhebt:

1) „Die Ansammlung, besonders in großen Handelsplätzen, einer Ueberzahl arbeitsfähiger Menschen ohne hinreichende Beschäftigung. Dahin gehört die Unzahl von Lohnarbeitern, die kein Geschäft gelernt haben und keinerlei Schulbildung besitzen, daher nur die allergewöhnlichsten Arbeiten verrichten können. Das Angebot der niederen Arbeitskräfte ist aber so groß, daß die Arbeiter zufrieden sein müssen, die notwendigsten Bedürfnisse auf einfachste Weise zu befriedigen. Die Not zwingt sie dazu, im Schmutz der Armut ihr Leben zu verbringen.....

2) Die Unzahl Gelehrter, die Schulen absolviert, vielleicht sogar Grade in den Staatsexamen erlangt haben, aber stellenlos sind..... Viele Jahre unsäglicher Mühe haben sie aufgewendet, um die chinesischen Klassiker auswendig zu lernen und sich die übliche Phraseologie für schönen Stil anzueignen. Von Realkenntnissen besitzen diese Herren kaum eine Spur. Handarbeit irgendwelcher Art halten sie

unter ihrer Würde. Früher bot sich den Litteraten Gelegenheit, als Schullehrer, Sachwalter, Schreiber, Wahrsager, Aerzte, Geomanten u. dergl. ihren Unterhalt zu erwerben. Da jedoch ihre Zahl in den letzten Jahrzehnten sehr zugenommen hat, die Einnahmen aber sich vermindert haben, so kann eine große Anzahl kaum die notdürftigsten Mittel finden zur Existenzfristung.

3) Die Ursache dieses Ausfalls in der Einnahme der Litteraten ist zu suchen in den bedeutend gesteigerten Steuern, die die Regierung fordert. Davon geht ein großer Prozentsatz in die Taschen der Mandarine, ein wohl noch größerer in die der Zöllner; kaum die Hälfte, vielleicht nur ein Drittel, gelangt in den Staatsschatz und wird verwendet, die Staatsmaschine in Gang zu erhalten, die Dämme der Flüsse zu reparieren, sonst für militärische Zwecke. Zur Hebung der Wohlfahrt der Bevölkerung geschieht so gut wie nichts.

4) Die fremden Handelsprodukte vernichten einen großen Teil der chinesischen Hausindustrie. Die Opiumeinfuhr entzieht dem Lande jährlich viele Millionen Dollar und der sich immer mehr ausdehnende einheimische Anbau von Opium verringert die Produktion von Nahrungsmitteln und andern nützlichen Kulturpflanzen, mehrt dagegen mit unwiderstehlicher Gewalt die Zahl der Opiumraucher auch unter den Frauen.

5) Die ganz enormen Ausgaben für Götzendienst werden von der Regierung befördert durch Dekretierung vieler neuer Tempel. Der Aberglaube verschlingt in China Milliarden Dollar jährlich..... Ferner giebt es unzählige Stätten für Unsittlichkeit, die allerdings illegal sind, aber geduldet und befördert werden durch die niedern Beamten, der Einkünfte wegen. Dazu kommt als Nationalübel die Spielsucht, die Unsicherheit durch Räuberbanden und die Verwüstung von Dörfern und Städten durch kleinere und größere Rebellionen. Das alles zehrt am Mark des Volkes.

6) Der Einfluß der christlichen Religion entzieht zunächst den höhern und niedern Schmarozern den Boden des Gedeihens, wird darum von allen Interessierten gründlich gehaßt. Die Missionshospitäler schmälern Hunderten, ja Tausenden von einheimischen Aerzten und Apothekern ihr Einkommen. Es versteht sich von selber, daß die so Geschädigten die Mission nicht lieben können, eben weil ihnen Silber mehr Wert hat als die Gesundheit ihrer Landsleute. Die Mandarine haben ebenfalls nur Unannehmlichkeiten, dagegen nichts von der Mission für ihren weiten und oft leeren Beutel. Darum haßt man sie. Die Mission bringt eine andersgeartete Bildung, während die chinesischen Litteraten und Mandarine nur ihre altchinesische anerkennen und festhalten wollen aus angeborner Ab

gegen alles Fremde. Ein größerer Erfolg der christlichen Mission würde auch das Volkswohl heben; zunächst zeigt sich aber überall hauptsächlich ihr Gegensatz gegen das veraltete und teilweise verrottete Chinesentum. Das Neue kann noch nicht zum Durchbruch kommen.

7) Der Druck durch die auswärtigen Mächte wird der chinesischen Regierung immer unerträglicher. So lange China mit der Taiping-Rebellion und deren Folgen zu kämpfen hatte, fügte man sich. Jetzt hält man sich für stark genug zum Widerstand, zur Geltendmachung der chinesischen Eigentümlichkeit dem Auslande gegenüber. Man empfindet es als eine Schmach, daß die Ausländer in China anders behandelt werden müssen, als die Chinesen im Ausland. Fort mit der Exterritorialität! ist das Stichwort der chinesischen Patrioten. Damit würden alle Ausländer der Willkür der Mandarine, ihr Eigentum deren Erpressungssystem unterworfen.....

8) Die Chinesen sehen mit Angst, ja mit Grauen auf die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Ansprüche der Westmächte. Von den vier geöffneten Häfen kam es im Verlauf von 50 Jahren zu 22, durchaus nicht auf Wunsch der Chinesen, sondern diktiert vom Ausland. Von der Seeküste sind solche geöffneten Handelsplätze bereits am Yangtse entlang vorgerückt bis 1200 Seemeilen ins Innere des Landes. Peking ist man so nahe als möglich gerückt durch die Eröffnung von Tientsin. Fremde Güter dürfen unter Transitpaß weit über die Vertragshäfen ins Innere, ja es ist damit die Schranke dieser Häfen faktisch durchbrochen und fremde Produkte dürfen das ganze Reich überschwemmen. Die chinesische Regierung muß jedem Ausländer, der einen Paß von seinem Konsul erlangen kann, erlauben, irgendwelche Gebiete des Reiches zu bereisen und wird verantwortlich gemacht für Leben und Eigentum desselben. Mat hat sich dazu verstehen müssen, den Missionaren das Recht zu erteilen, im Innern zu wohnen, auch Eigentum zu erwerben, und sieht sich verantwortlich gemacht für deren Schutz....

9) Weiter bemerkt der chinesische Gelehrte mit Grauen das unaufhaltsame Eindringen fremder Anschauungen, wodurch die altchinesische Gedankenwelt zerstört wird. Alte Staatsgesetze werden fraglich, die absolute Autorität der Mandarine und anderer Vorgesetzten wird untergraben, das Ansehen der Götter, der Ahnen, überhaupt der alten Reichsreligion sinkt immer mehr, die alten Sitten kommen in Verfall. Dies nicht allein durch die sich jährlich mehrenden Predigtlokale, die Hunderttausende von Missionsschriften, die an Chinesen abgesetzt werden und überallhin ihren Weg finden, sondern besonders auch durch Chinesen, die fremde Schulen besucht haben, sei es Missionsschulen oder andere, wo Englisch gelehrt wird, selbst solche von der chinesischen Regierung

gegründete und beaufsichtigte. Die fremde Sprache bringt fremde Gedanken und setzt in Verbindung mit der fremden Litteratur, also mit fremder Anschauungsweise Ferner kommen jährlich Tausende von Chinesen in ihre Heimat zurück, die lange Jahre im Auslande verbracht haben und nun unter ihren Angehörigen und Bekannten fremde Anschauungen verbreiten.

10) Leider werden die Chinesen nicht nur mit den Lichtseiten der westlichen Kultur bekannt, sondern in ungleich höherem Grade mit den Schattenseiten. Die rücksichtslose Konkurrenz der Kaufleute, die Eifersucht der Westmächte untereinander, sowie die mancherlei Intriguen von deren Vertretern gegen andere in Peking, wie auch die Zersplitterung der christlichen Mission, bleibt natürlich den leitenden Kreisen Chinas nicht verborgen und bestärkt sie in ihrer Verachtung gegen diese Fremden, die einander selber nicht besser achten. Das Leben der Ausländer in den Hafenplätzen Chinas entspricht auch durchaus nicht dem christlichen Ideal, vielfach nicht einmal den berechtigten Ansprüchen chinesischer Moral. Die Chinesen im Ausland kommen ebenfalls viel mehr in Berührung mit dem niedern Leben und seinen Leidenschaften, als mit der höhern Geistes- und Herzensbildung, wofür denselben auch sehr das Verständnis abgeht.... Der Chinese vergleicht darum gerne die Schattenseiten der auswärtigen Kultur mit den Lichtseiten seiner eigenen und vergißt darüber die schreiendsten Mißstände unser seinen Augen. Der landesübliche Hang, im alten Schlendrian weiter zu machen, erscheint dem Mandarinat damit gerechtfertigt.

11) Auf die chinesischen Politiker wirkt noch in empfindlicher Weise die thatsächliche Unzuverlässigkeit der auswärtigen Politik. Man sieht, daß die feierlichsten Verträge nur so lange bestehen, bis die eine Partei die Möglichkeit findet, sich zu ihrem Vorteil darüber hinwegzusetzen. So hat China in den letzten Jahren trotz aller Verträge verloren das Amurgebiet an Rußland, Hongkong und Barma an England, Tongkin an Frankreich, die Linkin-Inseln an Japan. Die ganze Nordgrenze ist unsicher und die Westgrenze nicht minder. Im Osten macht Korea Sorge, die Südgrenze ist ganz und gar abhängig vom Erfolg der Franzosen in Tongkin. Die lange Seeküste bietet viele Angriffspunkte für Marinestaaten ersten und zweiten Ranges. Die chinesischen Staatsmänner erkennen diese ihre Lage recht wohl, suchen sich auch zu schützen durch Hebung ihrer Militärmacht und Marine. Der Hauptfehler, der dabei gemacht wird, ist, daß man die materielle Leistungsfähigkeit des Landes nicht entsprechend erhöht, also anstatt sich zu stärken, nur schwächt.

12) Hebung des materiellen Wohlstandes einer Nation ist nicht möglich ohne Hebung des allgemeinen Bildungsstandes. Die höhere

Bildung hat sich den ersten Kulturstaaten zu nähern und Gleichheit anzustreben. Zu einer gesunden Entwicklung Chinas ist also Umgestaltung des Erziehungswesens erstes Erfordernis. Die Anforderungen des modernen Lebens sind andere als vor 1000 Jahren. Erziehung, die nicht dem wirklichen Leben dient, dient dem Verderben.

Nicht nur die materielle Bildung ist neu zu gestalten, sondern mehr noch die sittliche und religiöse. Aberglaube zehrt an der Lebensenergie und schwächt die sittliche Thatkraft. Ohne religiös-sittliche Erneuerung werden alle Versuche, auswärtige Schulbildung in China einzuführen, die bestehenden Uebel nur verschärfen und neue dazu schaffen. Wissen bläht auf. Erkenntnisse ohne festen moralischen Halt erzeugen Mißmut, Uebermut und vermehrte Gelegenheit zu Verbrechen.

13) Weiter ist der Ausschluß der Chinesen aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas, aus Australien und andern Kolonien von größerem Einfluß auf China, als man gewöhnlich annimmt. Nicht nur, daß durch die ausgewanderten Chinesen erhebliche Summen Geldes nach China zurückkommen, wichtiger noch ist, daß viele hier überflüssige Arbeitskräfte auswärts guten Erwerb fanden, der nun Tausenden abgeschnitten wird....

14) Man täusche sich also nicht über die Lage in China. Die erwähnten Ursachen sind noch wirksam. Wenn auch jetzt scheinbare Ruhe an der Oberfläche eingetreten ist, andere stärkere Bewegungen müssen folgen mit der Notwendigkeit von Aeußerungen mächtiger Naturkräfte. Die Unruhen des Jahres 1891 waren schwache Symptome, verständlich für den Einsichtsvollen. Sie haben China bewiesen, daß die Fremden mit aller ihrer Macht rein hilflos sind gegen solche Ausbrüche. Was könnte eine Wiederholung im großartigsten Maßstabe verhindern? Es wäre allerdings eine Kriegserklärung an die Westmächte. Würde aber China, selbst im Falle eines Krieges, nicht imstande sein, eine Anzahl auswärtiger Offiziere und geübte Soldaten und Seeleute anzuwerben, um die Legionen chinesischer Truppen wirksam gegen fremden Angriff zu machen? Man bedenke, daß in den chinesischen Arsenalen bereits Kriegsmaterial genug produziert wird, wodurch die Unabhängkeit vom Ausland nach der Seite kaum fühlbar werden dürfte. Auch weiß der Chinese aus Erfahrung, daß er selbst im Krieg von Ausländern für Geld alles erlangen kann. Die Unruhen haben der chinesischen Regierung ferner gezeigt, daß ein Vorgehen gegen die Westmächte populär im Lande sein würde. Man kann also auf ausreichende Geldmittel rechnen und damit auf eine überwältigende Anzahl rüstiger Mannschaft. Die mangelnde Ausbildung muß die Menge ersetzen. Allerdings hindern die schlechten Verkehrswege eine schnelle Konzentration der Truppen, aber China kann den Krieg viel leichter

in die Länge ziehen, als verbündete Westmächte. Warum sollte sich China nicht auch eventuell mit Rußland gegen England verbünden? China ist zu gut bekannt mit der politischen Situation in Europa und zu diplomatisch, um nicht Vorteil daraus zu ziehen. Aus dem allem ergiebt sich für die Westmächte: Seid gerüstet und wachet!" —

Man sieht also, daß in China eine Unmasse von Zündstoff angehäuft ist; aber es wäre verkehrt und ungerecht, wollte man die christlichen Missionen dafür verantwortlich machen. Die Mission ist freilich heutzutage ein Faktor, mit dem auch China rechnen muß, aber eine Macht, die nur zum Heile seiner Völker und aller Verhältnisse ihren Einfluß ausübt und der — wie sich auch noch die äußere Lage Chinas gestalten möge — als dem Träger des Christentums der endliche Sieg in Aussicht steht. Auch der hartnäckigste Widerstand, ja blutige Verfolgungen, die möglicherweise noch ausbrechen können, werden den Lauf des Evangeliums nicht aufzuhalten vermögen. Wie China nach und nach mit seinem alten politischen System brechen muß und durch die oben geschilderten neuen Geistesmächte unaufhaltsam auf eine andere, wenn auch ihm unliebsame Bahn gedrängt wird, so wird auch sein uraltes Heidentum, an dem es bis jetzt mit chinesischer Zähigkeit festhält, nicht standhalten. Dieser Umwandlungsprozeß wird aber nicht dadurch herbeigeführt werden, daß sich die Mission mit dem christlichen Inhalt ihrer Lehre der chinesischen Moral und Philosophie anpasse, oder in ihnen gar aufgehe, sondern daß sie mit dem uralten und doch ewig neuen Evangelium als einer weltüberwindenden Gotteskraft in diesen Kampf eintrete und ein Neues herbeiführe. Hat auch bis jetzt die chinesische Mission ihre besonderen Schwierigkeiten zu überwinden, so arbeitet sie doch keineswegs erfolglos. Uebrigens liegen auch die Dinge in China nicht so, als ob die feindselige Gesinnung gegen das Christentum sich auf alle Gebiete des Landes erstrecke. Vieler Orten hat die Mission bis jetzt ihr Werk ungehindert und im Frieden treiben können und neue Thüren thun sich den verschiedenen Gesellschaften da und dort auf. Auch über besondere Unfruchtbarkeit des chinesischen Arbeitsfeldes dürfen sich die Missionen nicht beklagen, und was die Qualität der chinesischen Christen betrifft, so wird ihnen im großen und ganzen, selbst im Ausland, ein rühmliches Zeugnis gegeben. Selbst in Verfolgungen und Bedrückungen, die von ihren eigenen Volksgenossen über sie hereinbrechen, halten sich die meisten furchtlos und treu.

Die Ergebnisse der letzten Jahre in Zahlen anzugeben, ist uns leider nicht möglich, da eine Gesamtstatistik des Missionswerkes in dem weiten Reich der Mitte seit der allgemeinen Konferenz in Schanghai (Mai 1890) nicht mehr aufgestellt worden ist und die wir hier nicht

wiederholen wollen (s. Miss.Mag. 1890, S. 382 f. u. 1891, S. 378 ff.). Annähernd läßt sich (nach dem Chinese Recorder) die Zahl der gegenwärtig in China stehenden Missionsarbeiter (Männer, Frauen und Fräulein) auf 1500 angeben. Christen sind es etwa 50 000.

---

## b) Neuestes und Vermischtes.

**Zur Lage in Uganda.** Am 17. März d. J. traf der von der britischen Regierung nach Uganda abgesandte Kommissar und Generalkonsul, Sir Gerold Portal, in der Hauptstadt Mengo ein und hat sofort die Neuordnung der verwirrten und unsichern Verhältnisse des Landes in die Hand genommen. Seine Aufgabe, dem Lande seine Ruhe wiederzugeben und geordnete Verhältnisse zu schaffen, war sicherlich nicht leicht, besonders da es galt, die verschiedenen Häuptlinge und Parteien mit ihren widerstreitenden Ansprüchen zufrieden zu stellen. Doch scheint ihm das gelungen zu sein. Am 7. April wurde im Fort Kampala, auf dem nun die britische Regierungsflagge gehißt ist, zwischen den katholischen und protestantischen Oberhäuptlingen eine Vereinbarung getroffen, die vom Kommissar und Kapitän Macdonald, sowie den beiden Bischöfen der englischen und französischen Missionen unterzeichnet worden ist. Durch diese Vereinbarung ist sowohl die Frage hinsichtlich der Regierungsämter, als auch die der

daner entgegenzutreten. — Berichterstatter können bei dieser Gelegenheit wieder nicht umhin, das Lob der katholischen Mission zu singen und zugleich die der englischen evangelischen in einseitiger Weise herunterzusetzen. Natürlich sind es Urteile, die nur zu deutlich den Stempel einer einseitigen Anschauung über das Wesen und den Zweck der christlichen Mission an sich tragen. Denn wie gewöhnlich wird auch hier das „unnütze Psalmensingen und Traktateverteilen der Protestanten“ mit den „blühenden Gärten der Katholiken“ verglichen. In den Augen der Reisenden und Berichterstatter haben eben nur derlei äußere Dinge, wie Kulturanlagen und der Drill von Eingebornen einen Wert. Das Reich Gottes kommt bei diesen Herren nur in äußerlichen Gebärden — und besteht nicht in der Erneuerung des Innenmenschen durch das Evangelium. So hat sich auch (nach der kölnischen Zeitung Nr. 649) neuerdings Dr. Karl Peters einem Zeitungsschreiber gegenüber hören lassen: er zöge die katholischen Missionare den protestantischen vor; sie seien praktischer, arbeiteten, zögen Arbeiter heran und hätten überall in Uganda, wie in Usagaro den Erfolg für sich. — Bei einem Dr. Karl Peters, der in Uganda gern den englischen Einfluß gebrochen hätte und sich dort aus kolonialpolitischen Gründen auf die katholische Partei stützte, ist wohl dieses Urteil nicht zu verwundern.

Uebrigens lauten die Berichte von Bischof Tucker über den Fortgang der evang. Mission in Uganda sehr ermutigend. So konnte er sieben Nationalgehilfen, darunter zwei der angesehensten Häuptlinge, zu Diakonen der jungen Uganda-Kirche ordinieren.

**Mohammedanische Propaganda.** Nach der Versicherung eines Missionars gehen jährlich ungefähr 500 mohammedanische Missionare von Kairo aus, die sich über den ganzen Osten hin verteilen und Mohammeds Lehre auszubreiten suchen.

**Der afrikanische Sklavenhandel.** Nach neueren Nachrichten vom Kongo haben die Truppen des Freistaates einen dritten Sieg über die arabischen Sklavenhändler davongetragen. In dem ersten wurde Sefu, der Sohn des bekannten Araberhäuptlings Tipu Tip, in die Flucht geschlagen; im zweiten wurde der Häuptling Moharra, der Mörder Hollisters, erschlagen, und durch den dritten Sieg wurde die Stadt Nyangwe, die bis jetzt den Mittelpunkt des ganzen Sklavenhandels bildete, eingenommen. Von hier gingen alle die Horden aus, die im Gebiet des Kongo-Freistaates den Menschenraub betrieben. Nun haben die Araber keinen Mittelpunkt mehr für ihre Unternehmungen in diesem Teile Afrikas. Nyangwe, am obern Kongo,

ist eine Stadt von etwa 12000 Einwohnern und war so stark befestigt, daß sie für uneinnehmbar galt. Ihre Einnahme hat deshalb einen großen Eindruck gemacht und die Eingeborenen strömen jetzt von allen Seiten herbei, um die Truppen des Freistaats gegen den gemeinsamen Feind zu unterstützen. Infolge des letzten Sieges ist es vielleicht dem Befehlshaber Dhanis möglich, dem belgischen Kapitän Jaques am Tanganika-See die Hand zu reichen und dessen Unternehmungen am westlichen Seeufer zu unterstützen. Sollte dies gelingen, so ist zu hoffen, daß die Sklavenjagden im ganzen Kongogebiet binnen kurzem ein Ende finden werden.

Die Generalversammlung der Missionsgesellschaft **Berlin** I hat am 31. Mai d. J. eine ihr vorgelegte wichtige Frage entschieden. Schon vor einigen Jahren (1888) plante die Gesellschaft eine Ausdehnung ihrer südafrikanischen Mission von Transvaal aus über den Limpopofluß hinüber in das Maschonaland (die sogenannte Bonyai-Mission). Nach einer Untersuchungsreise des Missionssuperintendenten Knothe kam es auch schließlich dazu, indem Miss. Beuster 1892 die Missionsfamilie Meister und den ledigen Br. Wedepohl dorthin geleitete. Es entstand bei Gudu eine Niederlassung und eine zweite war von Wedepohl geplant. Aber Meister und seine Frau wurden beide vom Malariafieber dahingerafft und auch Wedepohl war von demselben heimgesucht. Nun erhob sich die Frage, ob die Maschona-Mission unter diesen Umständen aufgehoben oder doch aufrecht erhalten werden sollte. Der kürzlich vom Nyasagebiet zurückgekehrte Missionssuperintendent Merensky empfahl ersteres, damit man sich mit aller Kraft auf die im Jahr 1891 aufgenommene hoffnungsvolle Mission im Norden des Nyasa konzentrieren könne. Die klimatischen und finanziellen Verhältnisse im Maschonaland seien höchst ungünstig; Tausende von Weißen, darunter Goldgräber, seien neuerdings eingewandert, und ihnen seien drei Missionsgesellschaften (die kapisch-reformierte, die englisch-bischöfliche und die wesleyanische) mit der Gründung von 10 Stationen gefolgt. D. Wangemann trat diesen Gründen mit einem: „nunquam retrorsum“, das in der Mission gelte, entgegen. Er sehe in den anfänglichen Verlusten die Bürgschaft des großen Segens, der dem treuen Ausharren als Lohn zufallen werde; auch bestimmten ihn die Wünsche der Missionsfreunde, die voraussichtliche Deckung des Defizits von 60000 Mk., die Genesung Wedepohls und endlich die allgemeine Bestürzung der Nordtransvaal-Missionare über die Möglichkeit einer Aufhebung der Maschona-Mission, für Fortsetzung derselben. Die Generalversammlung beschloß nach längerer Beratung, den Miss. Wedepohl vorerst auf Gudu zu

belassen und „die Entscheidung über Aufgeben und Weiterführung der Mission im Maschonaland zu vertagen, bis ein Gutachten der Transvaalsynode eingegangen sei.“

**Ein Hindu-Wunder.** In Lahore hat ein angebliches Wunder der Göttin Kali große Aufregung hervorgerufen. Ein Jüngling hatte sich nämlich auf Rat seines geistlichen Leiters zu Ehren jener Göttin die Zunge abgeschnitten. Diese That der Hingebung genügte, um Tausende von Hindus zu dem Tempel der Kali herbeizulocken. Die Aufregung wuchs, als bald darauf die Kunde erscholl, die abgeschnittene Zunge fange an, wieder anzuheilen und erreichte ihren Höhegrad, als schließlich vermeldet wurde, die Göttin habe ihrem Verehrer die Zunge wieder hergestellt. Drei Tage lang hallte hierauf die Stadt wieder von dem Preise der wunderthätigen Kali. Dieses angebliche Wunder wird nun von Tausenden von Hindus geglaubt, deren Vertrauen auf die Allmacht der Göttin dadurch mächtig gestärkt worden ist, während die bekannte Thatsache, daß indische Taschenspieler recht wohl ihre Zunge in den Gaumen zurückzuziehen und zu verbergen verstehen, keinen Zweifel an der Echtheit des Wunders bei ihnen aufkommen läßt.

**Massenübertritte.** Aus dem Distrikt Kaddapa in Süd-Telugu berichtet die Londoner Mission von großen Uebertritten, wie man sie in Indien nicht eben häufig zu erleben pflegt. Der Distrikt zählt etwas über eine Million Bevölkerung. Unter diesen sind es hauptsächlich die niederen Kasten, die ihrer Götzen müde geworden sind und sich nun scharenweis dem Christentum zuwenden. Seit dem letzten Jahre haben sich etwa 2500 dieser Leute zur Aufnahme in die christliche Gemeinde gemeldet, wovon 934 nach vorangegangenem Unterricht während des Jahres getauft werden konnten. Gegenwärtig sind es wenigstens 20 Dörfer des Distrikts, in denen die Bewohner den Götzendienst aufgegeben haben und um christlichen Unterricht für sich und ihre Kinder bitten.

**Das Institut der Bajaderen** oder Tempeltänzerinnen, eine Pestbeule am indischen Volkskörper, ist in jüngster Zeit vielfach Gegenstand der öffentlichen Besprechung in Madras geworden. Kürzlich hat ein Missionsveteran, Dr. Murdach in Madras, darüber ein Schriftchen geschrieben: „Ein Appell an englische Damen zum Besten ihrer indischen Schwestern.“ Darin ruft er die englischen Damen zur Bekämpfung dieser Unsitte auf. Er berechnet die Zahl solcher Dirnen in den Tempeln der Madras-Präsidentschaft auf 11 573.

**Richter,** J. P. Uganda. Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika. 1893. 268 S. Mk. 3.

Nachdem die Ereignisse und Lage Ugandas, die in jüngster Zeit so viel von sich reden machten, in der Presse eine meist sehr einseitige, vom Parteistandpunkt beeinflußte Darstellung erfahren haben, ist es ein sehr dankenswertes Unternehmen, daß der Verfasser im vorliegenden Buch eine auf Quellenstudien beruhende objektive und durchaus zuverlässige Darlegung der Thatsachen gegeben hat. Ebenso wertvoll ist es, daß damit auch die Geschichte der Ugandamission, von der bis jetzt den deutschen Lesern im allgemeinen nur einzelne Episoden bekannt waren, nun ihre Darstellung im Zusammenhang gefunden hat. Der Inhalt umfaßt 11 Kapitel: Vorbereitungen. — Land und Leute. — Nach Uganda. — Die erste Missionswirksamkeit. — Ebbe und Flut. — Bischof Hannington. — Die Verfolgung. — Alexander Mackay. — Die Revolution. — Muangas Rückkehr. — Die letzte Katastrophe.

Das Buch ist sehr gefällig geschrieben und der Stoff übersichtlich gruppiert. Es wäre nur zu wünschen, wenn auch unsere Zeitungsschreiber von diesem Buch gründlich Einsicht nehmen würden, um ein klares und wahres Bild über Uganda zu gewinnen, nachdem sie sich durch die römische Berichterstattung und aus Antipathie gegen die englischen Vertreter der dortigen evangelischen Mission vielfach zu ungerechten und falschen Urteilen haben hinreißen lassen und so mit dazu beigetragen haben, daß die öffentliche Meinung in Deutschland über die dortigen Wirren und ihre Ursachen irre geführt wurde.

**Warneck,** G. D. Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für Lehrer. 1893. Sechste verbesserte Auflage. 189 S. Mk. 2.

Dieses wertvolle Werk hat seit sechs Jahren sechs Auflagen erlebt, ein Beweis für die Bedeutung desselben. Die missionsgeschichtlichen und statistischen Partien haben eine Ergänzung und Umarbeitung erfahren, wie der Fortschritt der Mission sie seit der letzten Auflage (1889) nötig machte. Inzwischen ist auch die von Dr. Heilman herausgegebene Missions-Handkarte und -Wandkarte





Dr. H. Gundert
geb. 4. Februar 1814, gest. 25. April 1893.

Die

# Englisch-Kirchliche Mission unter den Bergvölkern Indiens.

## 1. Allgemeines über die Bergvölker.

Es giebt vielleicht kein Land der Erde, in dem so viele und verschiedenartige Völker und Stämme beisammen wohnen, wie in Indien. Dies erklärt sich durch die Geschichte Indiens. Das schöne, reiche, fruchtbare Land mußte den umwohnenden Völkern verlockend erscheinen und so kamen sie herein, getrieben durch ihre eigene Eroberungslust und durch andre nachdrängende Völker, verdrängten oder unterjochten die Bewohner und Herrschergeschlechter, die sie vorfanden, und blieben die Herren des Landes, bis sie selbst wieder von neuen Eroberern geknechtet oder vertrieben wurden. So kamen in vorgeschichtlicher Zeit aus den Ebenen des asiatischen Scythiens die Draviden und aus dem Nordosten die ihnen verwandten Kolarier ins Land. Ums Jahr 1000 vor Christo erfolgte eine Einwanderung arischer Völker und in viel späterer Zeit machten mohammedanische Stämme Eroberungszüge. Die Arier machten sich zu Herren des Landes; aber an den Küsten und in den Ebenen vermischten sie sich mehr oder weniger mit den Ureinwohnern und nahmen zum Teil deren Sprache an. Daher kommt es, daß im ganzen Dekhan die dravidischen Sprachen vorherrschen. Solche Sprachen sind z. B. das Tamil, das im Süden der Halbinsel von 10 Millionen Menschen gesprochen wird und das eine alte Litteratur besitzt; das Telugu, auf dem nördlichen Teil der Ostküste; das Kanaresisch im Südwesten der Halbinsel; jenes wird von 14, dieses von 15 Millionen gesprochen. Kleiner ist das Gebiet des Malajalam und des Tulu, — beides auf der Westküste.

Im Gegensatz zu den mehr oder weniger hinduisierten Bewohnern der Ebene haben sich die Bergvölker verhältnismäßig rein und unvermischt erhalten. Wenn auch in manchen Beziehungen, besonders in der Religion, der Einfluß des Hinduismus unverkennbar ist, so unterscheiden sie sich doch in vielen wesentlichen Punkten von den Hindus. Ihre Sprachen sind noch nicht so erforscht, daß man jede einzelne einer bestimmten Klasse zuweisen könnte. Sie gehören ebenso wie die schon erwähnten zu den sogenannten agglutinierenden Sprachen und bestehen zumeist aus einsilbigen Wörtern, durch deren Zusammensetzung die Zeitwörter und Sätze gebildet werden. Merkwürdig ist, daß es in diesen Sprachen eine ganze Reihe von Wörtern giebt, die Verwandtschaft mit Sanskritwörtern zeigen, ohne daß an eine Entlehnung gedacht werden könnte. Vielleicht ließe sich dies dadurch erklären, daß sich die Bergvölker Indiens in vorgeschichtlicher Zeit mit Ariern vermischt hätten. Bestätigt würde diese Ansicht durch die Thatsache, daß man unter den Bergbewohnern oft Menschen mit edeln, fast arischen Zügen findet, während im allgemeinen eine mehr negerartige Gesichtsbildung vorherrscht.

Die Bergvölker Indiens sind in die verschiedensten Stämme mit verschiedenen Sprachen geteilt, haben aber doch unter sich sehr viel Gemeinsames. Ihre Religion ist ein mehr oder minder klarer Monotheismus, verbunden mit Zauberei, Dämonendienst und Ahnenverehrung, aber ohne Vielgötterei, Tempeldienst, Bilderdienst und eigentliche Priesterkaste.

Wie bei fast allen ackerbautreibenden Völkern im Anfang der Entwicklung, zeigt sich auch bei ihnen im Besitzrecht, in der Verfassung und Ordnung der Dorf- und Gauschaftsverhältnisse ein familienhafter Kommunismus. Er wurzelt in der dort auch geschichtlich berechtigten Anschauung, daß das Land des Dorfes, des Gaues oder des ganzen Stammes der Gesamtheit der männlichen Dorfbewohner gehört, die von den ursprünglichen Bebauern der Gegend abstammen und daher eine Familie bilden. Es kann also wohl der einzelne Bauer mehr Besitztum haben als der andre, aber er kann sein Besitztum nicht verkaufen, sondern es fällt, wenn er ohne männliche Nachkommen stirbt, an seine männlichen Verwandten oder an das Dorf zurück. Es herrschen deshalb bei diesen Völkern eigentümliche Rechtsverhältnisse, und so sehr sie im

ganzen die englische Regierung lieben, durch die sie einigermaßen von der Tyrannei der Hindus befreit worden sind, können sie sich in die europäische Rechtsanschauung und das europäische Gerichtsverfahren nur sehr schwer finden.

Bei dem großen Aufschwung, den das Verkehrswesen, das Schulwesen u. and. genommen hat, sind die Ureinwohner Indiens in einer entscheidungsvollen Lage. Ein großer Teil ist schon seit Jahrhunderten in der Religion hinduisiert und in der sozialen Stellung zu niederen Hindukasten herabgesunken. Leider haben sie gerade die schmutzigste Form des Hinduismus, die Verehrung des Gottes Schiwa, angenommen und nehmen sie immer mehr an, wenn nicht das Christentum diesem Verderbungsprozeß Einhalt thut. Es handelt sich also nicht darum, ob diese Völker im Naturzustand bleiben sollen oder nicht. Sie werden entweder durchs Christentum gehoben werden, oder im tiefsten Schmutz des verkommensten Hinduismus untergehen.

Unter den großen religiösen und sozialen Verschiedenheiten, die zwischen den Ureinwohnern und den Hindus herrschen, müssen einige Punkte besonders hervorgehoben werden. Vor allem haben sie das Kastenwesen mit allem, was daran hängt, nicht ausgebildet, obgleich auch in dieser Beziehung der Einfluß der Hindus bemerkbar ist. Sie haben folglich auch keine Priesterkaste, sondern wählen sich ihre Priester selbst. Regiert werden sie noch ganz in der patriarchalischen Weise. Die Frauen haben bei vielen Stämmen eine geachtete Stellung und die Witwen dürfen wieder heiraten. Die Mißhandlung der Witwen, wie bei den Hindus, ist den Bergvölkern fremd. Ein Hauptlaster der Ureinwohner, durch das sie sich unvorteilhaft von den Hindus unterscheiden, während sie sonst viele Vorzüge vor ihnen haben, ist ihre Trunksucht. Was Geistesbildung anlangt, so stehen sie auf einer sehr niedern Stufe. Fremden gegenüber sind sie sehr scheu und dies erschwert oft die Missionsarbeit; andrerseits ist die Empfänglichkeit fürs Christentum bei den wilden Gebirgsstämmen größer als bei den Hindus. Sie stehen nicht wie diese unter dem Bann der Kaste, und gerade um ihrer Unwissenheit willen sind sie freier von Vorurteilen, brauchen weniger zu verlernen und haben keinen eiteln Wissensdünkel. Als Beweis für dies erzählt ein englischer Beamter eine Beobachtung, die er während eines Brückenbaues machte, bei

Im Gegensatz zu den mehr oder weniger hinduisierten Bewohnern der Ebene haben sich die Bergvölker verhältnismäßig rein und unvermischt erhalten. Wenn auch in manchen Beziehungen, besonders in der Religion, der Einfluß des Hinduismus unverkennbar ist, so unterscheiden sie sich doch in vielen wesentlichen Punkten von den Hindus. Ihre Sprachen sind noch nicht so erforscht, daß man jede einzelne einer bestimmten Klasse zuweisen könnte. Sie gehören ebenso wie die schon erwähnten zu den sogenannten agglutinierenden Sprachen und bestehen zumeist aus einsilbigen Wörtern, durch deren Zusammensetzung die Zeitwörter und Sätze gebildet werden. Merkwürdig ist, daß es in diesen Sprachen eine ganze Reihe von Wörtern giebt, die Verwandtschaft mit Sanskritwörtern zeigen, ohne daß an eine Entlehnung gedacht werden könnte. Vielleicht ließe sich dies dadurch erklären, daß sich die Bergvölker Indiens in vorgeschichtlicher Zeit mit Ariern vermischt hätten. Bestätigt würde diese Ansicht durch die Thatsache, daß man unter den Bergbewohnern oft Menschen mit edeln, fast arischen Zügen findet, während im allgemeinen eine mehr negerartige Gesichtsbildung vorherrscht.

Die Bergvölker Indiens sind in die verschiedensten Stämme mit verschiedenen Sprachen geteilt, haben aber doch unter sich sehr viel Gemeinsames. Ihre Religion ist ein mehr oder minder klarer Monotheismus, verbunden mit Zauberei, Dämonendienst und Ahnenverehrung, aber ohne Vielgötterei, Tempeldienst, Bilderdienst und eigentliche Priesterkaste.

Wie bei fast allen ackerbautreibenden Völkern im Anfang der Entwicklung, zeigt sich auch bei ihnen im Besitzrecht, in der Verfassung und Ordnung der Dorf- und Gauschaftsverhältnisse ein familienhafter Kommunismus. Er wurzelt in der dort auch geschichtlich berechtigten Anschauung, daß das Land des Dorfes, des Gaues oder des ganzen Stammes der Gesamtheit der männlichen Dorfbewohner gehört, die von den ursprünglichen Bebauern der Gegend abstammen und daher eine Familie bilden. Es kann also wohl der einzelne Bauer mehr Besitztum haben als der andre, aber er kann sein Besitztum nicht verkaufen, sondern es fällt, wenn er ohne männliche Nachkommen stirbt, an seine männlichen Verwandten oder an das Dorf zurück. Es herrschen deshalb bei diesen Völkern eigentümliche Rechtsverhältnisse, und so sehr sie im

ganzen die englische Regierung lieben, durch die sie einigermaßen von der Tyrannei der Hindus befreit worden sind, können sie sich in die europäische Rechtsanschauung und das europäische Gerichtsverfahren nur sehr schwer finden.

Bei dem großen Aufschwung, den das Verkehrswesen, das Schulwesen u. and. genommen hat, sind die Ureinwohner Indiens in einer entscheidungsvollen Lage. Ein großer Teil ist schon seit Jahrhunderten in der Religion hinduisiert und in der sozialen Stellung zu niederen Hindukasten herabgesunken. Leider haben sie gerade die schmutzigste Form des Hinduismus, die Verehrung des Gottes Schiwa, angenommen und nehmen sie immer mehr an, wenn nicht das Christentum diesem Verderbungsprozeß Einhalt thut. Es handelt sich also nicht darum, ob diese Völker im Naturzustand bleiben sollen oder nicht. Sie werden entweder durchs Christentum gehoben werden, oder im tiefsten Schmutz des verkommensten Hinduismus untergehen.

Unter den großen religiösen und sozialen Verschiedenheiten, die zwischen den Ureinwohnern und den Hindus herrschen, müssen einige Punkte besonders hervorgehoben werden. Vor allem haben sie das Kastenwesen mit allem, was daran hängt, nicht ausgebildet, obgleich auch in dieser Beziehung der Einfluß der Hindus bemerkbar ist. Sie haben folglich auch keine Priesterkaste, sondern wählen sich ihre Priester selbst. Regiert werden sie noch ganz in der patriarchalischen Weise. Die Frauen haben bei vielen Stämmen eine geachtete Stellung und die Witwen dürfen wieder heiraten. Die Mißhandlung der Witwen, wie bei den Hindus, ist den Bergvölkern fremd. Ein Hauptlaster der Ureinwohner, durch das sie sich unvorteilhaft von den Hindus unterscheiden, während sie sonst viele Vorzüge vor ihnen haben, ist ihre Trunksucht. Was Geistesbildung anlangt, so stehen sie auf einer sehr niedern Stufe. Fremden gegenüber sind sie sehr scheu und dies erschwert oft die Missionsarbeit; andrerseits ist die Empfänglichkeit fürs Christentum bei den wilden Gebirgsstämmen größer als bei den Hindus. Sie stehen nicht wie diese unter dem Bann der Kaste, und gerade um ihrer Unwissenheit willen sind sie freier von Vorurteilen, brauchen weniger zu verlernen und haben keinen eiteln Wissensdünkel. Als Beweis für dies erzählt ein englischer Beamter eine Beobachtung, die er während eines Brückenbaues machte,

dem Hindus und Santals (einer jener Stämme, von dem wir gleich noch mehr reden werden) beschäftigt waren. Die Hindus, stolz auf ihr bischen Schmiedekunst, verschmähten es, auf europäische Art zusammenschweißen und nieten zu lernen; die Santals hingegen, die von der Arbeit gar nichts verstanden, lernten es von den Europäern und wurden bald bessere Arbeiter als die Hindus.

Was wir bis jetzt gesagt haben, gilt von den Bergvölkern nur im allgemeinen. Da die verschiedenen Stämme über das ganze Land zerstreut sind und wenig oder keinen Verkehr miteinander haben, zeigen sie natürlich auch große Verschiedenheiten, und ebenso wird das Missionswerk unter ihnen auf ganz verschiedene Weise betrieben. Mehrere Missionsgesellschaften arbeiten seit Jahren unter den Gebirgsstämmen. Am bekanntesten ist wohl die Goßnerische Mission unter den Kols (seit 1845). Die englisch-kirchliche Mission, von deren Wirksamkeit wir hier eingehender sprechen wollen, arbeitet unter den Paharis und Santals im Nordosten, unter den Gonds in den Zentralprovinzen, den Bhils in Radschputana im Nordwesten und den Kois und Arrians in den Ghats.

---

## 2. Die Pahari-Mission.

Die Paharis (der Name bedeutet Bergbewohner), auch Malars oder Radschmahalis genannt, leben im Radschmahalgebirge, südlich vom Ganges. Sie waren früher ein wildes Räubervolk, gegen das die Regierung lange Zeit machtlos war. Sie beraubten und ermordeten die Postboten, die zwischen Benares und Kalkutta reisten; sie plünderten die Schiffe auf dem Ganges und zogen sich dann mit ihrem Raub in die Berge zurück, wohin ihnen die schwerbewaffneten Soldaten der Regierung nicht folgen konnten. Da beschloß ein junger Beamter in Bhagalpur, zu versuchen, ob die Wilden nicht auf gütlichem Wege zu gewinnen seien. Er ließ sich allein, ohne militärischen Schutz unter ihnen nieder und wußte sie so geschickt zu behandeln, daß er sie endlich zum Gehorsam brachte. Er starb auf seinem Posten im Jahr 1784. Im Jahr 1832 grenzte die Regierung einen Landstrich ab, in dem die Eingeborenen gegen die Uebergriffe der benachbarten Grund-

besitzer geschützt werden sollten. Eine Zeitlang blieben die zu diesem Bezirk gehörigen Thäler unbevölkert, denn die Paharis mochten nicht von ihren Bergen herabsteigen, und die Hindus fürchteten, ihre Viehherden möchten den wilden Bergbewohnern gar zu verlockend erscheinen. Da kam eine Schar von Santals, denen ihre Wohnplätze im Süden zu eng geworden waren, und bevölkerte die Thäler. Es leben jetzt ungefähr eine halbe Million neben und unter den Paharis und oft arbeitet ein Missionar unter beiden Völkern. Santals und Paharis sind jedoch in Sitten und Gebräuchen, in der Sprache und auch in der Religion sehr verschieden.

Die Religion der Paharis ist eigentlich nur ein abergläubischer Fetischismus. Sie glauben an einen unsichtbaren Geist, der Himmel und Erde gemacht hat und den sie in der Gestalt von Steinen, Bäumen u. s. w. verehren. Den Göttern trauen sie keine Liebe zu den Menschen zu und sie beten sie nur aus Furcht an. Ihre Religion gebietet ihnen Wohlthätigkeit und Fleiß und verbietet Mord und Ungerechtigkeit. Auch glauben sie an eine Art von Seelenwanderung; die Guten werden nach ihrer Ansicht wieder als Menschen geboren, während die Bösen in Bäume und andere Pflanzen versetzt werden. Die Paharis sind wild, ganz unzivilisiert, dem Trunk und überhaupt fast allen Lastern ergeben, aber kindlich und arglos. Der englischen Regierung trauen sie das Beste zu. Nach Kinderart ahmen sie leicht die religiösen Bräuche ihrer Nachbarn nach, weshalb sie fremdem Einfluß — gehe er nun von Hindus oder von Christen aus — leicht zugänglich sind.

Ihre Sprache ist noch wenig bekannt und das erschwert das Missionswerk sehr, denn die wenigen Heidenchristen, die des Malto oder der Bergsprache mächtig sind, waren vor kurzer Zeit selbst Heiden und sind oft jetzt noch keine brauchbaren und zuverlässigen Lehrer. Die europäischen Missionare predigen deshalb den Paharis oft im Hindi. Bisher (1890) war nur wenig von der Bibel ins Malto übersetzt; aber man bemüht sich jetzt, dem Volk die ganze Bibel zu geben. Die große Unwissenheit der Paharis und ihre Unfähigkeit, den Wert des Lernens einzusehen, ist auch ein Hindernis für die Ausbreitung des Christentums, denn es war bis jetzt fast unmöglich, eingeborene Gehilfen heranzubilden. Da bisher von seiten der Regierung sehr wenig für die Erziehung dieses Volkes geschehen ist, so hat die Mission vollständig freie Hand in

der Gründung von Schulen und braucht nicht den Wettbewerb der religionslosen oder halbheidnischen Regierungsschulen zu fürchten. Immerhin sind aber auch die christlichen Paharis noch sehr unwissend und mehr Missionare sind dringend nötig, denn die Christen brauchen beständige Aufsicht, da sie in einer heidnischen Umgebung und oft unter sehr verkommenen Menschen leben.

Trotz aller Schwierigkeiten macht die Mission gute Fortschritte. Der erste Missionar der englisch-kirchlichen Mission, der zu den Paharis kam, ein Deutscher, Namens Dröse, ließ sich 1850 in Bhagalpur, einer Stadt am Ganges, nördlich vom Radschmahalgebirge, nieder und arbeitete dort über 35 Jahre, beschäftigte sich auch mit litterarischen Arbeiten in der Malto-Sprache. Neuerdings wird die Paharimission von den Stationen Bhagaja, Hiranpur, Taldschheri und Godda aus betrieben, Orte, die zugleich Stationen der Santalmission sind.

Hören wir noch einige Einzelheiten aus dem Bericht eines Missionars. „Die Santal-Christen von Taldschheri haben ihr eigenes Missionsgebiet unter den Paharis (den Bezirk Poraspani), wo sie seit vier Jahren einen Missionar unterhalten. Dieses Jahr wurden drei Erwachsene als die Erstlinge dieser Mission getauft. Surja und seine Familie waren schon lange im Taufunterricht gewesen. Er selbst ist der Schulze des Dorfes; sein Bruder ist von der Regierung zum Aufseher über mehrere Dörfer bestellt. Während ich die Taufbewerber prüfte, fragte mich dieser gebieterisch: Warum bist du hiehergekommen? Was willst du? Eine solche Sprache von einem scheuen Pahari war mir so ungewohnt, daß ich dachte, der Mann müsse betrunken sein. Dies war jedoch nicht der Fall. Er war von andern aufgehetzt worden, mich einzuschüchtern, in der Hoffnung, daß dann Surja abgehalten werde, sich taufen zu lassen. Einen Augenblick fürchtete ich, Surja werde nachgeben, aber er blieb fest. Ich fragte ihn vor den Anwesenden: Willst du ein Christ werden? Er antwortete: Ja, das will ich schon lange, aber du hast es bisher nicht erlaubt. Ich ließ nun Wasser bringen und taufte ihn, seine Frau und seinen jüngsten Sohn. Nach der Taufe sagte er: Jetzt will ich alle Götzen aus dem Haus und dem Dorf wegthun. Zuerst nahm er vom Dach innerhalb des Hauses zwei mannshohe Bündel von Rinde, in deren Innerem sich einige geschnitzte Stäbe befanden. Dies waren die

Gottheiten, die Reichtum und Gesundheit geben sollten. Dann brachte er verschiedene geheimnisvolle Töpfe; einer enthielt den Zauber des Hauses, ein Stücklein Quarz in einen Lumpen gehüllt. Surja verbrannte diese Dinge und begab sich dann ins Dorf, an die Stelle, wo eine Bambusflagge die Wohnstätte der Schutzgötter bezeichnete. Die Flagge hatte dasselbe Schicksal wie die Hausgötter. Zuletzt ging er in das Wäldchen vor dem Dorf, um zwei heilige Steine, die dort waren, fortzuschaffen. Als die Heiden ihn daran zu verhindern suchten, sagte er: Meinetwegen könnt ihr die Steine nachher wieder aufrichten; aber ich will euch zeigen, daß sie mich nichts mehr angehen. — Er nahm die Steine und warf sie beiseite; aber die Heiden stellten sie später wieder an ihren Platz."

Ein andrer Missionar schreibt: „Ich kam neulich durch eine Gegend, in deren Schluchten und Schlupfwinkeln verbotener Weise viel Branntwein gemacht wird. Natürlich herrscht hier, wo alle Schnapstrinker der Umgegend sich zusammenfinden, arge Trunksucht. Während ich darüber nachdachte, kam ein Mann auf mich zu, der etwas unter dem Arm trug, das sich bei näherer Betrachtung als ein Hindi Neues Testament erwies. Wir begrüßten einander und kamen in ein Gespräch. Der Mann war ein bekannter Schnapsbrenner, der hier sein Wesen getrieben hatte. Die Christen hatten sich oft über ihn beklagt. Jetzt war er ein ganz andrer Mensch geworden. Er sagte: „Mein bisheriges Geschäft habe ich ganz aufgegeben. Ich kann ein wenig Hindi und gehe nun in die Schule, um dieses heilige Buch lesen zu lernen. Das ist viel besser, als der Branntweinhandel. Ich will etwas lernen, damit ich nachher mein Volk lehren kann. — Dieser Mann war fast 50 Jahre alt und ging noch in die Schule wie ein Kind. Ich drückte ihm die Hand und wünschte ihm Gottes Segen; dann ging ich freudig meine Straße."

Die 94 000 Paharis, unter denen die englisch-kirchliche Mission arbeitet, sind über 250 englische Quadratmeilen sehr unwegsamen Landes zerstreut und die Kraft der wenigen Missionare reicht nicht für die große Aufgabe aus. Nach neueren Berichten konnten an verschiedenen Orten einzelne Paharis getauft werden.

---

## 3. Die Santal-Mission.

Was im allgemeinen über die Religion der Ureinwohner Indiens gesagt wurde, gilt auch für die der Santals, eines kolarischen Stammes; nur findet man bei ihnen mehr als bei verwandten Stämmen die Anfänge des Sonnen- und Naturdienstes, also des Polytheismus. Als sie von Westen nach Osten am Hindukusch-Gebirge hinzogen — so erzählt die Sage — und nach langem, vergeblichem Suchen durch Leitung der Sonne den Weg fanden, gelobten sie ihr zum Dank göttliche Verehrung. Wie manche andre Völker glauben sie, daß Sonne und Mond Mann und Frau seien und die Sterne ihre Kinder. Die Frau (der Mond) habe den Mann überredet, die Söhne (die Tagsterne) aufzuessen, indem sie ihm vorlog, sie habe die Töchter (die Nachtsterne), die sie nur verborgen hielt, schon gefressen. Darüber sei der Mann wütend und verfolge nun die Frau am ganzen Himmel. Um ihn etwas zu versöhnen, habe sie ihm zwei Töchter, den Abendstern und den Morgenstern, geschenkt.

Die Santals haben ein Wort (Bonga), das Geist, sowohl guten als bösen, bedeutet. Die Sonne nennen sie Singbonga, d. h. Leuchtender Geist. Marangbonga (der große Geist), der im Marangburu (dem großen Berg) wohnt, ist der oberste der bösen Geister. Manche Sagen sehen in ihm den Verführer des Menschengeschlechts, und zwar soll er das erste Menschenpaar verleitet haben, sich zu berauschen. Diese Sage ist sehr bezeichnend für die Santals, denn Trunksucht ist eins ihrer Hauptlaster. — Die Sage erzählt weiter, daß Gott zur Strafe für die sündigen Menschen eine große Flut sandte, in der alle bis auf zwei umkamen.

Dem Marangbonga werden viele Opfer gebracht, bei denen entweder Blut oder wenigstens eine rote Blume oder Frucht vorhanden sein muß. In Krankheits- und Todesfällen müssen die bösen Geister, die an dem Unglück schuld sind, durch Opfer versöhnt werden.

Die Begriffe der Santals vom Zustand nach dem Tod sind sehr unklar, doch glauben sie an eine Art von Fortleben. Man sieht dies daraus, daß sie verstorbene Kinder mitzählen, wenn sie die Zahl der Familienglieder angeben. Einige Santals glauben, aus einem der Hauptknochen, die bei der Verbrennung eines Toten übrigbleiben, bekomme dieser später wieder einen Leib. Jedes

Santaldorf hat zwei Priester, die viel zu thun haben, da das ganze Leben der Santals von ihrer Geburt bis zum Verbrannt-werden von endlosen Zeremonien umgeben ist.

Die Santals kamen nach ihrer eigenen Ueberlieferung aus Armenien, vom Berge Haratta, wo das ganze Menschengeschlecht bis auf zwei durch die Flut vernichtet worden war. Von da zogen sie durch Iran und Kandahar in das Pandschab, wo sich ihre gesellschaftliche Ordnung festigte und sie mehrere Menschenalter sehr glücklich lebten. Später wurden sie durch die Hindus nach dem jetzigen Santalistan, auf dem rechten Ufer des Ganges, gedrängt.

Das Volk der Santals ist in zwölf Stämme und diese wieder je in zwölf Geschlechter geteilt. Jedes Dorf hat einen Schultheiß und vier Schöffen, von denen einer besonders über die Sitten der jungen Leute zu wachen hat. Wenn ein junger Mensch eine Liebschaft anfängt, ohne es dem Schöffen mitzuteilen, so muß dieser den jungen Mann vornehmen und fragen: Willst du das Mädchen heiraten? Sagt er ja, so geschieht ihm nichts, aber sein Vater muß zur Strafe für die Verheimlichung dem Dorfgericht ein Trinkgelage geben; sagt er aber nein, so bekommt er eine tüchtige Tracht Schläge.

Die Ehen werden vor dem Dorfgericht unter vielem Trinken geschlossen. Die Santals heiraten nie innerhalb desselben Stammes, weil sich die Angehörigen eines solchen als Geschwister betrachten. Selten bleibt ein Santal ledig; er macht sich dadurch verächtlich und bekommt den Beinamen: „Keinmann“. Vielweiberei ist erlaubt, kommt aber selten vor. Ehescheidungen sind sehr häufig. Es kommt vor, daß ein Mann fünfmal nacheinander heiratet und sich wieder scheiden läßt. Die Kindererziehung ist sehr mangelhaft. Wenn die Kinder bestraft werden, laufen sie oft den Eltern davon und kommen erst wieder, wenn diese ihnen für künftige Zeiten Straflosigkeit versprechen.

Die Santals sind ein edel angelegtes, fleißiges, aber ungebildetes Volk, das — von den gebildeteren Hindus und Mohammedanern seit Jahrhunderten verfolgt und bedrückt und durch den Dämonendienst in Angst gehalten, — immer mehr seinen Trost im Trunk gesucht hat. Man findet sie über viele Distrikte hin zerstreut. Im eigentlichen Santalistan sind sie seit etwa hundert Jahren unter englischer Herrschaft. Die Engländer trafen hier

ähnliche Verhältnisse wie bei den Paharis. Ihre Versuche, das Land zu beruhigen und die Santals zu schützen, hatten anfangs wenig Erfolg, denn sobald die Santals unter dem Schutz des Gesetzes etwas wohlhabender geworden waren, kamen wieder die Hindus und Mohammedaner und raubten ihnen die Frucht ihres Fleißes, indem sie sie durch falsches Gewicht und schlechte Waren betrogen. Die Polizei war in den Händen bestechlicher Hindus, an den Gerichtshöfen wurde nur Hindi und Bengali gesprochen und so konnten die Santals, die nur ihre eigene Sprache verstanden, kein Recht finden, wenn die Hindus falsches Zeugnis ablegten. Endlich brach (im Jahr 1855) bei dem zur Verzweiflung getriebenen Volk ein Aufstand aus, den die Regierung blutig unterdrückte. Nachdem dies geschehen war, erkannten jedoch die Engländer mit Beschämung, daß die schrecklichen Vorgänge eine Folge der Mißregierung gewesen waren, und bemühten sich fortan, die Santals durch gute Gesetze und tüchtige Beamte zu schützen, ermunterten auch die Missionsgesellschaften, sich unter ihnen niederzulassen.

Die englisch-kirchliche Mission begann ihre Arbeit unter den Santals im Jahr 1860.*) Puxley, ein früherer Offizier, war der erste Missionar. Im Jahr 1863 gründete er die Station Taldschheri, die seither das Hauptquartier dieser Mission geblieben ist. Er fing auch an, das Neue Testament und das englische Liturgienbuch ins Santali zu übersetzen. Sein Nachfolger Storrs baute die große Kirche in Taldschheri. Ihm war es vergönnt, im Jahr 1864 die Erstlinge zu taufen. In den folgenden Jahren wurden mehrere hundert getauft. Seit 1870 gehts nicht mehr so schnell vorwärts, aber doch ist das Werk hoffnungsvoll. „Die Leute sind vollständig von der Wahrheit überzeugt,“ heißt es in einem Bericht, „wenn ein Wehen des Geistes käme, so könnte in einem Tag dem Herrn ein Volk geboren werden. Nach der festen Ueberzeugung der Bewohner dieser Gegend ist die Christianisierung des Volks nur eine Frage der Zeit.“

---

*) Von den andern Missionen hat besonders die der unabhängigen Missionare Skrefsrud und Börresen schöne Erfolge aufzuweisen. Skrefsrud hat eine gute Grammatik der schönen und reichen Santalsprache geschrieben. Auch ist hier der Freimissionar Hägert zu nennen.

Ein andrer Missionar schreibt: „Unsere Erfahrungen bei den Reisepredigten waren in manchen Orten sehr erfreulich. Die Leute scheinen geistig aufzuwachen; sie sehen, daß es mit dem Dämonismus nichts ist und daß das Christentum ihnen helfen kann. Ernste und vernünftige Santals der bessern Klasse sagen das. Ein freimütiger Häuptling sagte uns, er habe es auch mit dem Dämonendienst eines Reformators versucht, der dem Dämonismus durch eine Beimischung von hinduistischen Lehren aufhelfen wollte; es sei aber nichts damit. Das Christentum aber, sagte er, hat Wurzel und Grund. Einige meiner Verwandten sind schon Christen und ich werde auch bald zu euch kommen."

Freilich hat die Mission auch viele Hindernisse, vor allem die schon erwähnte Trunksucht der Leute und ihre Abneigung, heidnischen Lastern zu entsagen. Für die neuen Christen ist die heidnische Umgebung mit ihrer Unsittlichkeit gefährlich und oft verhängnisvoll; im allgemeinen aber machen die Heidenchristen ihren Lehrern Freude. Sie besuchen die Gottesdienste regelmäßig und treiben selbst eifrig Mission, geben auch reichliche Beiträge. In einer Mädchenanstalt hat jedes der Mädchen seine eigene Missionsbüchse, die es sich selbst aus Lehm gemacht hat. In vielen Häusern steht neben dem Herd ein Reistopf, und so oft gekocht wird, thut man eine Handvoll Reis hinein für die Mission.

Eigentliche Verfolgungen scheinen die jungen Gemeinden noch nicht erduldet zu haben, wenn auch einzelne Bedrückungen nicht ausbleiben können. In dem Bezirk von Poraspani hatten die Missionare schon vier Jahre gearbeitet, als endlich ein junger Mann auftrat und sich zum Christentum bekannte. Man suchte ihn durch Drohungen einzuschüchtern; er fürchtete, er werde aus dem Dorfverband gestoßen und müsse Weib und Kinder verlassen. Doch er blieb fest. Auf den Rat der Missionare verhielt er sich ruhig und kümmerte sich nicht um die Drohungen, und so ließ man ihn in Frieden.

Manche Santalchristen haben schon im Tod ihren Glauben bewährt, wie jenes zehnjährige Mädchen, die Tochter eines eingeborenen Geistlichen, die auf dem Sterbebett zu ihrem Vater sagte: „Lieber Vater, weine nicht um mich, ich werde bei Jesus sein;" oder wie jene Katechistenfrau, von der der Missionar schreibt: „Ich habe in England kaum jemand gesehen, der mit freudigerem

Glauben starb. Sie zeigte keine Spur von Todesfurcht, war bei vollem Bewußtsein und hatte die Hände andächtig gefaltet, während ihre Lippen sich in stillem Gebet bewegten."

Im Jahr 1892 hatte die englisch-kirchliche Mission im Santaldistrikt 3456 Christen (darunter 1031 Kommunikanten), die zu den sechs Stationen Taldschheri, Bahawa, Hiranpur, Bhagaja, Godda und Bhagalpur gehören und wobei die wenigen Pahari-Christen mitgezählt sind. In dem Gebiet arbeiten sechs Missionare zusammen mit sechs eingeborenen Geistlichen. Die Missionsschulen werden von etwa 1600 Schülern besucht. Im Lauf des Jahres 1892 wurden 59 Erwachsene und 125 Kinder getauft.

(Schluß folgt.)

# Erinnerungen aus Bombay.

Von Miss. Joh. Frohnmeyer.

(Schluß)

Ueber die zwei übrigen Referate kann ich mich kürzer fassen. Ein Missionar Wann, der schottischen Staatskirche angehörig, hatte das zweite. Er gab unumwunden zu, daß „die Thorheit der Predigt" die zentrale Missionsarbeit sei, wies aber dann doch nach, daß eine Menge von Missionsthätigkeiten nötig sei, teils um der Predigt den Weg zu bereiten, teils um Gelegenheiten für diese Predigt zu eröffnen und auch, um mit den Leuten, an denen man arbeiten soll, in wünschenswerter Weise in Berührung zu kommen. Bei der Schularbeit komme noch besonders in Betracht, daß Indien gegenwärtig sein intellektuelles und moralisches Licht aus dem Westen beziehe und sozusagen offen daliege für die Aufnahme des Evangeliums mit und durch die Schätze westlicher Litteratur. Auch die Erziehungsarbeit bedürfte der Heiligung und das könne unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur durch die Mission geschehen. Er machte mit Recht darauf aufmerksam, daß der ganze Geist und Ton im Schulwesen Indiens und selbst in Instituten, die mit der Mission nichts zu thun hätten,

von der Mission beeinflußt sei. Für Trennung von der Regierung oder gar von der Universität sei er nicht, da sich die Schulen dann gar nicht halten könnten. Die Verbindung rufe auch gar keine religiösen Schwierigkeiten hervor, höchstens pädagogische, und diese ließen sich gerade dadurch am besten überwinden, wenn die Missionare ihren Einfluß noch geltend machen könnten. Die geringe Anzahl an Bekehrungen im Zusammenhang mit Missionsschulen erklärt er sich auch aus der veränderten Stellung, die der Hindu zu religiösen Fragen nun einnehmen könne; es sei eine via media (ein Mittelweg) gefunden worden, die früher nicht existiert habe. Es sei dies ein Anzeichen von Fortschritt in gewissem Sinn und eine indirekte Frucht der Mission selbst; aber als Kompromiß mit der Sünde halte es doch den Lauf des Evangeliums sehr auf. Einer bloßen Idee wolle der Missions-Schulmann auch sein Leben nicht opfern; er glaube fest, daß seine Arbeit Missionsarbeit im höchsten Sinn des Wortes sei. Sonst pflege man ja gerade den Mann zu bewundern, der trotz aller Enttäuschungen und ohne sichtbaren Erfolg mutig fortarbeite. Heidentaufen könne er übrigens nur als Maßstab für den Erfolg der Missionsarbeit anerkennen, wenn man dem Sakramente an sich ohne die geistliche Aneignung des Herrn Jesu eine seligmachende Kraft zuschreibe. Er halte den moralischen und geistlichen Einfluß, den seine Missionsarbeit auf Studenten, die sich noch nicht haben taufen lassen, ausübt, für eben so echt christliche Arbeit, als die Missionsarbeit taufender Brüder, deren moralische und geistliche Erziehungsarbeit erst nach der Taufe beginnen müsse. Die Taufe möge für den, der sie erhalte, allerdings alles bedeuten, aber auch gar nichts. Missionsarbeit habe eine intensive und eine extensive Seite und lasse sich von beiden Seiten aus ansehen und beurteilen. Wer Kirchengeschichte studiert habe und etwas von der „Bekehrung" der europäischen Nationen und den Wilden-Taufen im Mittelalter ("baptised savagery of the Middle Ages") wisse, sollte etwas dankbarer sein für die Arbeit der Missionsschulen. Was die christliche Jugend anbelange, so sollten nur hiefür begabte junge Leute in Erlangung einer höheren Bildung unterstützt werden. Keinen Heiden als Lehrer anzustellen, gehe derzeit nicht; aber das sei eine Schwierigkeit, die die Zeit lösen werde und den einheimischen Kirchen sei darum allerdings große Aufmerksamkeit zu schenken.

Das dritte Referat des Methodistenmissionars Findlay bot wenig Neues. Er sprach besonders für das gute Recht der Missionsschulen. Man bezweifle nicht die Berechtigung von medizinischer Mission, wo es sich um Leib und Seele handle, dagegen bezweifle man merkwürdigerweise, ob neben der Seele auch der Intellekt (mind) in dem Ziel der Missionsarbeit eine Stelle haben dürfe. Er kämpft dann im weitern gegen die Unterscheidung zwischen „weltlich“ und „religiös“ in den Missionsschulen und bezeichnet es als einen Irrtum, wenn Missionsgesellschaften und Missionare nur in der Bibellektion das Ziel der Missionsschulen sehen und ihr nur um ihretwillen eine Berechtigung zusprechen, wenn man den ganzen Unterricht, wie er von der Regierung vorgeschrieben sei, nur als ein Mittel ansehe, um Leute zu einer Bibellektion zusammenzubringen und schließlich den Erfolg nach der Zahl von Uebertritten, die in der Schule stattfänden, bemesse. Der Missionar müsse in der Missionsschule das religiöse und weltliche Gebiet durch seine Arbeit verbinden zu einem heiligen Beruf. Versuchungen und Irrwege gebe es bei jeder Missionsarbeit und jede habe ihre besondern; dagegen schützen nicht Theorien und Begriffsspaltereien, sondern nur ein inniger und beständiger Umgang mit Gott, eine demütige und wachsame Abhängigkeit von seiner Gnade.

Die Diskussion nahm nun einen ganz überraschenden Verlauf. Man hatte allgemein Sturm erwartet. Eine Unmasse von Rednern hatte sich in der so knapp zugemessenen Zeit zum Wort gemeldet. Wenn ich mich recht erinnere, kamen etwa 15—17 zum Wort, über 40 konnten nicht mehr zugelassen werden. Das Merkwürdige war aber, daß ein Redner um den andern begeistertes Zeugnis für das Missionsschulwesen ablegte. Keiner wollte etwas dagegen gesagt haben. Selbst Bischof Thoburn, der offenbar allerlei auf dem Herzen hatte, begann äußerst wohlwollend, indem er sagte, weil er eine Arbeit für die beste und nötigste halte, falle es ihm deshalb doch nicht ein, andere Arbeit, wie die der Missionsschulen, für schlecht und unnötig zu erklären. Sein Ideal sei allerdings die christliche Universität, etwa eine Umgestaltung des christlichen College in Madras in dieser Richtung. Die Fachmänner legten aber überzeugend die Unmöglichkeit, diesen Plan auszuführen, dar. Daß eine Opposition vorhanden, zeigte sich

dann und wann, aber sie war sehr schwach und wagte sich nicht vor. Den Schulmännern wuchs der Mut; die günstige Situation instinktiv fühlend, ging einer (Robert von der englisch-kirchlichen Mission) zur Offensive über und mit hinreißendem Humor schilderte er den Reiseprediger so, wie dieser sich den Missionsschulmann zu schildern erlaube. An einigen Stellen wurde gezischt, aber der Mann hatte die Lacher auf seiner Seite. Einen Umschwung in der Debatte erwartete man, als Miss. Phillips, der vermeintliche Leiter der Opposition, das Wort erhielt. Er ging mit klingendem Spiel zu den Schulmännern über und der erwartete Kampf gestaltete sich zu einem Triumph des Schulwesens in der Mission. Die großen Missionsschulmeister waren selbst nicht gefaßt auf diesen Verlauf der Debatte; daß die Sache sich so zur Ehre des Missionsschulwesens gestalten werde, hätten sie nie zu hoffen gewagt. Kein Wunder, daß die Schlußreden von Dr. Miller und Dr. Mackichan sich zum wahren Hymnus aufschwangen. Bekanntlich hat diese Debatte nachher zu recht häßlichen Auseinandersetzungen geführt. Die enttäuschten Gegner nahmen ihre Zuflucht zu unchristlichen Vermutungen, die sich schließlich von gemeiner Verleumdung sehr wenig unterschieden. Es wurde behauptet, daß man mit Absicht die Gegner des Missionsschulwesens habe nicht zum Wort kommen lassen und daß jene 40 gegen die Schulen gesprochen haben würden. Da ich einer der 40 bin, kann ich für mich und auch für viele andre, die ich nachher sprach, bezeugen, daß das eine ganz unbegründete Vermutung ist. Der Wunsch war hier Vater des Gedankens. Was die Parteilichkeit der Vorsitzenden anbetrifft, so haben alle dabei Beteiligten als Christen und Ehrenmänner erklärt, daß derlei nicht vorgekommen sei. Wenn der fanatische Redakteur des Bombay Guardian und ein frommer, aber offenbar einfältiger Erweckungsprediger diese Verleumdungen dessenungeachtet fortgesetzt haben, so ist die Konferenz, der diese beiden Männer eigentlich nicht angehörten, unschuldig daran; aber es ist ein trauriges Beispiel, wie Parteileidenschaft auch bei sonst ernsten Christen das sittliche Gefühl und Urteil doch in bedauerlicher Weise zu schwächen und zu trüben im stande ist.

Ich erlaube mir noch, in ein paar Worten meinen Eindruck von der ganzen Verhandlung zu skizzieren. Um der Opposition ihr Recht widerfahren zu lassen, läßt sich nicht leugnen, daß die

hinein und drin — welch ein Gewimmel! Die Säle wären an sich schon einer nähern Beobachtung wert gewesen, doch dazu fand niemand Zeit. Der Abend wurde von jedermann in erster Linie dazu benützt, alte Bekannte aufzusuchen und neue Bekanntschaften zu machen. Unsere Gastgeber kamen, nachdem alle angekommen waren, auch herein und nun ließ sich Lord Harris durch Dr. Mackichan die ältesten Missionare jeder Gesellschaft vorstellen, ebenso die Lady Harris von einem Adjutanten die bedeutendsten Damen. Der erste, der drankam, war Dr. Miller. Wer die beiden nicht kannte, hätte den Doktor für den Gouverneur halten können, denn an Gravität stand er dem Lord in nichts nach. Auch unser Basler Br. Diez wurde vorgestellt und hat sich etwa 10 Minuten mit dem Lord unterhalten dürfen, was mich für beide Teile sehr freute. Der hohe Herr ließ sich allerlei über unsre Mission und die Prinzipien unseres Missionsbetriebs mitteilen. Natürlich kamen nur wenige dran, doch glaube ich im ganzen von jeder Missionsgesellschaft vier. Eine lange Unterredung hatte Lady Harris mit der Frau des bedeutendsten Eingeborenen auf der Konferenz, K. C. Banerdschi aus Kalkutta. Die Frau war ganz indisch gekleidet, sprach aber äußerst geläufig Englisch.

Die Sache war aber nicht rein geistiger Genuß. Durch alle Säle hindurch erstreckten sich endlose Büffets, die fast zusammenbrachen unter der Last von Erfrischungen, die den Gästen da zu Gebote standen. Man durfte nur zugreifen. Und nie werde ichs vergessen, wie da einer zugegriffen hat. Ich näherte mich eben mit einem dänischen Missionar dem Büffet, als von hintenher, wo die Dienerschaft ihren Platz hatte, ein eingeborner Geistlicher blitzschnell hereinfährt. „Hier vollbring ichs; die Gelegenheit ist günstig," ist auf seinem Angesicht zu lesen. Niemand war auf einen Angriff von dieser Seite aus gefaßt. Vieler Blicke sind auf den Mann gerichtet. Das flammende Auge gerade aufs Ziel gerichtet, greift er mit nerviger Faust in die schön verzierte Kuppel einer riesigen Torte hinein und reißt ab, was mit fünf Fingern zu fassen ist. Geschickt das Stück in der Hand haltend und daran herunterbeißend, zieht er sich mit Befriedigung und Triumph auf dem Antlitz zurück und geht bald in der Menge unter. Eine Dame gerade gegenüber stößt einen Schrei der Entrüstung aus und mit den Worten: "That won't do" (das geht hier nicht an), ergreift

sie ein Messer, und um fernerem Unheil vorzubeugen, zerschneidet sie die Torte kunstgerecht in handliche Stücke. Sonst standen aber unsere dunkeln Brüder auf der Höhe der Situation und bei so großer und gemischter Gesellschaft in Bombay darf man sich nicht zu sehr wundern über ein plötzliches Auftauchen von urwäldlicher Natürlichkeit inmitten von raffinierter europäischer Kultur.

„Wer nennt die Völker, kennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ hieß es an jenem Abend. Eine nette Anzahl deutscher Missionare fand sich inmitten der Menge, durch den Klang der Sprache angelockt, für einige Augenblicke zusammen. Außer den fünf Basler Missionaren war da einer aus der Goßner'schen Mission, Dr. Weitbrecht aus der englisch-kirchlichen Mission, einige Deutsche in der amerikanischen Baptistenmission, und selbst solche Deutsche fühlten sich angezogen, die, des Deutschen nicht mehr mächtig, nur noch durch ihre Namen (Wolf, Uhl 2c.) der deutschen Nationalität angehören; dahin gehören so viele amerikanische Lutheraner. Wie gern hätten wir auch unsere Brüder aus der Leipziger Mission gesehen! Wie schade, daß sie immer fern bleiben! Wie wertvoll ist doch eine solche Zusammenkunft, wo man Praxis und Erfahrungen gegenseitig austauschen und vergleichen kann ("to compare notes" sagen die Engländer), und gerade dieser Abend im gastlichen Haus des Landpflegers wird mir unvergeßlich bleiben. Jede Gesellschaft nach Nationalität und kirchlichem Standpunkt hat doch in ihren Vertretern eine eigentümliche Physiognomie und nach einiger Uebung könnte man, glaub ich, bald auf den ersten Blick die Leute in ihre Klasse einreihen. Die Missionare der freien schottischen Kirche sind fast durchweg Leute von hoher wissenschaftlicher Tüchtigkeit; Männer wie Dr. Miller und Dr. Mackichan würden auch zu Haus in irgendwelcher Versammlung eine dominierende Stellung einnehmen. Die Missionare der englisch-kirchlichen Mission mit ihrer milden Kirchlichkeit sind schon an der Tracht erkennbar. Dr. Weitbrecht und der nunmehrige Bischof von Lahore, Clifford, ragten besonders in der Konferenz um eines Hauptes länger als andere hervor. Weitbrecht verrät zwar nicht durch sein Englisch (er war einer der glänzendsten Redner), aber durch seine ganze Gedankenwelt den Deutschen sofort. Die evangelisch gerichtete englisch-kirchliche Mission scheint mir immer uns Baslern am nächsten zu stehen. Von der apostolischen Succession abgesehen,

verstehen wir uns gut. Sehr energische und tüchtige Leute haben die Londoner Mission und auch der amerikanische Board; besonders der äußerlich sehr unansehnliche Hume aus Ahmednagar zeigte neben großer Geschäftsgewandtheit eine reiche Erfahrung auf allen Gebieten der Missionsarbeit. Dr. Chamberlain ist unermüdlich mit Erzählen von allerlei Geschichten und geniert sich nicht, auch auf der Rednertribüne die Sachen möglichst anschaulich darzustellen. Als ich ihn mit dem Gouverneur reden sah, das treuherzige Gesicht mit republikanischer Freundschaftlichkeit auf den hohen Herrn gerichtet, da fiel mir wieder ein, daß er ein paar Stunden vorher auf der Plattform stand und, die langen Rockflügel unter den Arm nehmend, darstellte, wie in einer Anekdote sieben Brahminen vorsichtig einen Fluß durchwatend dahingeschritten seien. Eine sehr vielseitige Gesellschaft bilden die Methodisten aus England; vom Erweckungsprediger gewöhnlichen Schlags bis zu Leuten wie Findlay und Johnson, die den gelehrten Schotten zur Seite gestellt werden dürfen, sind alle denkbaren Schattierungen vertreten. Die amerikanischen bischöflichen Methodisten haben in Bischof Thoburn einen Mann von sehr gemäßigten Ansichten und liebenswürdiger Art. An Bildung stehen seine Leute den englischen Methodisten entschieden nach; es sind aber Missionare, die von großem Eifer und viel Opferwilligkeit beseelt sind. Amerikanische Baptisten waren sehr viele da, die eine auffallend große Zahl von Doktoren der Theologie unter sich haben. Ich schlief die ganze Woche durch jede Nacht neben einem solchen Doktor und merkte es ihm erst noch gar nicht an. Dazu kommen nun noch eine Masse kleinere Gesellschaften: Basler, schottische Staatskirche, Dänische Mission, Quäker, Schweden u. s. w. — Man bewegte sich so zwei bis drei Stunden in den Sälen, redete diesen und jenen an und wurde angeredet. Die paar Stunden waren im Flug dahin und die meisten nahmen schließlich französischen Abschied. Keine kleine Arbeit war es für die Dienerschaft, alle die Wagen in Ordnung vorfahren zu machen. Die Nummer der Chaise wurde ausgerufen und so schnell als möglich galt es, hineinzuspringen.

Einige Tage nachher war der Redaktor des Bombay Guardian, der fanatische Nachfolger eines Mannes von seltener Frömmigkeit, so überaus freundlich, uns Missionare und unsern gemütlichen Abend beim englischen Landpfleger mit unserm großen Vorgänger,

dem Heidenapostel Paulus und seinem Benehmen vor dem römischen Landpfleger Felix (Apstlg. 24, 25) zu vergleichen und fand den Abstand so groß, daß er meinte, nach einem solchen Abend werde niemand mehr an apostolische Succession glauben. Der Abstand war freilich groß in jeder Beziehung. Wir werden es alle in Demut zugeben, daß keiner von uns ein Apostel Paulus sei, so wenig als der Editor des Bombay Guardian. Was aber den sonstigen Abstand anbetrifft, so haben wir allen Grund, zu sagen: „Gott sei Lob und Dank, daß wir dem englischen Landpfleger anders gegenüberstanden an jenem Abend, als der Apostel Paulus dem römischen Landpfleger Felix gegenüberstehen mußte. Kein heidnischer Prokurator ließ uns in Ketten und Banden vorführen, sondern ein christlicher Gouverneur mit seiner Gemahlin ließ uns herzlich einladen, bewirtete uns und nahm freundlichen Anteil an unsrer Arbeit und unsrem Kampf und wünschte uns von Herzen Gottes Segen und Gedeihen im Missionswerk unter den Heiden. Unter solchen Umständen von uns zu verlangen, daß wir hätten reden sollen „von Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit und dem künftigen Gericht“ ist eine Zumutung, bei der man den Namen des großen Heidenapostels hätte nicht mißbrauchen sollen. Ich glaube, daß wir alle von dem Regierungspalast schieden mit herzlichem Dank gegen Gott und die hohen Herrschaften. Zum Zeugnis für den Herrn Jesum giebt uns jeder Tag passende Gelegenheit, und zu einem ungesuchten Martyrium am rechten Ort wolle uns der Herr, so es sein Wille ist, ausrüsten mit der Geduld und dem Glauben der Heiligen. Wenige Wochen nachher zog der Bombay Guardian leichtfertig und auf eigene Faust mit seinem Zeugnis nach Apstgesch. 24, 25 gegen Lady Harris los und hatte dann die unwahren Behauptungen öffentlich zu widerrufen, ein Vorgang, der sicher nicht zur Ehre des Christentums und zur Verherrlichung des Namens Jesu gereichte.

# Das Jahresfest des Sia in Nkonya.

Nach einem Bericht des Negerpredigers P. Hall in Ntshumuru.*)

---

Am 27. Oktober 1892 wurde wieder das Jahresfest des Sia, des obersten Götzen**) der Nkonya-Leute, gefeiert. Bei Beschreibung dieses Festes ist zu reden 1) von der vorausgehenden und nachfolgenden stillen Zeit; 2) von den Opfern und den Verrichtungen der Priester und des Volkes; 3) von dem, wie mit dem Volk als ganzem eine Art Reinigung oder Weihe vorgenommen wird.

---

*) Peter Hall, geb. 1851 in Akropong als Sohn eines im Jahr 1843 mit zwei Basler Missionaren von Jamaika nach der Goldküste gekommenen christlichen Negerpaares, hatte schon 1887 (4. Jan. bis 4. Febr.) mit Missionar J. Müller eine Reise nach Nkonya und Boëm gemacht (deren Beschreibung in den Mitteilungen der Geogr. Gesellsch. für Thüringen, Bd. VIII, Jena 1890, veröffentlicht worden ist) und wurde 1888 mit der Gründung der ersten Basler Missionsstation im Nkonya-Lande betraut. Da er sich nicht in dem Hauptort Wurupong niederlassen konnte wegen der Erbitterung der Leute, die durch einen englischen Beamten hervorgerufen worden war, so begann er in Ntshumuru, 20 Stunden nördlich von der Missionsstation Anum. (Vergl. Miss. Mag. S. 141.) Das seitdem von ihm gesammelte Christenhäuflein betrug am 1. Januar 1893 17 Seelen.

Das Nkonya-Land, seit 1890 zum deutschen Togogebiet gehörig ist ein östlich vom Volta gelegenes, von einem drei Stunden langen Bergzuge im Osten und von einzelnen Bergen dem Volta entlang durchzogenes Flachland, mit Gras- und Buschholz dicht bewachsen, fruchtbar an Reis, Jams, Pisang, Bananen, Palmen und Nutzholz. Die neun Städte oder Dorfschaften (wovon Wurupong die nördlichste und größte) mit vielen Weilern mögen 12000 Bewohner zählen. Sie halten Ziegen, Schafe, Hühner, fischen im Volta und jagen auf der Grasebene im Westen des Volta. Man vergleiche hiezu das der Januarnummer beigegebene Kärtchen der Goldküste.

**) Hall nennt Sia in seinem englisch geschriebenen Bericht "the supreme God of the Nkonyas"; nachher spricht er von ihren Fetischen, deren größter Sia sei. Die heidnischen Negervölker Westafrikas wissen aber alle von Einem höchsten Gotte, unter dem, als dem Schöpfer aller Dinge, alle die als geschaffene, geistige Wesen gedachten Untergötter, Mittelwesen oder Schutzgeister stehen, denen sie Verehrung und Opfer darbringen, wie sie es dem höchsten Gott nicht thun. Diesem trauen sie im Grunde nur Gutes zu; die Mittelwesen aber, die sie von Gott über sich gesetzt glauben, erscheinen ihnen einerseits wohl als Beschützer,

1) Von all den zwischen Anum und Boëm auf der Ostseite des Volta wohnenden Stämmen sind die Nkonya-Leute am abergläubischten. Ihre Götzen sind zahlreich und werden von ihnen sehr geachtet. Der größte derselben ist Sia, der schärfste, d. h. strengste und wirksam strafende aber ist Kompi. Dem Sia ist in jeder Woche der sechste Tag geweiht. (Die Woche der Nkonya-Leute hat nicht 7, sondern 6 Tage.) Dieser sechste und zugleich letzte Wochentag heißt Puè. Er gilt als Ruhetag; aber nur der Priester hält ihn als solchen; alle andern dürfen ihre Arbeit verrichten. Das Jahresfest des Sia fällt natürlich auf keinen andern Tag als Puè. Um die Zeit dafür festzusetzen, müssen sich der König und die Häuptlinge mit dem Priester in Wurupong versammeln. Zuerst wird ermittelt, ob der Tag dem Götzen genehm ist oder nicht. Wenn man auf dem Pfade, der zu seiner Wohnstätte führt, einen Baumzweig oder einen Zug von Wanderameisen findet, so ist ihm der Tag nicht genehm und es giebt Aufschub; wenn nichts darauf gefunden wird, so ist ihm der Tag recht. Wenn kein Hindernis vorliegt, so wird eine Zeit von 36 (genauer 37) Tagen festgesetzt, die mit einem Ruhetag (Puè) beginnt und mit einem solchen schließt. Der in der Mitte liegende Ruhetag ist der große Tag des Sia. Von den zwei vorhergehenden Ruhetagen heißt der erste Pue-kpa, d. h. „der schlimme Ruhetag", und der zweite Dutshu-pue, d. h. der „Witwentag". An dem schlimmen Tag kommt die böse Art der Nkonya-Leute, ihr Durst nach Menschenblut, recht zum Vorschein. Jeder Mann, der noch keinen Menschenschädel bekommen hat, muß suchen, einen aufzutreiben und

---

anderseits aber gleichsam als Gottes Polizeidiener und Vollstreckungsbeamte und zugleich als auf ihre Verehrung und die strenge Befolgung ihrer Vorschriften erpichte Wesen. Wir sollten sie aber nicht Fetische nennen, denn dieses Wort paßt mehr für die unpersönlichen Gegenstände, Amulette oder Zaubermittel, denen sie eine von den Verfertigern hineingezauberte und auch zauberisch wirkende Kraft zu schaden oder vor Schaden zu schützen zuschreiben. Diese zauberischen Gegenstände haben einen ganz andern Gemeinnamen als jene geistigen Mittelwesen, die wir am besten Götzen nennen. Von Götzenbildern ist dabei, wenigstens auf der Goldküste, nicht die Rede; man denkt sich aber gewisse Orte oder Gegenstände als ihren Wohnort, an den sie übrigens nicht gebunden sind, z. B. Höhlen, Felsen, Berge, Gewässer, Bäume, Termitenhügel, eine aus Lehm gefertigte Säule, eine große Trommel u. and.

# Das Jahresfest des Sia in Nkonya.

Nach einem Bericht des Negerpredigers P. Hall in Ntschumuru.*)

Am 27. Oktober 1892 wurde wieder das Jahresfest des Sia, des obersten Götzen**) der Nkonya-Leute, gefeiert. Bei Beschreibung dieses Festes ist zu reden 1) von der vorausgehenden und nachfolgenden stillen Zeit; 2) von den Opfern und den Verrichtungen der Priester und des Volkes; 3) von dem, wie mit dem Volk als ganzem eine Art Reinigung oder Weihe vorgenommen wird.

---

*) Peter Hall, geb. 1851 in Akropong als Sohn eines im Jahr 1843 mit zwei Basler Missionaren von Jamaika nach der Goldküste gekommenen christlichen Negerpaares, hatte schon 1887 (4. Jan. bis 4. Febr.) mit Missionar J. Müller eine Reise nach Nkonya und Boëm gemacht (deren Beschreibung in den Mitteilungen der Geogr. Gesellsch. für Thüringen, Bd. VIII, Jena 1890, veröffentlicht worden ist) und wurde 1888 mit der Gründung der ersten Basler Missionsstation im Nkonya-Lande betraut. Da er sich nicht in dem Hauptort Wurupong niederlassen konnte wegen der Erbitterung der Leute, die durch einen englischen Beamten hervorgerufen worden war, so begann er in Ntschumuru, 20 Stunden nördlich von der Missionsstation Anum. (Vergl. Miss. Mag. S. 141.) Das seitdem von ihm gesammelte Christenhäuflein betrug am 1. Januar 1893 17 Seelen.

Das Nkonya-Land, seit 1890 zum deutschen Togogebiet gehörig ist ein östlich vom Volta gelegenes, von einem drei Stunden langen Bergzuge im Osten und von einzelnen Bergen dem Volta entlang durchzogenes Flachland, mit Gras- und Buschholz dicht bewachsen, fruchtbar an Reis, Jams, Pisang, Bananen, Palmen und Nutzholz. Die neun Städte oder Dorfschaften (wovon Wurupong die nördlichste und größte) mit vielen Weilern mögen 12000 Bewohner zählen. Sie halten Ziegen, Schafe, Hühner, fischen im Volta und jagen auf der Grasebene im Westen des Volta. Man vergleiche hiezu das der Januarnummer beigegebene Kärtchen der Goldküste.

**) Hall nennt Sia in seinem englisch geschriebenen Bericht "the supreme God of the Nkonyas"; nachher spricht er von ihren Fetischen, deren größter Sia sei. Die heidnischen Negervölker Westafrikas wissen aber alle von Einem höchsten Gotte, unter dem, als dem Schöpfer aller Dinge, alle die als geschaffene, geistige Wesen gedachten Untergötter, Mittelwesen oder Schutzgeister stehen, denen sie Verehrung und Opfer darbringen, wie sie es dem höchsten Gott nicht thun. Diesem trauen sie im Grunde nur Gutes zu; die Mittelwesen aber, die sie von Gott über sich gesetzt glauben, erscheinen ihnen einerseits wohl als Beschü-

1) Von all den zwischen Anum und Boëm auf der Ostseite des Volta wohnenden Stämmen sind die Nkonya-Leute am abergläubischten. Ihre Götzen sind zahlreich und werden von ihnen sehr geachtet. Der größte derselben ist Sia, der schärfste, d. h. strengste und wirksam strafende aber ist Kompi. Dem Sia ist in jeder Woche der sechste Tag geweiht. (Die Woche der Nkonya-Leute hat nicht 7, sondern 6 Tage.) Dieser sechste und zugleich letzte Wochentag heißt Puè. Er gilt als Ruhetag; aber nur der Priester hält ihn als solchen; alle andern dürfen ihre Arbeit verrichten. Das Jahresfest des Sia fällt natürlich auf keinen andern Tag als Puè. Um die Zeit dafür festzusetzen, müssen sich der König und die Häuptlinge mit dem Priester in Wurupong versammeln. Zuerst wird ermittelt, ob der Tag dem Götzen genehm ist oder nicht. Wenn man auf dem Pfade, der zu seiner Wohnstätte führt, einen Baumzweig oder einen Zug von Wanderameisen findet, so ist ihm der Tag nicht genehm und es giebt Aufschub; wenn nichts darauf gefunden wird, so ist ihm der Tag recht. Wenn kein Hindernis vorliegt, so wird eine Zeit von 36 (genauer 37) Tagen festgesetzt, die mit einem Ruhetag (Puè) beginnt und mit einem solchen schließt. Der in der Mitte liegende Ruhetag ist der große Tag des Sia. Von den zwei vorhergehenden Ruhetagen heißt der erste Pue-kpa, d. h. „der schlimme Ruhetag“, und der zweite Dutshu-pue, d. h. der „Witwentag“. An dem schlimmen Tag kommt die böse Art der Nkonya-Leute, ihr Durst nach Menschenblut, recht zum Vorschein. Jeder Mann, der noch keinen Menschenschädel bekommen hat, muß suchen, einen aufzutreiben und

---

anderseits aber gleichsam als Gottes Polizeidiener und Vollstreckungsbeamte und zugleich als auf ihre Verehrung und die strenge Befolgung ihrer Vorschriften erpichte Wesen. Wir sollten sie aber nicht Fetische nennen, denn dieses Wort paßt mehr für die unpersönlichen Gegenstände, Amulette oder Zaubermittel, denen sie eine von den Verfertigern hineingezauberte und auch zauberisch wirkende Kraft zu schaden oder vor Schaden zu schützen zuschreiben. Diese zauberischen Gegenstände haben einen ganz andern Gemeinnamen als jene geistigen Mittelwesen, die wir am besten Götzen nennen. Von Götzenbildern ist dabei, wenigstens auf der Goldküste, nicht die Rede; man denkt sich aber gewisse Orte oder Gegenstände als ihren Wohnort, an den sie übrigens nicht gebunden sind, z. B. Höhlen, Felsen, Berge, Gewässer, Bäume, Termitenhügel, eine aus
1 gefertigte Säule, eine große Trommel u. and.

jagt nach armen Fremdlingen, die etwa im Lande auf der Durchreise sind. Da findet kein Erbarmen statt und deshalb heißt die mit besagtem Ruhetag beginnende Woche das schlimme Pue. Der darauffolgende Ruhetag ist der Tag, von dem an alle Witwen (und Witwer) von den Obliegenheiten ihrer Witwenschaft befreit werden. Die Witwen lassen ihr Haupt kahl scheren, bemalen den ganzen Leib mit roter Farbe, werden mit einem gewissen Reinigungswasser besprengt und dürfen fortan das Haus jedes Priesters oder Fetischmanns betreten. Darnach macht die Witwe die Runde bei all den Aeltesten und Freunden, die während ihrer Witwenschaft gütig gegen sie waren, und bedankt sich. Am selben Tag, an dem sie entledigt werden soll, wird ein Messingbecken vor ihrer Thüre aufgestellt, in welches Geschenke an Muschelgeld eingelegt werden. Die Zahl der Leute, die Geschenke brachten, ist ersichtlich an den einzelnen Kauris, welche an einer Schnur angereiht werden. An den vier folgenden Tagen wird eine Masse von Speisen gekocht für die Freunde und alle Aeltesten. Während dieser Zeit ist sie auch über ihrem rotbemalten Körper bekleidet. — Der fünfte Tag ist für die Waisen. Für sie wird nicht viel gethan. Als Zeichen, daß das Kind eine Waise ist, wird ihm ein schmaler Streif seitlich über der Stirn glatt geschoren, auf der linken Seite, wenn der Vater oder die Mutter gestorben ist, auf beiden Seiten, wenn beide Eltern tot sind. Mit diesem Tag beginnt die Freude des kommenden großen Festes. Lebensmittel und Holz werden bereit gehalten.

Während der ganzen Zeit von 36 Tagen vor und nach dem Fest ist jede geräuschvolle Belustigung bei schwerer Strafe verboten, als: Trommeln, öffentliche Spiele und Tänze, Abfeuern von Gewehren, Totenfeiern u. dergl. Am letzten Tage vor Beginn dieser heiligen Zeit hört man deshalb alle Arten von Belustigungen.*) Diese Zeit der Stille und Ruhe gilt als heilig, weil, wie man sagt, der Götze aus seiner Wohnung herauskommt, um sich an der Festfreude zu vergnügen. Todesfälle während dieser Zeit werden deshalb als eine Befleckung angesehen; die Verwandten des Verstorbenen müssen im nächsten Jahr den Götzen zufrieden stellen mit einem Ziegenbock, den sie als Opfer zu bringen haben.

*) Man vergl. den Karneval vor der Fastenzeit in christlichen Ländern.

Da der Tod meist so unerwartet kommt, so giebts da viele Häuser, die bei den Götzen in Schuld geraten.

2) Der große Tag ist endlich gekommen. Aller Angesicht strahlt vor Freude. Jedes Familienhaupt hat schon morgens ein Mahl bereit, genannt le̜le̜, von Reis mit einer Suppe von Ziegen- oder Hühnerfleisch. Jedes Geschlecht und Alter findet es köstlich. Alle Kinder der Familie finden sich dazu ein im Hause des Hauptes derselben. Junge Männer, die es zu beschaffen vermögen, bereiten auch ein solches Mahl und laden ihre Freunde dazu.

Darauf folgt der Besuch der heiligen Orte. Während der König und alle die Häuptlinge der neun Städte zu dem großen Sia gehen, gehen die Unterpriester und Hauptleute, die zu einem Götzen in Beziehung stehen und alle die, die das Jahr über dem Götzen in Schuld geraten sind, zu den andern Götzen, um ihren jährlichen Dienst mit Opfern zu leisten. Wir folgen zuerst dem Oberpriester von Wurupong mit dem König und den Ortshäuptlingen zu dem großen Sia, und kommen darnach zu den Unterpriestern. Wenn all die verschiedenen Leute mit ihren Opfertieren beisammen sind, so geht der Oberpriester an der Spitze des Zugs vorwärts unter dem Getön vieler Hörner; das des Götzen und die des Königs und seiner Häuptlinge werden zugleich geblasen. Der dienstthuende Priester muß knieend zuerst sein eigenes Opfer und dann die des Königs, der Häuptlinge und anderer Leute dem Götzen darbringen. Der hiebei nötige Palmwein des Priesters ist von sieben Palmbäumen bezogen worden, die auf dem Land irgend eines beliebigen Besitzers gefällt worden sind. Dieser Wein darf aber nur sieben Tage lang und nachher nicht mehr geholt werden.*)

*) Um den Palmwein zu gewinnen, werden mehrere Oelpalmen, deren Stamm eine ansehnliche Höhe erreicht hat, zu gleicher Zeit gefällt; nach zwei bis drei Wochen erst wird in dem Stamm ein Loch sorgfältig zugerichtet, so daß der Saft durch ein Röhrchen in das unterstellte Töpfchen tropft, das morgens und nachmittags geleert wird. Die Oeffnung wird später durch tägliches Ausbrennen und Ausschneiden vergrößert und rein gehalten. Der Palmwein, anfangs süß und nicht berauschend, wird nach etwa acht Tagen stärker und kann bis in die sechste Woche fließend erhalten werden. In der ersten Woche trinken ihn Kinder und Weiber, in der zweiten, wo er auch berauschend wirkt, trinken ihn Männer am liebsten. Auch der junge Palmwein geht bald in Gärung über; selten wird Palmwein auf den folgenden Tag zur Vermischung mit frischem aufbehalten.

Die zum Opfer bestimmten Ziegenböcke werden alle auf der Schulter herbeigetragen. Manchmal heißt es, der Götze nehme eines der Opfer nicht an. Es befindet sich nämlich geröstetes Reismehl auf einem Stein vor der Stätte des Götzen; man bringt das Maul des Ziegenbocks in Berührung damit, aber wenn er es nicht fressen will, so nimmt der Götze das Tier nicht an und dann muß es das nächste Jahr wieder gebracht werden. Die, die fressen, werden angenommen und müssen dann gleichzeitig getötet werden, indem man sie im Takt gegen den Boden schlägt. Denn der Götze hasse das Blutvergießen an der Stätte, wo er wohnt, während er sich doch sein Getränke in einem Menschenschädel geben läßt, der ohne Blutvergießen nicht zu bekommen war. — Von dem Fleisch der Opfertiere bekommt der Priester seinen Teil und dann muß alles übrige Fleisch gekocht werden. Man darf aber beim Essen des Opferfleisches kein Bein zerbrechen. Wenn die Opferung vorüber ist, kommt der Priester heim unter dem Geblase der Hörner, während die großen Trommeln bereit sind, ihn zu empfangen mit ihren dumpfen Tönen unter dem Zujauchzen der ganzen Stadt. Und von jeder Lippe hört man einen Weihgesang an diesem Tag und an dem folgenden, wo der Oberpriester seinen letzten Dienst verrichtet durch einen öffentlich aufgeführten siebenmaligen Tanz.

Während der Oberpriester seine Obliegenheiten erfüllt, werden die andern geringeren Götzen verehrt durch ihre betreffenden Unterpriester. Kochtöpfe und Opfertiere, bestehend aus Ziegen, Schafen oder Hühnern, werden zu dem heiligen Haine gebracht. Alle, die dahin gehen, dürfen an dem Mahl daselbst teilnehmen. In einige dieser Haine dürfen Weiber gehen und kochen, in andere nicht.

Ich habe bereits bemerkt, daß Nkonya eine große Zahl von Götzen hat. In Wurupong allein giebt es außer dem großen Sia etwa 60 geringere Götzen, und in jeder der acht übrigen Städte wenigstens 20. Ueber 100 Götzen werden Tieropfer dargebracht. In diesem Jahr wurden dem Sia 60 Ziegenböcke geopfert und alle zusammengerechnet mögen 120—150 Opfer diesen stummen und nicht existierenden Götzen gebracht worden sein. Und diese armen Leute glauben an deren Dasein und bringen ihre Bitten an sie!

Von dem Tanzen des Priesters will ich nur einiges anführen. Sehr einfach gekleidet, eine hohe Kappe auf dem Kopf, hat er in seiner rechten Hand eine Lanze und in seiner linken einen kleinen

Besen aus zusammengebundenen Stengeln von Palmzweigen. Mitten im Tanz blickt er zuerst aufwärts, dann niederwärts, als wolle er sagen, nur Himmel und Erde seien ihm über. Dann handhabt er seinen Besen, als wolle er damit alles Unheil und alle Feinde ihres Landes und ihrer Religion in eine Masse zusammenkehren, und mit der Lanze in seiner rechten Hand führt er einen Stoß, als wolle er das alles totstechen. Hiezu jauchzt ihm der ganze Haufe Beifall. Beim Schluß jedes Tanzes wird dem tanzenden Priester eine Handvoll Reis zugeworfen. Bei dieser Gelegenheit kann man sehen, wie der Priester geehrt und gefürchtet wird. Die Leute glauben nämlich, wenn er bei seinem Tanze jemand berühre, so werde der sicherlich sterben; kurz bevor er aufhört, beeilen sich deshalb die Jüngeren und Schwächeren, zuerst heimzukommen; denn wenn einer im Laufen zu Boden fiele, so wäre das ein schlimmes Vorzeichen: er werde gewiß in dem Jahr sterben.

Die übrigen Tage gehören dem gemeinen Volk, das man in allerlei Art von Bekleidung sieht. Vom Kind zum erwachsenen Mann sieht man niemand, der gar nicht oder schäbig gekleidet wäre. Freunde werden besucht von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt. Kinder sieht man in Gesellschaft von Haus zu Haus gehen mit dem Ruf: kúgyè, kúgyè! d. h. ein Geschenk, ein Geschenk! Keinen Gesang hört man außer dem gewöhnlichen Sia-Gesang, der mit dem Aufhören des Festes auch ein Ende nimmt. Man kann bisweilen einen alten Mann sehen, der den Preis des Sia singt und beim Schlusse den Kopf schüttelt als Ausdruck des Bedauerns, daß es nun wieder anders kommen werde.

Den Tanz des Priesters darf kein Fremder oder sonstiger Beschnittener mit ansehen. Deshalb wurden auch diesmal alle Fremden aus Wurupong vertrieben. Der Grund hiefür ist der: sie wollen, daß gewisse Vorkommnisse bei dem Feste allen ein Geheimnis bleiben, hauptsächlich bei dem Tanz. Da werden nämlich Menschenschädel und Gebeine gebraucht und Bewegungen gemacht, zu zeigen, wie man einen Menschen tötet. Beim Schlagen der Trommel darf keiner, der nicht einen Menschen getötet hat, tanzen. Wir sind deshalb dem deutschen Kommissar, dem Grafen von Pfeil viel Dank schuldig, daß er kürzlich einige von denen, die dieses Verbrechen begangen haben, bestraft hat. Niemand wurde deshalb diesmal vermißt, außer ein Sklave, von dem man sagte, er sei

seinem Meister entlaufen und im Walde von Ntomda völlig verloren gegangen. Daß er ermordet worden, war dadurch erwiesen, daß seinem Herrn der Kaufpreis für ihn zurückbezahlt wurde von einem Ntomda-Mann, der angab, er habe ihn im Busch gefangen, er sei ihm aber wieder entwischt. Das war eine falsche Angabe, denn sein Kleid u. s. w. fand sich bei dem Manne. Zudem war Blut daran.

3. Die allgemeine Weihe oder Reinigung des Volks. — Der Sia zunächst im Ansehen stehende Götze Kompi wurde verehrt am fünften Tag nach dem allgemeinen Festtag. Da es ein dem ganzen Volk gehöriger sumang oder Fetisch ist, so mußten alle hervorragenden Männer von all den neun Städten des Landes nach Beteng-ase kommen, der Vollziehung der üblichen Gebräuche beiwohnen, sich reinigen und ihr Leben durch besagten Kompi sich zusichern lassen. Der Fetisch, sagt man, befinde sich in einer großen Kalabasse (oder Kürbisschale), die man aus dem Fetischhause herausbringt, daß sie frisch beschmiert wird. Da kann man sehen, wie sich die betagten Männer bei der Sache bethätigen. Alle Kinder und schwachen Weiber, besonders solche, die noch gebären können, werden innerhalb der Thüren gehalten oder nach den Pflanzungen geschickt aus Furcht vor den gefährlichen Folgen, die die Sache haben kann für Weiber und Kinder.

Was zuerst zu geschehen hat, ist dies: Nachdem sich alle versammelt haben, gehen die Priester Kompi's, deren es vier waren, jetzt aber nur noch drei sind, mit allen männlichen Bewohnern der Stadt, sowie dem König von ganz Nkonya und den sonst anwesenden Männern in den Busch, um das Unheil wegzuschaffen. Die Priester führen sie zu einem Seidenwollbaum. Da gehen sie zuerst rund um den Baum, bürsten die Hände, Füße, den Kopf und jedes Glied des Leibes ab und geben es dem Baum. Damit meinen sie, sich ihres eigenen Unheils zu entledigen und der Baum hat es ihnen abzunehmen. Dann folgt der König, giebt zuerst einer Bitte Ausdruck, thut dann ebenso, wie die Priester, und der ganze Haufe macht es ihnen nach. Zum Schlusse sendet der ganze Haufe dreimal ein lautes Geschrei in die Lüfte. Nach diesem tritt ein zu diesem Dienst bestimmter Mann an den Baum heran mit einem Hackbeil in der Hand. Er nennt die Namen der Priester, einen nach dem andern, und haut für jeden ein Stück der Rinde vom

Baum, um zu ermitteln, ob dieses Jahr für ihn ein glückliches oder unglückliches sein werde. Wenn die Rinde so auf den Boden fällt, wie sie am Baume saß, d. h. mit der äußeren Seite oben, so bedeutet es Unglück und ein Leben voll Unheil; wenn sie niederfällt mit der Innenseite nach oben gekehrt, so bedeutet es Glück und Heil. Dasselbe geschieht nun für alle nacheinander; selbst die Namen aller Kinder in Beteng-ase und der Weiber werden genannt und dabei Rindenstückchen abgehauen, um ihr Geschick zu erfahren. Sogar die Namen von Freunden, von angesehenen und reichen Leuten, die gar nicht da sind und in einer andern Stadt wohnen, werden zu gleichem Zwecke genannt und das Ergebnis wird ihnen zu wissen gethan. Wenn das Zeichen einem ein unheilfreies Leben in Aussicht stellt, wie fröhlich sind dann die Leute! Sie hüpfen und lachen und rufen: Okra ē! (das will sagen: Meine Seele, mein Schutzgeist oder Geschick meints gut mit mir!) Aber wenn das Zeichen für einen gegenteilig ausfällt, wie traurig schaut er drein! Er muß jetzt zu den Fetischmännern oder Wahrsagern gehen und sich belehren lassen, wie er des Unheils, das über ihn kommen soll, ledig werden möge. Ich hörte, manche essen den ganzen Tag nichts und sind immer in Trauer wegen ihres Unglücks.

Wenn dieser Teil der Festgebräuche vorüber ist, so trägt man all diese Rindenspäne, jeder seinen eigenen in der Hand, heim in die Stadt, wo alle, mit Ausnahme von dreien, in einen (hölzernen) Mörser gethan und zerstampft werden. Die drei übrigen Stücke werden in der Kalabasse des Kompi aufbewahrt. Dann thut man die zerstampfte Rinde in eine große Holzschüssel oder Wanne, gießt Wasser daran und bringt sie auf den Weg, der zu dem gemeinsamen Abort der Stadt führt. Da hat sich dann jeder einzelne — Weiber sind ausgenommen — mit dem Wasser davon zu waschen. Darnach muß sich jeder Mann durch das Trinken von Kompi's Wein prüfen lassen. Dieser wird in folgender Weise dargereicht: Die drei Rindenstücke, die man in Kompi's Kalabasse that, werden herausgenommen, auf einem Stein mit Wasser verrieben und unter Palmwein gemischt; dann wird der Fetisch gebracht und die Außenseite der Kalabasse (in welcher er wohnt) in den Wein hinein abgewaschen. Von diesem Wein haben nun alle Männer zu trinken. Würde einer sich entziehen und nicht davon trinken, so käme er

in den Verdacht, er sei ein Vergifter. Deswegen muß bei diesem Anlaß jeder Nkonya-Mann kommen, um sich prüfen und von Verdacht reinigen zu lassen. Man nimmt an, daß, wenn ein Vergifter von dem Wein trinkt, er sicherlich davon getötet werde. Deswegen glaubt dann jeder, der an dem Trinken teilgenommen hat, von sich, er sei ein unschuldiger Mann. Wenn alles vorüber ist, so wird der Kompi aufs neue beschmiert, und mit der weißen und roten Farbe (einer breiigen Auflösung weißer und roter Erde) wird ein jeder auf der Stirne bezeichnet, d. h. die Farbe wird ziemlich dick auf die Kalabasse gestrichen und dann wieder etwas davon genommen und den Männern auf die Stirne getupft. So wird das Fest beschlossen.

Bemerkung des Uebersetzers. — Man vermißt eine Angabe darüber, wie des Hauptgötzen Sia Wohnstätte beschaffen ist und ob sich in dem Götzenhaus, das wohl in dem heiligen Haine steht, auch ein Sinnbild oder etwas der Art befindet. Der weithin berühmte Götze Odentẹ in Krakye (Kratshe), welches auch im deutschen Gebiete liegt, ein paar Tagreisen nördlich von Wurupong, soll in einer Höhle wohnen; er spricht sogar und läßt sich Palmwein reichen, aber darf nicht gesehen werden, denn es ist ein in der Höhle an den betreffenden Tagen verborgener Götzenpriester. — Der von P. Hall als zweitgrößter Götze des Nkonyaländchens bezeichnete Kompi scheint wirklich ein „gemachter" Fetisch zu sein, besteht vielleicht in einem Klumpen Erde, der irgend ein einst lebend gewesenes Wesen und andere Gegenstände einschließt und wohl ebenso wie die Kalabasse, in der er sitzt, mit weißer und roter Erde, Eiern u. dergl. beschmiert wird. Während Sia ein von alters her verehrter Schutzgeist des Landes sein mag — ein merkwürdiger in der Nähe seines Haines stehender 2000 Fuß hoher Berg ist ihm heilig — so scheint Kompi einer der später aufgebrachten, zur Abschreckung von Giftmischern von in ihrer Art klugen Männern ausgedachten und zurechtgemachten, mit dem Ansehen einer geistigen Persönlichkeit bekleideter Fetisch zu sein. Die Nkonya-Leute haben auch kleine Hausgötzen, wie die Teraphim, Laren und Penaten der alten Völker. Es sind kleine Bilder (aus gehärtetem Lehm) auf dem Wandvorsprung oder an der Ecke des Hauses, mit einer Korallenschnur um den Hals und mit einem

Gewand angethan; von aller Speise, die man im Hause genießt, wird ihnen auch etwas vorgelegt. Jedenfalls könnte man auch von den Nkonya-Leuten sagen, was Paulus von den Athenern sagte, daß sie sehr „dämonenfürchtig, religiös oder abergläubisch" seien. Doch haben sie ja nun einen Verkündiger des Wortes Gottes in ihrer Mitte und seine Arbeit ist nicht vergeblich.

J. G. Christaller.

---

# Die Mission unter dem weiblichen Geschlecht Afrikas.

(Schluß)

## 2. Die heidnische Frauenwelt in Kamerun.

Nach Mitteilungen von Miss. A. Scholten.

Wenn wir uns von der Goldküste etwa 150 geographische Meilen weiter nach Osten begeben, so gelangen wir, an der afrikanischen Westküste hinfahrend, nach einigen Tagen nach Kamerun. Auch hier gilt das Wort: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, auf daß er die Werke des Teufels zerstöre." Denn wenn irgendwo, so liegt in Kamerun das Frauen- und Familienleben tief darnieder, beeinflußt das gesamte Volksleben und steht der Annahme des Evangeliums machtvoll entgegen. Doch auch hier wird und muß sich jenes Wort zu seiner Zeit bewahrheiten.

Welche Stellung nun das weibliche Geschlecht im heidnischen Kamerun heutzutage einnimmt, davon soll im nachfolgenden einiges gesagt sein.

In Kamerun ist die Frau durchweg ein Handelsartikel und kostet etwa 1000 Mark und darüber. Die Besitzenden, die Familienoberhäupter, verfügen meistens auch über die weiblichen Mitglieder der Familie. Sie verkaufen die Töchter aus ihrem Kreise und kaufen dafür andere für sich selbst, für die Söhne und Enkel. Wer nun ein solches Oberhaupt nicht hat, von dem er eine Frau beanspruchen könnte, und auch selbst nicht im stande ist, eine zu kaufen, der hat vielleicht Bekannte oder Freunde, die viele Weiber haben und gerne bereit sind, ihm eine Frau leihweise abzutreten,

damit sie ihm die Plantage bearbeite, für sein Essen sorge u. s. w.; dabei ist und bleibt sie aber Eigentum des betreffenden, der sie hergegeben hat, und dieser verfügt nachher nicht nur nach Belieben über sie, sondern auch über ihre Kinder. So hat mancher Mann Frau und Kinder, ohne daß er dieselben als sein Eigentum betrachten dürfte. Der Kameruner ist mit einer solchen Frau natürlich nicht zufrieden, denn sie gehorcht ihm nicht, und behandelt er sie schlecht, so läuft sie ihm davon. Es ist also in vielen Fällen nur ein Notbehelf, wenn ein Mann eine solche Frau nimmt. Darum sorgt auch jeder so viel in seinen Kräften steht, sich selbst eine Frau zu kaufen, damit er Frau und Kinder als sein Eigentum betrachten und behandeln könne. Die Frau oder das Mädchen wird bei dem ganzen Handel nicht gefragt und sie haben kein Wort mitzureden. Etwa vom dritten und vierten Lebensjahr an, wenn das Kind noch keine Ahnung hat von seiner Zukunft, wird es schon verkauft, und falls es später dem Betreffenden nicht zusagt, oder sich etwa eine Krankheit zeigt, muß der Vater eine andere Frau oder Tochter dafür geben oder dem Käufer seine Bezahlung zurückerstatten. Solche und andere Fälle, wo z. B. eine Frau nur zum Teil bezahlt oder wo ein Handel abgeschlossen wurde ohne das Einverständnis solcher, die auch ein Wort mitzureden hatten, führen in Kamerun zu unzähligen Streitigkeiten. Weiberraub und Entführung ist dort an der Tagesordnung. Dazu werden die armen Geschöpfe in rohester und tyrannischter Weise behandelt.

Oft kam es vor, daß außer den mancherlei Wunden, woran die Kameruner leiden, wir solche Wunden zu behandeln hatten, die den Frauen in grausamster Weise von ihren Männern beigebracht worden waren. So wurde z. B. erst kürzlich eine Frau, aus vielen Wunden blutend, von Bodimann hergebracht und in unseren Hof getragen. Mit dem Buschmesser war ihr Arm und Bein zerschlagen und mit einem Speer ihr Fuß durchbohrt. Dies war auch infolge eines solchen Falles geschehen, wo ein Mann seinem Freunde eine seiner Frauen abgetreten hatte und diese nachher, als er sie wieder zurückforderte, nicht herausgegeben wurde. Ihr erster Mann suchte sie nun zu entführen, und als sie ihm nicht ohne weiteres folgen wollte, so behandelte er sie in oben beschriebener Weise.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen von einem Familienleben keine Rede sein kann und wir haben besonders dieser

Verhältnisse wegen in unserer Missionsarbeit sehr viel darüber zu seufzen. Aber es wird das Christentum, jemehr es seine Macht dem Heidentum gegenüber entfaltet, auch hier Wandel schaffen. Im allgemeinen sind aber die Götzen- und Fetischdiener sehr darauf aus, besonders unter den entfernteren Volksstämmen, die Frauen von der Predigt des Evangeliums fernzuhalten. Sie wollen dieselben für ihre heidnischen Gebräuche und Greuelthaten in der Unwissenheit festhalten, denn bei den Tänzen und Totenfesten, wie bei ihrem ganzen Losango- (Fetisch-) Dienst, spielen die Frauen eine große Rolle. Da hat z. B. jedes Dorf in unmittelbarer Nähe zur Ausübung der lasterhaften und unzüchtigen Fetischgebräuche einen besonderen Platz. Derselbe ist rund, mißt etwa 25 Meter im Durchmesser und ist hoch umzäunt. Ein gleicher, doch meistens etwas kleinerer Platz, ist dicht daneben und mit dem großen durch einen kleinen Schlupfwinkel verbunden. Auf diesen Plätzen werden viele Nächte zugebracht und die schändlichsten Dinge verübt. Wenn nun der Missionar auf seinen Predigtreisen in den Dörfern erscheint, so kommen die Männer jung und alt sogleich herbei, um seiner Rede zuzuhören; fragt er aber: „wo bleiben die Frauen?“ so heißt es, die seien zu dumm und verstünden nichts, oder auch: das Gottespalaver sei nur für die Männer. Da geht man denn selbst in die Häuser hinein und holt die Weiber herbei und sagt ihnen, daß auch ihnen die Botschaft gelte, wie sie nach Gottes Willen zu einem ganz anderen Leben und Wandel bestimmt und vor ihm viel mehr als 1000 Mark wert seien; wie Gott seinen Sohn für sie in den Tod gegeben und sie erlöset und gerettet habe aus den Banden der Finsternis und der Sünde, und daß sie sich nun samt den Männern bekehren sollen von ihrem bösen und heidnischen Wesen zu dem lebendigen Gott ꝛc. Es kommt sogar vor, daß selbst Männer, die schon mehr mit dem Evangelium bekannt geworden sind, vielleicht auch im Taufunterricht stehen oder gar schon getauft sind, sich sehr wundern, wenn der Missionar fordert, daß sie nun auch ihre Frauen in die Predigt bringen sollen und daß diese denselben Anspruch auf die ewige Seligkeit haben.

Die Polygamie bereitet uns deshalb auch die größten Schwierigkeiten in der Kamerun-Mission. Meldet sich ein älterer Mann zur Taufe, so ist eine unserer ersten Fragen: „Wie viele Frauen hast du?“ und nur selten heißt es dann „eine“, sondern etwa:

3, 4, ja 8, 10 oder 12 ꝛc. Und wenn sie nun willig sind, solche aufzugeben, so soll diesen Frauen doch auch Gerechtigkeit widerfahren. Meistens werden sie an Angehörige und Verwandte oder dorthin, woher sie gekommen sind, abgegeben. In vielen Fällen aber ist die Vielweiberei das Hindernis, um deswillen besonders ältere Männer nicht zum Christentum durchdringen, eben weil sie ihre zahlreichen Frauen nicht aufgeben wollen; denn nicht nur steckt ein großes Kapital in denselben, sondern es ist auch Ansehen und Einfluß damit verbunden.

Besonders traurig aber ist es für uns, zu sehen, wie unsere Christen noch unter diesen unglücklichen Verhältnissen stehen, so z. B. wenn einer der Angestellten Frau und Kinder hat, über die vielleicht ein reicher Händler und Polygamist als Eigentümer verfügt. Ein Mann, der in früheren Jahren Christ und in der baptistischen Mission als Lehrer angestellt war, hatte eine Christin Namens „Ko“ zur Frau. Dieser wurde s. Z. wegen eines Vergehens seines Amtes entsetzt und aus der Gemeinde ausgeschlossen, und weil er von dem betretenen Wege nicht lassen wollte und ihm seine Frau Ko als Christin auch unbequem war, so trat er sie einem Christen, Andr. Mbunya ab, dem sie auch christlich angetraut wurde. Mbunya wurde später als Hilfskatechist in unsere Dienste genommen. Er führte mit seiner Ko ein nettes Familienleben, und Gott schenkte ihnen zwei Kinder, wovon das eine jetzt ein fünfjähriges, das andere ein etwa dreizehnjähriges Mädchen ist. Beide Eheleute sind darin einig, ja es ist ihnen ein Herzensanliegen, ihre Töchter nicht zu verkaufen, sondern daß sie nach göttlicher Ordnung später einem christlichen Manne angetraut werden möchten. Aber Daniel Bell, Kos ehemaliger Gatte, macht nun nach Landessitte Gebrauch von seinem Recht und beansprucht nicht nur die Ko, sondern auch die beiden Töchter. Da Bell das Christentum von früher her ein wenig kennt, so versuchte ich ihn zu bewegen, dieses christliche Familienverhältnis als solches nicht zu zerstören; er solle doch sein früheres Versprechen halten und mit seinen zwölf Weibern und den vielen Kindern zufrieden sein; jedenfalls aber solle er nur für die Ko allein eine Bezahlung fordern, nicht aber auch für die beiden Töchter. Aber trotz aller Vorstellung und Appellation an sein christliches Gefühl, die ihn bis zu Thränen rührte, blieb er doch dabei, daß Ko und ihre

beiden Töchter ihm gehören und daß er sie verkaufen werde; nur habe Mbunya als Gatte und Vater das erste Kaufrecht. —

Ein anderes Beispiel: Ein Mann hinterließ nach seinem Tode eine Anzahl Frauen, über die nun der Bruder des Verstorbenen verfügte. Eine dieser Frauen, welche Kinder hatte, wurde ohne dieselben einem jungen Manne, Namens Walther Dikundu, in Bonaberi übergeben. Sie besuchte nun mit ihrem Manne stets unsere Gottesdienste und konnte zu Weihnachten 1891 getauft werden. Ihr Mann, Dikundu, mußte von der Taufe zurückstehen, weil er sich einer zweiten jüngeren Frau immer noch nicht entledigt hatte. Endlich, als dies geschehen und seine Taufe bevorstand, wünschte er nun auch mit seiner Frau christlich getraut zu werden. Unterdessen war aber ihr ältester Sohn aus erster Ehe erwachsen und steht bei den Baptisten als Lehrer im Dienst. Dieser sagte nun seinem Onkel, daß er jetzt groß sei und über seine Mutter zu verfügen habe. Er ging auch soweit, die christliche Eheschließung seiner Mutter mit Dikundu zu hintertreiben und zwar ohne Zweifel in erster Linie nur, um auf diese Weise der Basler Gemeinde wieder ein Glied entführen zu können. Dikundu wollte seine Frau teuer erwerben; aber als er eines Tages nicht zu Hause war, wurden ihm zuerst seine beiden Kinder weggeholt und nachher auch seine Frau. So wurde ein christliches Familienleben zu unserm großen Schmerz zerstört, ohne daß wir es hindern konnten.

Um noch zu zeigen, wie die Frauen verkauft oder erworben werden, führe ich ein Beispiel aus unserem eigenen Hause an. Wir hatten unter unseren Hausbewohnern ein hübsches, etwa 15jähriges Mädchen, und weil dieses etwas gelernt hatte, so wandten sich vieler Augen auf dasselbe. Besonders unsere jungen Lehrer haben den Wunsch, solche Frauen zu bekommen, die einigermaßen erzogen sind. Wir waren nun sehr erfreut, als einer unserer Lehrer von der Mangamba-Station dieses Mädchen erwarb; er zahlte ihrem Großvater zunächst etwa 400 Mark, worauf er durch ein Festessen als Bräutigam anerkannt wurde. Unser Mädchen jedoch schien wenig beglückt zu sein, denn so oft ihr Verlobter kam und sie gerufen wurde, nach Hause zu kommen, weinte sie und versteckte sich in unserem Hause oder auch im Wald. Und wenn sie meine Frau fragte, weshalb sie weine, während sie

doch Ursache habe sich zu freuen, indem ihr Mann Christ und Lehrer in der Mission sei, so antwortete sie: sie könne ihn nicht lieben, sondern sie möchte die Frau jenes baptistischen Lehrers werden, der sich schon lange um sie bemühte. Und siehe da, eines Tages kam dieser zu ihrem Großvater und konnte den Kauf rückgängig machen, indem er sagte, der Mangamba-Lehrer sei doch nicht im stande, die volle Bezahlung zu leisten; er dagegen habe alles bereit. Das gefiel natürlich dem Alten. Und bald darauf kam der Baptist mit einem großen Kanu vorgefahren und brachte die volle Bezahlung in Pulver, Gewehr, Zeugen, Buschmessern 2c. Nun war unser Mädchen dessen Braut. —

Gegenüber diesem heidnischen Frauen- und Familienleben haben wir nun aber doch schon eine ganze Anzahl christlicher Familien, die unserer Gemeinde einen Halt und ihrer heidnischen Umgebung ein gutes Beispiel geben. Wir haben liebliche Erfahrungen machen dürfen, daß viele unserer Frauen durch ihren frommen und stillen Wandel dem Herrn Ehre machen. Auch suchen sie mitzuhelfen, daß andere zum Herrn gebracht werden. Hiezu sind besonders die Frauengebetsstunden am Donnerstag Abend angethan. Auch in ihrer äußeren Erscheinung zeichnen sie sich durch eine schlichte Kleidung aus Kattun vor den Heiden aus.

Wir haben also viel Ursache, uns über unser Werk in Kamerun zu freuen; denn wir dürfen sehen, wie sich der Herr zu demselben bekennt und daß unsere Gemeinden unter dem Einfluß des Geistes Gottes stehen.

---

# Missions-Zeitung.

## a) Rundschau.

### Japan.

Ein drittel Jahrhundert liegt nun hinter der evangelischen Mission Japans und es ist nicht ganz uninteressant, bei dieser Gelegenheit einen kurzen Rückblick auf die hervorragendsten Episoden der Missionsgeschichte Japans, soweit dies der enge Rahmen unserer Rundschau gestattet, dem Leser vorzuführen, sowie den gegenwärtigen Stand der Mission und die Stellung Japans zu derselben zu skizzieren.

Während sich das japanische Reich aus einer Unzahl von Inseln zusammensetzt, die sich in einem weiten Bogen von der Amurmündung bis zur Spitze von Korea und darüber hinaus hinziehen, so kommen doch hinsichtlich der Größe, Bevölkerung und Geschichte eigentlich nur die vier größten Inseln in Betracht und zwar: das in der Mitte liegende langgestreckte Hondo, südlich davon Kiuschiu und Schikoku, und das nördliche unzivilisierte Jezo. Ersteres, Hondo, wurde früher vielfach Nippon genannt, womit aber der Japaner das ganze Reich als das Land des „Sonnenaufgangs“ bezeichnet. Nach der letzten Volkszählung von 1890 beläuft sich die gesamte Bevölkerung desselben auf mehr als 40 Millionen mit vorwiegend einer Sprache. Diese starke Bevölkerung des verhältnismäßig kleinen Reiches, das etwa die Größe von Italien hat, bringt es mit sich, daß das Land eine ungewöhnlich große Anzahl von Großstädten aufweist, in denen sich eine zahlreiche Einwohnerschaft zusammendrängt. So hat die Hauptstadt Tokio über eine Million Einwohner, Osaka fast eine halbe Million, Kioto über eine Viertelmillion. Nagoya, Yokohama und Kobe differieren zwischen 150 000 und 115 000; sieben Städte haben eine Bevölkerung von 50 000 bis 100 000 und siebzehn eine solche von 30 000 bis 50 000. Etwa die Hälfte aller Einwohner des Landes treiben Ackerbau.

Wenn man vom Schamanismus der Ainos, eines kleinen Völkleins auf der Insel Jezo, absieht, so sind es zwei Religionen: der Schintoismus, ein Ahnen- und Heroendienst, und der im Jahr 552 n. Chr. von Korea her eingedrungene Buddhismus, die in Japan dem Christentum gegenüberstehen. Beide weisen noch heute eine erstaunlich große Anzahl von Kultusstätten mit unzähligen Priestern auf. So zählte man im Jahr 1887 allein gegen 200 000 Schintotempel mit 58 000 Priestern, und ungefähr 80 000 buddhistische Tempel und Heiligtümer mit 70 000 Priestern und Mönchen.

Das Christentum fand in Japan schon vor mehr als 300 Jahren Eingang durch die katholische Mission. Im Jahr 1549 landete hier der Jesuit Franz Xaver, der indes wenig Eingang fand und deshalb drei Jahre später entmutigt das Land wieder verließ und sich nach China wandte. Aber andere Missionare folgten, denen es bald gelang, größere Gemeinden zu gründen. Verschiedene Orden teilten sich in die Arbeit und mit Hilfe der Großen des Landes, wobei man sich nicht scheute, im Geiste der Inquisition mit Feuer und Schwert zu missionieren, wurde der Katholizismus in ganz Japan in erstaunlich kurzer Zeit gepflanzt. Ueberall erhoben sich christliche Kapellen und Kreuze, wie zuvor die zahlreichen Heiligtümer des Buddhismus. Letzteren, der bei seiner Verwandtschaft mit dem Ka-

tholizismus den Uebergang außerordentlich leicht machte, suchte man durch äußeren Pomp noch zu überbieten. Schon im Jahre 1581 gab es in Japan 200 Kirchen und 150 000 eingeborene Christen. Ja, zur Zeit der höchsten Blüte zählte die katholische Mission nach ihren eigenen Angaben, die wohl etwas übertrieben sind, 600 000 Bekehrte. Aber die Sache hatte keinen langen Bestand, sondern sie teilte das Los so mancher katholischen Missionspflanzung, die unter der Gunst der politischen Verhältnisse oder in ungeistlicher Weise angelegt, schließlich wieder dem Untergang anheimfiel. Im Jahr 1614 brach ein Sturm über sie herein, der sie vollständig vernichtete. Schon 1587 wurde das erste Verbannungsdekret gegen alle fremden Lehrer erlassen und da die Christen bei den ausbrechenden Verfolgungen da und dort zu den Waffen griffen und für ihren Glauben stritten, so wurde 1606 die Ausübung der christlichen Religion nachdrücklich verboten. Man fügte sich äußerlich, aber im geheimen blieben die Christen ihrem Bekenntnis treu. Als dann aber spanische Franziskaner das Volk zum Widerstand gegen die Obrigkeit verleiteten und eine Verschwörung zur Unterwerfung Japans unter europäische Herrschaft entdeckt wurde, da brach eine neue und heftigere Verfolgung aus. 139 Missionare wurden 1614 auf die Schiffe gepackt und mit Gewalt aus dem Lande entfernt. Allen Christen wurde der Tod gedroht und auf die Entdeckung solcher ein Preis ausgesetzt. Jeder Japaner mußte zur Probe des Gehorsams das Kreuz mit Füßen treten oder er wurde zum Tode abgeführt. Tausende verließen das Land, andere erlitten standhaft den qualvollsten Tod. Endlich erhoben sich 1637 die Christen zu Tausenden, griffen zu den Waffen und besetzten die Feste Schimbari. Mit Hilfe holländischer Kanonen wurde diese von den Regierungstruppen erobert und in der darauffolgenden Metzelei fielen 37 000 Christen. Alle Reste der fremden Religion wurden nun vernichtet und auf allen Straßen, an jeder Fähre, an jedem Bergpaß erinnerten Gesetzestafeln an die Strafbestimmungen, welche die Anhänger der „bösen Sekte“ treffen sollten. Durch ganz Japan wurde fortan der Name Christ nur mit Abscheu genannt und galt als der Inbegriff aller Verwerflichkeit. Für das Ausland aber blieb Japan von da an bis in die Mitte unseres Jahrhunderts herein verschlossen.

Da dampfte am 7. Juli 1853 eine amerikanische Flotte unter dem Kommodore Perry in die Bucht von Jedo. Er kam nicht in kriegerischer Absicht, sondern verlangte nur die Oeffnung einiger Häfen für notleidende Schiffe. Im Februar 1854 holte er sich die Antwort und ein Vertrag kam zu stande. Später wurde auch ein solcher mit England abgeschlossen. Japan öffnete sich damit dem Auslande und eine neue Zeit, ein Umschwung in den Verhältnissen trat dadurch ein.

Mit der Eröffnung des Landes stellten sich auch alsbald Missionare ein — französische, um den Katholizismus zu erneuern, amerikanische, um das Evangelium zu verkündigen. Die ersten protestantischen Missionare gehörten der amerikanisch-bischöflichen Kirche an, die sich am 21. Mai 1859 in Nagasaki niederließen. Im gleichen Jahr erschienen auch der Presbyterianer Dr. Hepburn, ein Arzt, und zwei Missionare (Dr. Brown und Dr. Verbeck) der reformierten Kirche Amerikas. In kurzen Zwischenräumen folgten ihnen noch andere Arbeiter aus Europa und Amerika. So trat 1869 die englisch-kirchliche Mission in die Arbeit ein, der noch zwei weitere bischöfliche Gesellschaften Englands folgten. Dazu kamen die nördlichen und südlichen Presbyterianer Nordamerikas, sowie die Unierten Presbyterianer Schottlands. Die Kongregationalisten waren durch den amerikanischen Board und die bischöflich-methodistische Mission durch fünf verschiedene Zweige dieser amerikanischen Kirchengemeinschaft vertreten. Auch mehrere baptistische Kirchenkörper sandten Missionare, nachdem ihre ersten Arbeiter 1860 den Boden Japans betreten hatten. Ebenso stellten sich Quäker, Unitarier und Universalisten aus Amerika ein. Selbst die griechisch-katholische Kirche blieb nicht zurück. Außerdem begann die amerikanische und englische Bibelgesellschaft eine umfangreiche Thätigkeit. Später gesellten sich noch amerikanische Lutheraner, Skandinavier und eine amerikanische Frauenmission und sonstige kleinere Gesellschaften dazu. Deutschland ist seit 1885 durch den allgem. evang. protestantischen Missionsverein vertreten.

Die Mission in Japan läßt sich, was ihre Erfolge und Ausdehnung betrifft, in zwei Perioden unterscheiden. Die erste fällt in die Jahre 1859—1872. Sie war nur die Vorbereitungszeit für die späteren Jahre, in denen dann, von 1872 bis in die Gegenwart herein, die Ausbreitung des Christentums sich erst recht entfalten konnte. Im Augenblick ist ein gewisser Stillstand eingetreten, der sich als Reaktion geltend macht. Diese erstreckt sich auf weite Kreise und geht sowohl von der heidnisch-nationalen Partei, dem Schintoismus und Buddhismus, als auch zum Teil von der christlichen Kirche selbst aus. Jene, insonderheit der Buddhismus, sucht durch Reformbestrebungen eine Neubelebung und Erstarkung seiner veralteten und toten Religionsformen herbeizuführen, wobei das nationale Prinzip dem Schintoismus, der ehemaligen Staatsreligion, als Stützpunkt dienen muß; die nationale Idee ist es aber auch, die gegenwärtig viele christliche Kreise Japans ergriffen hat und sich das Ziel setzt, die Mithilfe und Leitung, sowie den Einfluß der Missionare als Fremden loszuwerden und selbst dem Christentum eine spezifisch japanische Form zu geben.

Während jener ersten Periode von 1859 bis 1872, die wir als die Zeit der Vorbereitung bezeichnet haben und in der Japan sich vom Alten loszuringen suchte und eine neue Aera, wie sie später durch den Sturz der bisherigen Staatsverfassung und des alten Feudalsystems herbeigeführt wurde, sich Bahn brach, war die Missionsarbeit noch durchaus keine freie und unbehinderte. Oeffentliche Predigten waren noch nicht erlaubt und die alten Strafbestimmungen gegen die christliche Religion bestanden noch in voller Kraft. Jeder Japaner fühlte sich in dieser Beziehung „wie von einer eisernen Hand, der Hand der Regierung, niedergehalten." Jedermann, auch Frau und Kind, mußte im Register eines Buddha- oder Schintotempels eingetragen sein. Die Missionsthätigkeit hatte sich vorerst noch auf ärztliche Praxis, auf Schul- und Uebersetzungsarbeiten zu beschränken. Erst 1872 wurden die Tafeln mit dem Verbot gegen das Christentum entfernt und gegen die Thätigkeit der Missionare drückte man ein Auge zu. Die erste Taufe eines Eingeborenen fand 1865 statt und auch da erst, als sich der betreffende auf dem Sterbebett befand.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse, als nach der politischen Umwälzung von 1868 der frühere Scheinherrscher, der Mikado, zur wirklichen Herrschaft und politischen Bedeutung gelangte. Da brach eine neue Zeit an, die sich zunächst dadurch kennzeichnete, daß Japan den Widerstand gegen die von der Regierung angestrebten Reformen zu beseitigen wußte. Nun „brauste wie durch eine geöffnete Schleuse der Strom europäischer Kultur in das Land herein, um in plötzlichem Wechsel die alten Institutionen des Ostens durch die der westlichen, christlichen Völker zu ersetzen." Eisenbahnen wurden gebaut, Telegraphen errichtet, Japan trat dem Weltpostverein bei, das Land wurde vermessen und die verschiedensten Industriezweige fanden Eingang. Vor allen Dingen kam man auch dem Drang nach Bildung entgegen, indem man binnen wenigen Jahren tausende von Schulen errichtete und den Unterricht zum Gemeingut des Volkes zu machen suchte. Wissensdurstige Japaner suchten im Ausland, vornehmlich in Amerika, sich eine abendländische Bildung zu erwerben. Das Militärwesen wurde umgeschaffen und allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Schließlich wurde auch 1884 die Religion freigegeben.

Auch die Missionare, deren Zahl von Jahr zu Jahr vermehrt wurde, hatten nun freiere Hand und waren nicht im mindesten am Predigen und Lehren gehindert. Nur hinsichtlich der Reisen ins Innere blieben noch Beschränkungen bestehen, die aber durch leicht erhältliche Pässe umgangen werden konnten. Wurde auch trotz der Einführung der abendländischen Kultur das Christentum in keinerlei

Weise direkt von oben begünstigt, indem der Reformpartei ein religionsloser Staat als Ideal vorschwebte, so regte sich doch im Volke selbst ein Verlangen nach den geistigen Gütern der westlichen Kulturländer und führte immer größere Scharen den Verkündigern des Evangeliums zu.

Es war am 10. März 1872, daß die erste christliche Gemeinde in Yokohama gegründet wurde. Sie bestand damals nur aus elf Gliedern mit einem Aeltesten und einem Diakon. Das war der kleine Anfang, der Grundstock zu der heute nach Tausenden zählenden christlichen Kirche Japans. Im Jahr 1879 waren es bereits 2965 Kirchenglieder und 1888 nicht weniger als 23544. Der letzte Census von 1892 (nach Loomis) führt deren 35534 auf, wobei zu bemerken ist, daß in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts die Zunahme um ein Drittel geringer war als in der ersten Hälfte desselben. Mit Eifer warfen sich die Missionare von 1874 ab auf die Uebersetzung der heil. Schrift und vollendeten dieselbe 1887 nach dreizehnjähriger Arbeit.

Das Bedürfnis nach Vereinigung führte auch bald zu einem kirchlichen Zusammenschluß. Im Jahr 1877 vereinigten sich die Gemeinden des presbyterianischen Typus zu einer Körperschaft unter dem Titel: „Die Vereinigte Kirche Christi.“ Dieser Union, die zunächst durch den Zusammenschluß der amerikanischen Presbyterianer, der schottischen Unierten Presbyterianer und der reformierten Kirche von Amerika gebildet wurde, traten später noch die südlichen Presbyterianer und die Gemeinden der (Deutsch-)Reformierten Amerikas bei. Diese Vereinigte Kirche, die jetzt 74 konstituierte Gemeinden mit 11190 Mitgliedern zählt, ist vollständig presbyterianisch organisiert. Eine Generalsynode, die alle zwei Jahre zusammentritt, steht als oberste Instanz über den Distrikts- und Gemeindepresbyterien.

Dem Vorgang der Presbyterianer sind dann später 1886 die Bischöflichen gefolgt, deren 71 Gemeinden jetzt 4366 Kirchenglieder zählen. Auch sonst finden sich noch einige Vereinigungen, die alle davon Zeugnis ablegen, daß die japanischen Christengemeinden einen starken Zug nach kirchlicher Selbständigkeit haben, ein Zug, der im Gefühle eines hohen Nationalbewußtseins neuerdings so weit geht, daß man auch der Missionare und ihrer Leitung nicht mehr nötig zu haben meint. Immerhin ist anzuerkennen, daß die japanischen Gemeinden sichs von vornherein angelegen sein ließen, die Kosten ihrer kirchlichen Einrichtungen möglichst selbst aufzubringen und so eine finanzielle Selbständigkeit zu erlangen.

Besondere Aufmerksamkeit wurde auch der Ausbildung eingeborner Pastoren gewidmet, wie man es denn auch an Errichtung

von **höheren Schulen** nicht fehlen ließ. Es geschah dies nicht allein von seiten der verschiedenen Missionsgesellschaften, sondern es haben sich auch einzelne christliche Japaner auf diesem Gebiet höchst verdient gemacht, so z. B. der bekannte Nisima mit seiner christlichen Hochschule in Kioto (Miss. Mag. S. 316 ff.). Die Zahl aller Theologie Studierenden betrug im Jahr 1892 359, die der eingeborenen Geistlichen 233. Ebenso ist für die Erziehung des **weiblichen Geschlechts**, das in Japan eine höhere Stellung einnimmt als in China, bis jetzt viel gethan worden und eine große Anzahl von eingeborenen Lehrerinnen und Bibelfrauen sind dadurch gewonnen und in Dienst gestellt worden.

Nicht minder bediente man sich in steigendem Maße der **Presse**. Durch zahllose Traktate und christliche Zeitschriften wird bis heute auf das christliche Gemeindeleben, wie auf die noch außerhalb desselben stehende Bevölkerung eingewirkt.

So überwältigend aber auch die Resultate sind, die das Missionswerk in Japan innerhalb von nur zwei Jahrzehnten aufzuweisen hat, so haben sich doch die hoffnungsvollen Aussichten der früheren Jahre in der letzten Zeit sehr getrübt. Ein Vergleich mit der Lage von heute und ehedem läßt dies nur zu klar erkennen. Noch vor wenigen Jahren — so läßt sich ein amerikanischer Missionar (in Church at home etc.) hören — befand sich die Mission in Japan im Fahrwasser eines allgemeinen Erfolges. Die früheren Schwierigkeiten und Hindernisse waren überwunden, die ehemaligen Antipathien gegen die christliche Religion waren im großen und ganzen verschwunden; die Gegner wagten keinen offenen Widerstand mehr. Die Flut der hereinströmenden Civilisation des Westens schien alles hinweggeschwemmt zu haben und der Sieg des Christentums schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Beamten und hohen Standespersonen lag es daran, daß ihre Söhne den christlichen Glauben annahmen. Staatsmänner erörterten bereits die Frage wegen der Proklamation des Christentums als Staatsreligion und spornten die Missionare zu direkterer Evangelisation an. Der Konfucianismus schien so gut wie überwunden zu sein; der Buddhismus sah seine Sache für verloren an; die Schintoreligion bestand sozusagen nur noch dem Namen nach. Die Priester derselben hatten so sehr den Mut verloren, daß viele derselben ein geistliches Amt in der christlichen Kirche suchten. Den Predigten und Vorträgen pflegten große Volksmassen zuzuhören und religiöse Bücher fanden den besten Absatz. Natürlich waren die Christen angesichts dieser Verhältnisse voll guter Zuversicht und viele meinten, daß Japan in einem Jahrzehnt christianisiert sein werde. Das hob ihr Selbstbewußtsein in nicht geringem

Grade und sie ersahen in der kirchlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit den Weg zu einer rascheren Ausbreitung und Entwicklung ihrer Kirche. Diese sollte auch, um die Lage mehr und mehr zu beherrschen, dazu geführt werden, alle verschiedenen Kirchengemeinschaften in sich zu vereinigen. Abgesehen davon, daß die Missionare die Mithilfe von ihrer Seite nicht wie die Japaner für überflüssig erachteten, standen sie doch im ganzen diesen Selbständigkeitsbestrebungen und kirchlichen Vereinigungen sympathisch gegenüber.

Heute ist die Sachlage leider eine ganz andere. Das Volk drängt sich nicht mehr zu den religiösen Versammlungen; der Verkauf von Bibeln und christlichen Büchern hat bedeutend abgenommen; die religiösen Fragen üben keine allgemeine Anziehungskraft aus; kein Staatsmann träumt mehr von der Einführung des Christentums als Staatsreligion;*) manche Politiker finden es im Gegenteil für angebrachter, als Gegner desselben zu erscheinen. Den Buddhisten ist wieder der Mut gewachsen und sie regen sich mehr als je zuvor; selbst der alte Schintoismus muß seinen Anhängern als Mittelpunkt der Opposition dienen, indem sie sich als die wahren Patrioten und loyalen Verehrer des Kaisers ausgeben.

Die Christen haben infolge dessen ihre hohen Erwartungen sehr herabstimmen müssen und die eingeborne Geistlichkeit beginnt zu fühlen, daß, nachdem sie einen Teil der Leitung selbständig in die Hand bekommen hat, doch nicht in der Lage ist, ohne die Mitwirkung der Missionare die japanische Kirche dem Ziele entgegenzuführen, das ihnen vorschwebt. Selbst die Missionare sind sehr ernüchtert und sehen das Missionswerk in Japan nicht mehr so ideal an wie ehedem. Sie haben erkennen müssen, daß auch hier der Mission die mit dem Kommen des Reiches Gottes verbundenen Schwierigkeiten nicht erspart bleiben können und daß zu diesen noch manche hinzukommen, die dem japanischen Arbeitsfelde eigen sind. Wenn jetzt die Missionare von einer Zeit sprechen, da Japan ihrer nicht mehr bedürfe, so geschieht es in dem Sinn, daß sie den Zeitpunkt kommen sehen, da das nationale Selbstbewußtsein ihre Anwesenheit einfach nicht mehr dulden wird.

In dem Grade, daß sich die äußeren Verhältnisse und Aussichten verändert haben, erwachsen nun auch der Kirche Japans ganz neue Aufgaben. Es handelt sich zur Zeit nicht um die Evangelisation im allgemeinen, sondern um die Erziehung und Pflege ihrer Glieder. Auch eine Belebung derselben thut dringend not, denn vielen ist das Interesse für das, was die Kirche bietet, abhanden

*) Das wäre wohl auch kaum ein Segen für die christliche Kirche Japans. D. H.

von höheren Schulen nicht fehlen ließ. Es geschah dies nicht allein von seiten der verschiedenen Missionsgesellschaften, sondern es haben sich auch einzelne christliche Japaner auf diesem Gebiet höchst verdient gemacht, so z. B. der bekannte Nisima mit seiner christlichen Hochschule in Kioto (Miss.Mag. S. 316 ff.). Die Zahl aller Theologie Studierenden betrug im Jahr 1892 359, die der eingeborenen Geistlichen 233. Ebenso ist für die Erziehung des weiblichen Geschlechts, das in Japan eine höhere Stellung einnimmt als in China, bis jetzt viel gethan worden und eine große Anzahl von eingeborenen Lehrerinnen und Bibelfrauen sind dadurch gewonnen und in Dienst gestellt worden.

Nicht minder bediente man sich in steigendem Maße der Presse. Durch zahllose Traktate und christliche Zeitschriften wird bis heute auf das christliche Gemeindeleben, wie auf die noch außerhalb desselben stehende Bevölkerung eingewirkt.

So überwältigend aber auch die Resultate sind, die das Missionswerk in Japan innerhalb von nur zwei Jahrzehnten aufzuweisen hat, so haben sich doch die hoffnungsvollen Aussichten der früheren Jahre in der letzten Zeit sehr getrübt. Ein Vergleich mit der Lage von heute und ehedem läßt dies nur zu klar erkennen. Noch vor wenigen Jahren — so läßt sich ein amerikanischer Missionar (in Church at home etc.) hören — befand sich die Mission in Japan im Fahrwasser eines allgemeinen Erfolges. Die früheren Schwierigkeiten und Hindernisse waren überwunden, die ehemaligen Antipathien gegen die christliche Religion waren im großen und ganzen verschwunden; die Gegner wagten keinen offenen Widerstand mehr. Die Flut der hereinströmenden Civilisation des Westens schien alles hinweggeschwemmt zu haben und der Sieg des Christentums schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Beamten und hohen Standespersonen lag es daran, daß ihre Söhne den christlichen Glauben annahmen. Staatsmänner erörterten bereits die Frage wegen der Proklamation des Christentums als Staatsreligion und spornten die Missionare zu direkterer Evangelisation an. Der Konfucianismus schien so gut wie überwunden zu sein; der Buddhismus sah seine Sache für verloren an; die Schintoreligion bestand sozusagen nur noch dem Namen nach. Die Priester derselben hatten so sehr den Mut verloren, daß viele derselben ein geistliches Amt in der christlichen Kirche suchten. Den Predigten und Vorträgen pflegten große Volksmassen zuzuhören und religiöse Bücher fanden den besten Absatz. Natürlich waren die Christen angesichts dieser Verhältnisse voll guter Zuversicht und viele meinten, daß Japan in einem Jahrzehnt christianisiert sein werde. Das hob ihr Selbstbewußtsein in nicht geringem

Grade und sie ersahen in der kirchlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit den Weg zu einer rascheren Ausbreitung und Entwicklung ihrer Kirche. Diese sollte auch, um die Lage mehr und mehr zu beherrschen, dazu geführt werden, alle verschiedenen Kirchengemeinschaften in sich zu vereinigen. Abgesehen davon, daß die Missionare die Mithilfe von ihrer Seite nicht wie die Japaner für überflüssig erachteten, standen sie doch im ganzen diesen Selbständigkeitsbestrebungen und kirchlichen Vereinigungen sympathisch gegenüber.

Heute ist die Sachlage leider eine ganz andere. Das Volk drängt sich nicht mehr zu den religiösen Versammlungen; der Verkauf von Bibeln und christlichen Büchern hat bedeutend abgenommen; die religiösen Fragen üben keine allgemeine Anziehungskraft aus; kein Staatsmann träumt mehr von der Einführung des Christentums als Staatsreligion;*) manche Politiker finden es im Gegenteil für angebrachter, als Gegner desselben zu erscheinen. Den Buddhisten ist wieder der Mut gewachsen und sie regen sich mehr als je zuvor; selbst der alte Schintoismus muß seinen Anhängern als Mittelpunkt der Opposition dienen, indem sie sich als die wahren Patrioten und loyalen Verehrer des Kaisers ausgeben.

Die Christen haben infolge dessen ihre hohen Erwartungen sehr herabstimmen müssen und die eingeborne Geistlichkeit beginnt zu fühlen, daß, nachdem sie einen Teil der Leitung selbständig in die Hand bekommen hat, doch nicht in der Lage ist, ohne die Mitwirkung der Missionare die japanische Kirche dem Ziele entgegenzuführen, das ihnen vorschwebt. Selbst die Missionare sind sehr ernüchtert und sehen das Missionswerk in Japan nicht mehr so ideal an wie ehedem. Sie haben erkennen müssen, daß auch hier der Mission die mit dem Kommen des Reiches Gottes verbundenen Schwierigkeiten nicht erspart bleiben können und daß zu diesen noch manche hinzukommen, die dem japanischen Arbeitsfelde eigen sind. Wenn jetzt die Missionare von einer Zeit sprechen, da Japan ihrer nicht mehr bedürfe, so geschieht es in dem Sinn, daß sie den Zeitpunkt kommen sehen, da das nationale Selbstbewußtsein ihre Anwesenheit einfach nicht mehr dulden wird.

In dem Grade, daß sich die äußeren Verhältnisse und Aussichten verändert haben, erwachsen nun auch der Kirche Japans ganz neue Aufgaben. Es handelt sich zur Zeit nicht um die Evangelisation im allgemeinen, sondern um die Erziehung und Pflege ihrer Glieder. Auch eine Belebung derselben thut dringend not, denn vielen ist das Interesse für das, was die Kirche bietet, abhanden

*) Das wäre wohl auch kaum ein Segen für die christliche Kirche Japans. D. H.

der größten Moschee in Bombay befindet und in der die Mohammedaner eben zum Gebet versammelt waren. Da die Hindus ihren Spektakel nicht einstellten, so griffen die wütenden Muselmänner den Tempel an. Das war das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr in der ganzen Stadt. Ein erbitterter Kampf entspann sich, bei welchem etwa 200 000 Mohammedaner nicht weniger als 450 000 Hindus gegenüberstanden und wobei viele erschlagen, noch mehr verwundet, Moscheen und Pagoden entweiht und zerstört, Läden geplündert wurden. Erst durch das Eingreifen mehrerer Regimenter englischer Infanterie und Kavallerie, die auf die Massen feuerten und dieselben auseinandersprengten, gelang es, die Ruhe herzustellen. Etwa 100 Tote und zahllose Verwundete blieben auf dem Platze. Gegen 2000 Hindus und Mohammedaner sollen gefänglich eingezogen sein.

**China.** Dr. Mateer berechnet, daß in China jährlich jede Familie durchschnittlich anderthalb Dollar (6 Mk.) für den Ahnendienst ausgiebt. Davon entfallen mindestens zwei Drittel der Ausgaben auf das papierne Geld, das für die Verstorbenen verbrannt wird. Da es nun in China etwa 80 Mill. Familien giebt, so beläuft sich die Summe für dasselbe auf 80 Mill. Dollar. Rechnet man noch dazu, was den Götzen an Papiergeld geopfert wird, so betragen die jährlichen Ausgaben Chinas allein für papiernes Geld, die der Götzendienst verschlingt, nicht weniger als 130 Mill. Dollar oder 520 Mill. Mark.

**Uganda.** Zugleich mit Sir G. Portal hat auch Bischof Tucker Uganda verlassen und ist an die Küste zurückgekehrt. Vor seiner Abreise ernannte er Miss. Walker zum Archidiakonus von Uganda.

Der Aufstand, womit die mohammedanische Partei Uganda bedrohte, ist noch rechtzeitig durch den britischen Residenten, Kapitän Macdonald, der die Christen beider Konfessionen gegen den gemeinsamen Feind vereinigte, unterdrückt worden, so daß Sir G. Portal nicht mehr nötig hatte, nach Uganda zurückzukehren.

**Todesfälle.** Nach einem Telegramm vom 22. August ist Miss. W. Treinies ertrunken, nachdem er der Norddeutschen Mission auf der Sklavenküste über zwei Jahre als Bauhandwerker treue Dienste geleistet hatte. Er befand sich auf der Rückreise nach Europa und wollte vom Dampfer aus die Basler Brüder in Ada (Goldküste) besuchen, wobei er auf der Ueberfahrt sein Leben in der Brandung verlor. Sein Leichnam wurde zwei Tage später ans Land geschwemmt.

Ebenso ist der Barmer Missionsgesellschaft die Nachricht zugekommen, daß Miss. Arff in Deutsch-Neuguinea am Malariafieber gestorben ist. Das zehnte Grab der Rheinischen Mission auf Neu-Guinea!





Missionar van der Kemp unter den Kaffern.

# Ein Hilferuf für Kamerun.

Ansprache von Miss. H. Bohner.

Kommt herüber nach Kamerun und helft uns! So, liebe Missionsfreunde, möchte ich heute den Ruf des macedonischen Mannes für mich in Anspruch nehmen. Es drängen mich hiezu dieselben Gründe wie ihn, und ich möchte deshalb wünschen, auch das gleiche Gehör zu finden.

Es bedarf wohl keiner Beweisführung, daß es nicht ein bewußtes Heilsverlangen der Macedonier war, dem durch das Gesicht Ausdruck verliehen wurde, sondern es war vielmehr in erster Linie die Gesamtnot des heidnischen Europas. Diese rührte das Herz Gottes wie seiner Zeit die Drangsal der Kinder Israel in Aegypten. Und wie er dort, ohne daß die Kinder Israel darum wußten, einem Mose erschien und ihn als Retter sandte, so hier den Apostel Paulus. Dabei kam wohl noch ein anderes in Betracht. Gott kannte auch die Lydia und den Kerkermeister von Philippi mit ihren Familien, die Beroenser und andere, die ihre Herzen durch seine vorlaufende Gnade für die Aufnahme der Heilsbotschaft hatten zubereiten lassen, was vielleicht bei den Völkern Asiens, zu denen sich Paulus zuerst wenden wollte, nicht so der Fall war.

Auch mich drängen zunächst die gleichen Gründe, so für Kamerun um Hilfe zu rufen. Einerseits ist es die dortige heidnische Not und andererseits die Bereitwilligkeit, mit der das Evangelium in Kamerun aufgenommen wird. Wenn ich aber von Kamerun rede, so meine ich damit nicht nur das Duala-Völklein, das am Ausfluß des sogenannten Kamerunflusses wohnt, sondern ich verstehe darunter sämtliche Bewohner der Bucht von Biafra — vom Alt-Kalabarfluß im Westen an bis hinunter zum Kampofluß im Süden. Die ganze etwa 100 Stunden lange Meeresküste mit ihrem reichbevölkerten Inland habe ich im Auge.

Dieser große Länderstrich war bis vor einem Jahrzehnt der am meisten vernachlässigte Teil des schwarzen Erdteils. Während Südafrika und auch Nord- und Nordwestafrika schon längst bekannt sind und unter christlichem Einfluß stehen, während an der Gold- und Sklavenküste, trotz ihrer schlechten Verkehrswege, das Missionswerk sich bereits gegen 100 Stunden weit ins Innere hinein erstreckt und sogar Centralafrika uns durch Livingstone und Stanley nahegerückt und durch die Entdeckung des Kongolaufes zugänglich geworden sind, blieb Kamerun mit seinen vielen Völkerstämmen bis zur deutschen Besitzergreifung (1884) ein unbekanntes Gebiet. Die englische Baptisten-Mission, die seit Mitte der vierziger Jahre dort arbeitete, beschränkte ihre Thätigkeit so ziemlich auf den Dualastamm. Die mit einem Westindier besetzte Außenstation Bakundu im Inland war ein verlorener Posten und ohne Einfluß auf die Umgebung. Es kannten somit die Europäer dieses Land nicht einmal, was aber nicht viel zu bedeuten hätte, wenn dieser Umstand nicht zugleich in sich schlösse, daß die dortigen Völker in der dichtesten Finsternis des Heidentums dahinleben müßten.

Wenn du nach dem (Heidelberger) Katechismus bekennst, daß dein einiger Trost im Leben und im Sterben der ist, daß du dich mit Leib und Seele als ein Eigentum Jesu Christi weißt, der mit seinem teuren Blut für deine Sünden bezahlt und dich erlöset hat, der dich so bewahrt, daß ohne den Willen deines himmlischen Vaters kein Haar von deinem Haupte fallen kann und dich durch seinen heil. Geist des ewigen Lebens versichert — so hat der Heide von allem dem keine Ahnung. Er sieht sich vielmehr im Leben als Spielball finsterer, böser Mächte preisgegeben und im Tode steht er erst recht verlassen da. Und doch gehört auch er dem Heiland, der für die Kameruner so gut wie für uns gestorben ist.

Bei den Kamerunvölkern kann man sagen, daß bei ihren vielerlei Nöten ihr einiger Trost im Leben und Sterben der Mot'a ngambi ist. Das ist der Würfelmann, der Wahrsager, eine lichtscheue Persönlichkeit mit seinem schmutzigen Säckchen oder Körbchen, worin sich eine Anzahl von unansehnlichen Gegenständen befinden, die er sich im Walde zusammengelesen hat, meistens Dinge, auf die sonst niemand geachtet hätte. Zu diesem betrügerischen Mann, der — auch wenn er abseits wohnt — doch alle Streitigkeiten und Händel des Dorfes genau kennt, wandert der Kameruner

mit allen seinen Anliegen. Wird jemand schwer krank, oder stirbt ein Familienglied, verheert ein Trupp Elefanten einem Bauern seine Pflanzung, wirft ein Flußpferd einem Händler sein Fahrzeug um, zerreißt der Leopard einen einsamen Wanderer, oder fällt ein Krokodil oder ein Haifisch jemand beim Fisch- oder Krebsfang an, oder was sonst immer für ein Unglück geschehen mag, so weiß der heidnische Kameruner keinen andern Trost und Rat, als zum Würfelmann zu gehen, um durch ihn zu erfahren, welch geheimer Widersacher durch seine Zaubermittel dieses Unglück über ihn heraufbeschworen habe. Der Mot'a ngambi weiß Rat. Er schüttelt seinen schmutzigen Sack, horcht auf das Geräusch der Würfel, schüttelt wieder und wieder, bis er dieselben endlich auf ein Brett oder auf den Boden hinwirft und aus der Lage der Würfel mit klaren oder zweideutigen Worten — je nach den Umständen — den Namen des vermeintlichen Missethäters herausliest. Diesem wird dann entweder kurzweg der Prozeß gemacht, oder er muß sich vielleicht noch einem Gottesgericht unterziehen und den Giftbecher trinken. Das ist aber nur ein weiterer Betrug. Die nächste Folge hievon ist fast immer, daß ein Unschuldiger elend ums Leben gebracht oder empfindlich am Vermögen gestraft wird. Die weiteren Folgen aber sind einerseits tiefgehender Haß zwischen den Familien und deren Zersplitterung, anderseits gegenseitige Abschließung und Befehdung der einzelnen Stämme untereinander.*)

Wenn der Apostel Paulus den heidnischen Zustand u. and. mit den Worten beschreibt: „Wir wandelten in Bosheit und Neid und hasseten uns untereinander," so finden wir diesen Ausspruch bei den heidnischen Kamerunern aufs traurigste bestätigt. Und wenn „lieben und geliebt werden" schon der Himmel auf Erden ist, so ist das sicher beim „hassen und gehaßt werden" auch mit der Hölle der Fall. Diese Finsternis des Aberglaubens ist eine Macht,

*) Infolge derselben sind auch die Kamerun-Stämme ohne alle Kultur geblieben, wie sich denn an manchen andern Völkern sogar nachweisen läßt, daß durch die beständigen Kriege die Menschenfresserei unter ihnen aufkam. — Die gegenseitige Absperrung mußte auch notwendig das Vorwärtsdringen der europäischen Kultur unmöglich machen. So kommt es, daß, obwohl Kamerun längst ein europäischer Handelsplatz ist, man im Inland schon nach wenigen Tagereisen auf Stämme stößt, die infolge von Mangel an europäischen Zeugen genötigt sind, größtenteils bloß zu gehen.

die die Leute im Banne hält, ohne daß es ihre ausgesprochene Natur wäre, an den Greueln desselben eine besondere Befriedigung zu finden. Das müssen wir festhalten. Was für eine Macht hat nicht z. B. der Hexenwahn schon unter uns ausgeübt! Zu welchen Grausamkeiten hat er nicht in den vorigen Jahrhunderten die „guten Deutschen" veranlaßt? — Ich kenne zwei Männer in Kamerun, vor denen jedermann Achtung hat — ich meine den König Bell und seinen Unterhäuptling Lock Priso. Beide sind wohlwollende, europäischen Ideen zugängliche Männer, in deren Familien sich auch eine Anzahl Christen befindet. Wären diese beiden Männer unter wahren Christen geboren und aufgewachsen, so wären sie — daß ich so sage — ihrer guten Naturanlage nach christliche Charaktere; denn ich glaube, daß der Natur beider alle Gewaltthätigkeiten oder Grausamkeiten fernliegen. Nun höre man aber, was sie infolge ihres Aberglaubens bei der üblichen Totenfeier verübt haben. Bell, dessen Vater zuerst starb, hatte wie es scheint aus natürlicher Scheu diese Feier hinausgeschoben. Da glaubte er, oder man machte ihn glauben, der Geist seines Vaters mahne ihn an die versäumte Pflicht. Das wirkte. Er ließ zu dem Zweck zwei unschuldige Leute vom Dorf Yapoma wegfangen und sie nach altväterlichem Brauch in der grausamsten Weise dem Toten opfern. — Lock Priso machte es ähnlich. Damals tagte es aber schon in Kamerun und so wagte er sich nicht an die Bewohner eines größeren Dorfes. Doch er wußte sich zu helfen. Er sandte seine Häscher in die Ambasbucht, um den wenigen Bewohnern der kleinen Insel Mondole (gegenüber von Viktoria) aufzulauern. Da kam ein Boot mit drei Insassen herangerudert. Der eine derselben war taubstumm. Während nun die beiden andern beim Nahen der Häscher schnell über Bord sprangen und schwimmend ihr Leben retteten, wurde der arme Taubstumme, dem man die drohende Gefahr nicht mitteilen konnte, von ihnen ergriffen. Man führte ihn nach Duala und hier mußte er als Totenopfer dienen. Es ist also, um es kurz zusammenzufassen, die Macht des Aberglaubens, verbunden mit der Friedlosigkeit und Trostlosigkeit des Heidentums, das die Kameruner zu diesen Grausamkeiten hinreißt.

Beherrscht nun der einzelnstehende Mot'a ngambi die Leute in heimlicher und versteckter Weise, so thun es die Geheimbünde

der Losango als geschlossener Verein ohne Scheu öffentlich. Diese haben es auf das Wohlleben und die Völlerei abgesehen, wobei meistens arme Leute und Sklaven die Zeche zahlen müssen. Das Wort „Isango" (Mehrzahl Losango) bedeutet ein Götzenbild, das bei den Festlichkeiten der Losango gewöhnlich als eine Art von Maskerade dient, wodurch die Figur eines Elefanten, eines Leopards oder Krokodils dargestellt wird. Dieser Mummenschanz wird gewöhnlich von einem oder zwei Männern ausgeführt, die ungesehen in der Maske der Götzenfigur stecken und diese in Bewegung setzen. Nach dem Glauben der Zuschauer ist es aber einer der vielen Geister, die in den Gewässern und Hainen hausen und jene Bewegung hervorrufen. Ihnen muß als gefürchteten Wesen von Zeit zu Zeit geopfert werden, wogegen die Geheimbündler ohne Scheu mit ihnen verkehren und durch ihre Macht Wunder verrichten. Die Vorstellung selber ist also nichts als eine plumpe Gaukelei, die unter Gesang, allerlei schreckhaften Fratzen und oft unsittlichen Tänzen vor sich geht. Durch Geschenke werden die vermummten Gestalten, die alles in Furcht setzen, von den Festgenossen beschwichtigt. Zur Deckung ihrer Schwarzkunst dient entweder ein eingefriedigter Raum oder aber ein Festplatz, der durch eine Schnur abgesperrt ist und nur von den Eingeweihten betreten werden darf. Ganz abgesehen davon, daß diese Götzenpriester nur gegen vorausgegangene Bezahlung ihre Künste aufführen und daß bei den Vorstellungen die größte Völlerei und Zuchtlosigkeit herrscht — sie sind auch sonst für das Volk ein Fluch. Nicht nur wird dasselbe dadurch im finstersten Aberglauben erhalten, sondern es wird auch durch das Zusammenhalten der Geheimbünde beherrscht und geknechtet.

Noch gefährlicher sind jene Personen, die den Geist Mungi spielen. Diesem Mungi- oder Löwendienst sind früher in Duala viele Leute zum Opfer gefallen. Das Heiligtum seines Geheimbundes ist ein dichter Hain unfern des Dorfes, in dem sich eine Grube befindet. In diesem Versteck ahmt einer der Geheimbündler als Mungi die Laute eines wilden Tieres nach und bezeichnet die oder jene Person als sein Opfer. Die Aussprüche des Geistes machen jede Widerrede verstummen und seine Befehle werden unerbittlich ausgeführt. Es geschieht dies, indem einige Eingeweihte das bezeichnete Opfer in den Hain schleppen, dort umbringen und

verscharren. — Bedenkt man nun, daß diese Geheimbündler die geistigen Führer des Volkes sind und daß selbst viele Häuptlinge zu ihnen gehören, so kann man sich denken, wie erbärmlich es um das Wohl der Kamerunvölker bestellt ist.

Welche jammervollen Zustände lassen sich erst zeichnen, wenn wir einen Blick in das heidnische Familienleben der Kameruner werfen und uns das traurige Los der Frauen vergegenwärtigen; wie dieselben schon als kleine Mädchen verkauft und in zartem Alter heimgeführt werden, dann die ganze Last des Landbaues tragen und den Mann versorgen müssen, oder aber auch seiner Schulden wegen wie ein Stück Zeug oder wie ein Versatzartikel aus einer Pfandhaft in die andere wandern, bis sie vielleicht im Greisenalter — wenn nicht früher — als Hexen angeklagt und gerichtet werden. Das alles läßt mich in den Ruf ausbrechen: Kommt herüber nach Kamerun und helft uns!

Ob dieser Ruf an dein Herz dringt, wie damals der macedonische Hilferuf den Apostel Paulus zur Missionsarbeit nach Europa herüberrief — das weiß ich nicht. Aber eins weiß ich: es hat ihn einer vor dir und mir gehört und auch zu Herzen genommen. Denn woher kommt es, daß Kamerun mit seiner großen dichten Bevölkerung dem Schutz und der Pflege unseres deutschen Vaterlandes anvertraut und der Basler Missionsgesellschaft als Arbeitsfeld angewiesen worden ist? Wie kommt es, daß der Name Kamerun unter uns so populär geworden ist, wie kaum der Name eines andern überseeischen Gebiets? Woher kommt es, daß, obgleich Kameruns Erde bereits die irdische Hülle von 10 deutschen Missionaren, einer Missionsfrau und zwei Kindern deckt, doch jeden Augenblick eine Reihe von jungen Missionaren bereit ist, sich mit Freuden in dieses Todesland senden zu lassen? Ich frage: woher das alles? Die Antwort kann wohl keine andere sein, als die: Gott hat es nach seiner Weisheit also gelenkt; denn kein Mensch hat es vorher so oder ähnlich geplant, auch unsere Diplomaten und Kolonialpolitiker nicht. Er selbst, der Herr, hat uns diesen armen Lazarus gleichsam vor die Thüre und vor unsere Füße gelegt, daß wir uns seiner annehmen. Er erwartet auch von uns, daß wir uns des unter die Mörder Gefallenen, gleich dem barmherzigen Samariter, erbarmen, ihm seine Wunden verbinden und ihn in die Herberge — in das Reich Gottes — geleiten.

Wir hätten demnach sowohl als Christen, wie auch als Patrioten die heilige Pflicht, in Kamerun Mission zu treiben, auch wenn dieselbe vorderhand gar keinen oder auch nur geringen Erfolg hätte. Dieser unser Missionsberuf wird uns aber durch die Thatsache leicht gemacht, daß das Evangelium dort den besten Eingang findet und daß die bisherige deutsche Missionsarbeit, die von Basel aus daselbst betrieben wird, trotz ihres kurzen Bestandes und trotz der mancherlei Hemmnisse durch Krankheits- und Todesfälle, bis zur Stunde vom schönsten Erfolge gekrönt worden ist. Es ist dieses höchst erfreulich und ermutigend und hat gewiß darin seinen Grund, daß der Geist Gottes in ähnlicher Weise über den Völkern Kameruns gewaltet hat, wie vor dem Beginn der Tage über der finstern Erdmasse. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß sich das Heidentum bei den Stämmen, mit denen die Mission bis jetzt in Berührung gekommen ist, überlebt zu haben scheint, daß der Mot'a ngambi allmählich sein schändliches Treiben aufgeben muß, daß die Losango öffentlich ausgespottet werden und ein Durst nach christlichem Unterricht, wie er bei afrikanischen Völkern selten zu finden ist, sich geltend macht. Wohl ist nicht zu verkennen, daß uns die englischen Missionare in mancher Hinsicht vorgearbeitet haben, doch weniger durch ihre Arbeit selbst, als vielmehr durch ihren Ruf als „Männer Gottes“. Sie selbst kamen ja sehr wenig über die Grenzen des Duala-Gebiets hinaus, aber ihr guter Ruf drang so weit, als die Duala durch ihren Handel herumkamen. Durch sie sind wir gewissermaßen eingeführt worden und es ist eine Freude zu bemerken, wie Eingeborene fremder Orte, die beim Nahen des Missionars erschreckt die Flucht ergreifen, sogleich beruhigt stehen bleiben, wenn sie hören, der Fremde sei ein Mann Gottes; oder wenn die Leute gleich beim ersten Besuch den Termin wissen wollen, wann man ihnen einen eingeborenen Lehrer senden werde und zugleich vom Bau einer Lehrerwohnung und Kapelle reden. Und nicht bloß stellen sich die Kameruner beim ersten Besuch des Missionars freundlich gegen ihn, sondern sie nehmen auch das Evangelium mit Willigkeit auf und machen Ernst damit. Welches aber der Erfolg und gegenwärtige Stand unserer Mission in Kamerun ist, das soll ein kleiner Rundgang, den wir über unsere dortigen Stationen machen, zeigen.

Die Station Viktoria im Westen hat, ganz abgesehen von

dem niedergebrannten Buea, an drei neuen Orten Filialen errichten dürfen. Darunter sind zwei Bimbiadörfer, wo die englischen Missionare seinerzeit lange vergeblich gearbeitet haben und schließlich die Arbeit wegen der Unfruchtbarkeit des Platzes aufgaben. Der eine dieser Außenposten (Dikolo) ist noch jung, hat aber doch schon eine Schule mit 50 Kindern. Am andern Ort befinden sich 77 Kinder in der Schule und die kleine Christengemeinde zählt 24 Seelen. Obgleich sich sämtliche vorhandene Christen in Viktoria und Bonjongo seiner Zeit von uns trennten, so zählt jetzt die Station doch doppelt so viele Mitglieder als bei ihrer Uebernahme (1887).

Die Station Bethel oder Bonaku im Flußgebiet hatte seiner Zeit nur einen Außenort, Dikolo, der sich samt der Muttergemeinde (1889) von uns trennte. Nun arbeitet man von Bethel aus an etwa 10 Außenplätzen, worunter solche mit zwei Kapellen sind. Die Zahl der Christen aber beträgt 150 Seelen, die der Schüler 404.

Die Station Bonaberi (Hickory) wurde erst im Jahr 1889 von uns bezogen. Man gab sich alle Mühe, die durch das Bombardement (Dez. 1884) zerstreuten baptistischen Christen zu sammeln. Nachdem dies geschehen, separierten sie sich. Dessenungeachtet zählte diese Station Ende 1892 14 Zweiggemeinden mit 297 Christen und 487 Schülern. Von diesen Außenplätzen stammen nur drei von der englischen Mission her: Bakundu, Jebari und Dibombari.

Nach Mangamba im Abo-Ländchen ist nie ein englischer Missionar gekommen. Nur der schwarze Miss. Fuller kam ein- oder zweimal dahin. Im Jahr 1889 wurde mit der Errichtung der Station begonnen und am letzten Jahresschluß arbeitete sie schon an 14 Außenorten. 148 Seelen waren in kleinen Christengemeinden gesammelt und 183 Kinder besuchten die Schulen.

Unsere jüngste Station Lobethal am Sannaga hat noch keine zwei Jahre ihres Bestehens hinter sich. Um den Jahresschluß 1891 wurden die Bauarbeiten dort begonnen, ein Kriegsjahr störte die Arbeit sehr, und doch weist der letzte Census (1. Jan. 1893) vier Außenplätze auf mit 15 Christen, 33 Katechumenen und 216 Schülern. — Aus einem halben Dutzend von Arbeitsposten, die wir seiner Zeit von den Engländern übernahmen, ist nun ein halbes Hundert geworden und das hauptsächlich innerhalb der letzten vier Jahre. Die Gesamtzahl unserer Gemeindeglieder in Kamerun betrug Anfang des Jahres 675, die der Schüler 1457.

Unsere Blicke streifen aber noch etwas weiter. Die schönen Bakosi-Berge im Norden unserer Station Mangamba haben uns längst als ein ersehntes Ziel entgegengewinkt. Besonders bei hellem Wetter ist der Ausblick auf dieses unbekannte Land erhebend. Nun haben unsere Basler Brüder dieselben schon zum zweitenmal aufgesucht und erstiegen, auch eine freundliche Bevölkerung dort vorgefunden. Einer der Brüder wäre, wie es scheint, am liebsten gleich auf jenem Hochland geblieben.*)

Da ist ferner das Land zwischen dem Lungasi und Sannagafluß, das uns bis vor kurzem auch noch ganz unbekannt war. Nur von Eingebornen hörte man von der dichten Bevölkerung, die dort wohne. Nun haben unsere Brüder neuerdings jene Gegend besucht und haben nicht nur die Aussagen bestätigt, sondern auch eine gute Aufnahme gefunden.

Endlich ist auch noch der westliche Abhang des schönen Kamerun-Gebirges zu nennen, der von etwa 20000 Bamboko bewohnt ist und noch keinen Missionar gesehen hat, es sei denn, daß der englische Missionar Comber vor Jahren auf seiner Reise dort durchgekommen wäre. Von daher hören wir durch schwedische Kaufleute, daß das Volk ebenfalls wünscht, einen Missionar in seiner Mitte zu haben. Damit wäre uns eine weitere Thür und ein neuer Weg gegeben, um ins Inland vorzudringen.

Alle diese drei genannten Gebiete rufen uns aufs eindringlichste zu: Kommt herüber und helft uns! Wer will es mir da verargen, wenn ich nach meiner demnächstigen Rückkehr auf mein Arbeitsfeld nach Kamerun die Aufnahme der Missionsarbeit

---

*) Miss. Autenrieth kam von Mangamba aus auf einer 41tägigen Reise noch eine Tagereise weit über die im Inneren gelegene Stadt Nyasoso hinaus und entdeckte unterwegs mit seinem Gefährten Miss. Wittwer einen bis jetzt unbekannten kleinen See westlich von der Stadt-Fan. Nyasoso liegt am nördlichen Abhang des etwa 2500 Meter hohen, vulkanischen Kupe-Berges, der den höchsten Gipfel des Bakosi-Gebirges bildet. Letzteres liegt viel nördlicher, (und wohl auch östlicher) als das Kärtchen des Kamerun-Gebietes im Missions-Magazin 1891 angiebt. Autenrieths Reise hat auch ergeben, daß der in den Wuri mündende Dibombe-Fluß so weit hinauf schiffbar ist, daß man von seiner letzten Landungsstelle aus den südlichen Fuß des Kupe-Berges in einem Tagemarsch (etwa 8 Std.) erreichen kann. In zwei weiteren Tagemärschen ist dann das schön und kühl gelegene Nyasoso zu erreichen. (Vergl. Ev. Heidenbote Nr. 11, S. 82.) D. H.

in jenen Gegenden mit allem Ernst betreiben und befürworten werde. Jedermann wird es erklärlich finden, wenn wir uns genötigt sehen, zu diesem Zweck bei unserem Komite die Gründung von europäischen Stationen für jene Gebiete zu beantragen, damit die Bearbeitung derselben von vornherein eine gründliche sei. Was wird aber unser Komite hiezu sagen? Es wird sicher gern auf diese Pläne eingehen, aber doch so vorsichtig sein und vorher seine Kasse fragen; und da möchte ich denn sehnlichst wünschen, daß diese Kasse, die auch ein Wort mitzusprechen hat, eine andere und günstigere Antwort geben möchte, als sie es in den letzten Jahren gethan hat. Denn da hat diese Kasse, besonders die der Kamerun-Mission, in beschämender Weise nachgewiesen, daß die Gaben der deutschen Christen für dieselbe weit rascher zurückgegangen sind, als die Kamerun-Mission vorwärts geschritten ist.

Das ist wahrlich keine Ehre für die Christen Deutschlands! Gott hat uns nach seiner Barmherzigkeit groß gemacht. Er hat uns zu einem mächtigen — und wie wir so gern sagen hören — starken, thatkräftigen Volke geeint. Noch mehr! Er will auch dieses unser deutsches Volk der Ausbreitung seines Reiches dienstbar machen, wie er es schon längst mit dem uns verwandten England gethan hat. Er hat unserem Vaterland, seinem edlen Kaiser und seiner wohlwollenden Regierung große heidnische Gebiete anvertraut. Nicht, daß die Regierung Missionare in dieselben senden solle; nein, das kann ihre Aufgabe nicht sein. Das soll und kann sie als Vertreterin eines paritätischen Staates nicht thun, wohl aber, daß sie Recht und Gerechtigkeit über Heiden und Christen ausübe. Dieser hohen Aufgabe strebt sie auch mit dem besten Willen nach und die Erfüllung derselben hat notwendig zur Folge, daß sie damit die segensreiche Entwicklung ihrer Schutzgebiete fördert, wie dies in den ältern englischen Kolonien ersichtlich ist. Der Gedanke an diesen hohen Beruf unseres Vaterlandes muß wahrlich unser Herz erheben, unsern Gesichtskreis erweitern und uns unsere Missionspflicht in hohem Grade zum Bewußtsein bringen.

Das ist aber bis zur Stunde nur in ganz kleinen Kreisen der Fall und darum für mich ein Grund mehr, um so lauter und dringender zu rufen: Kommt herüber nach Kamerun und helft uns! Ja, ein jeder thue seine Pflicht und helfe nach Vermögen; er erinnere aber auch die noch am Markte müßig stehenden

an ihre Aufgabe. Sind wir als Nation groß geworden, so lasset es uns auch als Missionsgemeinde werden! Dann wird der Herr, unser Gott, auch fernerhin in seiner Weise fortfahren, uns und unser Vaterland zu segnen. Wir werden dann dereinst nicht als faule Knechte erfunden werden, sondern der hohen Freude entgegen gehen, einmal mit vielen farbigen Brüdern aus unseren Kolonien vor dem Throne des Lammes Gottes stehen zu dürfen:

„Wann die von Süd und Norden,
Wann die von Ost und West
Sind seine Gäste worden
Bei seinem Hochzeitsfest."

---

# Die Englisch-Kirchliche Mission unter den Bergvölkern Indiens.

(Schluß)

## 4. Die Gond-Mission.

In dem nordöstlichen Bezirk Centralasiens, der von dem Satpuragebirge durchzogen und von dem mächtigen Narbada durchströmt wird, leben ungefähr 90000 Gonds.*) Sie sind ein dravidischer Stamm; ihr aus dem Telugu stammender Name bedeutet Bergbewohner. Drei Dinge halten die Gonds für besonders rühmlich und gut: 1) einen Feind in der Schlacht töten; 2) in der Schlacht fallen; 3) Priester sein; und neun Dinge gelten für besonders böse: Gastfreundschaft verweigern; ein Versprechen nicht halten; lügen; dem Freund die Treue brechen; von einem alten Brauch abweichen; Blutschande begehen; Schulden machen; im Kampf feig sein und ein Staatsgeheimnis ausplaudern.

Die Gonds sind ein wildes, sehr unzivilisiertes und unwissendes Volk, aber im Verkehr untereinander ehrlich, treu und zuverlässig,

*) Der Name wird auch Gund, Kond oder Kund gesprochen.

auch — wie viele Stämme unter den Ureinwohnern — sehr wahrheitsliebend. Die Frauen müssen nicht nur alle häusliche Arbeit, sondern auch den größten Teil der Feldgeschäfte besorgen. Ein reicher, vornehmer Mann hat oft vier oder fünf Frauen; ein armer begnügt sich mit einer. Die Gond-Dörfer sind oft im Besitz von Hindus, die aber nicht da wohnen. Der Schultheiß, der großen Einfluß hat, ist jedesmal ein Gond. Außerdem ernennt die Regierung aus den Eingebornen einen Mann, der zugleich Schutzmann und Standesbeamter ist. Das Volk hat seine eigene Sprache, das Gondi, aber jedermann versteht Hindi.

Was die Religion der Gonds betrifft, so haben sie ungefähr fünfzehn Götter, von denen jeder sein besonderes Amt hat. Es giebt einen Kriegsgott, einen Gott der Schluchten, der Viehhürden, der Pocken. Die meisten dieser Götter sind bösartig und einigen wurden noch bis vor kurzem sehr grausame Menschenopfer dargebracht. Außer zu diesen Göttern beten die Gonds auch zu den Geistern ihrer verstorbenen Verwandten, bis wenigstens ein Jahr nach deren Tod. Der Geist eines vornehmen Mannes wird noch jahrelang nach des letzteren Tod göttlich verehrt. Man errichtet einen kleinen Erdhügel zum Andenken an ihn und bringt da jährlich Opfer dar. Einer von den fünfzehn Göttern heißt der große Gott; er ist aber auch nicht mehr als ein Vermittler zwischen dem Menschen und dem unsichtbaren Schöpfer aller Dinge. In ihren Häusern haben die Gonds keine Götzen, aber an ihren heiligen Stätten im Dschangel werden allerlei Fetische, wie Steine, Hölzer u. dergl. aufgestellt.

Sehr verbreitet ist bei den Gonds der Gespensterglaube. Sie sagen, der Geist eines von einem Tiger oder Panther getöteten Menschen sitze auf dem Kopf des Tieres und treibe es zu immer neuen Unthaten an. Für sehr bösartig und besonders den kleinen Kindern gefährlich halten sie den Geist einer im Kindbett gestorbenen Frau. Sie stecken deshalb Dornen in die Hände und Füße einer solchen Leiche; manchmal brechen sie ihr auch die Arme und Beine und jedenfalls begraben sie die Leiche möglichst tief.

Vor ungefähr fünfzig Jahren wurde der erste Versuch gemacht, den Gonds das Evangelium zu bringen. Auf Einladung eines für die Mission sehr thätigen englischen Beamten sandte Goßner 1841 den früheren Basler Missionar Lösch und fünf

Laiengehilfen zu den Gonds. Nach allerlei Mühseligkeiten erreichten sie ihr Ziel und ließen sich im Dorfe Karandscha an den Quellen der Narbada nieder, unter einem Völklein, das erst vor ihnen floh, dann sie aber zutraulich umgab und eifrig bediente. Nach wenigen Monaten wurden aber alle Missionsarbeiter bis auf zwei von der Cholera hinweggerafft und von der ganzen vielversprechenden Expedition ist keine Spur übrig geblieben als vier Grabmäler, die der baptistische Missionar J. Philipps den gefallenen Deutschen hat setzen lassen. Daraufhin geschah lange Zeit fast gar nichts für die Gonds, bis im Jahr 1879 die englisch-kirchliche Mission einen Missionar hinsandte. Jetzt arbeiten mehrere Missionare unter ihnen von der Station Mandla aus. Sie suchen hauptsächlich durch Reisepredigt zu wirken, haben aber auch angefangen, Schulen zu gründen. Vom November an, bis im Juni die Regenzeit das Reisen unmöglich macht, geht der Missionar mit seinem Katechisten von Dorf zu Dorf, um Christum zu verkündigen. Anfangs waren die Leute so scheu, daß man ihnen nur schwer beikommen konnte. Schon wenn sie den Missionar von weitem sahen, flohen sie alle in den Dschangel, und wenn er sie überraschte, so daß sie nicht entfliehen konnten, merkten sie vor lauter Angst gar nicht auf die Predigt. Sie fürchteten, der Missionar werde sie alle gefangen nehmen und über das „schwarze Wasser" nach England führen.

Die Gonds fürchten auch die Rache ihrer Götter, wenn sie ihnen untreu werden, und aus diesem Grund — Liebe zu ihren Göttern haben sie nicht und trauen ihnen auch keine Liebe zu — wagen sie oft nicht, ihnen zu entsagen. Manchmal versuchens die Gonds mit einem Mittelweg: Sie beten täglich zu Jesus; aber in Zeiten der Krankheit opfern sie auch den Dämonen. Man erzählt, daß die Einwohner eines Dorfes beschlossen, ein Jahr und einen Tag, sozusagen auf Probe, zu Jesu Christo zu beten; wenn dann aber ihre alten Götter ihnen Böses thäten, wollten sie wieder zu ihnen zurückkehren.

Wie bei den Paharis ist auch bei den Gonds das Missionswerk durch die große Unwissenheit der Leute erschwert. Da sie nicht lesen können, sind sie ganz auf mündliche Unterweisung angewiesen; das so Gelernte vergessen sie aber schnell wieder, denn sie sind gar nicht ans Nachdenken gewöhnt. In den Schulen ver-

säumen die ältern Knaben sehr oft den Unterricht, weil sie ihren Eltern in den Feldgeschäften helfen müssen. Und während die Leute einerseits den Wert der Bildung nicht zu schätzen wissen, verlangen sie andrerseits oft unerhörte Fortschritte von den Kindern, die die Schule besuchen. Ein Knabe, der regelmäßig in die Schule kam und schon früher etwas lesen gelernt hatte, wurde von seinem Vater aus der Schule genommen und mit den Büffeln in den Dschangel geschickt, weil er einen Brief, den sein Vater bekam, nicht lesen konnte. Ein andrer bekam von seinem Vater Schläge, weil er nach ein paar Lesestunden, die er gehabt hatte, noch kein Buch lesen konnte.

Manchmal benützen die Leute auch ihre Unwissenheit als Vorwand, wenn sie nicht Christen werden wollen. „Es ist alles wahr; wir wissen und fühlen es; aber was kann ein armer Gond machen?“ antworten sie oft, wenn man ihnen von Sünde und Erlösung gesprochen hat.

Zu den innern Schwierigkeiten kommt auch eine äußere: Die Gonds sind Bauern und können ihre Feldarbeit nicht verlassen, um zu den Missionaren zu kommen; diese aber und ihre Gehilfen sind an Zahl zu gering und die Bevölkerung ist über ein zu weites Gebiet zerstreut, als daß man jedes Dorf mit einem Lehrer versehen könnte.

Trotz aller dieser Hindernisse fängt das Evangelium an, Wurzel zu fassen. Im Jahr 1885 konnte der erste Gond getauft werden. Es war der Bhoi oder Schultheiß eines Dorfes. Er hatte seit mehreren Jahren das Heil gesucht und da er es in seiner Religion nicht finden konnte, wandte er sich an einen Hindupriester, der ihm riet, ein Fakir zu werden. So schlug er seine Wohnung außerhalb des Dorfes unter einem Baum auf und führte da ein Jahr lang ein beschauliches Leben. Er wurde als ein Büßer sehr verehrt, fand aber selbst keinen Frieden und trat schließlich sein Schulzenamt wieder an. Einmal wollte er auf einige Tage verreisen, kehrte aber nach einigen Stunden wieder zurück — ein ihm selbst unerklärliches Etwas trieb ihn dazu. Als er gegen Abend wieder in sein Dorf kam, fand er einen „Padri“ — es war Missionar Williamson — in seinem Haus, und er war nun ganz überzeugt, daß Gott selbst ihn wieder heimgeführt hatte. Er verbrachte den Abend und den ganzen folgenden Tag damit, sich mit

dem Missionar zu besprechen. Bei den Morgen- und Abendandachten und dem Sonntagsgottesdienst hörte er aufmerksam zu. Da er lesen konnte — etwas Seltenes bei einem Gond — gab ihm der Missionar ein Neues Testament. Der Mann trug es von da an immer bei sich und las fleißig und mit Gebet darin. So lernte er nach und nach den Heiland kennen und am 4. Januar 1885 konnte er in die Kirche Christi aufgenommen werden. In der Taufe bekam er den Namen Paulus. Schon das Jahr vorher hatte er die Missionare oft auf ihren Reisen begleitet, ihr Zeugnis durch das seinige bekräftigt und das Heidentum seiner Landsleute mutig bekämpft. Der Einfluß des Bhoi Paulus erwies sich als sehr günstig; besonders gelang es ihm, wenn er mit Missionar Williamson reiste, durch sein freundliches Wesen die Schüchternheit der Leute zu überwinden und sie zutraulich zu machen. In manchen Fällen wurden die Leute auch unmittelbar durch sein Zeugnis fürs Evangelium gewonnen. So forschte Missionar Williamson einmal bei einem Mann, den er taufte, wie er zum Glauben gekommen sei, und es fand sich, daß er die tiefsten Eindrücke durch den seligen Heimgang eines seiner Dorfgenossen bekommen hatte, der von Bhoi Paulus im Christentum unterwiesen worden war. Paulus bemühte sich besonders, Babas (Büßer), wie er selbst einer gewesen war, zu Christus zu führen. Er reiste sehr viel und half den Missionaren die zerstreute Herde zusammen halten.

Im Jahr 1887 konnte Missionar Williamson siebzehn Gonds taufen (darunter zwei Kinder). Einer der Getauften ist ein Mann, der unter seinen Landsleuten als ein Gelehrter gilt, denn er kann lesen und schreiben und wurde eine Zeitlang von der Regierung als Feldmesser verwendet. Er ist jetzt Lehrer an der Missionsschule. Große Aufregung verursachte es unter den Gonds, daß auch zwei Frauen zur Taufe kamen. Die eine hatte den Widerstand ihrer Mutter zu überwinden, die mehrere Stunden weit her gekommen war. Noch vor dem Gottesdienst schien es zweifelhaft, ob die Frau fest bleiben werde; aber als die Taufhandlung anfangen sollte, trieb die Mutter selbst ihre Tochter zum Taufstein und sagte, sie wolle unter Umständen selbst eine Jüngerin werden. Die neuen Christen erfreuen die Missionare durch ihren einfältigen Glauben und ihr gutes Betragen.

Unter den im Jahr 1889 Getauften war auch einer von dem Stamm der Baigas. Diese Baigas sind ganz verschieden von den Gonds und noch viel unzivilisierter. Sie leben am liebsten auf den Berggipfeln. Bei den Forstbeamten der Regierung stehen sie in üblem Ruf, weil sie die Wälder arg verwüsten. Während der kühlen Jahreszeit suchen sie sich einen hübschen Wald an einer steilen Berghalde, hauen Bäume und Buschwerk um und lassen das Holz trocknen bis im Mai. Dann wird alles angezündet und wenn der erste Regen fällt, sät man das Korn in die Asche. Bis jetzt ist es der Regierung nicht gelungen, der Waldverwüstung Einhalt zu thun und die Baigas in der Ebene anzusiedeln. In vielen Dörfern leben sie vermischt mit den Gonds, von denen sie als Priester und Zauberer verwendet werden.

Ueber die Aussichten der Mission unter den Gonds schreibt ein Missionar: „Die Gonds sind ein kindliches, naturwüchsiges Volk, und jetzt gerade besonders zugänglich für die Wahrheit. Sie nehmen die Botschaft willig auf und es ist eine Freude, unter ihnen zu arbeiten. Wir müssen uns wundern, daß sie so viel christliche Wahrheit in sich aufnehmen. Wenn wir die Leute fragen: Wißt ihr noch, was wir euch bei unserm letzten Besuch gesagt haben? so antworten sie in der Regel: Ja, wir habens nicht vergessen; ihr habt uns von Jesus Christus, dem Herrn, erzählt. Manche Gonds haben den Ahnenkultus aufgegeben und überhaupt sind viele jetzt in einem Uebergangszustand. Jetzt ist die Zeit, Eindrücke zu machen, wie auf weiches Wachs. Die Ureinwohner Indiens werden mit dem Fortschreiten der Zivilisation mehr und mehr hinduisiert; sie können nicht für immer einfache Naturkinder bleiben. Also jetzt ist die Zeit, — menschlich gesprochen könnte man sagen: jetzt oder nie. Es giebt große Gebiete in den innern Provinzen, wo noch niemals das Evangelium gepredigt worden ist. Unter den Gonds giebt es bis jetzt nur wenige Christen und diese leben meistens vereinzelt in abgelegenen Dörfern."

„Wo das Licht sich so schnell verbreitet," schreibt ein andrer Missionar, „regen sich natürlich auch die Mächte der Finsternis; durch den Einfluß des Hinduismus werden noch vielfach die Eingeborenen im Götzendienst bestärkt und zur Annahme der Hindugötter bewogen. Sie betrachten die Hindus als eine höhere, gebildetere und reichere Menschenklasse, und wenn die Gonds reich

werden und als Gutsbesitzer einiges Ansehen erlangen, so äffen sie die Hindus nicht nur in Sitten und Kleidung, sondern auch in ihren Religionsübungen nach. Einen Tempel in einem Gonddorf, der früher nur eine Lehmhütte gewesen war, fanden wir bei einem späteren Besuch erneuert und geweißt, und man sagt, daß viele hundert Gonds aus allen Gegenden in diesem Tempel jährliche Opfer darbringen. Neben den unbehauenen Steinen, die die Gondgötter vorstellen, sahen wir auch einige Hindugötzen, die jedenfalls von den Gonds angebetet werden, denn Hindus würden nie einen Gondtempel besuchen. So viel ich weiß, ist dieser Tempel das einzige derartige Gebäude, das die Gonds in der Gegend haben; ihre eigenen Götzen müssen sich gewöhnlich mit einem rohen Schuppen oder auch ganz ohne Obdach behelfen."

Missionar Ellwood schildert einen Besuch in einem Gonddorf: „Wir kamen heute morgen in ein Dorf, in dem ich voriges Jahr zum erstenmal gepredigt hatte. Als wir uns dem Dorf näherten, kamen uns die Häupter desselben entgegen und sagten, sie hätten uns gleich wieder erkannt. Sie führten uns feierlich in den Hof des Schulzen, hießen uns sitzen und baten uns um weiteren Unterricht im Evangelium. Während wir ein christliches Lied sangen, kamen die Frauen und Kinder heran und hörten dann aufmerksam auf unsere Ansprachen. Wir erklärten ihnen in einfachem Hindi, daß Jesus der wahre Heiland der Menschheit ist, daß er uns in sich selbst eine Arznei für alle Leiden gegeben hat, daß er unser Freund in der Not sein will. Das ist wahr, sagten die Umstehenden, wir fühlen, daß es wahr ist; Jesus ist der Heiland der Menschheit. — So nehmt doch das Evangelium an, lieben Freunde, sagten wir. — Das würden wir gerne thun, antworteten sie schnell; aber ihr müßt uns vorher unterrichten. Ihr könnt uns doch nicht zumuten, auf so kurze Bekanntschaft hin anzunehmen, was uns noch fast neu ist."

Wir sehen also, daß es bei den Gonds, wie bei andern Stämmen der Ureinwohner Indiens, sehr wichtig ist, daß jetzt gerade möglichst viele Missionare ihnen das Evangelium predigen.

---

## 5. Die Koi-Mission.

Der Hauptsitz dieser Mission ist in Dummagudem am Godaverifluß, im Teluguland. Die Kois sind ein dravidischer Stamm, ein Zweig des großen Gondvolkes. Sie sind furchtsam und scheu wie die meisten Bergstämme und haben eine ziemlich verschwommene Religion, deren Uebungen hauptsächlich darauf zielen, übelgesinnte Gottheiten zu versöhnen.

Die erste Anregung zu der Koi-Mission gab im Jahr 1861 ein englischer Beamter, unter dessen Aufsicht Bewässerungsanlagen am Godaveri gemacht wurden. Er schrieb, dem Land fehlten zwei Dinge, um es zu einem Garten zu machen: Das natürliche Wasser und das Wasser des Lebens, und er drang darauf, daß man die Kois christianisieren müsse, ehe sie hinduisiert würden. Die Gefahr, daß letzteres geschähe, war viel größer, seit sie infolge des erleichterten Verkehrs mehr mit Hindus in Berührung kamen.

Als diese Worte geschrieben wurden, war schon ein Prediger für die Kois bereit. Razu, ein Hindu von hoher Kaste, der bei dem Wasserwerk angestellt war, bekam von einem englischen Offizier eine Bibel. Als er sie zum erstenmal aufschlug, fiel sein Auge auf die Stelle im 6. Kapitel des Matthäus, wo der Herr seine Jünger beten lehrt. Das Vaterunser machte ihm einen besonders tiefen Eindruck; es erschien ihm neu und ganz wahr. Alsbald fing er an, zu seinem Vater im verborgenen zu beten. Damit es seine Frau nicht merke, ging er täglich um zu beten an eine Schleuse des Kanals. Bald verlangte ihn nach der Taufe; aber seine Frau erklärte, wenn er ein Christ werde, so verlasse sie ihn für immer. Da kniete er nieder und betete inbrünstig um ihre Bekehrung. Am nächsten Morgen erklärte sie ihm, sein Gott solle auch ihr Gott sein und die beiden reisten miteinander nach Masalipatam, wo sie sich taufen ließen. Dies war im Jahr 1860.

Razu fing nun an, das Evangelium mit merkwürdiger Kraft zu predigen. Er baute auch aus eigenen Mitteln einen Betsaal und im Jahr 1863 legte er sein Amt nieder, um sich ganz der Mission zu widmen. Bald bekam er europäische Mitarbeiter; aber leider mußten diese meistens infolge von Krankheit das Arbeitsfeld bald wieder verlassen, so daß oft kein europäischer Missionar da war. Razu steht derzeit noch in der Arbeit; aber bei seinem Alter

kann er sich leider nicht mehr so wie früher der Reisepredigt unter den zerstreuten Kois widmen.

Natürlich haben die Kois viele Charakterzüge, die die Annahme des Christentums erschweren, wie Furchtsamkeit, Aberglauben, Unwissenheit mit den andern Bergstämmen gemein; Schwierigkeiten besondrer Art entstehen aber dadurch, daß sie unter dem Teluguvolk leben. Es war von Anfang an unmöglich, das Werk auf die Kois zu beschränken — teilweise wohl aus Mangel an Missionaren, die die Koisprache verstanden. Das Telugu, in dem vorzugsweise gepredigt wurde, ist die Sprache der Beamten, deren Besuche den Eingebornen keineswegs angenehm sind, und so mochte ihnen auch die Teluguprediqt oft verdächtig vorkommen.

Durch ihr Leben unter den Telugus haben die Kois das Kastenwesen kennen gelernt, und sie sehen selbst mit Kastenstolz hinunter auf die Malas, die niedrigste Kaste unter dem Teluguvolk. Gerade diese Malas aber erwiesen sich dem Evangelium zugänglich und ihre zahlreichen Uebertritte zum Christentum halten oft die Kois davon ab, Christen zu werden. Es hat lange gedauert, bis die Koichristen sich entschlossen, im Gottesdienst neben den Malas zu sitzen und mit ihnen das heilige Abendmahl zu genießen.

Entmutigend für die Missionare war, daß manche Christen wieder ins Heidentum zurückfielen. Teilweise ist wohl daran schuld, daß die Frauen, die nicht viel Telugu können und deshalb die Predigt in dieser Sprache nicht verstehen, meistens Heiden blieben, auch wenn ihre Männer sich taufen ließen. Wenn sich dann die Männer der christlichen Zucht und Sitte nicht fügen mochten, oder wenn sie mit der, so vielen Kois eigenen Unruhe ihren Wohnsitz wechselten und sich so dem Einfluß der Missionare entzogen, war es den heidnischen Frauen leicht, die Männer wieder unter ihren Einfluß zu bekommen.

Frau Missionar Cain hat mit großem Eifer unter den Koifrauen gearbeitet und es gelang ihr, deren Schüchternheit und Gleichgültigkeit zu überwinden. Neuerdings sind drei von ihnen getauft worden und andere sind im Taufunterricht.

Cain, der einzige Missionar, dem seine Gesundheit einen längeren Aufenthalt bei den Kois gestattete, findet, daß die Mission jetzt mehr Aussichten hat als am Anfang. Immerhin sind über

100 Kois getauft worden, darunter ein begabter und einflußreicher Mann, ein Regierungsbeamter, der schon vor 20 Jahren das Christentum kennen lernte, aber damals keine Lust hatte, sich taufen zu lassen. Er lebte wieder ganz heidnisch und ergab sich dem Trunk. Aber in einer schweren Krankheit, während der er auch durch einen Traum geängstigt wurde, ging er in sich und fragte sich bange: Was wird aus mir, wenn ich als Heide sterbe? Allmählich fiel ihm wieder ein, was er von christlicher Wahrheit gelernt hatte und bald meldete er sich zur Taufe. Missionar Cain zögerte anfangs und zog noch nähere Erkundigungen ein; aber da der Mann sich als aufrichtig und redlich erwies, wurde er getauft, und er lebt jetzt als ein entschiedener Christ.

Im Jahr 1890 zählte man in dem Bezirk von Dummagudem und Amalapuram ungefähr 600 Getaufte, darunter allerdings mehr Malas als Kois. Man hat verschiedene Schulen für die Kois gegründet. Eine derselben, an der drei christliche Kois unterrichten, wird von 30 Kindern besucht. Die ärztliche Mission wird mit gutem Erfolg betrieben.

---

## 6. Die Bhil-Mission.

Die **Bhilstämme** sind für Fremde noch schwerer zu verstehen als die Santals und die Gonds. Sie sind ganz besonders weit zerstreut und bewohnen ein ausgedehntes und teilweise schwer zugängliches Gebiet; dazu sind sie infolge ihrer früheren Erlebnisse noch viel scheuer und mißtrauischer als andere Bergstämme. Es ist nicht sicher, ob die Bhils kolarischen oder dravidischen Stammes sind. Sie haben sich vielfach mit andern Völkern vermischt, und die Mischlinge zeigen viel mehr die schlechten als die guten Eigenschaften der Naturvölker. Das Wort **Bhil** bedeutet vielleicht ein Ausgestoßener oder Geächteter. Jedenfalls gehören die Bhils zu den Ureinwohnern Indiens. Sie bewohnten früher hauptsächlich Radschputana und Mahva; später wurden sie durch die Arier in die wilden Gebirgsgegenden gedrängt.

In dem Mahabharata, dem alten Heldengedicht Indiens, findet sich eine Sage über die Entstehung der Bhils: Der Gott

Mahadeo reiste einmal durch den Wald. Als er müde und krank im Schatten ausruhte, erschien ihm eine Frau von wunderbarer Schönheit, bei deren Anblick er alsbald genas. Er liebte und heiratete die Frau und bekam Kinder. Einer der Söhne war von Kind auf sehr häßlich und böse — so böse, daß er Mahadeos Lieblingsstier tötete. Zur Strafe wurde er in die Wälder und Gebirge verbannt und seine Nachkommen heißen seither die Bhils oder Ausgestoßenen. Die Sage erzählt uns hier in allegorischer Form, was wirklich geschah. Die Bhils zogen sich den Haß der Brahmanen zu, weil sie sich um deren heilige Satzungen nicht kümmerten, sich z. B. nichts daraus machten, Rinder zu töten. Das Töten eines Stiers gilt bei den Hindus für eins der schwersten Verbrechen; es ist fast so schlimm, wie das Töten eines Brahmanen. Die Sage soll nun zeigen, daß die Bhils durch Gottes Zorn zur Strafe für ihre Frevel in die wilden Berge verbannt worden seien. Alte Erinnerungen und Bräuche bei den Bhils und bei den Radschputen, dem altindischen Königsgeschlecht, weisen darauf hin, daß zwischen beiden Völkern ein uralter Zusammenhang bestand, bis die Radschputen — selbst durch nachdrängende arische Stämme und später durch Mohammedaner weiter geschoben — die Bhils aus Radschputana verdrängten. Sie fanden in den Gebirgen des westlichen Zentralindiens eine Zuflucht. So lange die Mohammedaner die Macht in Händen hatten, lebten die Bhils ruhig als friedliche Bauern; aber als die Mahratten das Land überfluteten und eroberten, ging es ihnen schlimm. Sie wurden als Empörer behandelt und zu Hunderten, oft unter entsetzlichen Grausamkeiten, hingemordet; auch Weiber und Kinder wurden nicht verschont. Das machte die armen Menschen mißtrauisch und feindselig gegen alle Fremden und lange Zeit galt von dem Bhil das Wort: Seine Hand ist wider jedermann und jedermanns Hand wider ihn. Der englischen Regierung gelang es nach vieler Mühe, durch gute Regierung und Verwaltung, sowie durch die Gründung eines Bhil-Armeekorps das Mißtrauen der Bhils zu überwinden und sie den Engländern geneigt zu machen. Dadurch ist der Mission vorgearbeitet worden, und die Offiziere beobachten nun mit Teilnahme das Missionswerk, von dem sie die Zivilisierung der Bhils erhoffen. Sie haben auch reichliche Beiträge zur Gründung einer Mädchenanstalt unter den Bhils gegeben.

Die Bhils haben mongolische Züge, dunkle Haut und langes, dunkles, schlichtes Haar. Die der Ebene haben Mittelgröße, die Bergbhils sind klein und mager, aber viel abgehärteter und kräftiger als die Hindus. Sie sind an ein rauhes Leben gewöhnt und können nicht nur viele Anstrengungen, sondern auch das feuchte, für Fremde sehr ungesunde Klima gut ertragen. Der Anzug der Bergbhils besteht nur aus einem Zeugstreifen um die Lenden; die Bhils der Ebene sind besser bekleidet. Selten sieht man einen ohne seine Waffen, den Speer, den Wurfspieß und den Bogen. Die Wohnung des Bhils ist der Pal, ein befestigter Hof, in dem sich die kleine, selbst wieder durch einen Zaun von Reisig und Kaktus geschützte Wohnhütte befindet. Außerdem enthält der Pal einige Ställe und Speicher. Das Gerät der Wohnung besteht aus einigen Schlafmatten und wollenen Decken, einem Sandstein, ein paar Schüsseln und Bambuskörben. Wenn ein feindlicher Ueberfall droht, so fliehen die Weiber und Kinder in den Dschangel, während der Mann sich anschickt, vom sichern Standpunkt aus seinen Pal zu verteidigen. Die Hauptnahrung der Bhils besteht aus Mais und Buttermilch. Fehlts ihnen daran, so nähren sie sich von wilden Wurzeln und Früchten, verschmähen auch nicht das Fleisch gefallener Tiere. Den Hindus sind sie ein Greuel, weil sie zuweilen Kuhfleisch verzehren. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist jagen und fischen. Die wichtigsten Abschnitte im Leben des Bhil sind: die Namengebung, das Rasieren des Kopfes, das zwischen dem zweiten und fünften Lebensjahr stattfindet, und die Hochzeit. Bei diesen Gelegenheiten, ebenso bei dem Begräbnis oder der Verbrennung werden Feste gefeiert. Begraben werden nur Knaben und Jungfrauen, sowie Leute, die an den Pocken gestorben sind. Die andern Toten verbrennt man. Die Bhils heiraten nach freier Wahl, und die im Gebirge wohnenden haben bei der Heirat auch keine Rücksicht auf eine Kaste zu nehmen, da sie das Kastenwesen nicht haben. Die Männer heiraten ungefähr mit 20, die Mädchen mit 15 Jahren. Für die Frau wird ein Preis von etwa 200 Mark bezahlt. Die Bhilfrau wird von ihrem Mann freundlich und rücksichtsvoll behandelt. Er verläßt sie nicht, wenn sie etwa von Feinden als Geisel behalten wird. Die Frau übt einen starken und günstigen Einfluß auf den Mann aus.

In der Religion der Bhils spielt das Versöhnen der Ahnen

geister und die abergläubische Furcht vor bösen Geistern, Hexen u. s. w. eine Hauptrolle. Leider sind mit dem Hexenglauben abscheuliche Grausamkeiten verbunden, die ausgeübt werden, wenn eine Frau im Verdacht steht, eine Hexe zu sein. Das mißtrauische Wesen des Bhils zeigt sich auch da in seiner Religion. Wenn der Regen ausbleibt oder Krankheit in einem Dorfe herrscht, so wird nicht sogleich die zornige Göttin Davi durch ein Opfer versöhnt, sondern um sicher zu sein, sagt man ihr: Wenn du uns diese Woche Regen giebst, so bekommst du das Blut eines Büffels. Kein Regen, kein Büffel. Kommt der Regen, so wird der Büffel geschlachtet; die praktischen Bhils verkaufen aber alles Fleisch und lassen der Göttin nur das Blut.

Der Bhil glaubt an eine Art von Seelenwanderung; er glaubt auch, daß die Geister des Toten ihre einstigen Wohnplätze noch besuchen. Sonnen- und Mondfinsternisse und ähnliche Himmelserscheinungen glaubt er, seien durch Spiele der Götter veranlaßt. Nach Hinduart machen die Bhils während einer solchen Verfinsterung einen greulichen Lärm. Bei einigen ihrer Götterfeste wird fürchterlich getrunken. Außerdem vergnügt man sich mit Tänzen und derben Spässen.

Eine andere Religionsform, die man unter den Bhils findet, ist der sogenannte Bhagatismus, eine Nachäffung des Brahmanismus. Der Gründer der Sekte ist ein Büßer, von dem man ähnliche Geschichten erzählt, wie von indischen Büßern. Er sei z. B. in 13 Jahren niemals aufrecht gestanden; er habe sich in der heißen Jahreszeit mit Feuer umgeben, in der kalten als einziges Kleidungsstück einen Lumpen um die Lenden getragen. Seine Verehrer knieten vor ihm nieder und berührten mit der Stirn den Boden. Missionar Thompson, der in der Nähe des Büßers wohnte, fand nach längerer Beobachtung, daß er ein gemeiner Betrüger war, der seinen Einfluß einem jahrelang fortgesetzten und immer weiter ausgedehnten System von Betrügereien verdankte. Die Zahl der Bhagatisten verminderte sich auch bald wieder, weil sie in der Sekte nicht fanden, was sie brauchten.

Die Mission unter den Bhils wurde im Jahr 1880 angefangen. Zuerst kostete es Mühe, nur überhaupt Zugang zu den scheuen, argwöhnischen Hochländern zu finden. In jenem Jahr fand gerade eine Volkszählung statt und viele Bhils glaubten, die

Missionare wollten sie zählen, damit man ihnen neue Steuern auflegen könne. Andere meinten, man habe einen Plan gemacht, alle dicken Frauen mit dicken Männern und alle mageren mit mageren Männern zu verheiraten. Auch die ärztliche Mission wurde anfangs argwöhnisch betrachtet. Dazu kam die große Unwissenheit und Beschränktheit der Leute und die Schwierigkeit, religiöse Begriffe in ihrer Sprache auszudrücken. So hatten sie z. B. kein Wort für Liebe. Das Wort Sünde hatte für sie eine sehr beschränkte Bedeutung. Ein Bhil sagte, er habe nie eine Sünde begangen, denn er habe nie eine Ziege getötet.

Doch allmählich öffneten sich die Herzen, es erschienen einige Suchende, und als man ein Kosthaus und eine Schule für junge Leute eröffnete, kamen so viele, daß man nur Not hatte, die Lehrer aufzutreiben. Wenn damals noch niemand getauft wurde, so kam es daher, daß die Leute sich vor Verfolgung fürchteten. Die Engl.-Kirchl. Mission hat nämlich ihr Werk in dem Gebiet einiger eingeborenen Fürsten, die zum Teil den Fortschritt des Christentums zu hindern suchen. Einer jedoch besuchte die Mission und gab dann einen Beitrag für die Mädchenanstalt, die im Jahr 1888 eröffnet wurde.

Im Jahr 1889 konnten endlich die ersten Bhils, ein Mann mit seiner Frau und vier Kindern, getauft werden. Der Mann war früher ein Bhagat gewesen. Vor seiner Taufe sagten die Bhils zu ihm: Wenn du ein Christ wirst, so werden sich deine Landsleute von dir trennen und der Padri Sahib (der Missionar) geht vielleicht fort aus Indien. Er antwortete: Meine Freunde können thun, was sie wollen. Der Padri Sahib wird mein Freund bleiben, so lange ich das Evangelium lieb habe. Aber wenn er auch nicht mein Freund bleibt, so habe ich doch alles, was ich brauche: meinen Heiland. — Sie drohten ihm nun mit Verfolgungen. Er sagte: Ich bin ein für allemal entschlossen, Christus öffentlich zu bekennen. Nachher könnt ihr mich meinethalben töten.

Seither sind noch einige Erwachsene getauft worden und damit ist eine, freilich noch ganz kleine und schwache christliche Gemeinde unter den Bhils gegründet. Das Missionswerk wird neuerdings von fünf Arbeitsposten aus unter ihnen getrieben.

## 7. Die Arrian-Mission.

Die Arrians, ein kolarischer Stamm, wohnen in den Ghats. Die Mission unter ihnen, die von der Mission in Trawankor (Südindien) ausging, hatte einen merkwürdigen Anfang. Im Jahr 1848 saß einmal Missionar Baker in Pallam in seiner Studierstube, als sein Töchterlein hereinlief und ihm sagte, es seien ein paar sonderbare Männer draußen und wollten ihn sprechen. Es waren fünf Abgesandte von fünf Stämmen der Arrians. Sie kamen mit der Bitte an den Missionar, er möchte zu ihnen kommen und Schulen gründen. Baker willfahrte ihnen zunächst nicht, denn seine Zeit war ganz ausgefüllt; die Dörfer, aus denen die Leute kamen, waren 45 (engl.) Meilen entfernt, in einer ungesunden Gegend, und um hinzugelangen, mußte man durch den pfadlosen Dschangel reisen. Da kamen nach einiger Zeit die Dorfhäupter selbst und hielten ihm seine Versäumnis vor. „Fünfmal,“ sagten sie, „haben wir zu dir geschickt. Du weißt doch, daß wir nichts Ordentliches wissen. Willst du uns lehren oder nicht? Wir sterben wie das Vieh und werden begraben wie die Hunde; darfst du uns so unserm Schicksal überlassen?“ Und einer von den Leuten fügte hinzu: „Mehrere Glieder meiner Familie sind an der Cholera und am Fieber gestorben; wo sind sie jetzt?“ Die Leute sagten, sie wollten keine Unterstützung, denn sie hätten Reis genug; sie wollten nur Gott dienen und von niemand bedrückt werden. Baker versprach nun, in der folgenden Woche am Ufer eines Flusses mit ihnen zusammenzutreffen und mit ihnen in ihr Dorf zu gehen. Er machte sich mit seinem Bruder auf den Weg und nach einigem vergeblichen Warten und Suchen trafen sie einige Arrians, die sie in ihr Dorf führten und dann durch lautes Schreien den andern Dörfern die Nachricht, daß der Missionar gekommen sei, mitteilten. Bei Einbruch der Nacht waren gegen 200 Männer und Knaben versammelt und bei dem Licht des Mondes und einiger brennenden Holzstöße wurde eine Versammlung gehalten. Baker sagte den Leuten, warum er gekommen sei, erzählte ihnen von der Liebe Gottes und las einige passende Bibelstellen vor. Die Arrians richteten hierauf einige Fragen an ihn, besprachen die Sache unter sich und sagten dann: „Jetzt ist genug gesprochen; wo sind die Lehrer, die du uns versprochen hast?“ Baker antwortete: Ich will sie schicken; aber zuerst müssen wir um Gottes Segen bitten.

Er muß uns helfen, sonst wird unser Rat zunichte. Nun knieten alle nieder und nachdem Baker kurz aus dem Herzen gebetet hatte, sprachen alle ihm das Vaterunser nach.

Baker kehrte bald nach Pallam zurück; aber er sandte eingeborene Lehrer und besuchte von Zeit zu Zeit die drei Dörfer, in denen er das Werk angefangen hatte. Später ließ er sich ganz da nieder. Auf den Antrieb einiger mohammedanischer und katholischer Kaufleute brach eine Verfolgung gegen die Christen aus; aber die Mission gedieh doch. Als nach zehn Jahren der anglikanische Bischof von Madras die Station besuchte, fand er 800 Arrians, die christlichen Unterricht genossen. 450 waren getauft und 173 konnte der Bischof konfirmieren. Nach wenigen Jahren hatte sich die Zahl der Christen verdoppelt. Die Hauptstation ist Mundakajam, wo sich jetzt über 1600 Christen und 700 bis 800 Taufbewerber befinden.

Die Arrians beten keine bösen Geister an. Sie verehren die Geister ihrer Ahnen oder gewisse örtliche Dämonen, die in Felsen und auf Berggipfeln wohnen und denen man nur Einfluß auf einzelne Dörfer oder Familien zuschreibt. Niemals ist mit dem Gottesdienst Unsittlichkeit oder Grausamkeit verbunden. Er hat mehr den Zweck, den Zorn der Geister abzuwehren, als Wohlthaten von ihnen zu erlangen. Die Arrians gelten für wahrheitsliebend und sie haben in sittlicher Beziehung ein gutes Lob, doch sind sie dem Trunk ergeben. In ihrem Benehmen sind sie unbefangen und zeigen sich als verständige Leute. Sie arbeiten nicht gern als Taglöhner und Lastträger, sind aber tüchtige Bauern und manche unter ihnen werden reich durch das Urbarmachen und Bebauen der Berghalden. Diese werden während der trockenen Jahreszeit gerodet und in der Regenzeit mit Korn bepflanzt. Die Schwierigkeiten, die die Mission findet, liegen nicht sowohl im Charakter des Volks, das ja, wie wir gesehen haben, die Missionare dringend zu sich einlud, als in äußeren Verhältnissen.

Einmal ist das Klima sehr ungesund, selbst für die Eingebornen. Oft sind die Christen infolge des Dschangelfiebers so schwach, daß sie dem Unterricht nicht folgen und darum auch in der Erkenntnis nicht fortschreiten können. Dann ist das Land sehr gebirgig, voll von tiefen Thälern und Schluchten und ohne ordentliche Wege. So schreibt Missionar Painter: „Ich habe 14 Sta-

tionen in einem unwegsamen Land, sodaß ich fast immer zu Fuß gehen muß. Doch bin ich gottlob gesund und kann selbst in der ungesunden Jahreszeit meinen Beruf ausüben, während alle meine Diener, die meisten Lehrer und viele von dem Volk an Fieber und Dysenterie erkrankt sind. Ich habe weite Fußreisen zu machen, oft in strömendem Regen, durch überschwemmtes Land, und als Nachtherberge giebts nur eine kleine Hütte, die kaum den nötigen Schutz gegen Wind und Regen und den gefährlichen Malarianebel bietet."

Wie die Bhilmission, so ist auch die der Arrians in dem Gebiet eines eingebornen Fürsten — in dem von Trawankor — und er und seine Beamten erlauben sich allerlei Quälereien gegen die Christen. Man schickt auf die Güter der Christen mohammedanische Bauern; man bringt falsche Anklagen gegen die Christen und selbst gegen den Missionar vor, und wenn ein Eingeborner Christ werden will, so legt man ihm alle erdenklichen Hindernisse in den Weg. Der Radschah von Pundschat war ein besonders bitterer Feind der Christen, so daß Missionar Baker anfangs alle Arrians, die Christen wurden, zur Auswanderung veranlaßte und in einer andern Gegend ansiedelte. Lange Zeit ging es in diesem Landstrich nicht vorwärts. Aber der Verkehr mit eingebornen Christen aus andern Gegenden brachte die Leute zum Nachdenken und als wieder ein Missionar (Painter) kam, fand er den Boden bereitet. Die meisten Leute sahen zum erstenmal einen Weißen; aber sie trauten ihm gleich, weil sie von Missionar Baker und seinem Wirken Gutes gehört hatten. So dachten sie: „Dieser Sahib muß uns lieben, denn er hat sichs so viel Mühe kosten lassen, zu uns zu kommen, und das nicht, um von uns etwas zu holen, sondern um uns von Gott zu erzählen." Nachdem die Missionare den Leuten zugesprochen und mit ihnen gebetet hatten, wurde ein Rat gehalten und darauf entsagten 97 dem Heidentum, lieferten ihre Götzen aus und ließen sich von dem Missionar ihre Locke, das Zeichen des Heidentums, abschneiden. Die Leute fürchteten sich nun freilich sehr vor dem Zorn des Radschah, aber ein Brief des Missionars scheint den Fürsten einigermaßen begütigt zu haben. Die Zahl der Christen an diesem Ort beläuft sich jetzt auf 196 und 30 aus der Gegend haben sich der älteren Missionsstation Erumapara angeschlossen.

Zu den Hindernissen der Mission gehört besonders auch der Widerstand und das halbheidnische Gebaren der eingeborenen Katholiken.*) So schreibt Missionar Painter (1883): „In Rasnapuran wollten die Priester durchaus nicht erlauben, daß ich den Heiden predigte, während sie es nicht verwehrten, daß in der Umgebung der Kirche Saufgelage gehalten wurden. In Erattapatta wird alljährlich ein Fest zu Ehren des St. Georg gehalten, und viele hundert Heiden nehmen mit den Katholiken an der Feier teil. Dieses Jahr waren zufällig meine Gehilfen anwesend und sahen die Sache mit an. Ein ungeheures, bunt bemaltes Bild St. Georgs, der den Drachen tötet, wurde gezeigt und dann hielt der Priester eine Predigt — nicht über die Liebe Christi, sondern über die Großthaten, die man dem Heiligen zuschreibt. Ich wage nicht zu sagen, wie oft ihn der Priester den Märtyrertod sterben und wieder lebendig werden ließ; aber als er glücklich ein für allemal tot war, verkündigte der Priester, daß wer zu dem jährlichen Fest komme und ein Geschenk bringe, während des Jahres von Fieber, Hungersnot u. s. w. bewahrt bleibe. „So kommet!“ rief der Priester, „und bringt eure Gaben dem gewaltigen St. Georg, der allmächtig ist zu helfen und zu strafen!“ Die Menge drängte sich herzu und Hunderte armer Heiden opferten Gaben und Gebete vor dem Bild, das Rom aufgestellt hatte.“

Auf den älteren Stationen war eine Zeitlang der Fortschritt der Mission und die Haltung der Christen nicht befriedigend, neuerdings aber hat man bessere Nachrichten. Sehr Erfreuliches hört man von einigen neugegründeten Stationen. Auf einer derselben, Mankompu, wurden in einem Jahr über hundert getauft. Der Schulze von Tschowura, einer Außenstation vor Mankompu, dessen Frau infolge seines Widerstandes gegen das Christentum als Heidin gestorben war, verharrte lange in bitterer Feindschaft, auch nachdem der Missionar ihn in einer Krankheit behandelt hatte. Aber endlich konnte er sich nicht mehr sträuben. Er kam zu dem Missionar und sagte: „Ich habe Christus lange widerstanden; aber jetzt will ich sein Sklave sein.“ Mit ihm kamen auch seine Brüder und deren Angehörige.

*) In diesen Gegenden war nämlich im 16. Jahrhundert eine Jesuitenmission, und die jetzt hier lebenden Katholiken sind Nachkommen der damals Bekehrten.

Die Gemeinden fangen an, zum Unterhalt ihrer Kirchen beizusteuern. In der Gemeinde von Melkavu hat man schon eine Art von innerer Mission, denn es giebt einen Jünglingsverein, einen Mütterverein und ähnliches.

Missionar Painter erzählt auch von dem seligen Heimgang einiger Christen, z. B. von einer Frau, die auf dem Sterbebett vor allen Anwesenden ein kräftiges Zeugnis ablegte. „Beim Gedanken an all die Versuchungen zur Kälte, zum Schlafen, zum Abfall," fügt Missionar Painter hinzu, „können wir eigentlich nur loben und preisen, wenn wir von solchen hören, die der Gefahr entnommen und heimgeholt sind. Aber wir dürfen gewiß glauben, daß das nur die Erstlinge sind, Gott und dem Lamme dargebracht, und daß noch viele aus diesen Bergen ihnen folgen werden."

Ein Teufelspriester aus der Gegend, der selbst noch keine Neigung hatte, Christ zu werden, sagte: Ich weiß, daß Christus auf diesen Bergen herrschen wird. Ich habe es von Anfang an beobachtet, als nur ein kleines Häuflein ihn anbetete, während es jetzt Tausende sind. Endlich hat man auch hier angefangen, zu ihm zu beten. Es ist wie die Sonne, die zuerst die Bergspitzen rötet, dann allmählich die Halden erleuchtet und endlich das ganze Thal mit Licht überströmt. Der Tag kommt schnell, wo alle diese Berge Christum anbeten werden.

Dieses Urteil aus dem Munde eines Heiden bestätigt, was sich so oft der Wahrnehmung der Missionare aufdrängt: daß die Bergvölker Indiens bereit sind für das Evangelium. Wer weiß, ob ihnen von Gott nicht noch eine weltgeschichtliche Mission vorbehalten ist. Man hat schon die Zustände Indiens mit denen des römischen Reichs unmittelbar vor dem Auftreten des Christentums verglichen. Sollten vielleicht die Bergvölker mit ihrer noch ungebrochenen Naturkraft für Indien einen ähnlichen Beruf haben, wie die Germanen für das römische Reich? Wir wissen nicht, was in Gottes Rat beschlossen ist. Aber sei es nun, daß diesen Völkern noch ein thätiges Eingreifen in die Schicksale der Menschheit beschieden ist, sei es, daß sie auch in der Zukunft in ihren fernen Bergen leben werden, daß sich die Zeit, da sie in der Finsternis des Heidentums leben, dem Ende zuneigt.

# Erläuterung zu dem Bild:

## Missionar van der Kemp unter den Kaffern.

Man sieht es unserm Bilde an, daß es eine Episode der älteren Missionsgeschichte darstellt. Es versetzt uns zurück in jene Tage, da vor fast einem Jahrhundert der erste Missionar von der Kapkolonie aus zu den wilden Kaffern zog, um ihnen die Botschaft des Friedens zu bringen. Es war dies der gelehrte und eifrige Holländer Dr. Joh. Theodosius van der Kemp, dessen Arbeit unter den Kaffern zwar nur kurz währte, die aber doch bahnbereitend für die spätere Kaffernmission war.

Van der Kemp wurde im Jahr 1747 zu Rotterdam als der Sohn eines dortigen Predigers geboren. Nachdem er auf den Universitäten zu Leyden und Edinburgh studiert und sich außer den alten Sprachen auch noch mehrere neue angeeignet hatte, trat er in den holländischen Militärdienst ein. Er brachte es bis zum Rittmeister und hatte bei seinen hervorragenden Fähigkeiten die glänzendsten Aussichten; leider aber fröhnte er dem frechsten Unglauben und der größten Zügellosigkeit. Aeußere Umstände veranlaßten ihn, beim Militär seinen Abschied zu nehmen, worauf er sich der Arzneikunde widmete und sich als Arzt in Middleburg niederließ. Hier fand ihn die Hand Gottes. Bei einer Lustfahrt auf dem Flusse ertrank (1791) seine Gattin und sein einziges Kind, während er selbst nur mit genauer Not gerettet wurde. Das brach sein stolzes Herz. Zum ersten Mal wieder nach vielen Jahren ging er in die Kirche, schloß sich hier klopfenden Herzens den Kommunikanten an und begann nun mit Ernst die heilige Schrift zu lesen. Durch sie ging ein Licht um das andere in seiner Seele auf, bis er unter heftigen Kämpfen zum lebendigen Glauben durchgedrungen war und Jesu, dem so oft Gelästerten, zu Füßen sank. In stiller Zurückgezogenheit widmete er sich nun der Erlernung der morgenländischen Sprachen, sodaß er zuletzt in 16 Sprachen wohlbewandert war.

Während er so in der Einsamkeit in der Schrift forschte und dem Sprachenstudium lebte, fiel ein Aufruf der neugebildeten Londoner Missionsgesellschaft zur Anregung des Missionssinns in seine Hände und alsbald war sein Entschluß gefaßt. Obschon er über 50 Jahre alt war, bot er sich der Gesellschaft als Missionar an und wurde von dieser für Süd-Afrika bestimmt.

Mit drei Gefährten segelte van der Kemp im Dezember 1798 nach dem Kaplande ab und langte dort am 31. März des folgenden Jahres an. Nur kurze Zeit verblieb er in der Kapstadt; dann zog er mit seinem englischen Begleiter Edmonds ins Kaffernland, wo vor ihm noch kein Bote des Evangeliums aufgetreten war. Der Zeitpunkt war freilich ungünstig gewählt; denn eben stand wieder ein blutiger Kampf zwischen den Kolonisten und Kaffern bevor. An den nahen Grenzen des Landes herrschte die größte Verwirrung und jenseits drohte der Xosakönig Gaika mit seinen wilden Scharen. Unerschrocken machte sich van der Kemp mit Edmonds auf den Weg und langte im September 1799 bei dem Kafferfürsten an. Durch einen entlaufenen Kolonisten, der ihnen als Dolmetscher diente, stellten sie diesem vor: sie seien gekommen, um ihn und sein Volk in den Dingen zu unterrichten, die sie in diesem Leben und nach dem Tode glücklich machen könnten; dann baten sie, sich in seinem Lande niederlassen zu dürfen. Gaika zögerte lange, bis er die Antwort erteilte. Endlich sprach er: „Ich bin nicht im stande, euch Nahrung zu verschaffen, denn ich habe selbst nichts; ihr sucht Schutz bei mir und ich kann mich selbst nicht schützen. Darum rate ich euch, geht wieder dahin, woher ihr gekommen seid.“ Edmonds machte von dem erteilten Rate bald Gebrauch und kehrte nach der Kapkolonie zurück. Van der Kemp aber, der feingebildete Doktor, achtete keiner Schwierigkeit noch Gefahr. Er wartete in Geduld, bis der Kafferfürst andern Sinnes wurde und ihm jenseits des Keiskammaflusses eine Stelle zur Niederlassung anwies in einem von hohen Bergen umschlossenen Wiesenthal, von dem aus sich leicht elf Kafferkraale erreichen ließen. Hier, in der Einsamkeit der Berge und Wälder, unter dem Geheul der Wölfe, in Gefahr unter wilden, diebischen Heiden, die ihm sein Zelt ausraubten, lebte der Mann, der in Europa die glänzendste Stellung hätte einnehmen können. Um für seine magere Kost, die meist nur aus Wurzeln bestand, das nötige Salz zu gewinnen, mußte er sich Tage lang durch das wilde Gebüsch hindurcharbeiten, um am Meeresstrande ein Loch mit Seewasser zu füllen, das die heißen Sonnenstrahlen nach und nach zu Salz verdunsteten. Und nicht lange währte es, so sah er sich genötigt, in seiner abgelegenen Wildnis ohne Hut, ohne Schuh und Strümpfe, unter Dornbüschen auf dem Fußboden mit wunden Füßen umherzuwandern, um die Kaffern in ihren zerstreuten Hütten mit der Botschaft des Heils aufzusuchen. Er unterrichtete eine Anzahl von Kafferjünglingen in der holländischen Sprache und im Christentum, nahm sich der bei benachbarten Kolonisten wohnenden Hottentotten treulich an und hoffte schon, sich der Erstlinge seiner Arbeit freuen zu können,

als der zwischen den Kaffern und den benachbarten Kolonisten entbrennende Krieg ihn nötigte, am letzten Tage des Jahres 1800 nach einem Aufenthalt von beinahe 16 Monaten das Kaffernland zu verlassen und sich in die Kolonie zurückzuziehen.

Er versuchte es zwar, seine abgebrochene Arbeit wieder aufzunehmen; aber vergeblich. Immerhin war sein Aufenthalt bei den wilden, trotzigen und argwöhnischen Kaffern, wie die Folgezeit erwies, nicht ganz vergeblich gewesen. Noch lange blieb sein Name im Kaffernlande in Ehren. Ein durch ihn erweckter Kaffer Tsikana dichtete christliche Lieder, mit welchen er singend und betend das Land durchzog und wie Johannes der Täufer dem Evangelium unter seinem Volke den Weg bereitete.

Van der Kemp konnte nur noch auf seiner in der Kolonie gegründeten Station Bethelsdorp wenigstens den Söhnen mehrerer Kaffernhäuptlinge eine christliche Erziehung geben, von denen der eine, Jan Tschatschu, später als Häuptling Missionare zu sich einlud (1816). Der treue Zeuge van der Kemp aber durfte nach vielen Mühen und Kämpfen am 15. Dezember 1811 seinen Lauf beschließen.

---

# Missions-Zeitung.

## Neuestes und Vermischtes.

Die **schottische Freikirche,** die im Mai ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte und etwa 1 300 000 Seelen mit 340 000 Kommunikanten zählt, hat im Jahr 1892/93 für ihre Heidenmission nicht weniger als 2 160 080 Mk. aufgebracht. Rechnet man davon die Einnahme vom Missionsfelde mit 726 340 Mk. ab, so sind in Schottland allein 1 413 740 Mk. gesammelt. Das ergiebt auf die Kommunikantenzahl verteilt durchschnittlich pro Kopf 4,15 Mk. oder auf die Gesamt-Seelenzahl verteilt über eine Mark (in Deutschland durchschnittlich nur 9 Pf. auf den Kopf der ev. Bevölkerung), wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß die schottische Freikirche außerdem alle ihre sonstigen kirchlichen Bedürfnisse aus eignen Mitteln bestreitet. Unter den 1091 Gemeinden der Freikirche giebt es nur 46, die im letzten Jahr nichts für die Mission thaten, wogegen die Mehrzahl der Gemeinden (über 750) sich zu Parochial-Missionshilfsvereinen mit regelmäßigen festen Missionsbeiträgen organisiert haben. Doch ist der bei weitem größte Teil der Gaben (über 800 000 Mk.) für spezielle Zwecke gegeben worden. — Wie weit stehen wir Deutsche hierin den Schotten nach!

**Ostafrika.** Die nach dem Kilimandscharo reisenden Leipziger Missionare wurden bis jetzt wegen der kriegerischen Unternehmung des deutschen Gouverneurs gegen den Häuptling Meli auf der Station Jimba (nur wenige Stunden landeinwärts von Mombas) festgehalten. Durch die Erstürmung von Melis befestigtem Lager ist nun das Haupthindernis einer Niederlassung am Kilimandscharo beseitigt und die Brüder wollten gegen Ende September dahin aufbrechen. Ihr Augenmerk ist zunächst auf das westlich von Moschi gelegene Madschame-Gebiet gerichtet.

---

# Register.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



# Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nr. 1. 1893.

Inhalt.



## Die Bibel in China.

Von Miss. M. Schaub.

Da in neuster Zeit die Bibelübersetzungs- und Revisionsfrage die Missionskreise Chinas viel beschäftigt, so ist es wohl von Interesse, einen Rückblick auf die Geschichte der Bibel in China zu werfen, um zu sehen, wie schon seit Jahrhunderten das Wort der Wahrheit sich in dem großen Reich der Mitte Eingang zu verschaffen gesucht hat. Es geschah dies nach einander durch 5 in China auftretende Mächte, die wir ihrer zeitgeschichtlichen Reihenfolge nach kurz ins Auge fassen wollen. Dies waren: 1) Die Juden, welche vielleicht schon einige Jahrhunderte vor Christo nach China gekommen sind. 2) Die Nestorianer, die im 8. und 9. Jahrhundert, zur Zeit der Thongdynastie, eine Kirche in Ostasien hatten. 3) Die Franziskaner, die zur Zeit der großen Umwälzungen nach Asien kamen, als die Tatarenhorden, jene Gottesgeißeln, alte verrottete Reiche stürzten und auf den Trümmern ihre vorübergehenden Kolossal-

Er muß uns helfen, sonst wird unser Rat zunichte. Nun knieten alle nieder und nachdem Baker kurz aus dem Herzen gebetet hatte, sprachen alle ihm das Vaterunser nach.

Baker kehrte bald nach Pallam zurück; aber er sandte eingeborene Lehrer und besuchte von Zeit zu Zeit die drei Dörfer, in denen er das Werk angefangen hatte. Später ließ er sich ganz da nieder. Auf den Antrieb einiger mohammedanischer und katholischer Kaufleute brach eine Verfolgung gegen die Christen aus; aber die Mission gedieh doch. Als nach zehn Jahren der anglikanische Bischof von Madras die Station besuchte, fand er 800 Arrians, die christlichen Unterricht genossen. 450 waren getauft und 173 konnte der Bischof konfirmieren. Nach wenigen Jahren hatte sich die Zahl der Christen verdoppelt. Die Hauptstation ist Mundakajam, wo sich jetzt über 1600 Christen und 700 bis 800 Taufbewerber befinden.

Die Arrians beten keine bösen Geister an. Sie verehren die Geister ihrer Ahnen oder gewisse örtliche Dämonen, die in Felsen und auf Berggipfeln wohnen und denen man nur Einfluß auf einzelne Dörfer oder Familien zuschreibt. Niemals ist mit dem Gottesdienst Unsittlichkeit oder Grausamkeit verbunden. Er hat mehr den Zweck, den Zorn der Geister abzuwehren, als Wohlthaten von ihnen zu erlangen. Die Arrians gelten für wahrheitsliebend und sie haben in sittlicher Beziehung ein gutes Lob, doch sind sie dem Trunk ergeben. In ihrem Benehmen sind sie unbefangen und zeigen sich als verständige Leute. Sie arbeiten nicht gern als Taglöhner und Lastträger, sind aber tüchtige Bauern und manche unter ihnen werden reich durch das Urbarmachen und Bebauen der Berghalden. Diese werden während der trockenen Jahreszeit gerodet und in der Regenzeit mit Korn bepflanzt. Die Schwierigkeiten, die die Mission findet, liegen nicht sowohl im Charakter des Volks, das ja, wie wir gesehen haben, die Missionare dringend zu sich einlud, als in äußeren Verhältnissen.

Einmal ist das Klima sehr ungesund, selbst für die Eingebornen. Oft sind die Christen infolge des Dschangelfiebers so schwach, daß sie dem Unterricht nicht folgen und darum auch in der Erkenntnis nicht fortschreiten können. Dann ist das Land sehr gebirgig, voll von tiefen Thälern und Schluchten und ohne ordentliche Wege. So schreibt Missionar Painter: „Ich habe 14 Sta-

tionen in einem unwegsamen Land, sodaß ich fast immer zu Fuß gehen muß. Doch bin ich gottlob gesund und kann selbst in der ungesunden Jahreszeit meinen Beruf ausüben, während alle meine Diener, die meisten Lehrer und viele von dem Volk an Fieber und Dysenterie erkrankt sind. Ich habe weite Fußreisen zu machen, oft in strömendem Regen, durch überschwemmtes Land, und als Nachtherberge giebts nur eine kleine Hütte, die kaum den nötigen Schutz gegen Wind und Regen und den gefährlichen Malarianebel bietet."

Wie die Bhilmission, so ist auch die der Arrians in dem Gebiet eines eingebornen Fürsten — in dem von Trawankor — und er und seine Beamten erlauben sich allerlei Quälereien gegen die Christen. Man schickt auf die Güter der Christen mohammedanische Bauern; man bringt falsche Anklagen gegen die Christen und selbst gegen den Missionar vor, und wenn ein Eingeborner Christ werden will, so legt man ihm alle erdenklichen Hindernisse in den Weg. Der Radschah von Pundschat war ein besonders bitterer Feind der Christen, so daß Missionar Baker anfangs alle Arrians, die Christen wurden, zur Auswanderung veranlaßte und in einer andern Gegend ansiedelte. Lange Zeit ging es in diesem Landstrich nicht vorwärts. Aber der Verkehr mit eingebornen Christen aus andern Gegenden brachte die Leute zum Nachdenken und als wieder ein Missionar (Painter) kam, fand er den Boden bereitet. Die meisten Leute sahen zum erstenmal einen Weißen; aber sie trauten ihm gleich, weil sie von Missionar Baker und seinem Wirken Gutes gehört hatten. So dachten sie: „Dieser Sahib muß uns lieben, denn er hat sichs so viel Mühe kosten lassen, zu uns zu kommen, und das nicht, um von uns etwas zu holen, sondern um uns von Gott zu erzählen." Nachdem die Missionare den Leuten zugesprochen und mit ihnen gebetet hatten, wurde ein Rat gehalten und darauf entsagten 97 dem Heidentum, lieferten ihre Götzen aus und ließen sich von dem Missionar ihre Locke, das Zeichen des Heidentums, abschneiden. Die Leute fürchteten sich nun freilich sehr vor dem Zorn des Radschah, aber ein Brief des Missionars scheint den Fürsten einigermaßen begütigt zu haben. Die Zahl der Christen an diesem Ort beläuft sich jetzt auf 196 und 30 aus der Gegend haben sich der älteren Missionsstation Erumapara angeschlossen.

Zu den Hindernissen der Mission gehört besonders auch der Widerstand und das halbheidnische Gebaren der eingeborenen Katholiken.*) So schreibt Missionar Painter (1883): „In Rasnapuran wollten die Priester durchaus nicht erlauben, daß ich den Heiden predigte, während sie es nicht verwehrten, daß in der Umgebung der Kirche Saufgelage gehalten wurden. In Erattapatta wird alljährlich ein Fest zu Ehren des St. Georg gehalten, und viele hundert Heiden nehmen mit den Katholiken an der Feier teil. Dieses Jahr waren zufällig meine Gehilfen anwesend und sahen die Sache mit an. Ein ungeheures, bunt bemaltes Bild St. Georgs, der den Drachen tötet, wurde gezeigt und dann hielt der Priester eine Predigt — nicht über die Liebe Christi, sondern über die Großthaten, die man dem Heiligen zuschreibt. Ich wage nicht zu sagen, wie oft ihn der Priester den Märtyrertod sterben und wieder lebendig werden ließ; aber als er glücklich ein für allemal tot war, verkündigte der Priester, daß wer zu dem jährlichen Fest komme und ein Geschenk bringe, während des Jahres von Fieber, Hungersnot u. s. w. bewahrt bleibe. „So kommet!“ rief der Priester, „und bringt eure Gaben dem gewaltigen St. Georg, der allmächtig ist zu helfen und zu strafen!“ Die Menge drängte sich herzu und Hunderte armer Heiden opferten Gaben und Gebete vor dem Bild, das Rom aufgestellt hatte.“

Auf den älteren Stationen war eine Zeitlang der Fortschritt der Mission und die Haltung der Christen nicht befriedigend, neuerdings aber hat man bessere Nachrichten. Sehr Erfreuliches hört man von einigen neugegründeten Stationen. Auf einer derselben, Mankompu, wurden in einem Jahr über hundert getauft. Der Schulze von Tschowura, einer Außenstation vor Mankompu, dessen Frau infolge seines Widerstandes gegen das Christentum als Heidin gestorben war, verharrte lange in bitterer Feindschaft, auch nachdem der Missionar ihn in einer Krankheit behandelt hatte. Aber endlich konnte er sich nicht mehr sträuben. Er kam zu dem Missionar und sagte: „Ich habe Christus lange widerstanden; aber jetzt will ich sein Sklave sein.“ Mit ihm kamen auch seine Brüder und deren Angehörige.

*) In diesen Gegenden war nämlich im 16. Jahrhundert eine Jesuitenmission, und die jetzt hier lebenden Katholiken sind Nachkommen der damals Bekehrten.

Die Gemeinden fangen an, zum Unterhalt ihrer Kirchen beizusteuern. In der Gemeinde von Melkavu hat man schon eine Art von innerer Mission, denn es giebt einen Jünglingsverein, einen Mütterverein und ähnliches.

Missionar Painter erzählt auch von dem seligen Heimgang einiger Christen, z. B. von einer Frau, die auf dem Sterbebett vor allen Anwesenden ein kräftiges Zeugnis ablegte. „Beim Gedanken an all die Versuchungen zur Kälte, zum Schlafen, zum Abfall," fügt Missionar Painter hinzu, „können wir eigentlich nur loben und preisen, wenn wir von solchen hören, die der Gefahr entnommen und heimgeholt sind. Aber wir dürfen gewiß glauben, daß das nur die Erstlinge sind, Gott und dem Lamme dargebracht, und daß noch viele aus diesen Bergen ihnen folgen werden."

Ein Teufelspriester aus der Gegend, der selbst noch keine Neigung hatte, Christ zu werden, sagte: Ich weiß, daß Christus auf diesen Bergen herrschen wird. Ich habe es von Anfang an beobachtet, als nur ein kleines Häuflein ihn anbetete, während es jetzt Tausende sind. Endlich hat man auch hier angefangen, zu ihm zu beten. Es ist wie die Sonne, die zuerst die Bergspitzen rötet, dann allmählich die Halden erleuchtet und endlich das ganze Thal mit Licht überströmt. Der Tag kommt schnell, wo alle diese Berge Christum anbeten werden.

Dieses Urteil aus dem Munde eines Heiden bestätigt, was sich so oft der Wahrnehmung der Missionare aufdrängt: daß die Bergvölker Indiens bereit sind für das Evangelium. Wer weiß, ob ihnen von Gott nicht noch eine weltgeschichtliche Mission vorbehalten ist. Man hat schon die Zustände Indiens mit denen des römischen Reichs unmittelbar vor dem Auftreten des Christentums verglichen. Sollten vielleicht die Bergvölker mit ihrer noch ungebrochenen Naturkraft für Indien einen ähnlichen Beruf haben, wie die Germanen für das römische Reich? Wir wissen nicht, was in Gottes Rat beschlossen ist. Aber sei es nun, daß diesen Völkern noch ein thätiges Eingreifen in die Schicksale der Menschheit beschieden ist, sei es, daß sie auch in der Zukunft in ihren fernen Bergen leben werden, daß sich die Zeit, da sie in der Finsternis des Heidentums leben, dem Ende zuneigt.

# Erläuterung zu dem Bild:

## Missionar van der Kemp unter den Kaffern.

Man sieht es unserm Bilde an, daß es eine Episode der älteren Missionsgeschichte darstellt. Es versetzt uns zurück in jene Tage, da vor fast einem Jahrhundert der erste Missionar von der Kapkolonie aus zu den wilden Kaffern zog, um ihnen die Botschaft des Friedens zu bringen. Es war dies der gelehrte und eifrige Holländer Dr. Joh. Theodosius van der Kemp, dessen Arbeit unter den Kaffern zwar nur kurz währte, die aber doch bahnbereitend für die spätere Kaffernmission war.

Van der Kemp wurde im Jahr 1747 zu Rotterdam als der Sohn eines dortigen Predigers geboren. Nachdem er auf den Universitäten zu Leyden und Edinburgh studiert und sich außer den alten Sprachen auch noch mehrere neue angeeignet hatte, trat er in den holländischen Militärdienst ein. Er brachte es bis zum Rittmeister und hatte bei seinen hervorragenden Fähigkeiten die glänzendsten Aussichten; leider aber fröhnte er dem frechsten Unglauben und der größten Zügellosigkeit. Aeußere Umstände veranlaßten ihn, beim Militär seinen Abschied zu nehmen, worauf er sich der Arzneikunde widmete und sich als Arzt in Middleburg niederließ. Hier fand ihn die Hand Gottes. Bei einer Lustfahrt auf dem Flusse ertrank (1791) seine Gattin und sein einziges Kind, während er selbst nur mit genauer Not gerettet wurde. Das brach sein stolzes Herz. Zum ersten Mal wieder nach vielen Jahren ging er in die Kirche, schloß sich hier klopfenden Herzens den Kommunikanten an und begann nun mit Ernst die heilige Schrift zu lesen. Durch sie ging ein Licht um das andere in seiner Seele auf, bis er unter heftigen Kämpfen zum lebendigen Glauben durchgedrungen war und Jesu, dem so oft Gelästerten, zu Füßen sank. In stiller Zurückgezogenheit widmete er sich nun der Erlernung der morgenländischen Sprachen, sodaß er zuletzt in 16 Sprachen wohlbewandert war.

Während er so in der Einsamkeit in der Schrift forschte und dem Sprachenstudium lebte, fiel ein Aufruf der neugebildeten Londoner Missionsgesellschaft zur Anregung des Missionssinns in seine Hände und alsbald war sein Entschluß gefaßt. Obschon er über 50 Jahre alt war, bot er sich der Gesellschaft als Missionar an und wurde von dieser für Süd-Afrika bestimmt.

Mit drei Gefährten segelte van der Kemp im Dezember 1798 nach dem Kaplande ab und langte dort am 31. März des folgenden Jahres an. Nur kurze Zeit verblieb er in der Kapstadt; dann zog er mit seinem englischen Begleiter Edmonds ins Kaffernland, wo vor ihm noch kein Bote des Evangeliums aufgetreten war. Der Zeitpunkt war freilich ungünstig gewählt; denn eben stand wieder ein blutiger Kampf zwischen den Kolonisten und Kaffern bevor. An den nahen Grenzen des Landes herrschte die größte Verwirrung und jenseits drohte der Xosakönig Gaika mit seinen wilden Scharen. Unerschrocken machte sich van der Kemp mit Edmonds auf den Weg und langte im September 1799 bei dem Kafferfürsten an. Durch einen entlaufenen Kolonisten, der ihnen als Dolmetscher diente, stellten sie diesem vor: sie seien gekommen, um ihn und sein Volk in den Dingen zu unterrichten, die sie in diesem Leben und nach dem Tode glücklich machen könnten; dann baten sie, sich in seinem Lande niederlassen zu dürfen. Gaika zögerte lange, bis er die Antwort erteilte. Endlich sprach er: „Ich bin nicht im stande, euch Nahrung zu verschaffen, denn ich habe selbst nichts; ihr sucht Schutz bei mir und ich kann mich selbst nicht schützen. Darum rate ich euch, geht wieder dahin, woher ihr gekommen seid.“ Edmonds machte von dem erteilten Rate bald Gebrauch und kehrte nach der Kapkolonie zurück. Van der Kemp aber, der feingebildete Doktor, achtete keiner Schwierigkeit noch Gefahr. Er wartete in Geduld, bis der Kafferfürst andern Sinnes wurde und ihm jenseits des Keiskammaflusses eine Stelle zur Niederlassung anwies in einem von hohen Bergen umschlossenen Wiesenthal, von dem aus sich leicht elf Kafferkraale erreichen ließen. Hier, in der Einsamkeit der Berge und Wälder, unter dem Geheul der Wölfe, in Gefahr unter wilden, diebischen Heiden, die ihm sein Zelt ausraubten, lebte der Mann, der in Europa die glänzendste Stellung hätte einnehmen können. Um für seine magere Kost, die meist nur aus Wurzeln bestand, das nötige Salz zu gewinnen, mußte er sich Tage lang durch das wilde Gebüsch hindurcharbeiten, um am Meeresstrande ein Loch mit Seewasser zu füllen, das die heißen Sonnenstrahlen nach und nach zu Salz verdunsteten. Und nicht lange währte es, so sah er sich genötigt, in seiner abgelegenen Wildnis ohne Hut, ohne Schuh und Strümpfe, unter Dornbüschen auf dem Fußboden mit wunden Füßen umherzuwandern, um die Kaffern in ihren zerstreuten Hütten mit der Botschaft des Heils aufzusuchen. Er unterrichtete eine Anzahl von Kafferjünglingen in der holländischen Sprache und im Christentum, nahm sich der bei benachbarten Kolonisten wohnenden Hottentotten treulich an und hoffte schon, sich der Erstlinge seiner Arbeit freuen zu können,

als der zwischen den Kaffern und den benachbarten Kolonisten entbrennende Krieg ihn nötigte, am letzten Tage des Jahres 1800 nach einem Aufenthalt von beinahe 16 Monaten das Kaffernland zu verlassen und sich in die Kolonie zurückzuziehen.

Er versuchte es zwar, seine abgebrochene Arbeit wieder aufzunehmen; aber vergeblich. Immerhin war sein Aufenthalt bei den wilden, trotzigen und argwöhnischen Kaffern, wie die Folgezeit erwies, nicht ganz vergeblich gewesen. Noch lange blieb sein Name im Kaffernlande in Ehren. Ein durch ihn erweckter Kaffer Tsikana dichtete christliche Lieder, mit welchen er singend und betend das Land durchzog und wie Johannes der Täufer dem Evangelium unter seinem Volke den Weg bereitete.

Van der Kemp konnte nur noch auf seiner in der Kolonie gegründeten Station Bethelsdorp wenigstens den Söhnen mehrerer Kaffernhäuptlinge eine christliche Erziehung geben, von denen der eine, Jan Tschatschu, später als Häuptling Missionare zu sich einlud (1816). Der treue Zeuge van der Kemp aber durfte nach vielen Mühen und Kämpfen am 15. Dezember 1811 seinen Lauf beschließen.

# Missions-Zeitung.

## Neuestes und Vermischtes.

Die **schottische Freikirche,** die im Mai ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte und etwa 1 300 000 Seelen mit 340 000 Kommunikanten zählt, hat im Jahr 1892/93 für ihre Heidenmission nicht weniger als 2 160 080 Mk. aufgebracht. Rechnet man davon die Einnahme vom Missionsfelde mit 726 340 Mk. ab, so sind in Schottland allein 1 413 740 Mk. gesammelt. Das ergiebt auf die Kommunikantenzahl verteilt durchschnittlich pro Kopf 4,15 Mk. oder auf die Gesamt-Seelenzahl verteilt über eine Mark (in Deutschland durchschnittlich nur 9 Pf. auf den Kopf der ev. Bevölkerung), wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß die schottische Freikirche außerdem alle ihre sonstigen kirchlichen Bedürfnisse aus eignen Mitteln bestreitet. Unter den 1091 Gemeinden der Freikirche giebt es nur 46, die im letzten Jahr nichts für die Mission thaten, wogegen die Mehrzahl der Gemeinden (über 750) sich zu Parochial-Missionshilfsvereinen mit regelmäßigen festen Missionsbeiträgen organisiert haben. Doch ist der bei weitem größte Teil der Gaben (über 800 000 Mk.) für spezielle Zwecke gegeben worden. — Wie weit stehen wir Deutsche hierin den Schotten nach!

**Ostafrika.** Die nach dem Kilimandscharo reisenden Leipziger Missionare wurden bis jetzt wegen der kriegerischen Unternehmung des deutschen Gouverneurs gegen den Häuptling Meli auf der Station Jimba (nur wenige Stunden landeinwärts von Mombas) festgehalten. Durch die Erstürmung von Melis befestigtem Lager ist nun das Haupthindernis einer Niederlassung am Kilimandscharo beseitigt und die Brüder wollten gegen Ende September dahin aufbrechen. Ihr Augenmerk ist zunächst auf das westlich von Moschi gelegene Madschame-Gebiet gerichtet.

# Register.

des heiligen Thomas und die Bibel übersetzt.“ Ja, es scheinen verschiedene katholische Bibelübersetzungen, wenn auch nur in Manuskript, zu existieren. Ein Mitglied der ostindischen Kompagnie hat sich anno 1739 ein Exemplar in Kanton verschaffen können. Dieses Werk, das nun im britischen Museum ist, enthält eine Evangelienharmonie und die paulinischen Briefe.

Es ist aber bis auf den heutigen Tag Politik der katholischen Kirche, ihren Leuten die Bibel vorzuenthalten. Als einige von uns protestantischen Missionaren während der allgemeinen Konferenz im Jahr 1890 den chinesischen Centralsitz der Katholiken in Seu ka wai bei Schanghai besuchten, interessierten sich die Priester vor allem für die Bibelfrage und wiesen triumphierend darauf hin, daß wir Protestanten nun auch zur Ueberzeugung gekommen seien, daß die Bibel nur mit Erklärungen verbreitet und auch sonst mehr Vorsicht bei der Bibelverbreitung beobachtet werden sollte. Die lebhafte Diskussion über die Bibel mit oder ohne Erklärungen war für die Katholiken von großer Bedeutung. In jener denkwürdigen Debatte wurde einmal gewünscht, daß nur Missionare, die mehr als 10 Jahre in China gewesen seien, ihre Stimme abgeben sollten, ob die Kolportage, wie sie die englische Gesellschaft betreibt, nicht oft eher schade als nütze. Es kam nicht zu einer solchen Abstimmung; aber man sah wohl, daß die meisten Missionare nicht an eine magische Wirkung der so großartig betriebenen Bibelverbreitung glauben. Wenn die Katholiken nur aus solchen Gründen mit der Bibelverbreitung zurückhalten würden, ließe sich nicht viel dagegen einwenden. Es sind aber noch ganz andere Gründe, welche die Katholiken, besonders die Jesuiten, von diesem Zweige der Missionsarbeit ferne halten. Daß aber die protestantische Mission von Anfang an die Urkunden unserer Religion den Chinesen zugänglich zu machen suchte, stellt unsere Arbeit bei den denkenden Chinesen in ein ganz anderes Licht, als die Politik der jesuitischen Missionare.

5) Sobald die protestantische Christenheit anfing, Sendboten zu den Heiden zu schicken, wurde auch die Bibelübersetzung in die fremden Sprachen an die Hand genommen. Im Anfang des Jahrhunderts war unter den vielen Lehrern des orientalischen Instituts in Kalkutta auch ein Lehrer des Chinesischen, ein armenischer Christ, Namens Lassar, von Makao gebürtig, der den Auftrag erhielt, die



# Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

Nr. 1.  1893.

## Die Bibel in China.

Von Miss. M. Schaub.

Da in neuster Zeit die Bibelübersetzungs- und Revisionsfrage die Missionskreise Chinas viel beschäftigt, so ist es wohl von Interesse, einen Rückblick auf die Geschichte der Bibel in China zu werfen, um zu sehen, wie schon seit Jahrhunderten das Wort der Wahrheit sich in dem großen Reich der Mitte Eingang zu verschaffen gesucht hat. Es geschah dies nach einander durch 5 in China auftretende Mächte, die wir ihrer zeitgeschichtlichen Reihenfolge nach kurz ins Auge fassen wollen. Dies waren: 1) Die Juden, welche vielleicht schon einige Jahrhunderte vor Christo nach China gekommen sind. 2) Die Nestorianer, die im 8. und 9. Jahrhundert, zur Zeit der Thongdynastie, eine Kirche in Ostasien hatten. 3) Die Franziskaner, die zur Zeit der großen Umwälzungen nach Asien kamen, als die Tatarenhorden, jene Gottesgeißeln, alte verrottete Reiche stürzten und auf den Trümmern ihre vorübergehenden Kolossal-

reiche gründeten. 4) Die **Jesuiten**, die am Ende der Mingdynastie und zu Anfang der jetzigen Mandschurenherrschaft eine große Rolle spielten. 5) Die **protestantische Mission**.

1) Die **Juden**. Seit A. Rémusat u. a. Kenner des Chinesischen unter dem Eindruck der Nachrichten katholischer Missionare in chinesischen Werken Spuren eines hebräischen Einflusses auf das chinesische Geistesleben zu finden glaubten, ist es eine Lieblingsidee mancher chinesischer Altertumsforscher geworden, den Ursprung einer tieferen Erkenntnis, wie sie sich z. B. bei Laotse findet, auf die alttestamentliche Offenbarungsreligion zurückzuführen. In der That weht einem auch in manchen alten taoistischen Schriften eine heimatliche Luft an, und in einzelnen Geschichten die sie bringen, finden sich auffallende Anklänge an Aehnliches in den alttestamentlichen Schriften. So begegnete ich kürzlich beim Lesen der Werke der Fai nam tse einer Geschichte, die der Erzählung des Sonnenstillstandes im Buche Josua merkwürdig ähnlich ist. Ein Feldherr soll in der Zeit, da die Feudalstaaten der Tschudynastie in fortwährender Fehde waren, am Abend eines heißen Schlachttages der Sonne befohlen haben, um 3 Grade zurückzuweichen, damit der Kampf zu einem guten Ende geführt werden könne. Männer, wie Rémusat und Viktor v. Strauß, wollen sogar in Laotse's „Tao tet kin" den Namen „Jehovah" finden, was freilich von Stanislaus Julien und andern wohl mit Recht bestritten wird. Es lag gewiß auch im apostolischen Interesse der katholischen Missionare, solche Spuren einer Beeinflussung der alttestamentlichen Religon besonders zu betonen und die Phantasie half mit, allenthalben jüdische Erinnerungen zu finden. Interessant ist es immerhin, solchen Fragen Aufmerksamkeit zu schenken. Durch tieferes Eindringen in die reichen Schätze der chinesischen Litteratur wird sich noch manches aufhellen.

Mehr historischen Boden bietet uns die Geschichte der zuerst von Ricci im 17. Jahrhundert im Herzen Chinas (Khoi fung) aufgefundenen Judenkolonie, die in unserem Jahrhundert auch von einigen protestantischen Missionaren aufgesucht worden ist. Diese nunmehr untergegangene Kolonie hatte noch einige Fragmente des Alten Testaments. Im Hongkonger Museum liegt eine Rolle, die in schöner hebräischer Schrift die Geburtsgeschichte der Söhne Jakobs enthält. Wie die dortigen Juden den Missionaren erzählten, sollen ihre Vorväter zur Zeit der Handynastie (200—226 nach Chr.)

nach Khoifung gekommen sein. Im Jahre 1164 wurde dort eine schöne Synagoge gebaut. Dr. Martin fand auf einem einsam stehenden Steine auf einem freien Platze die Inschrift Ichabod: „Die Herrlichkeit ist dahin.“ Auch andere Inschriften zeugten von blühenden jüdischen Kolonien. Die Heiden nannten die Religion der Nachkommen Jakobs die Lehre der „Sehnen-Herausnehmer“ (Gen. 32, 32). Wenn schon vor ca. 2000 Jahren Israeliten nach China gekommen sind, so liegt auch die Annahme nahe, daß ihre Schriften auf tiefer angelegte Geister ihren Einfluß gehabt haben müssen, wenn auch nicht zu vermuten ist, daß die alttestamentlichen Bücher ins Chinesische übersetzt worden sind.

2) Die Nestorianer. Im Jahre 1625 wurde im Nordwesten Chinas bei einer Erdarbeit in Sion ein steinernes Monument ausgegraben, das wohl 8 Jahrhunderte im Schutt begraben lag. Es ist dies die berühmte Tafel der Nestorianer, die Zeugnis von der Arbeit der syrischen Christen giebt, welche im Jahre 625 in die Hauptstadt Chinas kamen und unter den ersten Herrschern der glorreichen Thongdynastie gute Aufnahme fanden. Die reichhaltige Inschrift sagt in Betreff der Bibel folgendes: „Die Sprüche der 24 Weisen, die das alte Gesetz behandeln, wurden durch das Kommen des Messias erfüllt. Nachdem der Messias in seine ursprüngliche Herrlichkeit zurückgekehrt war, wurde in 27 heiligen Schriften seine Lehre niedergelegt. Diese heiligen Bücher brachte der Apostel Alopun von Syrien. Sie wurden übersetzt und der kaiserlichen Bibliothek einverleibt.“ Bis jetzt hat sich freilich noch keine Spur von dieser nestorianischen Bibelübersetzung finden lassen. Doch wird die Richtigkeit dieser Inschrift nicht bezweifelt werden können, wenn man bedenkt, wie sehr es sich der große Kaiser Thai Tsung ein Anliegen sein ließ, eine Uebersetzung aller vom Westen gekommenen Schriften ins Werk zu setzen. Die Uebersetzung des Neuen Testaments wird wohl nur im Manuskript existiert haben. Als die Buchdruckerei in China aufkam, war der Nestorianismus schon in seinem Niedergang.

Die Reisebeschreibung des Arabers Ibu Wahab, der im 9. Jahrhundert die chinesische Hauptstadt besuchte, giebt auch einige interessante Notizen, die auf Kenntnis der heiligen Geschichten am kaiserlichen Hofe schließen lassen. Der Araber hatte eine Audienz bei dem Kaiser, der ihm allerlei Bilder zeigte, in welchen Ibu Wahab

und dem Amerikaner Bridgeman die Revisionsarbeit an die Hand. Auch Morrison der jüngere half so viel wie möglich mit. Leider starb er bald, ein großer Verlust für die litterarisch arbeitenden Missionare jener Zeit. Das Neue Testament wurde 1835 vollendet; die Uebersetzung des Alten Testaments ging aber sehr langsam voran, weil Medhurst Gesundheits halber nach England mußte. Gützlaff setzte die Arbeit allein fort. Seine Uebersetzung erhielt eine Bedeutung während der Taiping-Rebellion. Sie war die Bibel der fanatischen Rebellenführer. Die Bücher Josua und Richter waren ihre Lieblingsschriften.

Als im Jahre 1843 durch die Verträge der Westmächte mit China eine Reihe chinesischer Häfen für die Europäer geöffnet worden war, wurden diese bald auch von Missionaren besetzt. Sogleich wurde auch beschlossen, vereint eine Bibelübersetzung vorzunehmen. Es waren bei der ersten Konferenz, die in Hongkong zusammentrat, vier Gesellschaften vertreten. Das Neue Testament wurde in 5 Teilen an die Uebersetzer verteilt. Alle Missionare sollten bei dem ersten Entwurfe bestmöglichst mithelfen. Im Jahre 1847 siedelten die Uebersetzer nach Schanghai über, wo sie in Dr. Medhurst's Haus 3 Jahre Tag für Tag zusammen kamen, um ihre Arbeiten durchzusprechen. So entstand die sogenannte **Delegate's version**, ein Musterwerk, das in sprachlicher Beziehung in Feinheit des Stiles kaum übertroffen werden kann. Freilich zeigte sich nun bald eine Uneinigkeit unter den Uebersetzern. Die Amerikaner warfen den Engländern Medhurst, Milne und Stronach vor, daß sie und ihre chinesischen Gehilfen auf Kosten der Genauigkeit arbeiteten. So konnte die Uebersetzung des Alten Testaments nicht mehr gemeinschaftlich vorgenommen werden. Die drei Engländer setzten das Werk alleine fort, während die Amerikaner Bridgeman und Culberstone ihre eigene Uebersetzung machten. Da das Neue Testament ein gemeinschaftliches Werk der „freien und der wörtlichen“ Uebersetzer ist, so zeigt sich hier auch noch das heilsame Berichtigungsmittel einer genauen Uebersetzung gegenüber der etwas zu sehr nach dem alten mustergültigen Stil strebenden Arbeit der Engländer. Im Alten Testamente fehlt nun jenes, da die beiden Richtungen ganz auseinander gegangen waren. Das bis jetzt von den meisten englischen und deutschen Missionaren gebrauchte Alte Testament ist in ausgezeichnetem Chinesisch; da-

gegen ist in manchen Partien, besonders in den Lehrbüchern, der eigentliche Sinn des Textes schwer wieder zu erkennen. Die von den Amerikanern angenommene Uebersetzung ist wohl meistens wörtlich, aber sehr unverständlich, weil unchinesisch. Zu der Uneinigkeit in den Grundsätzen der Uebersetzung kam dann noch der leidige Streit über die Frage des Ausdrucks für Gott, der die Missionare China's in verschiedene Lager spaltete. So haben wir denn seit 40 Jahren mehrere Bibelausgaben in dem sogenannten Bücherstil.

Außerdem sind mit der Zeit eine Reihe von Uebersetzungen in die verschiedenen Dialekte vorgenommen worden, die entweder in chinesischen Zeichen oder romanisierter Schrift herausgegeben wurden. Auch diese Arbeiten haben unter den gegenwärtigen Verhältnissen ihren großen Wert zur Vertiefung der Erkenntnis unserer Christen. Wir haben deshalb in unserer Lilonger Gemeinde in diesem Jahr Bibellesestunden eingeführt, da Männer und Frauen, alt und jung, das vom Leiter der Stunde Vorgelesene laut nachlesen müssen, woran sich sodann eine kurze Erklärung des Gelesenen anschließt. So haben wir es dahin gebracht, daß einige Christen sich Bibeln in der Umgangssprache kauften und sich die Woche hindurch auf die Bibellesestunden vorbereiten. So sehr nun auch diese Dialektausgaben der Bibel ihren Wert haben, so bleibt die Bibel im Bücherstil immer noch das Hauptbibelbuch unter unsern Leuten. Wer nur einigermaßen eine ordentliche Schulbildung genossen hat, liest am liebsten seine Bibel im Bücherstil. Deshalb ist auch auf der allgemeinen Konferenz zu Schanghai im Jahr 1890 beschlossen worden, eine neue Bearbeitung der Bibel im Bücherstil vorzunehmen. Die Arbeit ist in gutem Gange und es ist Hoffnung da, nun endlich einmal eine einheitliche Bibel für China zu bekommen.

Der HErr lege seinen Segen auf diese Arbeit, daß wir uns die Erfahrungen unserer Vorgänger recht zu nutze machen und das angefangene Werk in der rechten Geisteseinigkeit zu einem befriedigenden Ende führen können.

---

und dem Amerikaner Bridgeman die Revisionsarbeit an die Hand. Auch Morrison der jüngere half so viel wie möglich mit. Leider starb er bald, ein großer Verlust für die litterarisch arbeitenden Missionare jener Zeit. Das Neue Testament wurde 1835 vollendet; die Uebersetzung des Alten Testaments ging aber sehr langsam voran, weil Medhurst Gesundheits halber nach England mußte. Gützlaff setzte die Arbeit allein fort. Seine Uebersetzung erhielt eine Bedeutung während der Taiping-Rebellion. Sie war die Bibel der fanatischen Rebellenführer. Die Bücher Josua und Richter waren ihre Lieblingsschriften.

Als im Jahre 1843 durch die Verträge der Westmächte mit China eine Reihe chinesischer Häfen für die Europäer geöffnet worden war, wurden diese bald auch von Missionaren besetzt. Sogleich wurde auch beschlossen, vereint eine Bibelübersetzung vorzunehmen. Es waren bei der ersten Konferenz, die in Hongkong zusammentrat, vier Gesellschaften vertreten. Das Neue Testament wurde in 5 Teilen an die Uebersetzer verteilt. Alle Missionare sollten bei dem ersten Entwurfe bestmöglichst mithelfen. Im Jahre 1847 siedelten die Uebersetzer nach Schanghai über, wo sie in Dr. Medhurst's Haus 3 Jahre Tag für Tag zusammen kamen, um ihre Arbeiten durchzusprechen. So entstand die sogenannte Delegate's version, ein Musterwerk, das in sprachlicher Beziehung in Feinheit des Stiles kaum übertroffen werden kann. Freilich zeigte sich nun bald eine Uneinigkeit unter den Uebersetzern. Die Amerikaner warfen den Engländern Medhurst, Milne und Stronach vor, daß sie und ihre chinesischen Gehilfen auf Kosten der Genauigkeit arbeiteten. So konnte die Uebersetzung des Alten Testaments nicht mehr gemeinschaftlich vorgenommen werden. Die drei Engländer setzten das Werk alleine fort, während die Amerikaner Bridgeman und Culberstone ihre eigene Uebersetzung machten. Da das Neue Testament ein gemeinschaftliches Werk der „freien und der wörtlichen" Uebersetzer ist, so zeigt sich hier auch noch das heilsame Berichtigungsmittel einer genauen Uebersetzung gegenüber der etwas zu sehr nach dem alten mustergültigen Stil strebenden Arbeit der Engländer. Im Alten Testamente fehlt nun jenes, da die beiden Richtungen ganz auseinander gegangen waren. Das bis jetzt von den meisten englischen und deutschen Missionaren gebrauchte Alte Testament ist in ausgezeichnetem Chinesisch; da-

gegen ist in manchen Partien, besonders in den Lehrbüchern, der eigentliche Sinn des Textes schwer wieder zu erkennen. Die von den Amerikanern angenommene Uebersetzung ist wohl meistens wörtlich, aber sehr unverständlich, weil unchinesisch. Zu der Uneinigkeit in den Grundsätzen der Uebersetzung kam dann noch der leidige Streit über die Frage des Ausdrucks für Gott, der die Missionare China's in verschiedene Lager spaltete. So haben wir denn seit 40 Jahren mehrere Bibelausgaben in dem sogenannten Bücherstil.

Außerdem sind mit der Zeit eine Reihe von Uebersetzungen in die verschiedenen Dialekte vorgenommen worden, die entweder in chinesischen Zeichen oder romanisierter Schrift herausgegeben wurden. Auch diese Arbeiten haben unter den gegenwärtigen Verhältnissen ihren großen Wert zur Vertiefung der Erkenntnis unserer Christen. Wir haben deshalb in unserer Lilonger Gemeinde in diesem Jahr Bibellesestunden eingeführt, da Männer und Frauen, alt und jung, das vom Leiter der Stunde Vorgelesene laut nachlesen müssen, woran sich sodann eine kurze Erklärung des Gelesenen anschließt. So haben wir es dahin gebracht, daß einige Christen sich Bibeln in der Umgangssprache kauften und sich die Woche hindurch auf die Bibellesestunden vorbereiten. So sehr nun auch diese Dialektausgaben der Bibel ihren Wert haben, so bleibt die Bibel im Bücherstil immer noch das Hauptbibelbuch unter unsern Leuten. Wer nur einigermaßen eine ordentliche Schulbildung genossen hat, liest am liebsten seine Bibel im Bücherstil. Deshalb ist auch auf der allgemeinen Konferenz zu Schanghai im Jahr 1890 beschlossen worden, eine neue Bearbeitung der Bibel im Bücherstil vorzunehmen. Die Arbeit ist in gutem Gange und es ist Hoffnung da, nun endlich einmal eine einheitliche Bibel für China zu bekommen.

Der HErr lege seinen Segen auf diese Arbeit, daß wir uns die Erfahrungen unserer Vorgänger recht zu nutze machen und das angefangene Werk in der rechten Geisteseinigkeit zu einem befriedigenden Ende führen können.

und dem Amerikaner Bridgeman die Revisionsarbeit an die Hand. Auch Morrison der jüngere half so viel wie möglich mit. Leider starb er bald, ein großer Verlust für die litterarisch arbeitenden Missionare jener Zeit. Das Neue Testament wurde 1835 vollendet; die Uebersetzung des Alten Testaments ging aber sehr langsam voran, weil Medhurst Gesundheits halber nach England mußte. Gützlaff setzte die Arbeit allein fort. Seine Uebersetzung erhielt eine Bedeutung während der Taiping-Rebellion. Sie war die Bibel der fanatischen Rebellenführer. Die Bücher Josua und Richter waren ihre Lieblingsschriften.

Als im Jahre 1843 durch die Verträge der Westmächte mit China eine Reihe chinesischer Häfen für die Europäer geöffnet worden war, wurden diese bald auch von Missionaren besetzt. Sogleich wurde auch beschlossen, vereint eine Bibelübersetzung vorzunehmen. Es waren bei der ersten Konferenz, die in Hongkong zusammentrat, vier Gesellschaften vertreten. Das Neue Testament wurde in 5 Teilen an die Uebersetzer verteilt. Alle Missionare sollten bei dem ersten Entwurfe bestmöglichst mithelfen. Im Jahre 1847 siedelten die Uebersetzer nach Schanghai über, wo sie in Dr. Medhurst's Haus 3 Jahre Tag für Tag zusammen kamen, um ihre Arbeiten durchzusprechen. So entstand die sogenannte Delegate's version, ein Musterwerk, das in sprachlicher Beziehung in Feinheit des Stiles kaum übertroffen werden kann. Freilich zeigte sich nun bald eine Uneinigkeit unter den Uebersetzern. Die Amerikaner warfen den Engländern Medhurst, Milne und Stronach vor, daß sie und ihre chinesischen Gehilfen auf Kosten der Genauigkeit arbeiteten. So konnte die Uebersetzung des Alten Testaments nicht mehr gemeinschaftlich vorgenommen werden. Die drei Engländer setzten das Werk alleine fort, während die Amerikaner Bridgeman und Culberstone ihre eigene Uebersetzung machten. Da das Neue Testament ein gemeinschaftliches Werk der „freien und der wörtlichen" Uebersetzer ist, so zeigt sich hier auch noch das heilsame Berichtigungsmittel einer genauen Uebersetzung gegenüber der etwas zu sehr nach dem alten mustergültigen Stil strebenden Arbeit der Engländer. Im Alten Testamente fehlt nun jenes, da die beiden Richtungen ganz auseinander gegangen waren. Das bis jetzt von den meisten englischen und deutschen Missionaren gebrauchte Alte Testament ist in ausgezeichnetem Chinesisch; da-

gegen ist in manchen Partien, besonders in den Lehrbüchern, der eigentliche Sinn des Textes schwer wieder zu erkennen. Die von den Amerikanern angenommene Uebersetzung ist wohl meistens wörtlich, aber sehr unverständlich, weil unchinesisch. Zu der Uneinigkeit in den Grundsätzen der Uebersetzung kam dann noch der leidige Streit über die Frage des Ausdrucks für Gott, der die Missionare China's in verschiedene Lager spaltete. So haben wir denn seit 40 Jahren mehrere Bibelausgaben in dem sogenannten Bücherstil.

Außerdem sind mit der Zeit eine Reihe von Uebersetzungen in die verschiedenen Dialekte vorgenommen worden, die entweder in chinesischen Zeichen oder romanisierter Schrift herausgegeben wurden. Auch diese Arbeiten haben unter den gegenwärtigen Verhältnissen ihren großen Wert zur Vertiefung der Erkenntnis unserer Christen. Wir haben deshalb in unserer Lilonger Gemeinde in diesem Jahr Bibellesestunden eingeführt, da Männer und Frauen, alt und jung, das vom Leiter der Stunde Vorgelesene laut nachlesen müssen, woran sich sodann eine kurze Erklärung des Gelesenen anschließt. So haben wir es dahin gebracht, daß einige Christen sich Bibeln in der Umgangssprache kauften und sich die Woche hindurch auf die Bibellesestunden vorbereiten. So sehr nun auch diese Dialektausgaben der Bibel ihren Wert haben, so bleibt die Bibel im Bücherstil immer noch das Hauptbibelbuch unter unsern Leuten. Wer nur einigermaßen eine ordentliche Schulbildung genossen hat, liest am liebsten seine Bibel im Bücherstil. Deshalb ist auch auf der allgemeinen Konferenz zu Schanghai im Jahr 1890 beschlossen worden, eine neue Bearbeitung der Bibel im Bücherstil vorzunehmen. Die Arbeit ist in gutem Gange und es ist Hoffnung da, nun endlich einmal eine einheitliche Bibel für China zu bekommen.

Der HErr lege seinen Segen auf diese Arbeit, daß wir uns die Erfahrungen unserer Vorgänger recht zu nutze machen und das angefangene Werk in der rechten Geisteseinigkeit zu einem befriedigenden Ende führen können.

# Eine liebliche Frucht im heiligen Lande.

Hasna hieß sie, d. i. „die Schöne," und war ein Kind des gelobten Landes, geboren in dem Dörflein Hisme, dessen elende Hütten auf halber Höhe eines Hügels stehen, gegenüber Anatot, der Heimat des Propheten Jeremia, und in der Nachbarschaft jenes wildromantischen Felsenthales, in welchem der alte Bach Krith entspringt. Da lebte sie, eines der ärmsten Kinder des heiligen Landes, und kein Mensch hatte sie lieb, denn auch Vater und Mutter waren ihr gestorben. Und weil sie verwachsen war und kein Freiersmann sie jemals gekauft hätte, wurde sie von jedermann ganz und gar verachtet wie die Hunde des Dorfes, welche Abfälle fraßen und bellten, und mit denen sie auf dem Aschenhaufen vor dem Dorfe saß, wie der fromme Hirt vor Zeiten. Da wurde sie denn von Jahr zu Jahr elender und verwahrloster. Ihr Kopf war anstatt mit Haaren mit Geschwüren und Unrat bedeckt, und die Augen, die einst in sonniger Kindheit eine Mutter gar fröhlich angelacht hatten, weil ihr noch nichts ahnte von dem traurigen Los, dem sie entgegenging, waren unrein und entzündet und thränten fortwährend. Außer den mitleidigen Bauern, die ihr ihr Stücklein Brot zuwarfen, schien sie keine Freunde zu haben, als die lustigen Hunde, mit denen sie halbnackt freundnachbarlich auf der Erde saß, wie der arme Lazarus im Evangelium, und schließlich sah sie selbst fast mehr einem Tierchen ähnlich, als einem Menschen. Und doch war in dem elenden Leibe eine Blume Gottes verborgen, die nur noch kein himmlischer Sonnenstrahl der ewigen Liebe aufgeküßt hatte zu einem höheren Leben. — Aber endlich kam den Dorfleuten der Gedanke, daß es in Jerusalem christliche Anstalten gebe, wo unter dem Sonnenschein barmherziger Liebe auch dies verkümmerte Röslein noch aufblühen könnte. — Eines Morgens machten sie sich daher auf und wanderten über Anatot auf demselben Wege, wie so oft der Prophet Jeremia, nach dem Skopus, dem nördlichen Ausläufer des Oelberges. Von hier aus, wie einst der zwölfjährige Jesus, sah Hasna zum erstenmal Jerusalem mit seinen Kuppeln und Minareten im Sonnenglanze daliegen.

Nachdem sie einige Zeit im evangel. Hospital zugebracht, wurde das arme Ding ins Syrische Waisenhaus gebracht. Hier nahmen sich barmherzige Hände des armen Mägdleins an. O wie sie da im Sonnenscheine der nie gekannten Liebe auflebte! Sie wurde jeden Tag gründlich gewaschen, sie hatte jede Nacht ein reinliches Bett statt der schmutzigen Erde, sie lernte bald die deutsche Sprache, sie lernte Gottes Wort und den Heiland kennen, und wir freuten uns ihrer täglich wie der Gärtner, der jeden Morgen sein krankes Blümlein aufsucht, ob es gedeihe. Noch sehe ich sie vor mir, das Kind oder die Jungfrau, ob die kleine Gestalt 16 oder 20 Jahre alt oder noch älter war, konnten wir nie entscheiden, wie sie eines Tages mit leuchtenden Augen daherkam, um jubelnd die Haare zu zeigen, die infolge der früher ungekannten Reinlichkeit zum erstenmale auf ihrem Kopfe gewachsen waren. Aber die größte Veränderung ging doch innerlich mit ihr vor. „Der Herr that ihr das Herz auf," daß sie von Herzen an den Herrn Jesum glaubte und endlich auf ihre dringenden Bitten den Tag ihrer heiligen Taufe begrüßen durfte. Den feierte sie fortan als Geburtstag, da sie ihren Geburtstag ebensowenig kannte, wie die andern Landeskinder. Aber nicht oft sollte sie ihn mehr auf Erden feiern. Nach wenigen Jahren ergriff sie ein hitziges Fieber, dem der schwache Leib nicht gewachsen war. Da lag sie denn im großen Mädchenzimmer des Syrischen Waisenhauses, von dessen Fenstern man hinaussieht zum Oelberg und zur heiligen Stadt, und ihre Kräfte wurden immer geringer, ihre freundlichen Augen immer matter. Da war es eines Nachts, daß sie fühlte, daß der Todesengel sie auf die Stirn geküßt habe. Draußen goß der Vollmond sein silbernes Licht über das schweigende Gebirge Juda und über den Oelberg und die stillen Gärten des Syrischen Waisenhauses. Da rief sie leise ihre Bettnachbarin und sagte: „Mirjam! Ich weiß, ich muß jetzt sterben. Da habe ich noch einen großen Wunsch, willst du mir den erfüllen?" Eilig huschte Mirjam an ihr Bettchen. „Dort," sagte Hasna, „steht meine Kiste, da ist alles drin, was ich auf Erden besitze. Wenn du nun die Kleider und Spielsachen wegnimmst, findest du ganz unten das Neue Testament, das mir Papa (Vater Schneller) geschenkt hat. Bitte, bring mir's hierher!" Die kleine Mirjam hatte das arabische Büchlein bald gefunden. „Jetzt," bat Hasna, „lies mir noch einmal meine Lieblingsgeschichte

vor.“ Welche denn? „Das weißt du nicht? Ei, die Leidensgeschichte Jesu.“ Da las ihr das Kind leise und feierlich die Worte vor, von dem schweren Kampfe in Gethsemane an bis zum Neigen seines Hauptes, als er auf Golgatha verschied. Und als Mirjam aufhörte, sah sie ein paar heiße Thränen über ihre Backen laufen. Aber sie sagte lange nichts. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken. Dann wandte sie sich noch einmal zu ihrer kleinen Freundin und sagte: „O Mirjam, jetzt habe ich nur noch eine letzte Bitte. Willst du mir die wohl erfüllen?“ Und als diese bejahend nickte, fuhr sie fort: „Siehst du, Mirjam, dieses Neue Testament, das mir gehört, das ist mein größter Schatz geworden, seit ich von Hisme fortgekommen bin und in diesem Hause den Herrn Jesus kennen gelernt habe. Willst du mir wohl versprechen, mir, wenn ich im Sarge liege, dasselbe mit in den Sarg zu legen, so daß mein Haupt im Tode darauf ruht?“ Und als Mirjam weinend auch dies zugesagt hatte, da hatten ihre Wünsche für diese Erde ein Ende. Nur noch wenige Stunden hat sie gelebt und ist dann mit großem Frieden im Vertrauen auf die Gnade ihres Heilandes eingeschlafen. Das verkümmerte Röslein war auf Erden im Syrischen Waisenhause nur eben aufgeblüht, um von dem himmlischen Gärtner sofort in einen besseren Garten und in eine mildere Luft versetzt zu werden, wo es keine Waisen und keine Waisenhäuser mehr giebt, sondern nur noch ein großes, lichtes Vaterhaus. — Ihr Testament wurde ihr im Tode unter's Haupt gelegt. Dann haben wir sie hinausgetragen auf den stillen Gottesacker auf dem Berge Zion. Da soll sie denn schlafen, nahe dem Grabe, in welchem Jesus einst auch unsere Gräber geheiligt, bis zum goldenen Auferstehungsmorgen. — Unserem lieben Syrischen Waisenhause aber können wir nur wünschen, daß es an solchen Früchten recht reich werden möge für die himmlische Ernte. Das wird auch unsern Lesern der schönste Lohn sein für die Liebesgaben, die sie so freudig dorthin senden ins ferne gelobte Land. (Hannov. Missionsbl.)

---

# Weg hat er allerwegen –

„An Mitteln fehlt's ihm nicht," so singen wir in einem unserer trefflichsten Kirchenlieder, und was dort der fromme Gerhardt als eine Thatsache seiner christlichen Lebenserfahrung bezeugt, das bewährt sich noch heute auf allerlei Weise in der Geschichte der christlichen Kirche. Auch der neueste Evangelisationsbericht der Waldenserkirche giebt davon Zeugnis, wie vielerlei Wege und Mittel Gott hat, um seinem Wort und Glauben die Herzen zu öffnen.

In der Provinz Turin, im Gebiete der Waldenserthäler, liegt die kleine Stadt Susa, das uralte Segusio, von Bedeutung dadurch, daß sie die Alpenstraße über den Montcenis beherrscht. Die dortige Waldensergemeinde zählt unter den im letzten Jahr neugewonnenen Mitgliedern zwei Familienväter von 75 und 30 Jahren, welche in die Gemeinde schon eine merkwürdige Kenntnis der heiligen Schrift mitbrachten. Die Geschichte ihres Uebertritts führt auf den Krimkrieg zurück; aus diesem hatte ein italienischer Soldat eine Bibel mitgebracht, das Geschenk eines englischen Bibelboten. Da der Soldat nicht lesen konnte, schenkte er das Buch bei seiner Heimkehr einem Verwandten, und endlich nach nahezu fünfunddreißig Jahren hat diese Bibel zwei eifrige Leser in die evangelische Kirche geführt. Vier Glieder der Waldensergemeinde in Susa gehören dem dortigen Gemeinderat an, und ein evangelischer Friedensrichter der Stadt verzichtete auf sein Amt, um den Sonntag immer frei zu haben.

Noch seltsamer ist die Bekehrung eines Maurers von Bagno bei Florenz. Wegen eines Fußleidens mußte dieser Mann fast sieben Jahre lang unthätig im Bett liegen. In der Langweile las er auch das Verzeichnis der Bücher, welche der Papst den Katholiken zu lesen verboten hat. Dazu gehört in erster Linie die Bibel. Weil verbotene Früchte den Menschen besonders reizen, so wollte auch der kranke Maurer aus Neugierde immer gerne die heilige Schrift kennen lernen. Als es besser mit ihm wurde, so nahm ihn ein Arbeitsgenosse mit in unsern Gottesdienst. Jetzt kommt der Maurer nicht mehr bloß aus Neugierde, sondern hungrig nach Gottes Wort; er sagte neulich dem Pfarrer: „Jeden Sonntag muß ich mit meinem lahmen Fuß zwei Stunden weit zur Kirche

gehen, und doch scheint mir die Woche ein Jahrhundert zu sein, so lange wird mir die Zeit, bis ich wieder in der Kirche bin und eine evangelische Predigt höre."

„Aus dem Munde der Unmündigen hast du dir ein Lob zubereitet," singt der Psalmist, und seine Worte wurden im letzten Jahr in San Remo wieder wahr, als ein katholischer Zögling der Waldenserschule in das Alter kam, in welchem er zum erstenmal kommunicieren und vorher einen Beichtunterricht beim katholischen Priester erhalten sollte. Der Schüler antwortete dabei auf alle Fragen so gut, daß der Priester zu seinen Eltern ging und dort sagte: „Unter allen meinen Schülern habe ich keinen, der so antwortet, und ich kann mir das nur dadurch erklären, daß ihr euren Sohn in die protestantische Schule geschickt habt, wo er viel in der Bibel lernte." Diese unabsichtliche Anerkennung des Priesters erinnert an die alte Ueberlieferung, daß in den mittelalterlichen Verfolgungszeiten oft Kinder der Waldenser bibelfester waren, als die Dominikanermönche, die päpstlichen Inquisitoren, so daß sich diese von Kindern mußten mit Bibelstellen widerlegen lassen.

Einen anderen Vorteil aus Bibelkenntnis versprach sich in Messina ein junger katholischer Kaufmann. In einem Bankhaus jener Stadt ist ein Mitglied der Waldensergemeinde angestellt. Dieser wurde neulich dadurch erfreut, daß ihn seine Vorgesetzten, ohne daß er es erwartet und begehrt hat, an eine bessere Stelle im Geschäft vorrücken ließen. Es war dies ein Lohn seiner persönlichen Tüchtigkeit und Pflichttreue. Ein katholischer Freund, der ihm zu seiner Beförderung Glück wünschte, sagte bei dieser Gelegenheit: „Wenn es so geht, dann werde ich am Ende auch noch evangelisch." „Du thätest recht daran," sagte der andere, „denn das Evangelium lehrte mich meine Pflicht thun."

Ebenso kam der evangelische Name in einer andern sizilianischen Stadt, Viktoria, zu Ehren. Dort wurde ein hilfloser alter Mann von den eigenen Kindern vor das Haus gesetzt und verleugnet, weil er evangelisch geworden war. Sie erklärten, sie können und wollen ihn nicht mehr versorgen. Ohne Besinnen nahm ein Glied der Waldensergemeinde, und zwar eines der ärmsten, den Alten bei sich auf und verpflegte ihn nun wie seinen eigenen Vater. — Das Wort Gottes und die Liebeswerke der Gläubigen,

diese beiden Kräfte, welche wir aus obigen Berichten wieder kennen lernen, machen den evangelischen Glauben zu dem Sieg, der die Welt — auch Italien — überwindet.

(Nachr. über die Ausbreitung des Evangel. in Italien.)

---

# Er nimmt die Last ab.

In Tschaktu, in der chinesischen Provinz Fukien, war eine Missionskapelle gebaut worden und ein Missionar kam dorthin, um sie einzuweihen. Ein fünfundsiebzigjähriger Blinder war dem Menschenstrom gefolgt und betrat die Kapelle, gerade als der Missionar die Worte las: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Das war himmlische Musik für den Alten; er sprang auf, klatschte in die Hände und rief: „Das ist's, was ich brauche; darum habe ich gebetet!“ Man mußte den Ruhestörer hinausführen, da er nicht begriff, daß er während der Predigt schweigen müsse.

Sechs Monate später stand dieser selbe blinde Mann in der „Jesushalle“, um getauft zu werden. Er hatte seine Zeit gut angewandt und war vorbereitet, ein Gemeindeglied zu werden. Vor der Taufe pflegen die Bekehrten der Gemeinde zu erzählen, was der Herr an ihren Seelen gethan und wie er sie zu sich gezogen hat. Der Erzählung des Blinden lauschten alle mit tiefer Bewegung. Er sprach: Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, als ich erkannte, daß der Götzendienst eitel sei. Wie ich nun sehr betrübt einherging, sah ich eines Morgens auf dem Wege nach meinem Acker den herrlichen Feuerball im Osten aufsteigen — denn ich war damals noch nicht blind. Da fiel ich nieder, betete das himmlische Gestirn an und rief: „O Sonne, nimm die Last von meinem Herzen!“ Es wurde Abend und ich betete wieder: „O Sonne, ehe du gehst, laß mir deinen Segen!“ aber die Last blieb sich gleich. Da dachte ich: „vielleicht kann der Mond helfen!“ und betete zwölf Monate lang zum Monde, aber die Last blieb dieselbe. Da rief ich ein Jahr lang zu den Sternen — und immer noch fühlte ich im Herzen die Last! Da führte mich eines Tages

mein Geschick in die Jesushalle, und hier erfuhr ich, wer der große Gott ist, der allen Menschen helfen kann. War es ein Wunder, daß ich aufsprang und rief: „Das ist es — das ist es, was ich brauche!“ Heute stehe ich hier, um in die Kirche Christi aufgenommen zu werden — die Last ist fort! Ich habe meinen Heiland gefunden, der hat sie mir vom Herzen genommen.

Hast du eine Last auf dem Herzen und weißt nicht, wohin du dich wenden sollst? Mache es wie jener blinde Chinese. Der Heiland nimmt sie auch dir ab! (Christl. Hausfreund.)

---

## Kleine Mitteilungen.

In der letzten Nummer der Bibelblätter (1892, S. 55 ff.) haben wir von dem bekehrten Mohammedaner Ibrahim Mirza berichtet, wie derselbe in Orumia trotz der rohen Mißhandlung von seiten der fanatischen Mohammedaner in seinem Christentum mit fröhlicher Zuversicht verharrte und schließlich gefangen nach Tabris befördert wurde. Er hat dort, obwohl selber in Ketten, seinen Mitgefangenen treulich und mutig das Wort des Lebens verkündigt. Zugleich aber geriet durch diesen Fall die mohammedanische Bevölkerung in und um Tabris in eine solche christenfeindliche Bewegung, daß Drohbriefe gegen die Christen geschrieben und an den Stadtmauern angeklebt wurden. Ueber das fernere Schicksal Ibrahims durfte man deshalb mit Recht besorgt sein. Nun sind jedoch die Verhandlungen über den Fall bis an den Schah von Persien gelangt, von dem neuerdings ein Telegramm in Tabris eingelaufen ist, worin derselbe Religionsfreiheit für sein ganzes Land erklärt. Kein Mensch dürfe einen Mohammedaner, der Christ werden wolle, beunruhigen. Auch solle jeder frei sein, sich seine Religion zu wählen. — Infolge dieses Erlasses ist nun Mirza Ibrahim sofort in Freiheit gesetzt und die christenfeindliche Bewegung unterdrückt worden.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



# Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nr. 2. 1893.

Inhalt.



## Die Bibelverbreitung
### auf der Halbinsel Malaka (Hinterindien).

1.

Da, wo im Südosten von Asien die Gewässer der Südsee sich mit denen des indischen Meeres mischen, brechen sich die Meereswogen schäumend an den Gestaden einer zahllosen Menge von größeren und kleineren Inseln, die über die mächtigen Fluten emportauchen, gleichsam eine zweite, zerstückelte Länderwelt neben der ungeheuren Masse des asiatischen Festlandes. Als ein halbmondförmiger Wall, den die Hand Gottes als eine Art von Brücke von Asien hinüber nach Australien aufgeführt hat, liegen diese Inselgruppen über den Ocean hingestreut. Sich anschließend an den südöstlichen Ausläufer von Asien, an die Halbinsel Malaka, beginnt der Bogen mit der großen Sunda-Insel Sumatra und setzt sich dann mit der Insel Java und den kleinen Sunda-Inseln im Süden fort, bis er sich in den Molukken oder Gewürzinseln wieder nach Norden wendet und mit den Philippinen sich gegen China hin schließt. Durch zahl-

reiche Straßen und Meerengen öffnet dieser Inselwall dem Seefahrer aus der Südsee sowohl als aus dem indischen Meer Eingänge in das südchinesische Meer, das, fast halb so groß wie Europa, alle diese Eilande umwogt und an die Küsten Hinterindiens und Chinas schlägt. Aber auch dieses ist nicht etwa ein weites offenes Meer, sondern innerhalb desselben tauchen Inseln auf, so groß wie Frankreich, oder auch kleinere Eilande und Klippen. Da liegen im Mittelpunkt die großen Inseln Borneo und Celebes, die wiederum mit den Außengliedern durch Inselreihen verbunden sind, sodaß ein scheinbar unentwirrbares Gewebe von engen, gefährlichen Durchfahrten entsteht. Bald steuert man an großen Inseln mit dem herrlichsten Pflanzenwuchs hin, bald schifft man an so kleinen Eilanden vorbei, daß eins nach dem andern gleich schwimmenden Gärten wieder dem Blick entschwindet. Die üppige Pflanzenwelt der Küsten mit ihren Ufergewächsen reicht bis in das Gebiet des Oceans hinein; dann steigt das wunderbar frische Grün aus dem fruchtbaren Boden schnell zu dichter Waldung empor. Nirgends treten einem ausgedorrte und verbrannte Erdstriche entgegen. Die tropische Hitze wird durch häufige Regenschauer gemildert und durch beständige Verdunstung befruchtet. In den tiefblauen Fluten hat eine reiche Tierwelt und unzählige Lebewesen, die auf der Stufe zwischen Tier und Pflanze stehen, ihr herrlichstes Reich. Wundervoll ist die Welt dieser Wasserlandschaften mit dem Schmuck ihrer lebenden Tierpflanzen, und im nächtlichen Dunkel leuchtet das Meer in wunderbarem Glanze.

Diese Inselwelt, die einen Flächenraum von etwa 34 000 Geviertmeilen einnimmt, ist bewohnt von nahezu 34 Millionen Menschen in allen Abstufungen der Farben, vom Schwarzen bis ins Hellgelbe, vom kleinsten elendesten Wuchse bis zur kräftigsten, schlanksten Gestalt, von tierischer Roheit bis zu fast europäischer Gesittung. Kaum minder mannigfaltig als das bunte Gewimmel der Völker und Stämme sind die Mischungen, die hier das uralte Zauberwesen und die Anbetung der toten und lebendigen Natur eingegangen hat mit der Verehrung der indischen Gottheiten, mit chinesischem Ahnendienst und dem Preise Mahommeds. — Die ältesten Bewohner scheinen die tiefstehenden schwarzen Stämme der Papua und Negritos zu sein, die man noch auf den östlichen Inseln in den Wäldern, Bergen und Klüften als die gehaßten und

gefürchteten Auswürflinge antrifft und die erst in Neu-Guinea wieder die Hauptbevölkerung bilden. Auf den meisten Inseln des ostindischen Archipels wurden sie dagegen zurückgedrängt durch das den Mongolen verwandte Geschlecht der Malaien. Die Grenze zwischen den braunen und schwarzen Inselbewohnern ist indes überall ziemlich verwischt und auch die Malaien erscheinen durch ihre Vermischung mit Hindus, Arabern, Chinesen, Siamesen und Europäern als ein vielgestaltiges Volk.

Dagegen heben sich in scharf ausgeprägter Eigentümlichkeit die Malaien im engeren Sinn von den verschiedennamigen Stämmen ab. Ihr Hauptsitz ist die Insel Sumatra und die ihr gegenüberliegende Halbinsel Malaka. Durch arabische Handelskolonien seit 1300 für den Islam gewonnen, sind sie zu fanatischen Anhängern desselben geworden. Ein reichbegabtes Volk, zeichnen sich die Malaien durch ihre kunstreichen Arbeiten in Holz, Eisen, Kupfer und Gold, sowie als vortreffliche Waffenschmiede aus. Sehr berühmt war seiner Zeit durch seinen Glanz und seine Macht, seinen Luxus und sein Wohlleben, seinen Handelsverkehr und seine großartigen Verteidigungsanstalten der auf Malaka blühende malaiische Staat. Gleich den alten Phöniziern gründeten seine Kaufleute auf allen benachbarten Küsten Niederlassungen, woraus in der Folgezeit verschiedene mächtige Sultanate auf mehreren Inseln entstanden. Mit dem Erscheinen der portugiesischen Flotten in diesen Meeren seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts begann der Verfall der malaiischen Macht. Von den europäischen Eindringlingen verschiedener Nationen in seinem Besitz und Eigentum, Verkehr und Erwerb überall gestört und verdrängt, sank das stolze, vormals so weithin herrschende Malaienvolk an den meisten Stellen von seiner hohen Kulturstufe schnell wieder in einen halbwilden Zustand zurück und nahm seine Zuflucht großenteils zur Seeräuberei. Die schnellsegelnden Schiffe der malaiischen Piraten waren nun Jahrhunderte hindurch der Schrecken aller Seefahrer in jenen Meeren. Mit langen Kanonen bewaffnet, durchsegelten sie in ganzen Flotten die ostasiatischen Gewässer, bis holländische Kriegsschiffe ihnen allmählich das Handwerk legten. Doch brechen trotz aller niederländischen und englischen Kreuzer noch immer diese gefürchteten „Orang Laut“ (Meermänner) des Nachts zuweilen aus ihren Schlupfwinkeln zwischen den unzähligen Inselchen und Buchten

hervor und nehmen ungestraft gar manches Handelsschiff weg. Furchtbare Waffen in der Hand der heißblütigen Malaien sind der Klewang, ein fast meterlanges Schwert, und der Kris oder Dolch. Im ganzen gilt die heutige malaiische Bevölkerung für treulos, träg und stumpf, und der Gestadesaum der Inseln und der Halbinsel Malaka wird immer mehr von chinesischen Auswanderern besetzt, deren Betriebsamkeit die Malaien mit demselben Schicksal bedroht, das sie einst den Papuas und Negritos bereiteten. Noch immer aber ist die malaiische Sprache das allgemeine Verkehrsmittel von Ceylon bis Neu-Guinea.

## 2.

In dieser indischen Inselwelt, besonders soweit sie heute unter holländischer Herrschaft steht, hat auch die evangelische Mission schon seit geraumer Zeit ein fruchtbares Arbeitsfeld gefunden und damit hat auch dort die Bibel ihren Einzug gehalten. Von besonderem Segen ist hauptsächlich die Arbeit der rheinischen Mission auf der großen Insel Sumatra unter den Battas begleitet, und es handelt sich hier in erster Linie darum, ob das Christentum oder der Islam, die Bibel oder der Koran die Herrschaft über die Stämme davontragen soll.

Verhältnismäßig wenig ist bis jetzt hinsichtlich der Evangelisierung der heidnischen und mohammedanischen Bevölkerung auf der gegenüberliegenden Halbinsel Malaka geschehen. Doch arbeitet auch hier die bekannte Britische und Ausländische Bibelgesellschaft im Segen und von ihrer Wirksamkeit wollen wir uns von einem ihrer Angestellten im nachfolgenden erzählen lassen.

Daß die Bibel — so schreibt derselbe — einen großen Einfluß auf die buntgemischte Bevölkerung Malakas ausübt, unterliegt keinem Zweifel und es wäre nur zu wünschen, daß alle die Orte, wo die Bibel ihren Weg hingefunden hat, auch von den Missionaren regelmäßig besucht werden möchten oder noch besser, daß sich solche dort ständig niederlassen und das Volk im Heilsweg weiter unterrichten könnten. Die malaiische Halbinsel, die nur einen winzigen Teil unseres weiten Arbeitsfeldes ausmacht, umfaßt ein Gebiet, das seiner Ausdehnung nach so groß ist, wie ganz England. Ein Teil des Landes steht schon seit längerer Zeit ganz

unter europäischem Einfluß und der lebhafte Handel, der ebenfalls in europäischen Händen liegt, erschließt dasselbe immer mehr, sodaß unzählige Einwanderer, besonders Indier und Chinesen, in Scharen herbeiströmen und sich an seinen Küsten festsetzen. Das scheint aber die einheimischen Malaien auf ihren ursprünglichen Kampongs oder Wohnstätten nicht im geringsten zu beunruhigen. Wenn man von der ganzen Halbinsel Malaka spricht, so muß man drei Gebiete, in die es zerfällt, unterscheiden und zwar das britische, das Schutzgebiet, und das unabhängige Gebiet. Ersteres ist unter dem Namen der britischen Kolonie der Meerstraße (straits settlements) mit der befestigten Hafenstadt Singapur bekannt. Das Schutzgebiet umfaßt alle einheimischen Staaten nördlich davon bis zur südlichen Grenze von Pinang, dessen gesamte Verwaltung in den Händen englischer Beamten liegt. Weiter im Norden liegt dann das unabhängige Gebiet, zu dem auch die nördlichsten Teile der Halbinsel gehören, dessen Bewohner nichts von den Europäern wissen wollen und die Oberhoheit Siams anerkennen. Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß bei der Verschiedenheit der politischen Zugehörigkeit sich auch ein großer Unterschied in der äußeren Lage dieser Ländereien geltend macht; denn während einige Plätze zu bedeutenden Handelscentren aufgeblüht sind, giebt es andererseits Gegenden, die so wild und unzugänglich sind, wie das Innere Afrikas, und mit einer Bevölkerung, die noch nie das Gesicht eines Weißen gesehen hat.

Singapur im äußersten Süden und Pinang an der nördlichen Einfahrt in die Meerstraße von Malaka, sind die bedeutendsten Städte dieser Besitzungen, in denen fast jede Menschenrasse, jede Religion und Sprache ihre Vertreter hat. Es ist ein seltsamer Anblick, der sich hier bei diesem Völkergemisch mit seinem bunten Leben und Treiben dem Neuling darbietet, und der Bibelbote, der seinen Weg durch die Straßen dieses Allerweltssammelpunktes nimmt, um seine köstliche Ware an den Mann zu bringen, macht gar seltsame und interessante Erfahrungen. Da kommt ein Afrikaner daher, der das Neue Testament in der arabischen Sprache zu haben wünscht. Dann begegnen wir einem Tamilen in seiner luftigen Bekleidung, der dasselbe verlangt, aber in einer der Mundarten der Koromandel-Küste (in Südindien). Weiterhin kommt uns ein Parsi oder Feueranbeter in den Weg; auch er wünscht

das Buch, aber nur in der ihm heiligen Sprache von Zoroaster, d. h. in persisch; oder aber ist es ein schüchterner Siamese in der malerischen Tracht seines Volkes, der uns erzählt, wie er schon seit längerer Zeit ernstlich darnach verlangt habe, daß ihm doch einer der Bibelkolporteure begegnen möchte, um von ihm die Geschichte von Christo in verständlicher Weise zu erhalten; oder es kommt ein Chinese daher, mit einem Zopf bis zu den Fersen herab, der den Wunsch ausspricht, das Buch zu bekommen, welches die glaubwürdigen Angaben über die „Jesus-Religion" enthalte; oder es ist ein Buginese, einer jener Bewohner von Süd-Celebes, die sich als unternehmende Kaufleute über den ganzen indischen Archipel verbreitet haben und gleich den Schacherjuden an allen wichtigen Seeplätzen zu finden sind; er fehlt sicher nicht unter dem Volk von allerlei Herkunft, das die Straßen Singapurs belebt. Mit einem Vorrat von Kleidungsstücken, Messern und andern Artikeln versehen, wandert er umher nnd sucht dieselben loszuschlagen; oder wir treffen einen Tagalen, einen malaiischen Eingebornen von den Philippinen, der sich im Gespräch mit uns über die Ungerechtigkeit und die Bedrückung bitter beklagt, die sie von den Spaniern zu erleiden hätten; bald ist es ein Javaner, bald ein Eingeborner Kambodschas, hier ein Bengale, dort ein Singalese von der Insel Ceylon. Ja es ist ein wahres Völkergewimmel, das man hier an der Südspitze von Malaka unter dem Schutz der britischen Flagge antrifft.

Natürlich haben die verschiedenen Nationalitäten, je nach der Religion, der sie angehören, auch ihre besonderen Kultusstätten, ihre Tempel an diesen östlichen Stapelplätzen. Da giebt es Buddhistentempel, Hindupagoden, mohammedanische Moscheen und christliche Gotteshäuser, jüdische Synagogen, chinesische Ahnenhallen und Tempel des Konfuzius 2c. Sie alle ragen mit ihren Turmspitzen und Zinnen in die Lüfte, als ob eins dem andern den Rang ablaufen wollte. Für den Christen aber ist dieser Anblick dazu angethan, einen heiligen Eifer in ihm zu wecken. Denn wenn schon ein einzelner Macedonier, im Gesicht gesehen, im Herzen eines Apostels Paulus das brennende Verlangen erwecken konnte, das Evangelium hinüber in die Länder jenseits des ägäischen Meeres zu tragen — wie viel mehr sollte es uns nicht antreiben, das Wort des Lebens solchen Plätzen zu bringen, wo sich allerlei Volk aus allen Ländern und Zungen zusammenfindet!

Die Städte zweiter und dritter Größe an der Westküste von Malaka sind verhältnismäßig leicht zu erreichen, da neuerdings überall Straßen dahin angelegt worden sind. Die meisten dieser Städte verdanken ihren wachsenden Wohlstand der bedeutenden Ausfuhr von Zinn. Will dagegen der Bibelbote seine Reisen nach anderweitigen Plätzen ausdehnen, so stößt er schon auf größere Schwierigkeiten. Im günstigsten Fall kann er dabei einen Küstendampfer benützen, bei dem er freilich keine zu großen Ansprüche auf Reinlichkeit und Bequemlichkeit machen darf. Auch kann er etwa eine im Innern gelegene Stadt durch die Eisenbahn oder auf einem Wagen erreichen. Aber dann hört auch jedes weitere leichte Fortkommen auf. Er muß sich nun, um weiter landeinwärts zu reisen, anderer Verkehrsmittel bedienen, sei es auf einem schwerfälligen holprigen Büffelkarren, oder auf einem morschen Boot, einem ausgehölten Baumstamm, das mühsam und höchst langsam den Fluß hinaufgerudert wird. Oder aber muß er im schlimmsten Fall seine Zuflucht zu Schusters Rappen nehmen und in Begleitung von einigen Trägern seine Ware mit sich führen. Bei dieser Gelegenheit darf er sich die Strapazen und Mühseligkeiten des Weges nicht verdrießen lassen; da gilt es, Flüsse zu kreuzen, Berge zu erklimmen, tiefe Moräste zu durchwaten, wobei er oft bis an die Knie im Sumpf versinkt. Er muß sein Nachtlager in der heulenden Wildnis aufschlagen und wochenlang von Reis und Curry leben; aber nach dem aufreibenden Tagesmarsch kann er sich doch seines Gottes in der trostlosen Einsamkeit freuen und getrösten.

Eine sehr auffallende Erscheinung ist die Unzahl von Chinesen, die in Scharen in das Land hereinströmen und in den größeren Städten bereits die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, doch ohne daß sie sich mit der übrigen vermischten. Diese chinesischen Einwanderer kommen aus allen Provinzen Chinas und lassen sich bei ihrer Ankunft gewöhnlich in derselben Straße oder im gleichen Quartier nieder, wo ihre Landsleute aus derselben Provinz und von dem gleichen Lebensberuf angesessen sind. Besonders stark tritt dies in Singapur hervor, wo ein ganzer Stadtteil ausschließlich von Kantonesen, ein weiterer von einem andern Volksstamm bewohnt ist; und auch da unterscheiden sie sich wieder durch ihre Berufsarten, indem die eine Straße ganz von Schuhmachern, eine

andere von Holzarbeitern, und wieder eine nur von Krämern und Speisewirten besetzt ist. Unter ihnen befindet sich auch eine Klasse Chinesen, die den Namen Baba führen und in der Kolonie geboren worden sind. Sie sind aber nicht sehr zahlreich und obschon sie sich chinesisch kleiden, so fragen sie im ganzen wenig oder gar nichts nach den Ueberlieferungen und Sitten des himmlischen Reiches. Zugleich sind sie sehr fortschrittlich gesinnt und für die abendländische Kultur leicht zugänglich. Auf sie setzt deshalb die methodistisch-bischöfliche Mission, die in Malaka arbeitet, große Hoffnungen.

## 3.

Hier in Singapur hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ihre Hauptniederlage, von der aus ganz Malaka regelmäßig mit Bibeln und Bibelteilen versehen wird. Es ist ein stattliches, dreistöckiges Gebäude, das sich auf einem Grundstück erhebt, welches man der See abgewonnen hat. Da seine Längsseite dem Hafen zugekehrt ist, so erblickt es der Reisende mit einem halbwegs guten Glas schon vom Schiff aus, noch ehe er ans Land gestiegen ist. Es wird deshalb auch häufig von den Missionaren besucht, die sich auf ihrem Weg nach oder von China befinden und die Werften und Docks aufsuchen.

Wie ich schon oben angedeutet habe, hat dieses Arbeitsfeld seinen besonderen Reiz, und so sei es mir gestattet, noch in einigen Zügen die Art und Weise zu zeigen, wie das Wort Gottes unter dieser gemischten Bevölkerung ausgestreut wird. Vor allem betone ich stets mit allem Nachdruck, daß man die heil. Schrift nicht lesen sollte, ohne zuvor Gott um das hiefür nötige Licht ernstlich gebeten zu haben; denn bei meinem Studium der menschlichen Natur habe ich immer die Beobachtung gemacht, daß der Glaube an das wirkliche Vorhandensein einer übernatürlichen Erleuchtung ebenso allgemein ist, als der Glaube an eine übernatürliche Welt selbst. So bezeichne ich öfters gewisse Verse oder Kapitel, wie sie sich gerade für den Gemütszustand, in dem sich die Leute befinden, eignen und empfehle sie denselben zur Betrachtung. Oder ich pflege ihnen Abschnitte des Neuen Testamentes vorzulesen, wie z. B. die Geschichte vom verlornen Sohn, das erste Kapitel des Römerbriefs,

das Gebet unseres Herrn und die daran sich knüpfenden Erklärungen, die Bergpredigt, Pauli Predigt auf dem Areopag in Athen u. and. Auf diese Weise hat es mir nie an zahlreichen und aufmerksamen Zuhörern gefehlt. Eingebornen, die etwas Englisch verstehen, rate ich das Neue Testament in beiden Sprachen zu lesen und den Text miteinander zu vergleichen. An den Abenden suche ich meist die Häuser der Leute auf, die von mir Bibelteile gekauft haben, um mit ihnen darüber zu sprechen, sei es um einige Bibelstellen zu erklären, oder sei es um über den Inhalt der heil. Schrift überhaupt Aufschluß zu geben. Das Familienverhältnis, in dem die Eingebornen untereinander leben, und die Art und Weise, wie sie als Nachbarn zueinander stehen, läßt diese einfachen Besuche oft zu großen Versammlungen werden, indem die Nachbarn sich in solchen Fällen zahlreich zusammenfinden und unsern Worten lauschen. Dabei bietet sich gewöhnlich die beste Gelegenheit, noch manches Exemplar der heil. Schrift an solche abzusetzen, die sie vorher noch nicht gekauft haben.

Meine langen und beschwerlichen Wanderungen führen mich häufig vor die Thür einer im Urwald versteckt liegenden einsamen Hütte, sei es um zu rasten, sei es um zu übernachten. Da hat man oft Gelegenheit, die Beobachtung zu machen, wie gerade an solchen verlornen Plätzen Armut und Gastfreundschaft unter einem Dache wohnen und letztere oft bei Leuten zu finden ist, die in den bescheidensten und ärmlichsten Verhältnissen leben. Nie werde ich einen kleinen Vorfall vergessen, der mir da eines Tages begegnete. Ich fuhr in einem kleinen Boot den Fluß hinauf, bis ich an eine elende Waldhütte gelangte, die ein alter Malaie mit seiner Frau und einem Knaben von etwa 13 Jahren bewohnte. Nachdem ich das Boot verlassen hatte, begab ich mich in das kleine Gehöft und begrüßte die einsamen Bewohner mit dem gewöhnlichen Gruß: Assalam alleikum! „Friede sei mit euch!“ Zu meinem großen Erstaunen fand ich, daß der alte Mann bereits Kenntnis davon hatte, was der Zweck meines Kommens sei und auch sogleich um ein Exemplar der vier Evangelien bat. Neugierig fragte ich ihn, wie es komme, daß er mich in meiner Eigenschaft als Bibelbote kenne? Ruhig erwiderte er mir: „Das ist ganz einfach; mein Knabe hier war diesen Morgen auf dem Markt, um ein paar Hühner zu verkaufen. Bei seiner Rückkehr erzählte er mir, wie

er Sie dort habe öffentlich predigen und die Geschichte von einem Heiligen oder Propheten erzählen hören, der von Gott gesandt worden sei, um an Stelle von gewissen Rebellen, die der Radschah des Distrikts zum Tode verurteilt hatte, zu sterben. Diese ganze Geschichte, die mir der Knabe wiedererzählte, war mir so ergreifend, daß ich gleich sagte: Wollte Gott, daß der weiße Mann doch auch dieses Weges daherkommen möchte und mir das Buch, in der jene Geschichte steht, zukommen ließe." Während der Alte dies sagte, hatte er mittlerweile nach den vier Kupfergeldstücken gesucht und streckte sie mir nun entgegen, um das Buch in Empfang zu nehmen. Statt dessen fragte ich aber weiter: „Geht der Knabe öfters auf den Markt?" „O, nein!" antwortete der Mann mit augenscheinlicher Aufrichtigkeit; „aber dieses Jahr ist es mit der Ernte nichts gewesen und so sind wir genötigt, je und je etwas zu verkaufen und uns mit dem nötigen Reis zu versehen." Ich war von der schlichten Erzählung tief ergriffen und gab dem Mann ein Exemplar der Evangelien, nahm aber kein Geld dafür, sondern ließ mir statt dessen eine Kokosnuß reichen, deren Wasser die beste Erfrischung auf der Reise in der brennenden Sonnenhitze ist.

Zwei Jahre später kam ich wieder an dieser Stelle vorüber. Der Knabe erkannte mich denn auch sogleich wieder und erzählte mir das Ende der Geschichte. „Herr," sagte er, „mein Vater lebt nicht mehr und auch meine Mutter ist seither gestorben; aber das Buch, das Sie ihm damals zurückließen, ist noch da und wie Sie sehen, viel gebraucht worden. Besonders ein Abschnitt desselben ist meinem Vater sehr teuer gewesen, nämlich das Gebet, welches Jesus, der Prophet Gottes, seine Jünger beten gelehrt hat. Eines Tages, ehe mein Vater starb, kam ein Hadschi (ein Mekkapilger) hier vorbei und da gab es einen langen Wortstreit zwischen den beiden Männern; denn mein Vater hielt dafür, daß Gott der Vater seines Volkes sei, der es liebe und ihm wohlwolle. Der Hadschi dagegen bestritt es, daß man sich an Gott als Vater wenden dürfe, weil dies den Anhängern des Islams nicht erlaubt sei; denn Gott, so meinte er, sei eher als ein gewaltiger Herrscher anzusehen, dem man sich nur mit Furcht und Zittern nahen dürfe."

Es läßt sich denken, daß ich im Andenken an meinen alten Freund, den Malaien, fröhlich meine Straße weiter zog.

# Ausgestreute Samenkörner.

Fast im Mittelpunkt der alten Stadt Basel, da wo ein stilles und enges Gäßchen, der sogenannte Stapfelberg, aus dem Getriebe der belebten Stadt den steilen Münsterberg hinaufführt, erhebt sich zwischen hohen und vom Alter ergrauten Häuserreihen ein unscheinbares, altertümliches Gebäude. Seine kleinen vergitterten Fenster und der niedrige Eingang mit der schweren gotischen Thür, die dem Fremdling wie eine Klosterpforte erscheint, lassen hinter dem schmucklosen altersgrauen Hause nichts Besonderes vermuten. Aber die stillen Räume, die es einschließt, haben für den Freund des Reiches Gottes ihre besondere Geschichte; denn manche Segensströme sind von hier aus im Laufe langer Jahrzehnte ausgegangen für Stadt und Land, ja weit über deren Grenzen hinaus. Es ist das ehemalige langjährige Heim des bekannten Gottesmannes Christian Friedrich Spittler, dessen Leben ein stetiges Lieben war und der in diesem Liebesdrang, mit dem er das mannigfaltige und unermeßliche Elend der Menschheit umfaßte, mit unerschütterlicher Glaubenszuversicht und erfinderischem Geist eine christliche Anstalt nach der andern ins Leben gerufen und den Anstoß zu unzähligen Liebeswerken gegeben hat, der beständig die Pläne zu solchen ersann, Freunde für sie gewann, Gelder sammelte, Komiteen organisierte und unausgesetzt bis ins hohe Alter hinein das Reich Gottes unter Christen und Heiden thatkräftig zu fördern suchte. Dabei war ihm kein Baustein zu gering und kein Weg zu fernliegend, der seinem unternehmendem und schöpferischem Geist nicht hätte zur Förderung der Reichssache Jesu Christi dienen müssen. Und wahrlich, Gott hat ihm viel gelingen lassen. Scheinbar in aller Verborgenheit und erst in ihren Wirkungen ans Tageslicht tretend, hat Spittler von seinem „Fälkli" aus — so hieß sein Heim — jene Werke im Glauben unternommen und unzählige Fäden der Liebesthätigkeit, mit denen er weite Kreise zu verbinden wußte, haben hier ihren Ausgangspunkt genommen. Das Fälkli, dessen Besitzer nun schon längst (Dezember 1867) heimgegangen ist, wird uns deshalb immer eine ehrwürdige Stätte bleiben. Ursprünglich eine zum ehemaligen Augustinerkloster gehörige Klosterherberge,

in der auch Dr. Martin Luther als Augustinermönch seinerzeit geherbergt haben soll, war es im Jahr 1533 von den Augustinern verkauft worden und nach und nach an verschiedene Eigentümer übergegangen, bis es 1808 von einem Basler Herrn für die Zwecke der Christentumsgesellschaft, deren Sekretär Spittler damals war, angekauft wurde. Vier Jahre später ging es dann durch Kauf in dessen Privatbesitz über; aber in uneigennützigster Weise stellte er es, so lange er lebte, in den Dienst des Reiches Gottes und insbesondere der Bibelsache, der es auch noch bis auf den heutigen Tag dient. So ist von Jahr zu Jahr — abgesehen von dem großen Absatz einer gediegenen christlichen Litteratur, die das Fälkli als Buchhandlung auf den Weltmarkt bringt — eine große Anzahl heiliger Schriften unter Protestanten und Katholiken verbreitet worden.

Im Anschluß an diese Verbreitung, die besonders auch durch die im Dienst der Basler Bibelgesellschaft stehenden Kolporteure geschieht, kam Spittlers erfinderischer Geist auch noch auf einen andern Weg, die heil. Schrift dem Volk zugänglich zu machen. Er beschloß (1842), jedem durch Basel reisenden Handwerksburschen in seinem Fälkli ein Neues Testament zu schenken, sofern sich solche zu dessen Empfang dort einstellten. Da Basel als Durchgangspunkt für die Schweiz alljährlich von Tausenden solcher Handwerksburschen berührt wird und Deutsche aus allen Gauen, dem Wandertriebe folgend, dem schönen Schweizerlande zustreben, so ist es nicht zu verwundern, daß sich dieser Absatz von Neuen Testamenten oft jährlich auf 5—6000 Exemplare belief. Spittler wußte zwar recht wohl, daß dies eine Aussaat auf Hoffnung sei und manches der Samenkörner nur an den Weg falle und zertreten werde; aber er stellte es dem Walten Gottes anheim, der auch aus dieser Liebesthätigkeit eine Frucht hervorgehen lassen könne. Er beteiligte sich deshalb gern selbst an der Verteilung der Neuen Testamente, indem er die darauf wartenden Handwerksburschen im Geschäftslokal teilnehmend begrüßte, Fragen über ihr Glaubensbekenntnis an sie richtete und ihnen ernste Ermahnungen mit auf den Weg gab. Und merkwürdig! So versteckt auch das Fälkli liegt, so haben doch viele Tausende von solchen Reisenden den Weg dahin gefunden und sich dort ihr Neues Testament geholt. Und mancher, der vielleicht heute im Kreise seiner Kinder und Enkel

von seinen Wander- und Irrfahrten erzählt, gedenkt wohl auch seines Besuchs im alten Fälkli in der schönen Schweizerstadt Basel am Rhein, wo ihm ein Neues Testament als Lebensbrot für seinen ferneren Weg mitgegeben wurde.

Später wurde die Verabreichung der Testamente vom Fälkli in die Herberge zur Heimat verlegt, wo die reisende Handwerkerwelt herbergt und sich nach Arbeit umsieht. Hier geschieht es denn auch heute noch.

Es sind Samenkörner, die auf diese Weise nun seit 50 Jahren ausgestreut werden und es ist schwer, ihren Spuren nachzugehen und nachzuweisen, welche Segensfrucht sie getragen haben. Der Tag der Ernte und der großen Offenbarung, da uns manches klar werden wird, was uns hier verborgen blieb, der wird uns sicherlich auch etwas von dieser Liebes- und Missionsthätigkeit und ihrem Ertrag sehen lassen. Aber auch schon jetzt fehlt es nicht an Zeugnissen, die es je und je bestätigen, daß Gottes Wort, auf jenem Weg unter das Volk ausgeteilt, ausrichtet wozu es gesandt ist.

Wir bringen im nachstehenden ein solches Zeugnis, das uns als Brief von einem Jüngling, der sich jetzt als Zögling im Missionshaus zu B. befindet, zugekommen ist und den wir hiemit den Lesern unserer Bibelblätter darbieten. Es ist dabei unsere herzliche Bitte zum Herrn, daß er unsern jungen Freund, den er zu sich gezogen hat aus lauter Erbarmen, auch stärken und kräftigen wolle in der Erkenntnis Jesu Christi und ihn tüchtig machen zu seinem Dienst.

* * *

Es war im Frühjahre des Jahres 1888, als ich als Handwerksbursche auf meiner Reise durch Basel kam. In der Herberge zur Heimat, Nadelberg 4, hatte ich mich einquartiert. Da erfuhr ich von einem andern Handwerksburschen, daß man in der Zeit von 9—10 Uhr morgens in einem Lokale nebenan „Neue Testamente“ als Geschenk erhalte, vorausgesetzt, daß man sich genügend ausweisen könne. Obgleich ich zwar von Jugend an christlich erzogen war, hatte ich doch nicht daran gedacht, ein Neues Testament mit auf die Wanderschaft zu nehmen; meine Bibel jedoch hatte ich in den Koffer eingepackt, um sie mir nachschicken zu lassen.

Ich nahm also diese Botschaft von meinem Kollegen dankend an und fand mich gerade noch zur rechten Zeit — kurz vor 10 Uhr — ein, um mir ein Neues Testament zu erbitten. Der freundliche Herr, ein Greis in Silberhaaren, gab mir, nachdem ich meine Papiere vorgezeigt hatte, denn auch ein Testament, in welches er meinen Namen, Jahreszahl und die Stelle Jes. 12, 2 einschrieb. Auch knüpfte dieser Herr noch eine Ermahnung daran, die ich jedoch leider bald vergessen hatte. Am gleichen Tage noch kam ich durch Vermittlung desselben Herrn nach Aarburg im Kanton Aargau in Arbeit. Hier hatte ich nun in meiner Stellung als Bäcker sehr viel zu thun. Wenn ich des Abends spät fertig war und unwillkürlich gleich dem verlornen Sohn an meine Eltern in der Heimat denken mußte, und wie viel besser es deren Arbeitern ging als mir, so kamen mir oft Thränen in die Augen; war ich doch ohne meines Vaters Segen von Hause weggegangen. Da nahm ich denn meine Zuflucht zu dem Testament, das ich in Basel geschenkt bekommen hatte, und empfing auch reichen Trost daraus. Nachdem ich dann noch ein Gebet verrichtet hatte, was ich schon längere Zeit ganz unterlassen, legte ich mich reichlich getröstet zu Bett, um am andern Morgen um 3 Uhr wieder an die Arbeit zu gehen. Doch sollte es nicht lange Zeit so fortgehen. Nachdem ich fünf Wochen in dieser Stellung gearbeitet hatte, wurde ich krank und mußte deshalb nach Hause zurückkehren. Als ich dann bald wieder völlig hergestellt war, legte ich auch das Testament, in dem ich bis dahin fast täglich gelesen hatte, wieder auf die Seite; doch dachte ich noch oft, wenn ich es sah, an jene traurige Zeit zurück, in der es mein ganzer und einziger Trost gewesen war. Ich hatte den Herrn vergessen, aber der Herr hatte mich nicht vergessen. Er hatte sein Werk in mir, und nachdem ich noch fast zwei Jahre auf dem breiten Wege der Weltlust dahingewandelt war, wurde ich Mitglied eines evangelischen Jünglingsvereins, und nach einem weiteren Vierteljahr war ich ein Jünger Jesu, ein Gotteskind geworden. Der Herr hatte mich zur Sündenerkenntnis geführt, und als ich glaubte verzagen und verzweifeln zu müssen, da zeigte er mir Christi Kreuz. Ich klammerte mich daran und war — gerettet. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß ich inzwischen das Testament wieder liebgewonnen hatte. Und heute — bin ich als Zögling in einem Missionshause, um

dermaleinst das Evangelium hinauszutragen zu den Heiden. Aber das Testament behalte ich lieb und wert und wird mir ein teures Andenken mein Leben lang sein.

Kann ich Ihnen nun zwar auch nicht berichten, daß ich durch das von Ihnen erhaltene Testament zum Glauben an den Herrn Jesum Christum gekommen bin, so kann ich doch um so bestimmter sagen, daß mir dasselbe von reichem Segen gewesen ist. Und darum sage ich Ihnen hiemit dafür meinen herzlichsten Dank. Wiedervergelten kann ichs Ihnen nicht, was Sie mir dadurch erwiesen haben, aber der Herr wirds Ihnen reichlich entgelten. Doch möchte ich Sie noch freundlichst bitten, lassen Sie diese Verteilung von Neuen Testamenten nicht aufhören, auch wenn Sie keinen oder nur wenig sichtbaren Erfolg haben. Der Herr wird auch diese Ihre Arbeit segnen und im Verborgenen manches Samenkörnlein aufgehen lassen. Dafür sei Ihnen dieser Brief ein Beweis. Auch haben Sie ja des Herrn Verheißung: „Mein Wort soll nicht leer zurückkommen, sondern ausrichten, dazu ich es gesandt habe.“

So verbleibe ich denn mit herzlichem Gruß ꝛc. C. B.

---

## Auch eine Predigt.

Aus dem Leben des Missionars Gilmour, des vor einiger Zeit heimgegangenen „Apostels der Mongolei“, berichtet das Blatt der „Londoner-Mission“ folgenden schönen Zug. Unlängst traf einer der Missionsgehilfen in China unterwegs einen Bekannten und nahm ihn mit in die Kapelle. Der Besucher erkundigte sich nach Missionar Gilmour und war sehr bewegt, als er hörte, derselbe sei heimgegangen. Er wurde nun gefragt, wie er Missionar Gilmour kennen gelernt? Zur Antwort erzählte er folgende Geschichte. Vor einigen Jahren war er auf einer Reise in die Mongolei gekommen. Eines Tages saß er in einem Speisehaus, als ein Fremder (nämlich Missionar Gilmour) hereintrat und Platz nahm. Sein Kommen gab einem der Anwesenden Veranlassung, den Neuangekommenen zu höhnen, indem er ihn einen

„fremden Teufel“ nannte und ihn beschuldigte, Menschenherzen und -augen zu stehlen. Missionar Gilmour nahm davon keine Notiz, obwohl dies, wie sich nachher zeigte, nicht das erstemal war, daß jener Mann ihn so behandelte. Jetzt aber hielt der Inhaber des Speisehauses es für angezeigt, sich ins Mittel zu legen, und er drohte dem Angreifer mit Schlägen, da er nicht solch' einen guten Kunden weggetrieben wissen wollte. Als jener nicht schwieg, schickte der Wirt sich wirklich an, die Drohung auszuführen. Aber Missionar Gilmour hielt ihn zurück. „Aber,“ sagte der Inhaber des Speisehauses, „jener Mann hat dich jetzt schon drei Tage lang verspottet.“ „O nein,“ versetzte Gilmour, „er hat den „fremden Teufel“ verspottet. Ich bin kein Teufel. Ich bin Tsching-ja-ko (wie sein chinesischer Name lautete). Er hat diejenigen verspottet, die Herzen und Augen stehlen. Aber ich habe nie so etwas gethan; daher muß er jemand anders gemeint haben.“ Gilmours Haltung und Ruhe traf die Zuhörer so, daß sie einen tiefen Eindruck davon bekamen. Der Berichterstatter selbst sagt, er habe von jener Zeit an die Ueberzeugung bekommen, es müsse etwas sein um eine Religion, welche einen Mann dazu bringt, auf solche Weise Beleidigungen zu ertragen. Auch der Inhaber des Speisehauses wurde, wie Missionar Gilmour selbst bei irgend einer Gelegenheit erzählte, durch diesen Vorfall dazu gebracht, sich für Christum zu entscheiden, und ließ sich bald darauf taufen.

---

## Kleine Mitteilungen.

(Eine Hausinschrift in Japan.) Ein alter bekehrter Japaner hat über seine Hausthür folgende Inschrift gesetzt: „Ich bin ein Christ, bin aber zu ungelehrt, um die Christus-Religion zu erklären. Wünscht aber jemand Auskunft darüber, der wolle hereinkommen und das heilige Buch bei mir lesen.“ (Hannov. Miss.Bl.)

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



# Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nr. 3. 1893.

Inhalt.



## Etwas von den Briefen der Alten.

1.

Etwas von den Briefen der alten Griechen und Römer, meinen wir, müsse auch unsere Leser interessieren, weil sie ja solche Briefe kennen und sie hoch und wert halten; weiß doch jedes Christenkind von diesen Briefen, oder sollte doch davon wissen; sie stehen ja hinten in der Bibel im Neuen Testamente und werden von Freunden der guten alten Zeit etwa auch Episteln genannt, was denn das lateinische Wort für Briefe ist. In diesen Briefen lesen wir viele der herrlichsten Sprüche, die wir kennen — in meiner Bibel sind sie fett gedruckt, damit man sie leichter auffinde. Hast du auch schon so einen Brief in einemmal ganz durchgelesen? Da schüttelt mancher den Kopf und meint, es stehe da doch so viel Schwieriges drin, daß man sich lieber an die Hauptsprüche halte, an denen man auch etwas habe, wie z. B.: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen," oder: „Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß [Chr]istus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu [machen]" und was solcher Kernsprüche mehr seien.

An diese Kernworte der Schrift sich zu halten, ist nun gut und schön; aber einem evangelischen Christen stände es wohl an, wenn er auch einmal versuchen wollte, so einen Brief ganz zu lesen und sich die Mühe nicht würde verdrießen lassen, auch die harten Bretter zu bohren, die vielleicht zunächst das Verständnis erschweren; solltest du bei solchem Bohren am Ende auch schief kommen, so schadet das so viel nicht, lernt man doch das Studieren am besten beim Probieren. Es kann sein, du machst dich lieber daran, wenn wir erst die Briefe einmal von außen betrachten und einiges besprechen, was uns helfen kann, die Briefe zu verstehen; dazu soll in der Folge von den Briefen der Alten kurz die Rede sein.

Setzen wir uns also im Geist alle um den Tisch; ein jedes nehme seine Bibel vor sich, deren goldener oder farbiger Schnitt hoffentlich nicht mehr so neu aussieht, als hättest du sie erst gestern gekauft; wir schlagen hinten in den Briefen die erste Epistel an die Thessalonicher auf und durchlesen nun erst einmal diesen Brief von Anfang bis zu Ende und zwar so, daß jedes einen der kleinen Abschnitte übernimmt, von einem fetten Anfangsbuchstaben eines Verses bis zum folgenden, also 1, Vers 1, dann Vers 2—10; 2, 1—12. 13—16 u. s. w.

Der Brief ist also vom Apostel Paulus geschrieben worden und zwar in griechischer Sprache, die zu seinen Lebzeiten die eigentliche Weltsprache war; wurde das Evangelium griechisch verkündiget, so konnte es eine große Zahl von Völkern verstehen; das aber hatte man den Mächtigen dieser Erde, einem Alexander dem Großen, den römischen Imperatoren und ihren Eroberungen zu danken, die Gott der Herr auf diese Weise dem Evangelium Bahn bereiten ließ. Die Thessalonicher überdies sprachen griechisch als ihre Muttersprache. Nun möchte aber jemand wissen, wie man denn damals Briefe schrieb, was man dazu zu gebrauchen pflegte. Wer weiß die Antwort, wenigstens teilweise, aus dem Neuen Testament zu geben? Wir schlagen nach im zweiten Johannesbrief Vers 12, und im dritten Brief Vers 13 und erhalten Auskunft: man schrieb auf Papier (so genauer für „mit Briefen“) mit Tinte und Feder, und zwar erfahren wir aus dem griechischen Wort für Tinte, daß sie schwarz war, und weiter eben daher, daß man sich einer Rohrfeder bediente, die mit einem Federmesser zurecht geschnitten wurde (vergl. Jer. 36, 23). Das Papier

ward zu des Apostels Zeiten aus den Häutchen der Papyrusstaude, die sich hauptsächlich in Egypten findet, zubereitet, und dies war das gewöhnliche Schreibpapier; schon damals kannte man indes das viel dauerhaftere und kostspieligere Pergament, das man hauptsächlich zur Niederschrift heiliger Bücher oder wichtiger Urkunden benützte. So waren die heiligen Schriften der Juden auf Pergament aufgezeichnet, und Paulus scheint eine solche kostbare Schriftrolle besessen zu haben (2 Tim. 4, 13). Seine eigenen Briefe schrieb der Apostel höchst wahrscheinlich auf Papyrus, wovon ja unser deutsches Wort Papier herstammt. Es waren also Papyrus, schwarze Tinte und Rohrfeder die Schreibmaterialien.

Was fällt uns auf, wenn wir einen apostolischen Brief mit unsern Briefen vergleichen? — Da höre ich allerlei nennen. Einer bemerkt in seiner Einfalt, in des Apostels Briefen stände viel, in unsern wenig. Ganz recht! Dafür kommen aber unsere Episteln Gott Lob nicht in die Bibel. Jetzt aber wollen wir von Unterschieden reden, die uns schon bei äußerlicher Betrachtung auffallen, und da besprechen wir zuerst folgendes: des Apostels Briefe sind wie die übrigen Bücher der heiligen Schrift in Kapitel und Verse eingeteilt; das thun wir nicht. Wie steht es nun mit dieser Einteilung in Kapitel und Verse? Diese Frage wollen wir hier beantworten, da sie einen Bibelleser wohl interessieren dürfte; es soll aber niemand ungeduldig werden, wenn die Antwort etwas lang ausfällt.

Wir nehmen eine Schrift Dr. Martin Luthers zur Hand und fangen an zu lesen; wir kommen nicht weit, so stoßen wir auf einen Bibelspruch, gleich hernach wieder auf einen und auf einen dritten; wir merken: der Reformator kannte seine heilige Schrift. Oft setzt er nur den Spruch gerade hin, ohne anzugeben, wo er in der Bibel zu suchen oder zu finden ist; gewöhnlich aber nennt er das Buch und das Kapitel, woher der Spruch stammt, wie man etwa im Sprichwort sagt: es steht Matthäi am letzten. Nur die Verse giebt Luther niemals an; er begnügt sich mit den Kapiteln. Warum wohl? Hat er vielleicht gedacht, es sei ganz gut, wenn man die Stellen nicht so genau angebe, sondern den Leser veranlasse, einige Verse zu durchlesen, ehe man den rechten finde? Aber so verhält es sich nicht, vielmehr setzt Luther keine Verse hin, weil er noch nichts von einer Einteilung

in Verse weiß. Ihr seht mich erstaunt und fragend an, ob es wirklich dem also sei, und ich kann es nur bestätigen, so und nicht anders verhält es sich damit.

Ja wie ist denn aber die Verseinteilung in unsere Bibel hineingekommen? Das möchten wir doch gerne wissen. Kurz gesagt verdanken wir diese Einteilung einem berühmten Pariser Buchdrucker, Robert Stephanus mit Namen, der sich durch verschiedene Ausgaben des griechischen Testaments einen großen Ruf erwarb und der in einer Ausgabe des Jahres 1551 die uns geläufige Einteilung zum erstenmal angewendet hat; von da an kam sie dann bald in allgemeine Aufnahme, sodaß wir uns die hl. Schrift fast gar nicht mehr anders vorstellen können, als in Verse abgeteilt. Manchmal hilft es aber zu leichterem Verständnis, wenn man sich die Verseinteilung wegdenkt und von einem Punkt bis zum folgenden liest, damit nicht Zusammengehöriges auseinandergerissen werde. In unserm 1. Thessalonicherbrief ist z. B. der 10. Vers des 5. Kapitels für sich allein unverständlich, denn er gehört mit dem 9. Vers in einen Satz zusammen. Aehnliche Beispiele kann jedermann leicht die Hülle und Fülle finden. Wir merken also eins, daß die Verseinteilung in unsern Bibeln etwa 350 Jahre alt und jünger als die Bibel selbst ist.

Nun gehen wir einen Schritt weiter und zwar einen Schritt weiter zurück. Ungefähr im Jahre 338 nach Christi Geburt starb ein Bischof von Cäsarea, Eusebius, der Vater der Kirchengeschichte. Diesen Namen führt der Mann, weil er die erste bedeutendere Geschichte der christlichen Kirche von Jesus an bis auf den Kaiser Konstantin in 10 Büchern geschrieben hat. In diesem hochbedeutsamen Werke hat er alles aufgezeichnet, was von den Aposteln und deren Schülern, von ihren Schriften, von Gemeinden und ihren Vorstehern und Lehrern, von den Christenverfolgungen, von Bekämpfern und von Verteidigern des Christentums Verbürgtes und Unverbürgtes zu erfahren gewesen war. Eusebius erzählt auch manches, das er im Neuen Testament gelesen, und verweist dann immer auf die heilige Schrift, in der wir das Genauere finden könnten; aber er giebt dabei nicht nur keine Verse an, sondern auch von Kapiteln schweigt er. Vielleicht liest das eine oder andere gern einen kleinen Abschnitt aus diesem berühmten Geschichtswerke, und so soll hier gleich ein Kapitel

eingerückt werden, woraus dann der Leser selbst eine Bestätigung des eben Gesagten entnehmen mag.

Eusebius berichtet im zweiten Buch den Tod des Jakobus des Aelteren, nachdem er zuvor von der Teuerung unter Kaiser Claudius erzählt hat; seine Worte lauten nun: „Die Hungersnot unter Claudius erwähnt Lukas in seiner Apostelgeschichte und erzählt, wie die Brüder in Antiochien denen in Judäa durch Paulus und Barnabas, jeder nach seinem Vermögen, etwas geschickt hätten. Sodann fährt er (Lukas) fort: „Um jene Zeit (nämlich unter der Regierung des Claudius) legte Herodes Hand an, um etlichen unserer Gemeinden Uebles zu thun. Jakobus aber, den Bruder des Johannes, ließ er töten mit dem Schwerte." Ueber diesen Jakobus berichtet uns Clemens*) im siebenten Buch seiner Hypotyposen auch eine erwähnenswerte Geschichte, wie er sie nach der Ueberlieferung von den Ahnen gehört hat. Er sagt nämlich: „Als der Mann, der den Jakobus dem Gerichte übergeben hatte, sah, wie er seinen Glauben standhaft bekannte, wurde er so erschüttert, daß er sich selber auch als einen Christen erklärte. Beide wurden nun zugleich zur Hinrichtung geführt. Auf dem Wege bat der Mann den Jakobus um Vergebung. Jakobus besann sich ein wenig und sprach sodann: Friede sei mit dir! und küßte ihn. So wurden sie beide zugleich enthauptet."

In diesem Abschnitt verweist uns Eusebius, wie der fleißige Bibelleser sofort gemerkt hat, auf das elfte Kapitel der Apostelgeschichte; aber er erwähnt das Kapitel nicht, und zwar aus demselben Grunde nicht, weshalb Luther über die Verse schweigt: er wußte noch nichts von unserer Kapiteleinteilung, wie alle seine Zeitgenossen auch. Die Bücher des Neuen Testamentes in kleinere Abschnitte einzuteilen, fing eben erst Eusebius an, der einen Versuch machte, die drei ersten Evangelien in 1162 Kapitelchen zu zerlegen. Spätere versuchten andere Einteilungen, hauptsächlich, um die Uebersichtlichkeit zu fördern. Einer dieser späteren war auch der gelehrte Dominikaner und Kardinal Hugo v. Santo Caro, der im Jahre 1260 gestorben ist, und der sich während seines Lebens viel mit Bibelstudium beschäftigte. Seine Kapiteleinteilung nun, die er einer fortlaufenden Erklärung des Neuen

---

*) Ein berühmter Kirchenlehrer in Alexandrien, † 202.

Testamentes hinzugefügt hatte, fand bald Beifall in weiten Kreisen und kam dann durch den Druck in allgemeine Aufnahme.

Im großen und ganzen ist diese Einteilung überaus praktisch; man findet sich mit ihrer Hilfe leicht in der Bibel zurecht. Manchmal aber trennt sie auch, was eng zusammengehört. Unser erster Brief an die Thessalonicher bietet uns auch hiefür ein Beispiel: 4, 13 bis 5, 11 bilden nämlich einen großen Abschnitt, worin der Apostel von der Wiederkunft unsers Herrn redet, und der, wenn man so wollte, ein natürliches Kapitel bildet. Nun soll aber niemand meinen, wir wollten die Bibel neu einteilen. Bewahre nein! das gäbe ja eine babylonische Verwirrung in den Köpfen und in den Büchern. Was wir uns merken wollen, ist nur das, daß ein Abschnitt des Briefes manchmal noch in das folgende Kapitel hineinreicht, oder in andern Fällen der Anfang eines Abschnittes im vorangehenden Kapitel zu suchen ist. Das haben die Herausgeber einiger Bibeldrucke durch die Anordnung des Druckes in den wichtigsten Fällen zu verstehen gegeben, z. B. Kol. 4, 1 oder Hebr. 5, 1, wo schon 4, 14—16 von dem Hohenpriester der Christenheit handeln.

Man darf auch nicht etwa denken, daß die Apostel in ihren Briefen nur so in einemfort geschrieben hätten, ohne irgendwelche Abschnitte zu machen; vielmehr erkennt jeder aufmerksame Bibelleser leicht solche A b s c h n i t t e, wonach sich ein Brief sinngemäß einteilen läßt. Am deutlichsten erkennt man dies beim ersten Korintherbriefe. Da spricht der Apostel 1, 10 bis 4, 21 von den Spaltungen in der Gemeinde, 5, 1 bis 6, 20 von der Unzucht und Prozeßsucht, 7, 1—40 von der Ehe und Ehelosigkeit, 8, 1 bis 11, 34 von den Götzenopfern, 12, 1 bis 14, 40 von den Geistesgaben und 15, 1—58 von der Auferstehung der Toten. Vielleicht kann später einmal von den Abschnitten im ersten Thessalonicherbrief die Rede sein; mag sich bis dorthin der Leser etwa selbst solche Abschnitte heraussuchen und, was er so selbst gefunden, mit dem vergleichen, was wir hier vorschlagen; auf diese Weise lernt man am meisten und auf die erfreulichste Art; ein Christ aber möchte ja immer lernen.

## 2.

Wenn ich nur wüßte, wie ich anfangen soll! So hat schon manches geseufzt, wenn es, die volle Feder in der Hand, vor dem

Briefböglein saß, das nun sollte beschrieben werden; da mag man denn wohl den Spruch beherzigen: Erst besinn's und dann beginn's! Ob wohl die Alten auch so viel Mühe hatten, ihre Briefe anzufangen? Laßt uns einmal sehen, was wir über den Eingang der Briefe bei den Alten erfahren können!

Auch jetzt wollen wir den ersten Thessalonicherbrief vornehmen und zunächst seinen Anfang etwas genauer ins Auge fassen; dazu rechnen wir aber wohlverstandenerweise Ueberschrift des Briefes und des ersten Kapitels nicht, sondern wir blicken gleich auf den ersten Vers, denn darin ist der Kopf des Briefes vollständig enthalten. Was fällt uns nun auf, wenn wir da lesen, wie der Apostel seinen Brief beginnt? — Nicht wahr, das ist bald gefunden? Wir beginnen mit einer Anrede: Mein lieber N.! und dergleichen und schließen mit unserm Namen: es grüßt dich in Liebe dein X Y. Hier finden wir das gerade Gegenteil; hier steht voran der Name dessen, der den Brief schreibt, und die Namen seiner Gefährten, dann folgt, wenn wir so sagen wollen, die Adresse und endlich ein Gruß, dies alles kurz und bündig in einen Satz zusammengefaßt. Der Eingangssatz ist hier in einen Vers zusammengedrängt, im Römerbrief aber füllt er die sieben ersten Verse, im zweiten Korintherbrief wenigstens die beiden ersten. Ueberall findet sich der Name des Briefschreibers an der Spitze der ganzen Epistel. Uns will das fast anstößig erscheinen; man würde solches unter uns als Zeichen großer Unhöflichkeit und Unbescheidenheit auslegen und sich sofort des Sprichwortes erinnern von dem, der vorangeht. Aber dem Apostel trauen wir mit Recht solche Untugenden nicht zu; die Erklärung muß anderswo gesucht werden.

So ungeschickt ist es nun jedenfalls nicht, wenn der Briefsteller seinen Namen gleich vornehin schreibt; der Empfänger muß dann nicht erst lange umblättern, um zu erfahren, von wem der Brief stamme; doch aber hat der Apostel solches nicht aus praktischen Gründen gethan, sondern er ist dabei nur der allgemeinen Sitte des Briefschreibens gefolgt, wie sie sich zu seinen Zeiten eben ausgebildet hatte. Fast alle Briefe des neuen Testamentes beginnen so, und daß auch gewöhnliche Menschen so verfuhren, zeigt uns ein Brief, den uns die Apostelgeschichte 23, 26—30 aufbehalten hat. Da lesen wir das Schreiben des römischen Platzkommandanten von Jerusalem, Claudius Lysias, an seinen Vor-

gesetzten, den Landpfleger Felix in Cäsarea; also selbst wenn man einem Höhergestellten schrieb, stellte man seinen Namen voran. Dafür wären nun noch viele Beispiele zu bringen. So beginnt der berühmte römische Redner Cicero einen Brief an seinen Freund Brutus mit den Worten: M. T. Cicero D. Bruto S. D., das heißt: Marcus Tullius Cicero entbietet dem Decius Brutus seinen Gruß. Sogar wenn man dem mächtigsten Herrn der Welt, dem römischen Kaiser, schrieb, verfuhr man nicht anders, und auch dafür sollst du ein Beispiel haben, das dich gewißlich interessiert. Es handelt sich nämlich um einen Brief, den der römische Statthalter der kleinasiatischen Provinz Bithynien zwischen den Jahren 103 und 105 nach Christi Geburt dem Kaiser Trajan schrieb. Der Kaiser nämlich hatte seine Beamten angewiesen, gegen die Christen vorzugehen, und nun berichtet der Statthalter Plinius über das Verfahren, das er gegen die Christen eingeschlagen habe, und bittet um weitere Weisungen. Der Brief aber lautet:

„C. Plinius an Trajan. Es geziemt sich mir, Herr, alles mir Zweifelhafte vor dich zu bringen, denn wer könnte mich besser zu kräftigerem Vorgehen anregen oder meine Unwissenheit heben? Dem Verhör von Christen habe ich noch nie beigewohnt und weiß daher nicht, was und inwieweit man hier zu untersuchen oder zu strafen pflegt. Ich war nicht wenig unsicher, ob man beim Rechtsverfahren Altersunterschiede machen solle, oder ob man Junge und Alte gleich zu behandeln habe; ob, wer reuig ist, Verzeihung erlange, oder ob dem, der einmal Christ gewesen ist, der Abfall nichts nütze. Ist jeder, der überhaupt als Christ gilt, zu strafen, oder nur dann, wenn mit dem Christsein schwere Verbrechen verbunden sind? Inzwischen habe ich bei denen, die mir als Christen angezeigt wurden, folgendes Verfahren eingeschlagen: sie selbst habe ich gefragt, ob sie wirklich Christen wären; bekannten sie sich als Christen, so fragte ich sie ein zweites und ein drittes Mal, indem ich ihnen mit der Hinrichtung drohte. Wer bei seiner Aussage verharrte, den ließ ich hinrichten; denn daran zweifelte ich nie, daß wenigstens ihr Eigensinn und die unbeugsame Hartnäckigkeit müsse bestraft werden, laute nun ihr Bekenntnis wie es wolle. Etliche geberdeten sich wie unsinnig. Was römische Bürger waren, merkte ich zur Ueberführung nach Rom an. Als nun dies Urteil weiter bekannt wurde, gelangten noch während der Verhandlungen

weitere Fälle zur Anzeige, wie es so zu geschehen pflegt. Es wurde mir von anonymer Seite ein Verzeichnis angeblicher Christen zugestellt, die dann aber leugneten, Christen zu sein oder auch nur gewesen zu sein. Wenn sie nun nach meinem Vorgang die Götter anriefen, oder deinem Bilde, das ich zu diesem Behufe zugleich mit den Götterbildern hatte herbeibringen lassen, mit Opfern von Weihrauch und Wein ihre Verehrung darbrachten, außerdem noch Christum schmähten — wozu sich, wie man sagt, wirkliche Christen niemals bringen lassen — so ließ ich solche nach reiflicher Erwägung laufen. Andere sagten zuerst, sie seien Christen, nachher aber leugneten sie: sie seien es einst gewesen, dann aber wieder abgefallen, einige vor etwa drei, andere vor noch mehr und noch andere wohl schon vor fünfundzwanzig Jahren. Sie alle haben dein Bild und die Götterbilder verehrt und Christum verflucht. Sie versicherten aber, die Hauptsache an ihrer Schuld oder besser an ihrem Irrtum sei gewesen, daß sie die Gewohnheit gehabt hätten, an einem bestimmten Wochentage vor Sonnenaufgang zusammenzukommen und da Christo als einem Gotte wechselweise Lieder zu singen. Dann hätten sie sich eidlich verpflichtet, nicht in ein Verbrechen zu willigen, sondern weder Diebstahl noch Ehebruch noch Räubereien zu begehen, das gegebene Wort nicht zu brechen und anvertrautes Gut, wenn sie zur Rückgabe aufgefordert würden, nicht abzuleugnen. Hierauf sei man auseinandergegangen, um sich später wieder zu versammeln zu gemeinsamer Mahlzeit, wo aber nichts Schlechtes vorgehe; und dies hätten sie sogar aufgegeben, nachdem ich es nach Deinen Befehlen in einem Erlaß als unzulässige Privatgenossenschaften verboten hätte. Desto nötiger erschien es mir noch, von zwei Sklavinnen, die „Diakonissinnen“ genannt wurden, unter Anwendung der Folter zu erforschen, was daran wahres sei. Aber ich habe nichts anderes gefunden, als verkehrten und ganz maßlosen Aberglauben; darum habe ich das Prozeßverfahren vertagt und bitte nun um Deine Weisung. Denn die Angelegenheit scheint mir allerdings einer Erwägung wert, besonders wegen der großen Zahl derer, die in dieser Weise ihre Existenz aufs Spiel setzen; viele jeglichen Alters, aus allen Ständen, beiderlei Geschlechtes kommen in Gefahr und werden ferner noch in Gefahr geraten; nicht nur in den Städten nämlich, sondern auch schon auf die Dörfer und Höfe verbreitet sich jener ansteckende

Aberglaube. Aber noch scheint es, man könne dem Einhalt thun und wieder alles zurecht bringen; jedenfalls steht fest, daß schon fast ganz verlassene Tempel wieder gottesdienstlich benützt werden; auch werden etwa wieder Opfertiere herbeigebracht, für die man bisher kaum einen Käufer habe finden können, woraus sich denn leicht entnehmen läßt, daß die meisten Leute wieder auf einen guten Weg zu bringen wären, wenn man ihnen die reuige Rückkehr möglichst erleichterte."

Dies nun der Brief, über den man selbst wieder Briefe schreiben könnte, wollte man ihn erklären. Hier sei nur darauf hingewiesen, wie sehr sich der kluge Römer täuschte mit seiner Hoffnung auf Wiederherstellung des Heidentums. Was Gott sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel, auch wenn die feindlichen Mächte zu triumphieren scheinen.

Aber nun zu unsern Briefanfängen zurück! Wir werfen einen Blick auf den Gruß, der mit zum Eingang eines Briefes gehörte und fast nirgends fehlte.

Recht kurz machten es gewöhnlich die Römer, indem sie den Namen des Briefstellers und des Adressaten nur die beiden Buchstaben S. D. hinzufügten; das bedeutet „salutem dicit" und heißt auf deutsch „wünscht Heil oder Wohlergehen". An diese schöne Bedeutung ihres Briefgrußes haben die Römer aber wohl kaum mehr gedacht, wenn sie sich seiner bedienten, und so lautet die entsprechende Uebersetzung am besten: N. N. entbietet dem X. Y. seinen Gruß. Wieder etwas anders, aber fast ebenso kurz lautete der Briefgruß der Griechen, die sich schon darin als ein lebensfrohes Volk zeigen; da heißt es nun z. B.: Claudius Lysias dem teuern Landpfleger Felix Freude zuvor (Apstlg. 23, 26); ebenso lautet der Gruß beim Schreiben der Apostel an die Heidenchristen (Apstlg. 15, 23), wo Luther das griechische Wort mit Heil übersetzt hat, und endlich lesen wir ihn im Eingange des Jakobusbriefes.

Von dem gewöhnlichen griechischen Gruß weicht nun der Gruß in den Briefen der Apostel Paulus und Petrus nicht wenig ab, wovon wir uns zunächst wieder beim ersten Thessalonicherbrief überzeugen können, denn da lautet er: Gnade sei mit euch und Friede! Statt der Freude setzt der Apostel hier das, was einen Christen mit wahrer Freude erfüllt und ihn innerlich

fröhlich und getrost macht: die göttliche Gnade, die uns in Christo erschienen ist, und den himmlischen Frieden, den Jesus als eine Gottesgabe seinen Jüngern verleiht. Man überlege nun ein wenig, in welch großartiger Weise sich das neue Leben, das in Paulus lebt, nur schon in der Umwandlung des hergebrachten in diesen wahrhaft aus Christi Geist stammenden Gruß offenbart, und man erkennt darin ein wenig beachtetes Beispiel von der alles erneuernden Macht Jesu Christi, mit der er sich erweist, wo er in einem Menschen wohnt und wirkt. Es ist nichts, das nicht von dem Salze durchwürzt würde; auch das äußerste und letzte erstrahlt neu und anders in dem Scheine des Lichtes dieser Welt. Wir sind so leicht geneigt, den Herrn in seiner Wirksamkeit in und an uns auf ein gewisses Gebiet zu beschränken, ihm eine gewisse Seite unseres Lebens gleichsam als seinen Bezirk zuzuweisen, um dann im weiteren zu bleiben, wie wir sind; dann aber ist Christi Geist und Leben nicht der Mittelpunkt und Quellpunkt unseres Lebens, und dann entbehren auch so viele Gedanken, Worte und Thaten des göttlichen Gepräges. Der Apostel spricht: Christus lebet in mir, und selbst sein Briefgruß wird ein beredter Zeuge für dies sein Glaubensbekenntnis.

Denselben Gruß: Gnade und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo, finden wir noch in neun Briefen, die der Leser selbst heraussuchen wolle; in den übrigen Episteln erscheint er etwas erweitert und auch umgestaltet; wieder andere beginnen, wie man weiß, überhaupt nicht mit einem Gruß.

Schon aus diesen Briefeingängen merken wir, welch ein Geist in den Schreibern lebt und ihnen die Feder führt; schon sie verraten uns, daß es Christen sind, die da zu uns reden, ob sie wohl längst entschlafen sind. Und wir freuen uns, daß uns durch sie die Grüße sind geschenkt worden, mit denen wir uns so gerne begrüßen lassen, wenn auch wir „am bestimmten Tage“ zusammenkommen, um Christo unsere Lieder zu singen, Gottes Wort zu hören und ihm das Lobopfer, die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen, darzubringen, denn wir wissen uns nichts Besseres zu wünschen als Gnade und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo.

(Christl. Volksfreund.)

# Suchet, so werdet ihr finden.

Der Mann, von dem die nachfolgenden Zeilen handeln, war als Heide angesehen und genoß viel Ehre, nicht bloß um seiner Abstammung willen, sondern auch, weil er nach Hinduart durch Wallfahrten und Selbstpeinigungen sich den Namen und Rang eines Heiligen erworben hatte. Er ist ein Brahmine und lebt derzeit in Dschaffna, einer Stadt in Ceylon (Indien). Sein Name ist Selharanantha und seine eigentliche Heimat ist ein Dorf in Centralindien. Wie der Apostel Paulus konnte er sich rühmen, daß er die Vorschriften seiner väterlichen Religion genau befolgt habe. Im achten Lebensjahr wurde ihm, wie es bei Brahminenknaben Brauch ist, in feierlicher Weise die sogenannte „heilige Schnur" umgehängt und damit trat er in alle Rechte der Brahminen ein. Von dem Zeitpunkt an werden die Brahminen „zweimal Geborene" genannt und betrachten sich als solche. Zwölf Jahre später legte er das Gelübde der Ehelosigkeit ab. In seinem 24. Lebensjahr entschloß er sich, ein „Büßer" zu werden. Da wurde ihm seine Brahminenschnur abgenommen, der Zopf abgeschnitten und er galt nun als Guru, d. h. Religionslehrer, der etwa auch Jünger um sich sammelt. Vor einem solchen werfen sich vor allen Dingen Leute von niederer Kaste nieder, denn er ist in ihren Augen ein Halbgott. Aber auch die Brahminen selber ehren die hoch, welche aus ihrer Mitte sich dem Büßerleben hingeben.

Bald nach diesem begab sich Selharanantha nach Benares und lebte dort fünf Jahre. Dann ging er weiter nordwestlich an einen Platz, nahe beim Ursprung des Ganges. Dort verbrachte er sieben Jahre in Büßungen, Nachdenken über die Gottheit und mit Lesen und Erklären der heiligen Bücher. Einen Teil der Nacht brachte er damals so zu, daß er unbeweglich dasaß, beide Augen auf die Nasenspitze gerichtet hielt und beständig den Namen des Gottes Brahma vor sich hinmurmelte. Gemäß den Versicherungen seines Lehrers sollte Selharanantha nach Ablauf von sieben Jahren solchen Büßens frei sein von der Herrschaft der Begierden und erfüllt werden mit Friede und Ruhe. Als die Zeit kam, prüfte er sich und fand sein Herz so schlecht und unruhig wie zuvor. Darüber war er sehr betrübt und mutlos, ging zu seinem Lehrer

und klagte ihm seinen Mißerfolg. Der antwortete: „warte! das Wachstum eines Kindes ist ein allmähliches; fahre fort im Nachdenken über dich selber und die Gottheit.“ So verbrachte denn Selharanantha ein weiteres Jahr mit Büßungen, und da er immer noch keine Fortschritte merkte, ging er zu andern Büßern, die länger als er das gleiche Ziel verfolgt hatten. Ihre Antwort war: uns gehts wie dir; wir bemerken keinerlei Veränderung in unsern Herzen. Da fing Selharanantha an, an der Wahrheit der Hindureligion zu zweifeln. Er machte sich auf und wanderte dem Süden zu, nach Centralindien.

Eines Nachmittags, als er mit etlichen Brahminen zusammen war, traf er einen Missionar, der in der Hindusprache auf der Straße das Evangelium predigte. Das zog unsern Selharanantha an; begierig hörte er zu, denn es handelte sich gerade um das, was ihn beunruhigte. Seine Begleiter sagten ihm: Das sind die Lehren der weißen Barbaren; die taugen nicht für dich; unsere Ohren werden verunreinigt, wenn wir länger zuhören. Ihrem Drängen nachgebend, ging er in sein Quartier, das der Wohnung des Missionars gerade gegenüber lag. Am andern Tag ging er ganz heimlich zu dem Missionar, der ihm das Gespräch Jesu mit Nikodemus vorlas und erklärte. Auch gab er ihm ein Evangelium Johannis und etliche gute Traktate. Da fing es an, in Selharanantha's Seele licht zu werden. Er reiste dann nach Puna, traf dort einen Katechisten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, der auch von Geburt ein Brahmine war. Dieser gab unserm Selharanantha ein Buch, das eine Vergleichung zwischen der Bibel und den Schastras der Hindus enthielt. Dieses Buch war ihm sehr förderlich und das Licht der Wahrheit verbreitete einen immer wohlthätigeren Schein in seinem Innern. Doch zögerte er noch, die Religion seiner Väter aufzugeben. Ja er machte noch einen letzten Versuch, seinen wankend gewordenen „Hinduglauben“ zu stärken durch Besuche heiliger Plätze.

Auf dieser Reise nun kam er nach Ceylon. Der Zweck seiner Reise war ein doppelter: einmal wollte er nach Trimanali gehen, welcher Ort als die südliche Wohnung des Gottes Schiwa gilt; zum andern wollte er noch mehr Christen aufsuchen und die christliche Religion besser kennen lernen. Im Juni 1890 kam er nach Dschaffna und sein erstes Zusammentreffen war mit etlichen

angesehenen Brahminen, die gut Sanskrit (die heilige Sprache der Hindus) verstanden. Sie nahmen ihn ehrenvoll auf und schenkten ihm die größte Aufmerksamkeit. Dort hörte er aber auch einen eingebornen Pastor und besuchte ihn mehreremal. Diese Besuche hatten für ihn den Gewinn, daß ihm die Zweifel benommen wurden, welche er bis dahin noch hatte in Bezug auf das Erlösungswerk unseres Heilandes. Nun schloß er sich an die Christen an und aß mit ihnen. (Das letztere ist in vielen Fällen das eigentliche Zeichen des Bruchs mit der Kaste; denn einem heidnischen Hindu ist das Essen mit Christen ein Greuel, vollends einem Mann von dem Rang des Selharanantha.) Nun brach der Zorn der Brahminen, die ihn bis dahin so hoch geschätzt hatten, los. Sie drangen in ihn, er solle ihr Dorf verlassen, und sagten: Wir fielen dir zu Füßen als unserem Führer; das Volk weiß allenthalben, wie wir dich ehrten; wenn du nun ein Christ wirst, so ist das für uns die größte Unehre, die uns widerfahren kann. Gehe aufs Festland von Indien zurück; wir wollen all deine Reiseauslagen bestreiten. Da er aber nicht darauf einging, so fingen sie an, ihn zu schelten und ihm zu drohen: er sei seines Lebens nicht mehr sicher. Ja sie deuteten an, ihre ergebensten Anhänger könnten wohl so weit gehen und sich an ihm vergreifen und ihn töten. Da erklärte Selharanantha offen und frei, er sei ein Jünger Jesu und fing auch gleich an, von Jesu zu zeugen. Die Gegner hatten ihn schließlich vollends dem Herrn Jesu in die Arme getrieben.

Selharanantha hatte nun gefunden, was er lange gesucht hatte. Sein Glaube an Jesum ist bestimmt und doch einfältig. Er ist ein sehr belesener Mann, liest und versteht sieben Sprachen. Vor etwa zwei Jahren ist er getauft worden und die Missionare freuen sich sehr über ihn, da er ihnen, wenn er sie etwa auf einer Reise begleitet, viel nützt durch seine packenden Ansprachen, die er hält. Er geht damit um, einige Traktate zu schreiben, in denen er den Hinduismus bloßstellen und das Christentum als die beste Religion seinen Landsleuten empfehlen will. Dazu ist er geschickt vor andern, und da er ein eifriger Bibelleser ist, so wird ihm Jesus immer mehr offenbar werden als der, der er ist. -- So macht sich der Herr unser Heiland je und je auch große Geister unterthan. Er hat eben den Schlüssel zu **allen** Herzen.

# Der Neger und seine Bibel.

Missionsdirektor Buchner aus Herrnhut erzählte im Londoner Jünglingsverein folgende schöne Geschichte: Als ich noch ein Knabe war, suchte ich wohl meinem Vater, der als Missionar unter den Negern in Westindien arbeitete, ein wenig zu helfen. So bemühte ich mich z. B. einmal, einen alten Neger lesen zu lehren. Das war eine beschwerliche Arbeit und brauchte viel Zeit. Endlich war der Alte so weit, daß er, mit dem Finger der Zeile folgend, in notdürftiger Weise Wörter herausbringen konnte. „Ich kann jetzt lesen! Massa! ich kann jetzt lesen!“ rief er einmal über das andere, und wir konnten ihn kaum dazu bringen, noch etwas anderes zu sagen.

Da er jetzt lesen gelernt hatte, wollte er auch etwas zu lesen haben. Er bat um eine Bibel; aber zu meiner großen Verwunderung weigerte sich mein Vater, ihm eine zu schenken. „Du mußt etwas dafür geben,“ sagte mein Vater; „du wirst sie um so sorgfältiger lesen, wenn sie dich etwas kostet; gehe und besinne dich, was du für eine Bibel geben kannst.“

Der arme alte Mann dachte über die schwierige Sache gründlich nach. Geld hatte er nicht und wußte auch nicht, wie er so viel bekommen konnte, um eine Bibel zu kaufen. Er besaß nur eine Henne, und er hatte dieselbe als das einzige Haustier, welches ihm gehörte, recht lieb. Nach vielem Besinnen kam er endlich zu dem Entschluß, das ihm so werte Tier für die noch wertere Bibel hinzugeben.

Nachdem er das Huhn mit einiger Mühe gefangen, nahm er es unter den Arm und kam damit an. Mein Vater war gerade beim Schreiben, als er plötzlich durch Gackern und Flügelschlagen gestört wurde. Dabei rief eine Stimme in ängstlicher Hast: „Greift sie, greift sie! Schnell, Massa, schnell; gieb mir eine Bibel!“

Die Bibel wurde ihm gegeben; das Huhn wurde eingefangen und so war alles in Ordnung. Auf mich machte die Geschichte aber tiefen Eindruck. Der alte Weißkopf hatte alle Mühe gehabt, lesen zu lernen, und jetzt hatte er alles, was er besaß — diese seine einzige Henne — für seine Bibel gegeben! Hätte ich das auch gekonnt? —

Zisterne) bis oben voll, so werden die alten Bücher, Manuskripte und Rollen in große Pakete zusammengeschnürt oder in Säcke eingenäht. Die Pentateuch-Rollen kommen besonders in irdene Gefäße. So verpackt, werden sie alsdann nach der großen Synagoge der spanischen Juden, der Sefardin, gebracht, wo sich in einem besonders hiefür bestimmten Lagerraum alle die vielen alten Schriften aus den verschiedenen Synagogen ansammeln. Natürlich muß dann ein Zeitpunkt eintreten, wo auch dieser Hauptsammelplatz angefüllt wird. Und dann findet die in Frage stehende große feierliche Bestattung des ganzen großen Vorrats von Schriften statt, welche gleichfalls als die Feierlichkeit der Genisâ bezeichnet wird. Früher, als die Juden in Jerusalem noch weniger zahlreich waren als heute, geschah dies alle sieben Jahre. In neuerer Zeit, wo die Zahl der Juden in Jerusalem so außerordentlich gewachsen ist, bis auf 50000, muß die Genisâ natürlich häufiger stattfinden, je nach Bedürfnis wohl jedes Jahr einmal.

In meiner Kindheit befand sich das hiefür bestimmte Grab im Thale Josaphat, wo die Juden ihre Toten begraben und nach jener Stelle im Propheten Joel den Anfang der Auferstehung am jüngsten Tag erwarten. Es war ein Felsengrab, etwa wie das Grab, in welches unser Heiland am Karfreitag gelegt ward: in hoher Felswand befand sich des Grabes niedrige Thür, welche mit einem hiefür behauenen Stein verschlossen werden konnte. Da aber aus diesem Grabe, welches in nächster Nähe des sogenannten Grabes Absaloms lag, mehrmals anscheinend von Pilgern alte heilige Schriften entwendet wurden, so wurde dasselbe für immer geschlossen. Heutzutage wird jedesmal ein besonderes Grab für die angesammelten Schriften bereitet. Meist ist es ein unterirdisches Gewölbe auf dem großen Begräbnisplatz der Juden im Osten der Stadt, welcher sich von der Thalsohle des Kidronthales den Oelberg hinauf zieht, etwa dem Wege nach Bethanien folgend.

Wie geht es nun bei diesem Begräbnis zu? Wenn die nötige Menge von Schriften beisammen ist, so wird rechtzeitig der Tag der Genisâ angesagt, welcher von allen Juden als ein heiliger Festtag gefeiert wird. Schon am frühen Morgen versammeln sich dann die Juden in ihren zahlreichen Synagogen. Das ganze große Judenquartier ist auf den Beinen und in festlicher Erregung. In Scharen ziehen sie zu ihren Synagogen. Von dort ziehen sie in

Gruppen hinaus zum Zionsthor, wo allgemeiner Sammelplatz ist. Etwa um 10 Uhr vormittags kommen alle Rabbiner und Aeltesten der Stadt in die Hauptsynagoge. Jeder Rabbiner nimmt dann von den aufgestapelten Schriften, wenn möglich eine der besonders wert gehaltenen, in irdenen Gefäßen befindlichen alten Pentateuchrollen, um sie als köstliche Last in der großen Prozession zu ihrem Grabe zu tragen. Die beste und wertvollste der Pentateuchrollen wird wie ein Kleinod unter einem prachtvollen seidenen Baldachin hinausgetragen. Hinter den Rabbinern folgen dann die Träger und das Volk mit den umfangreichen und zahlreichen Säcken, Körben, Paketen antiquierter heiliger Schriften beladen. Dem feierlichen Zuge, der sich durch die Straßen Jerusalems bewegt, voran zieht eine Abteilung türkischen Militärs und ein Musikchor. Vor dem Zionsthor auf einem geräumigen Platze wird Halt gemacht. Hier ergeht sich das Volk in allerlei Festfreude und Belustigungen, welche zuweilen an die frohen Feiern dieses Volkes in alttestamentlicher Zeit erinnern. Fröhliche Lieder und Psalmen werden angestimmt. Der frohe Festreigen wird getanzt. Die trauten Klänge Davidischer Psalmen, die einst in dieser Stadt vor Jahrtausenden in heiliger Begeisterung angesichts des hehren Tempels gesungen wurden, erklingen wieder, und ihre Melodien hallen wieder vor den alten Mauern Jerusalems und schallen fröhlich hinunter ins stille Felsenthal Benhinnom und hinüber zum tief eingeschnittenen Kidron.

Nach etwa einer halben Stunde zieht das Volk, geführt von seinen Rabbinern, den seidenen Baldachin wie ein heiliges Palladium in seiner Mitte führend, weiter das Thal hinab. Es ist ein echt orientalisches Gemälde, das sich dem Zuschauer von einer der Zinnen der Stadtmauer aus bietet, wenn sich nun der farbenprächtige Zug, alles Volk in bunten Feierkleidern, in festlicher Ordnung den steilen Pfad hinabzieht, während die frohen Lieder aus immer größerer Entfernung vom Thale heraufklingen. Keine Farbe sucht das Auge vergebens in der frohen Menge. Dazu kommt, daß der ganze Weg rechts und links mit einer großen Menge schaulustigen Volkes der verschiedensten Nationalitäten in ihren heimatlichen Trachten garniert ist. Da sind die Fellahs vom Land in ihren Hemden und rotgelben Turbans; da die mohammedanischen Städter aus Jerusalem in feinen Tuchgewände

und weißen Turbans; dort die arabischen Christen Jerusalems, die Frauen von Kopf bis zu Fuß in weißes Tuch eingehüllt, die Männer am bloßen roten Tarbusch kenntlich, dazu Armenier, Syrer, Kopten, Neger, Afghanen, Griechen, Montenegriner u. s. w.

Der jüdische Zug aber zieht hinab ins Thal und wieder am Oelberg hinan, um die geliebten Bücher zu begraben. Und es ist ein eigentümlich wehmütiger Anblick, dies irrende Israel da hinunterziehen zu sehen mit dem Köstlichsten, was ihnen anvertraut ist, den Büchern ihrer Offenbarungen, um sie in der Erde zu vergraben, als wollten sie damit selbst unbewußt daran erinnern, daß sie das kostbarste Pfund, das ihnen anvertraut ist, im Schweißtuch in der Erde vergraben haben. Und dieser Anblick wird um so wirkungsvoller, wenn man die Orte ansieht, die ringsum auf diesen eigentümlichen Zug herabschauen. Da droben steht über ihnen der alte Tempelplatz, der Preis und der Stolz ihrer Väter — nunmehr zu einer mohammedanischen Moschee verwandelt. Dort ragt an der Südostecke der Stadt, ihnen gerade gegenüber, der letzte Rest der uralten Mauern Jerusalems mit seinen gewaltigen Quadern empor — an derselben Stelle, wo einst die „Zinne des Tempels“ stand, von der das Evangelium berichtet. Dort droben ist der heilige Zion, einst „die Wohnung Gottes“, wo einst Jesus das Volk gerufen und gelockt und dafür vom Volke ans Kreuz gebracht wurde — jetzt weht die rote türkische Flagge mit dem Halbmond darüber. Und zu ihren Füßen rauscht der Kidron, uns an jene letzte Nacht erinnernd, wo ein einsamer Kämpfer, dem Fleische nach diesem Volke angehörend, auch für Israels Heil betete und rang.

Sie aber ziehen kalt und unbewegt an diesen teuren Stätten vorüber und tragen ihre Bücher zu Grabe. Am Grabe angekommen, nimmt die Menge im weiten Umkreise Aufstellung, die Rabbiner in ihrem Talith in erster Reihe stehend. Reden und Predigten werden gehalten, in welchen das Volk zur Buße und zum Gebet und zur Wertschätzung der teueren Offenbarungsschriften ermahnt wird, deren hinsterbende Hüllen hier zu Grabe gebracht werden. Oft wird dabei die ganze Glut jüdischer Leidenschaft entfacht. Die altheiligen Worte klingen an ihr Ohr; die schönen Bilder aus vergangenen Tagen ihres Volkes und Landes treten vor ihr inneres Auge. Sie fühlen sich wieder als die unglücklichen Kinder des

Volkes, das einst in diesem Lande bessere Tage gesehen, dessen Könige einst da droben auf Zion geherrscht. Sie empfinden den Zorn Jehovahs, der ihr Volk um seiner Sünden willen verlassen, der das Schreckliche zugegeben, daß Heiden seinen heiligen Tempel zertreten und das Zeichen des Halbmondes über der geweihten Stätte des Brandopferaltars auf der Omarmoschee auf Jerusalem herniederschaut. Im Geiste sehen sie den Tempelbrand, die heiligen Hallen zerstört, die Altäre zerbrochen. — — Und so geschieht es nicht selten, daß die anfangs so fröhliche Feier mit allgemeinen Wehklagen und bitteren Thränen des Volkes Israels schließt, das gegenüber den Trümmern und Schutthaufen seines einst auf jener Höhe strahlenden Tempels weint. Und auch die Klänge ihrer Instrumente, welche beim Zuschütten des Grabes wiederum ertönen, vorab das aus dem Alten Testament bekannte Schofar, scheinen nur dazu zu dienen, der allgemeinen Trauer und dem nationalen Schmerz Ausdruck zu verleihen.

Zuweilen wird diese Prozession unternommen, auch wenn die Vorratskammern der antiquierten Schriften noch nicht ganz gefüllt sind. Das geschieht bei allgemeinen Heimsuchungen des Landes, bei Regenlosigkeit, Hungersnot, Heuschreckenplage und ähnlichen Kalamitäten. Dann schreiben die Juden dieser Ceremonie geradezu magische Wirkungen zu, die dem ganzen Lande zu gute kommen: Unheil wird abgewandt, der Segen Gottes wie durch ein Zaubermittel herbeigezogen. Indessen hat sich dieser Aberglaube wahrscheinlich erst später diesem alten Brauche angehängt. Ich glaube vielmehr, daß der Ursprung der ganzen Sitte nichts anderes ist, als eine fromme Pietät gegen ihre heiligen Bücher. Die heilige Schrift, das ist ja der größte Schatz Israels. Ihnen ist vertraut „die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen“ (Röm. 9, 4). Diese Gebote und Gesetze, sie sind dem heiligen Psalmsänger (Ps. 119) seine Ratsleute, sein Lied, sein Trost, seine Kleinodien im Hause seiner Wallfahrt. Sollte er nun die Schriften, die ja die Gefäße dieser Schätze sind, diese in sich tragen und Licht und Trost vermitteln, wie gemeine irdische Dinge, wie altes Papier verderben lassen im Kot der Straße und mit dem Unrat, der zum Hause hinausgefegt wird? Mit nichten! Dazu hat der Israelit auch das vergängliche Gewand des Heiligen viel zu lieb. So wie wir die teure entseelte

Hülle unserer geliebten Toten nicht wegwerfen, sondern sie sorgsam dem schützenden Schoße der Erde in ihrem Kämmerlein anvertrauen, damit ihnen kein unwürdiges Geschick widerfahre, so thut der Israelit auch mit seinen heiligen Büchern, wenn sie ihren Dienst gethan haben. Die Seele lebt ja ewig fort, denn Gottes Wort bleibet in Ewigkeit. Aber der vergängliche Leib wird dankbar zur Erde bestattet, da wo auch die Kinder Israels, denen sie im Leben geleuchtet, ihre letzte Ruhestatt finden.

Und ich meine, es liegt auch für uns Christen etwas Beachtenswertes in dieser Sitte der Juden Jerusalems. Hat es doch jedesmal etwas Wehthuendes, wenn man unter uns Christen ein altes Bibelbuch oder auch nur ein Blatt der Bibel, ein altes Gebet- oder Gesangbuch weggeworfen sieht, daß es im Staub und Kehricht umkommt oder auch zum Einpacken verwendet wird. Es ist immer ein Mangel an Pietät, der uns, die wir Gottes Wort lieben und heilig halten, darin entgegentritt. Auch die irdenen Gefäße, welche den himmlischen Schatz trugen, sollen uns ehrwürdig bleiben. Auch das kleinste Blatt der Bibel sollte unter uns vor dem Schicksal sicher sein, wie alter Plunder auf die Straße geworfen zu werden. Und wenn wir doch wieder und wieder einer solchen Nichtachtung in unserer Mitte begegnen, so sollen wir etwas lernen von jenen unglücklichen Nachkommen des alten Bundesvolkes in Jerusalem, welche selbst die vergilbten und verstaubten Blätter ihrer heiligen Schriften nirgends anders wissen möchten als da, wo ihre eigenen teuern Toten ruhen und wo man einmal ihren eigenen müden Leib zur Ruhe legen wird, um mit vielen Tausenden entgegenzuschlummern dem großen Tage der Auferstehung. Das ist der alte Brauch der Genisâ zu Jerusalem und was er auch einem Christenmenschen im Abendlande aus dem fernen heiligen Lande sagen kann.

(Miss.Bl. des Rhein.Westfäl. Vereins für Israel.)

# Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Es war im Jahre 1854, als eine englische Kriegsflotte im Hafen von Nagasaki, Japan, einfuhr. Eine große Bewegung bemächtigte sich darüber der Japaner, weil noch kein Bündnis mit England bestand. Alle eigenen Kriegsschiffe wurden zur Bewachung aufgeboten, um jeden Verkehr mit den Ausländern zu verhindern. Der Befehlshaber der japanischen Flotte hieß Wakasa. Er fuhr täglich in einem kleinen Boote die Schiffe ab, um jede verdächtige Annäherung zu vereiteln.

Auf einer solchen Fahrt bemerkte er ein kleines Buch im Wasser. Nie hatte er ein ähnliches gesehen. Er nahm es zu sich, durchblätterte es und hätte seinen Inhalt gern verstanden. Treulich forschte er nach. Da erfuhr er von einem holländischen Dolmetscher, das Buch sei ein Neues Testament und sein Inhalt beträfe Gott und Jesum Christum. Diese Nachricht ließ Wakasa nicht ruhen. Er wollte selbst lesen und erfuhr zu seiner Freude, es gäbe eine Uebersetzung dieses Buchs in China. Die verschaffte] sich Wakasa, und als er wieder daheim war in dem Orte Saga, las er eifrig darin und mit ihm sein Bruder und noch ein Verwandter. Viele Jahre später, nachdem dieser Bruder den Missionar Dr. Verbeck*) heimlich besucht und ihn um Unterricht gebeten hatte, brach eine Christenverfolgung in Japan aus. Von seinem Schüler gewarnt floh der Missionar nach China. Wieder vergingen Jahre. Dr. Verbeck kehrte nach Nagasaki zurück — er dachte, seine Arbeit sei vergeblich gewesen, da er nichts mehr von seinem Schüler hörte. Da wurde ihm im Mai 1866 von einem Boten ein hoher Besuch angemeldet. Zu seiner Freude war es Wakasa mit seinen zwei Söhnen, seinem Bruder und seinem Vetter. Wakasa, der mittlerweile Minister und Statthalter der Provinz geworden war, ein Mann von ernster Würde und freundlichem Wesen, sagte zu dem Missionar: „Im Geiste kannte und liebte ich dich schon lange, nun aber muß ich dich endlich auch von Angesicht sehen und die Worte von Christo

---

*) Dr. Verbeck war einer der ersten protestantischen Missionare, die im Jahre 1859 in Japan landeten und sich in Nagasaki niederließen.

von dir hören!" Und er samt den Seinen lauschten andächtig auf das, was Dr. Verbeck ihnen sagte, und nahmen das Wort mit Freuden auf.

Des Philippus und des Kämmerers Geschichte wiederholte sich auch hier. — „Was hindert es, daß ich mich taufen lasse?" rief Wakasa. Und die Antwort schallte zurück: „Glaubst du von ganzem Herzen, so mag es wohl sein!" Da kam ein ergreifendes Bekenntnis über die Lippen des mächtigen Mannes, ein Bekenntnis der eigenen Schuld, ein Verlangen nach einem Heiland. „Und," rief er, „niemand kann mein Heiland sein, als Jesus Christus, von dem ich in dem kleinen Buche gelesen, das Gott mich finden ließ!"

Hierauf wurde er mit den Seinen getauft, wiewohl hinter verschlossenen Thüren und Läden. Mit großer Freude rief er aus, als der Bund mit Christo geschlossen war: „Nun hab ich endlich das erlangt, wonach ich mich herzlich Jahre lang gesehnt habe!" Wakasa aber zog, wie der Kämmerer aus Mohrenland, seine Straße fröhlich heim. Acht Jahre später starb Wakasa im festen Glauben an seinen Erlöser, voll Hoffnung des ewigen Lebens. Sein Glaube und Zeugnis aber wirkte weiter. Eine jüngere Tochter, die er selbst noch in der Lehre Christi unterrichtet hatte, kam nach des Vaters Tode zu einem Missionar und begehrte die heilige Taufe. Als sie sich verheiratet hatte, wurde auch ihr ganzes Haus gläubig an den Herrn. Welch eine Bewegung zur Seligkeit ist aus dem Fund jenes kleinen Neuen Testaments in der Bucht von Nagasaki ausgegangen! Gepriesen sei der Herr, der in großen Wassern Bahn macht, daß die Menge der Heiden zu ihm kommen kann!

---

## Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig.

Im Süden Spaniens, in der Provinz Jaën, die schon zu Andalusien gerechnet wird, liegt nicht weit von Ubeda auf eines Berges Spitze das kleine Dörflein Iznatoraf, welches noch von den Mauren seinen Namen trägt. Dort verkaufte einer unsrer Bibelboten ein Evangelium Lucä, das einzige Büchlein, das er

dort los werden konnte. Der Käufer, Juan Lopez mit Namen, hatte keinen besonders guten Leumund; er war oft im Wirtshaus und trank gern. Da er schon ein alter Mann war, hatte er das Lesen bereits ziemlich verlernt; allein das Büchlein im blauen Umschlag reizte ihn und er fing an, es zu lesen, oder eigentlich zu buchstabieren. Als er es aber einmal angefangen hatte, ließ es ihn nicht wieder los; er las weiter und weiter, immer besser, und als er damit zu Ende gekommen war, fing er es zum zweiten Male von vorne an. Seine Nachbarn und Bekannten wunderten sich, daß er nicht mehr im Wirtshause anzutreffen war; er aber hatte jetzt eine bessere Beschäftigung. Sie kamen zu ihm, ihn wieder zu sich ins Wirtshaus zu ziehen. Das war vergebliche Mühe; dagegen las er nun seinen Genossen dies Büchlein vor. Manchen gefiel es und sie blieben, so daß sich allmählich ein kleiner Kreis allabendlich um das Evangelium Lucä versammelte. Das ging so ein paar Jahre fort. Da kommt eines Tages eine Frau, eine Bekannte von ihm, an dem Hause des alten Juan Lopez vorüber und sieht, daß die Thür nur angelehnt ist; sie tritt in das Innere der kleinen Wohnung. Siehe, da liegt der alte Bibelleser vor dem Bette auf den Knien, das Haupt gestützt auf sein liebes Evangelium Lucä; ein plötzlicher Schlaganfall hatte ihn, während er betete, aus dieser Zeit abgerufen. Nun wollen „die Brüder", wie sich hier die evangelisch-spanischen Christen einander nennen, ihren Freund auf dem Friedhofe des Dorfes bestatten; allein der Priester verweigert die Beerdigung, weil Juan Lopez „ein Mann des Buches" gewesen sei. Da beschließen die Leutchen, sich nach Madrid zu wenden, um einen Friedhof für ihre Toten zu erlangen. Allein an wen sollen sie sich wenden? Kurz entschlossen schreiben sie an D. Cipriano de Valera in Madrid, denn dies war der einzige Name, welchen sie auf dem Evangelium Lucä fanden, weil dort derselbe als Uebersetzer genannt war. Sie wußten nicht, daß er am Ende des sechszehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gelebt hatte. Es war also ebenso, wie wenn in unsern Tagen einfältige Leute ihren Brief an Dr. Martin Luther richten würden, weil derselbe in ihrer Bibel groß gedruckt — als Uebersetzer — angegeben steht. Allein die Engel müssen manchmal auch Postbotendienste versehen, denn der Brief kam richtig an. Ein andermal hatte einer unserer Sendboten Bunyans Pilgerreise

verkauft, die wir ins Spanische übersetzt haben, und die Leute, die es gelesen, hatten solchen Gefallen daran gefunden, daß sie mehr davon zu wissen wünschten und deshalb an Johann Bunyan nach Madrid schrieben; auch dieser Brief kam richtig in unsere Hände.

Wir haben den Brüdern in Iznatoraf helfen können, daß sie einen eigenen Friedhof bekamen; es war uns doch ein merkwürdiger Beweis von der Kraft des Wortes Gottes, als wir aus ihrem Brief zum erstenmal erfuhren, wie ein einziges Evangelium Lucä dort eine kleine Gemeinde gebildet hatte, ohne daß sonst ein Evangelist oder Prediger des Weges gezogen war.

(Das Evangelium in Römischen Landen.)

---

# Das größte und beste Buch.

In der Welt ist schon viel geschrieben worden und des Bücherschreibens ist auch heute kein Ende. Unter diesen Geisteserzeugnissen ist ja gewiß viel Herrliches, Geistvolles und Vortreffliches, das dazu angethan ist, bleibenden Wert zu haben und den Geist und das Gemüt des Menschen zu erfrischen, zu nähren und zu bilden. Aber es sind eben doch nur menschliche Erzeugnisse, aus dieser Zeitlichkeit stammend und von ihren Kindern hervorgegangen und ebenso dem Strome der Zeit unterworfen, vielfach auch nur für bestimmte Bildungskreise und gewissen Gesellschaftsklassen angepaßt.

Wie ganz anders verhält es sich dagegen mit dem unscheinbaren Buche der Bibel, die im Gewande schmuckloser Einfalt vor uns liegt. Das Buch ist kein ausschließliches Gemeingut der Gebildeten, der Bessergestellten, der Glücklichen, und nicht von nur teilweiser, untergeordneter Wirkung. Dasselbe hat es mit dem Menschen als Menschen, und vorzugsweise mit seiner unsterblichen Seele zu thun. Und nicht mit dem Menschen als Einzelwesen, sondern es umfaßt die Verhältnisse der Menschheit und der Welt in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ueber den hell-

leuchtenden Seiten dieses Buches geht die Sonne nicht unter: es tröstet und entlastet das Herz des transatlantischen Hinterwäldlers, wie des feinen Europäers in der Not; es verrichtet dieselbe Wunderkraft in der Hütte wie im Palast; Mühselige und Beladene aller Arten und Orten suchen und finden in ihm helfende und heilende Kraft. Den Seemann und Reisenden begleitet es übers Meer; der Bergmann nimmts mit in die Tiefen der Erde, der Senner mit auf die Alpen; dem sterbenden Krieger giebts den letzten Trost auf dem Schlachtfelde. Zum Tode getroffene Feinde verschiedener Sprachen haben auf dem Sterbebette im Spitale sich mit dem Buche in zweierlei Sprachen durch Andeuten der Stellen verständigt und ihre letzte Stunde in dem gemeinsamen Troste verklärt. Dies Buch giebt den leisesten Bewegungen unserer Seele, unseres jauchzenden oder bekümmerten Herzens Ausdruck und hat Gebete fertig, die in den Tiefen unserer Seele ohne Ausdruck schlummern. Es hat für den lallenden Wilden, wie für den gebildetsten Europäer denselben Trost, dieselbe Hülfe: „einen Heiland, der Sünde vergiebt," und darum ist für beide seine Sprache zutreffend und wahrhaftig.

Wenn der Hausvater des Morgens die Seinen um die Bibel schart, dann fühlt jeder einzelne, daß er in einer großen Gemeinschaft steht. Eine unsichtbare Gemeinde von Millionen, die über die ganze Erde bis an ihre Enden verbreitet ist, schart sich dann um dasselbe Kleinod. Ja, diese Gemeinde reicht weiter; sie geht über die Grenzen der Erde hinweg und umschließt auch die seligen Geister der oberen Gemeinde, die das Triumphlied der Auserwählten singen. Welch eine Gesellschaft, welch eine Gemeinschaft! Die Kraft dieses Buches hat die Dämme der Nationalitäten und Bildungsstufen niedergerissen und hat den Weg der Herzen zu den Herzen gefunden. Und es ist nicht wie ein Kleid, das veraltet, denn es hat schon Jahrtausende überdauert, ohne von seiner Frische und Fülle zu verlieren; es hat alte, stumpf gewordene Herzen wieder jung gemacht und ihnen neue Schwingen gegeben, daß sie auffahren wie die Adler, daß sie wandeln und nicht müde werden; es trägt eine ewige Jugend in sich, weil es der Abglanz dessen ist, der von Ewigkeit gewesen, der nicht altert und vergeht: es ist die Wahrheit, und die Wahrheit kann keinen Abbruch leiden und vergehen, sonst wäre sie nicht Wahrheit mehr; denn die Wahrheit besteht und die Lüge vergeht. „Himmel und Erde werden vergehen,

Nun sehen wir den unfreiwilligen Mönch von einem Kloster ins andere versetzt, später als Lektor der Dominikaner in Palermo, als Prior in Ragusa und zuletzt nach Rom, der Stadt der katholischen Sehnsucht berufen. Achtzehn einförmige Jahre gingen langsam vorüber, und Pietro Giardina gewann in dieser Zeit religiöse Anschauungen, welche sich immer weiter von der katholischen Kirchenlehre entfernten. Als er einst eine geweihte Hostie, die vergessen geblieben war, verschimmelt und ein anderesmal gar mit Würmern bedeckt fand, konnte er nicht mehr vor diesem Brotrest als vor seinem Gott knieen und fing an, die katholische Verwandlungslehre in Zweifel zu ziehen. Verwirrt und angefochten flehte er zu Gott, daß er ihm die Wahrheit offenbare. Das Gebet wurde erhört, ein Freund legte das Buch der Wahrheit, die Bibel, in seine Hände; der Dominikanerprior wurde ein eifriger Bibelleser.

Die Zeiten waren damals in Rom der Meinungs- und Glaubensfreiheit nicht günstig. Pius IX., der ehemalige Freimaurer und Günstling der Liberalen, führte ein hartes Regiment. Davon erfuhr auch Pietro Giardina eine Probe. Als er einmal von ungefähr im Klostergarten spazieren ging, hörte er aus einem unterirdischen Raum die leidenschaftlichen Rufe: „Schändlicher Papst, schändlicher Papst, wann erläßt du mir endlich diese schrecklichen Strafen?“ Es war, wie Pietro auf seine vorsichtigen Erkundigungen hin hörte, ein spanischer Mönch, der schon seit dreißig Jahren wegen bedenklicher politischer Ansichten und Ungehorsams lebendig begraben war. Damals kam der Kardinal Savelli zur Visitation ins Kloster, und da er viel auf den sizilianischen Prior hielt, befragte er ihn im Vertrauen über den Wandel der Mönche und die allgemeinen Zustände im Kloster. Der Gefragte mußte nun Schändlichkeiten aufdecken, die sich nicht erzählen lassen, gemeine Vergehen zum Schaden der jungen Novizen, überhaupt ein zügelloses Treiben voll ekelhafter Unsittlichkeit. Savelli wußte wohl, daß Giardini, auf welchen der Verdacht der Angeberei fallen mußte, der Rache der sauberen Gesellschaft nicht entgehen konnte, deshalb verschaffte er ihm bürgerliche Kleidung und einen Freipaß und ließ ihn von einem seiner Diener bis Neapel begleiten, wo er sich wieder nach Palermo einschiffte. Inzwischen hatte die Stunde der Freiheit geschlagen, der Name Garibaldi ging von Mund zu Mund und drang auch durch die Klostermauern auf

dem Platz San Domenico in Palermo, wo Giardina unter seinem Joche seufzte. „Endlich," rief er aus, „ist es Zeit, dieser Werkstatt des Teufels zu entrinnen." Dem Wort ließ er die That folgen und verbrannte am 17. Mai 1864 öffentlich seine Dominikanerkutte mit den Worten: „Seht da die Haut der Schlange, wie sie in Flammen aufgeht." Ueberzeugt, daß in solchen Tagen ein jeder sein Leben dem Vaterland schuldig ist, warb er noch 110 andere Mönche und stieß mit diesen zu Garibaldi. Bei Milazzo und Capua erhielt der ehemalige Prior mit seinen Brüdern die Feuertaufe und bei Teano wurde er zum Lieutenant befördert, weil er eine Ambulanz aus den Händen der bourbonischen Truppen gerettet hatte. Als er nach Beendigung des rühmlichen Feldzugs das Garibaldihemd auszog, nahm er seinen Wohnsitz in Turin, wo er eine Anstellung als Lehrer der Mathematik am Gymnasium erhalten hatte. Während er so die Jugend in Rechnungs- und Meßkunst unterrichtete, saß er selbst zu Füßen eines andern Meisters, der ihn die Wissenschaft des Unendlichen lehrte, welche allen irdischen Berechnungen die ewigen Thatsachen voranstellt. Es war J. P. Meille, der Waldenserpfarrer von Turin, dessen überzeugungstreuen Worte dem früheren Dominikaner zum langersehnten Ziel, zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit verhalfen. Als Giardina seiner Sache gewiß geworden war, da that er auch den letzten Schritt, der ihn von Rom für immer trennte; er trat mit einer gleichgesinnten Lebensgefährtin in den Ehestand. J. P. Meille traute das Paar.

Noch stand der Neubekehrte im kräftigsten Mannesalter, und begierig, auch seinen Volksgenossen zum seligmachenden evangelischen Glauben zu helfen, stellte er sich der Waldensermission zur Verfügung. Der Prior von ehemals und der spätere Gymnasiallehrer fing seine neue Laufbahn bescheiden als Lehrer der evangelischen Missionsschule in Palermo an. In Riesi förderte er später die evangelische Bewegung als Evangelist und gründete dort die ersten evangelischen Schulen. Ebenso that er die bahnbrechende Arbeit in verschiedenen andern sizilischen Städten, wo es sich um Sammlung einer kleinen Gemeinde handelte, so in seiner Vaterstadt Modica, in Vittoria, Trapani und Grotte. Zuletzt war er wieder in seiner Heimat Modica angestellt, wo er durch Reisepredigt und Missionsarbeit in der Stadt die Gründung einer Gemeinde vor-

bereiten sollte. Der heftige Parteihader, unter welchem Modica leidet, erschwerte die Evangelisationsthätigkeit sehr, und Giardina versprach sich viel von der Beruhigung der Gemüter durch den Ausfall der letzten Wahlen, die er noch erlebte. Gott aber eilte mit ihm in eine Stadt, wo Streit und Arbeit ein Ende haben. Giardina starb am 9. November 1892 unerwartet schnell in Catania, wo er ärztliche Hilfe wegen eines älteren Leidens gesucht hatte.

(Nachr. über die Ausbreitung des Evang. in Italien.)

---

# Bücheranzeige.

Zur empfehlenden Anzeige bringen wir:

**Römheld,** Dr. C. J. **Das heilige Evangelium in Predigten** auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres dem Volke erzählt und ausgelegt. Achte Auflage. Berlin, Verl. v. Reuther u. Reichard. 1893. Mk. 5.

**Hartmann's Kasualreden.** III. Band. **Passionspredigten.** Aufs neue herausgegeben von Otto Schott, Dekan in Nagold. Zweite Aufl. Verlag von Albert Scheurlen, Heilbronn. 1893. Mk. 3.50.

**Israel** W. **Unsere Zukunft im Lichte des Wortes Gottes.** Kassel, Ernst Röttger. 62 S.

**Limbach** S. **Gotteswort, nicht Menschenwerk!** Ein Protest aus der Mitte der christlichen Gemeinde gegen modern kritischen Unfug. 74 S. Reutlingen, Verl. v. J. Kocher. 60 Pf.

**Judas Ischarioth.** Eine Selbstbiographie. Charakterstudie von Rev. James W. T. Hart, M. A. Deutsch von H. Ballhorn. Leipzig, Verl. der Dürrschen Buchhandlung. 1893. 109 S. Mk. 2.

Eine interessante Studie, die in der Form eines Tagebuchs von Judas Ischarioth darzulegen versucht, welche psychologischen Gründe den Judas bestimmten, ein Jünger des Herrn und trotzdem dessen Verräter zu werden.

---

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

# Achtundsiebenzigster Jahresbericht

der

# Evangelischen Missionsgesellschaft

zu

# Basel

auf 1. Juli 1893.



Basel.
Zu beziehen durch die Missions-Verwaltung.
1893.

bereiten sollte. Der heftige Parteihader, unter welchem Modica leidet, erschwerte die Evangelisationsthätigkeit sehr, und Giardina versprach sich viel von der Beruhigung der Gemüter durch den Ausfall der letzten Wahlen, die er noch erlebte. Gott aber eilte mit ihm in eine Stadt, wo Streit und Arbeit ein Ende haben. Giardina starb am 9. November 1892 unerwartet schnell in Catania, wo er ärztliche Hilfe wegen eines älteren Leidens gesucht hatte.

(Nachr. über die Ausbreitung des Evang. in Italien.)

---

# Bücheranzeige.

Zur empfehlenden Anzeige bringen wir:

**Römheld**, Dr. C. J. **Das heilige Evangelium in Predigten** auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres dem Volke erzählt und ausgelegt. Achte Auflage. Berlin, Verl. v. Reuther u. Reichard. 1893. Mk. 5.

**Hartmann's Kasualreden.** III. Band. **Passionspredigten.** Aufs neue herausgegeben von Otto Schott, Dekan in Nagold. Zweite Aufl. Verlag von Albert Scheurlen, Heilbronn. 1893. Mk. 3.50.

**Israel** W. **Unsere Zukunft im Lichte des Wortes Gottes.** Kassel, Ernst Röttger. 62 S.

**Limbach** S. **Gotteswort, nicht Menschenwerk!** Ein Protest aus der Mitte der christlichen Gemeinde gegen modern kritischen Unfug. 74 S. Reutlingen, Verl. v. J. Kocher. 60 Pf.

**Judas Ischarioth.** Eine Selbstbiographie. Charakterstudie von Rev. James W. T. Hart, M. A. Deutsch von H. Ballhorn. Leipzig, Verl. der Dürrschen Buchhandlung. 1893. 109 S. Mk. 2.

Eine interessante Studie, die in der Form eines Tagebuchs von Judas Ischarioth darzulegen versucht, welche psychologischen Gründe den Judas bestimmten, ein Jünger des Herrn und trotzdem dessen Verräter zu werden.

---

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

# Achtundsiebenzigster Jahresbericht

der

# Evangelischen Missionsgesellschaft

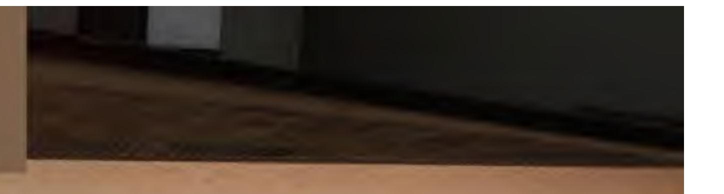
zu

# Basel

auf 1. Juli 1893.



Basel.
Zu beziehen durch die Missions-Verwaltung.
1893.



## Erklärung des Komites
## in Betreff der Einquartierung der Gäste beim Jahresfest.

**(Nächstes Fest: 2. bis 5. Juli 1894.)**

1. Die Festkommission kann nicht versprechen, auch solchen Festgästen ein Unterkommen zu verschaffen, welche sich nicht angemeldet haben.
2. Wer der Festkommission nicht persönlich bekannt ist, hat durch einen der Vorsteher unserer verehrten Hilfsvereine sich anmelden zu lassen.
3. Die Anmeldung soll sechs Tage vor dem Feste bei der Missionsverwaltung in Basel (von Deutschland aus in Leopoldshöhe) eintreffen. Es wäre auch zu wünschen, daß die Festgäste bei ihrer Anmeldung womöglich den Tag angeben würden, an welchem sie einzutreffen gedenken, damit die quartiergebenden Freunde wüßten, wenn sie ihre Gäste zu erwarten haben.
4. Antworten auf Anmeldungsschreiben können nicht gegeben werden. Dagegen werden Angemeldete, welche nachher verhindert sind zu kommen, dringend ersucht, der Festkommission von ihrer Verhinderung baldmöglichst (nötigenfalls telegraphisch und direkt nach Basel) Nachricht zu geben, damit die Quartiergeber nicht vergeblich auf sie warten.
5. Die Quartiere können in der Regel erst am Montag der Festwoche bezogen werden und stehen nicht länger als bis Samstag früh zur Verfügung.
6. Die Abgeordneten der auswärtigen Missionsgesellschaften und Vereine können ihre Aufträge an das Missionskomite und die Missionsgesellschaft nicht in der Generalkonferenz am Donnerstag, sondern nur in der Spezialkonferenz Montag morgens um 8 Uhr vortragen, zu welcher ihnen durch den Inspektor oder die Missionsverwaltung auf ihre Anmeldung Zutritt verschafft werden wird.

---

## Adresse der Gesellschaft:

**Briefe allgemeinen Inhalts für die evangelische Missionsgesellschaft sind zu adressieren:**

**„An die evangelische Missionsgesellschaft, Basel."**

Briefe in Geldsachen und geschäftlichen Angelegenheiten:

**„An die Verwaltung der evangelischen Missionsgesellschaft, Basel."**

(oder kürzer: **Missionsverwaltung.**)

Briefe in buchhändlerischen und Zeitschriften-Angelegenheiten:

**„An die Missionsbuchhandlung, Basel."**

**Von Deutschland** aus können Briefe, Gelder, Postanweisungen und Postpakete der Portoersparnis wegen adressiert werden:

**„An die Missionsverwaltung, Leopoldshöhe (Baden)."**

**Bahnsendungen** sind immer nach Basel zu adressieren.

---

**Beiträge** werden in Empfang genommen auf dem Komptoir des Missionshauses, außerdem von unsern Missionspredigern, deren Adressen siehe S. VII, ferner von Herrn *J. P. Werner, 46 New* Broad Street, London E. C. und von unserm Agenten Revd. *G. Berner, 148 Watson St. Buffalo,* N. Y., Amerika.

# A. Statistische Notizen.

## I. Das Komite mit seinen Kommissionen und Angestellten.

### 1. Komite.

Präsident:
Herr Pfarrer Ernst Miescher.

Vicepräsident:
Herr Ed. Preiswerk-Groben, Kaufmann.

Referent und Korrespondent:
Herr Th. Öhler, Inspektor.
Herr Ed. Bernoulli-Riggenbach, Bankier.
Herr Pfarrer Em. Preiswerk.
Herr Th. Sarasin-Bischoff, Redaktor d. christl. Volksboten.

Herr Pfarrer W. Ecklin.
Herr Pfarrer A. Kinzler.
Herr G. Pfleiderer.
Herr W. Preiswerk.
Herr Ed. His-Schlumberger.
Herr Herm. Christ, Dr. jur.
Herr Pfarrer Fr. Tissot.

### 2. Ausschuß des Komites.

Präsident: Herr Pfarrer E. Miescher. — Herr Th. Öhler, Inspektor. — Herr Ed. Preiswerk-Groben. — Herr G. Pfleiderer.

### 3. Sekretariat.

Chef: Herr Inspektor Th. Öhler. — Herr Pfarrer Fr. Würz, erster Sekretär. — Herr Im. Layer, Sekretär. — Herr Herm. Planck, Gehilfe.

### 4. Missions-Verwaltung.

a) Kassiere:

Für die General-Kasse: Herr Paul Ensinger, Chef der Miss.-Verwaltung und Miss.-Buchhandlung.
Rechnungs-Kontroleur: Herr Lotz-Specker.
Betriebs-Kasse: Herr G. Pfleiderer.
Für die Invaliden- und Witwen-Kasse: Herr Bernoulli-Riggenbach.

b) Bureau:

Verwaltungs-Chef: Hr. Paul Ensinger.
Buchhändler: Hr. Daniel Sessing.
Buchhalter: Hr. Karl G. Hetzel.
Kommis: Hr. Robert Kircher.
" " Otto Bellon, (für Buchhandlung).
" " Gustav Keßler, " "

### 5. Kindererziehungs-Kommission.

Präsident: Herr Pfarrer W. Ecklin.
Kassier: Herr Paul Ensinger.
Sekretär: Herr Pfarrer Pfisterer.

Mitglieder:
Herr Inspektor Th. Öhler.
" D. Burckhardt-Thurneysen.

Herr Pfarrer R. Anstein.
" Pfarrer Wenger.
" E. Bernoulli-Bruckner.
" B. Stähelin-Burckhardt.

### 6. Handlungs- und Industrie-Kommission.

Präsident: Herr Ed. Preiswerk-Groben.

Mitglieder:

Herr Inspektor Th. Öhler. — Herr Th. Sarasin-Bischoff. — Hr. G. Pfleiderer, Geschäftsführer. — Herr H. Pfisterer-Stockmeyer. — Herr Joh. Müller.

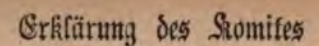
Prokurist: Herr Karl Pfleiderer.

### 7. Kommission für die Leitung der Halbbatzen- und Pfennig-Kollekte.

Präsident: Herr Hans Sarasin-Thurneysen.
Haupt-Kassier: Herr P. Ensinger.
Sekretär: Herr Pfr. Fr. Würz.

Mitglieder:
Herr Dr. Balmer-Rink.
" F. Siber-Heusler.
" E. Lotz-Specker.

Herr A. Werthemann-[illegible]
" Dr. A. Bernoulli
" Rudolf Lüsc[illegible]
" A. VonderM[illegible]



## Erklärung des Komites
## in Betreff der Einquartierung der Gäste beim Jahresfest.

**(Nächstes Fest: 2. bis 5. Juli 1894.)**

1. Die Festkommission kann nicht versprechen, auch solchen Festgästen ein Unterkommen zu verschaffen, welche sich nicht angemeldet haben.
2. Wer der Festkommission nicht persönlich bekannt ist, hat durch einen der Vorsteher unserer verehrten Hilfsvereine sich anmelden zu lassen.
3. Die Anmeldung soll sechs Tage vor dem Feste bei der Missionsverwaltung in Basel (von Deutschland aus in Leopoldshöhe) eintreffen. Es wäre auch zu wünschen, daß die Festgäste bei ihrer Anmeldung womöglich den Tag angeben würden, an welchem sie einzutreffen gedenken, damit die quartiergebenden Freunde wüßten, wenn sie ihre Gäste zu erwarten haben.
4. Antworten auf Anmeldungsschreiben können nicht gegeben werden. Dagegen werden Angemeldete, welche nachher verhindert sind zu kommen, dringend ersucht, der Festkommission von ihrer Verhinderung baldmöglichst (nötigenfalls telegraphisch und direkt nach Basel) Nachricht zu geben, damit die Quartiergeber nicht vergeblich auf sie warten.
5. Die Quartiere können in der Regel erst am Montag der Festwoche bezogen werden und stehen nicht länger als bis Samstag früh zur Verfügung.
6. Die Abgeordneten der auswärtigen Missionsgesellschaften und Vereine können ihre Aufträge an das Missionskomite und die Missionsgesellschaft nicht in der Generalkonferenz am Donnerstag, sondern nur in der Spezialkonferenz Montag morgens um 8 Uhr vortragen, zu welcher ihnen durch den Inspektor oder die Missionsverwaltung auf ihre Anmeldung Zutritt verschafft werden wird.

---

## Adresse der Gesellschaft:

**Briefe allgemeinen Inhalts für die evangelische Missionsgesellschaft sind zu adressieren:**

**„An die evangelische Missionsgesellschaft, Basel.“**

Briefe in Geldsachen und geschäftlichen Angelegenheiten:

**„An die Verwaltung der evangelischen Missionsgesellschaft, Basel.“**

(oder kürzer: **Missionsverwaltung.**)

Briefe in buchhändlerischen und Zeitschriften-Angelegenheiten:

**„An die Missionsbuchhandlung, Basel.“**

**Von Deutschland** aus können Briefe, Gelder, Postanweisungen und Postpakete der Portoersparnis wegen adressiert werden:

**„An die Missionsverwaltung, Leopoldshöhe (Baden).“**

**Bahnsendungen** sind immer nach Basel zu adressieren.

---

**Beiträge** werden in Empfang genommen auf dem Komptoir des Missionshauses, *außerdem* von unsern Missionspredigern, deren Adressen siehe S. VII, ferner von Herrn *J. P. Werner, 46 New Broad* Street, London E. C. und von unserm Agenten Revd. *G. Berner, 148 Watson St. Buffalo*, N. Y., Amerika.

# A. Statistische Notizen.

## I. Das Komite mit seinen Kommissionen und Angestellten.

### 1. Komite.

**Präsident:**
Herr Pfarrer Ernst Miescher.

**Vicepräsident:**
Herr Ed. Preiswerk-Groben, Kaufmann.

**Referent und Korrespondent:**
Herr Th. Öhler, Inspektor.
Herr Ed. Bernoulli-Riggenbach, Bankier.
Herr Pfarrer Em. Preiswerk.
Herr Th. Sarasin-Bischoff, Redaktor d. christl. Volksboten.

Herr Pfarrer W. Ecklin.
Herr Pfarrer A. Kinzler.
Herr G. Pfleiderer.
Herr W. Preiswerk.
Herr Ed. His-Schlumberger.
Herr Herm. Christ, Dr. jur.
Herr Pfarrer Fr. Tissot.

### 2. Ausschuß des Komites.

Präsident: Herr Pfarrer E. Miescher. — Herr Th. Öhler, Inspektor. — Herr Ed. Preiswerk-Groben. — Herr G. Pfleiderer.

### 3. Sekretariat.

Chef: Herr Inspektor Th. Öhler. — Herr Pfarrer Fr. Würz, erster Sekretär. — Herr Im. Layer, Sekretär. — Herr Herm. Planck, Gehilfe.

### 4. Missions-Verwaltung.

**a) Kassiere:**

Für die General-Kasse: Herr Paul Ensinger, Chef der Miss.-Verwaltung und Miss.-Buchhandlung.
Rechnungs-Kontroleur: Herr Lotz-Specker.
Betriebs-Kasse: Herr G. Pfleiderer.
Für die Invaliden- und Witwen-Kasse: Herr Bernoulli-Riggenbach.

**b) Bureau:**

Verwaltungs-Chef: Hr. Paul Ensinger.
Buchhändler: Hr. Daniel Sessing.
Buchhalter: Hr. Karl G. Hetzel.
Kommis: Hr. Robert Kircher.
" " Otto Bellon, (für Buchhandlung).
" " Gustav Keßler, " "

### 5. Kindererziehungs-Kommission.

Präsident: Herr Pfarrer W. Ecklin.
Kassier: Herr Paul Ensinger.
Sekretär: Herr Pfarrer Pfisterer.

**Mitglieder:**
Herr Inspektor Th. Öhler.
" D. Burckhardt-Thurneysen.
Herr Pfarrer R. Anstein.
" Pfarrer Wenger.
" E. Bernoulli-Bruckner.
" B. Stähelin-Burckhardt.

### 6. Handlungs- und Industrie-Kommission.

Präsident: Herr Ed. Preiswerk-Groben.

**Mitglieder:**

Herr Inspektor Th. Öhler. — Herr Th. Sarasin-Bischoff. — Hr. G. Pfleiderer, Geschäftsführer. — Herr H. Pfisterer-Stockmeyer. — Herr Joh. Müller.

Prokurist: Herr Karl Pfleiderer.

### 7. Kommission für die Leitung der Halbbatzen- und Pfennig-Kollekte.

Präsident: Herr Hans Sarasin-Thurneysen.
Haupt-Kassier: Herr P. Ensinger.
Sekretär: Herr Pfr. Fr. Würz.

**Mitglieder:**
Herr Dr. Balmer-Rink.
" F. Siber-Heusler.
" E. Lotz-Specker.
Herr A. Werthemann-Ebinger.
" Dr. A. Bernoulli-Burckhardt.
" Rudolf Lüscher-Burckhardt.
" A. VonderMühll-Bach.



# II. Die Missionsanstalten in Basel.

## 1. Missionsanstalt.

**Inspektor: Herr Theodor Öhler.**
**Hausmutter: Frl. Martha Gruner.**

### Lehrer:

Herr Pfarrer Adolf Kinzler.
„ Pfarrer Christian Tischhauser.
„ Hausvater Karl Käser.
„ Kandidat Joseph Haller.
„ Kandidat Eugen Dipper.
„ Kandidat Karl Kühnle.

### Hilfslehrer:

Herr A. Gräter, Lehrer der englischen Sprache.
„ R. Löw, Lehrer des Gesanges.
„ Dr. Hägler, Lehrer der Medizin und Hausarzt.
„ Dr. Streckeisen, Lehrer der Medizin.

## Zöglinge.

(Nach dem Stand vom August 1893.)

## Erste Abteilung.

(Erziehende Lehrer: Herr Pfarrer Ad. Kinzler und Herr Kandidat Joseph Haller.)

### Erste Klasse (eingetreten 1888):

| | | |
|---|---|---|
| 1. Hermann Schröder (Brem. M.), | von Bunde, Ostfriesland, | geboren 17. Juni 1865. |
| 2. Martin Maier, | „ Mössingen, Württemberg, | „ 19. März 1866. |
| 3. Traugott Reusch,[1]) | „ Beutelsbach, Württemberg, | „ 16. Aug. 1866. |
| 4. Jakob Lochmann,[2]) | „ Schmidhausen, Württemberg, | „ 8. Juli 1868. |
| 5. Albert Graf, | „ Grünthal, Württemberg, | „ 13. September 1868. |
| 6. David Eisele,[2]) | „ Hohenstein, Württemberg, | „ 3. Nov. 1868. |
| 7. Peter Borel,[3]) | „ Friedrichsthal, Baden, | „ 4. Dez. 1868. |
| 8. Gotthilf Gonser,[2]) | „ Thailfingen, Württemberg, | „ 22. Jan. 1869. |
| 9. August Nagel, | „ Linkenheim, Baden, | „ 24. August 1869. |
| 10. Karl Freyburger, | „ Speyer, Rheinpfalz, | „ 27. September 1869. |
| 11. Christian Fritz,[4]) | „ Ruith, Württemberg, | „ 7. Dez. 1869. |
| 12. Paul Sengle, | „ Kapfenburg, Württemberg, | „ 4. Mai 1870. |
| 13. Heinrich Kurtz, | „ Basel, Schweiz, | „ 1. Juni 1870. |
| 14. Albert Zellweger,[4]) | „ Au, Kt. St. Gallen, Schweiz, | „ 16. Oktober 1871. |

14

[1]) Eingetreten 1892. [2]) Eingetreten 1886; beim Militär 1890/91. [3]) Eingetreten 1887; beim Militär 1890/91. [4]) Eingetreten 1890.

### Zweite Klasse (eingetreten 1889):

| | | |
|---|---|---|
| 15. Robert Büchner, | von Erfurt, Thüringen, | geboren 29. Januar 1866. |
| 16. Gottlob Siegle,[1]) | „ Großheppach, Württemberg, | „ 14. Mai 1868. |
| 17. Gottlieb Fischer,[2]) | „ Reichenbach, „ | „ 28. September 1868. |
| 18. Friedli Heinecken, | „ Hamburg, | „ 11. Dezember 1868. |
| 19. Jakob Wertz, | „ Ebhausen, Württemberg, | „ 14. Dezember 1868. |
| 20. David Hermann,[3]) | „ Wain, „ | „ 3. Juli 1869. |
| 21. Nathanael Lauffer, | „ Schwenningen, Württemberg, | „ 8. Aug. 1869. |
| 22. Philipp Lienhard, | „ Bözingen, Kt. Bern, Schweiz, | „ 7. Oktober 1869. |
| 23. François Chappuis,[4]) | „ Ponts de Martel, Kt. Neuchatel, | „ 13. November 1869. |
| 24. Alfons Schoffer,[5]) | „ Trochtelfingen, Hohenzollern, | „ 26. November 1869. |
| 25. Hermann Rohde,[6]) | „ Kassel, Hessen-Nassau, | „ 17. Mai 1870. |
| 26. Eugen Meylan, | „ Solliat, Kt. Waadt, Schweiz, | „ 30. Mai 1870. |

| | | | |
|---|---|---|---|
| 27. Joh. Fahrenberger, | von Halle a. d. S., Preußen, | geboren | 19. Dezember 1870. |
| 28. Robert Schilling, | „ Löhningen, Kt. Schaffh., Schwz., | „ | 16. Januar 1871. |
| 29. Martin Göhring, | „ Leidringen, Württemberg, | „ | 20. Januar 1871. |
| 30. Hermann Wolpert,[4]) | „ Neuenstadt a. d. L., Württ., | „ | 22. Februar 1871. |
| 31. Adolf Henrici,[5]) | „ Boxberg, Baden, | „ | 19. Nov. 1871. |
| 32. Samuel Lutz,[6]) | „ Basel, Schweiz, | „ | 28. Okt. 1872. |

18 [1]) Eingetreten 1888. [2]) Eingetreten 1888; beim Militär 1890/91. [3]) Eingetreten 1888; beim Militär 1891/92. [4]) Eingetreten 1891. [5]) Eingetreten 1890. [6]) Eingetreten 1892.

## Zweite Abteilung.

(Erziehende Lehrer: Herr Pfarrer Chr. Tischhauser und Herr Kandidat Eugen Dipper.)

### Dritte Klasse (eingetreten 1890):

| | | | |
|---|---|---|---|
| 33. Wilhelm Rath, | von Dettingen a. d. E., Württbg., | geboren | 16. Dez. 1868. |
| 34. Johannes Müller, | „ Reutlingen, Württemberg, | „ | 26. März 1869. |
| 35. Friedrich Lutz,[1]) | „ Heslach, Württemberg, | „ | 10. Januar 1870. |
| 36. Gottlieb Spellenberg, | „ Vaihingen a. d. E., Württemb., | „ | 9. März 1870. |
| 37. Karl Wieber,[1]) | „ Friesenheim, Baden, | „ | 15. Juli 1870. |
| 38. Joh. Dettmann (Brem. Miss.),[2]) | „ Bißnen, Ostpreußen, | „ | 8. November 1870. |
| 39. Philipp Häcklinger, | „ Reutlingen, Württemberg, | „ | 24. Dezember 1870. |
| 40. Harm Niehaus (Brem. Miss.),[2]) | „ Bunde, Ost-Friesland, | „ | 8. April 1871. |
| 41. Wilh. Nonnenmacher,[2]) | „ Kornthal, Württemberg, | „ | 30. April 1871. |
| 42. Heinrich Dorsch, | „ Weinsberg, „ | „ | 15. Mai 1871. |
| 43. Wilhelm Weber, | „ Darmstadt, Großh. Hessen, | „ | 19. Mai 1871. |
| 44. Jakob Mühlemann, | „ Riesbach, Kt. Zürich, | „ | 8. Juni 1871. |
| 45. Bartholomäus Gantenbein, | „ Grabs, Kt. St. Gallen, Schwz., | „ | 15. Juni 1871. |
| 46. Ernst Lüthi, | „ Wetzikon, Kt. Thurgau, Schwz., | „ | 17. Juli 1871. |
| 47. Friedrich Müller, | „ Darmstadt, Großh. Hessen, | „ | 8. Februar 1872. |
| 48. Wilhelm Howe (Bremer Miss.), | „ Bremen, | „ | 6. März 1872. |
| 49. Otto Schimming,[1]) | „ Kirchheim u. T., Württemberg, | „ | 26. August 1872. |
| 50. Christian Dürr, | „ Kirchheim u. T., Württemberg, | „ | 27. November 1872. |
| 51. Albert Gsell,[3]) | „ Heilbronn, Württemberg, | „ | 31. Juli 1874. |

19 [1]) Eingetreten 1889; beim Militär 1892/93. [2]) Eingetreten 1891. [3]) Eingetreten 1892.

### Vierte Klasse (eingetreten 1891):

| | | | |
|---|---|---|---|
| 52. Martin Nuffer, | von Langenau, Württemberg, | geboren | 22. Sept. 1867. |
| 53. Wilhelm Kaiser, | „ Wendlingen, Württemberg, | „ | 5. März 1869. |
| 54. Ferdinand Ernst,[1]) | „ Spöck, Baden, | „ | 7. Oktober 1869. |
| 55. Gotthilf Renschler, | „ Leonberg, Württemberg, | „ | 16. November 1870. |
| 56. Friedrich Jost, | „ Melchnau, Kt. Bern, Schweiz, | „ | 22. Juni 1871. |
| 57. Ernst Lankmeyer, | „ Enkingen, Bayern, | „ | 14. Juli 1871. |
| 58. Gotthilf Lorch, | „ Hausen a. d. L., Württemberg, | „ | 30. November 1871. |
| 59. Karl Gutmann, | „ Heidenheim, „ | „ | 8. Januar 1872. |
| 60. Heinrich Lotz, | „ Darmstadt, Großh. Hessen, | „ | 11. Februar 1872. |
| 61. Jakob Gutekunst, | „ Haiterbach, Württemberg, | „ | 11. März 1872. |
| 62. Karl Müller,[2]) | „ Jagstheim, Württemberg, | „ | 6. Januar 1873. |
| 63. Paul Schüle, | „ Kirchheim a. N., Württembg., | „ | 20. Februar 1873. |
| 64. Christian Müller,[2]) | „ Weigenheim, Bayern, | „ | 4. April 1873. |
| 65. Georg Häffig, | „ Bosselshausen, Unter-Elsaß, | „ | 30. November 1873. |

14 [1]) Beim Miltär 1892/93. [2]) Eingetreten 1892.

## Dritte Abteilung.

(Erziehende Lehrer: Herr Hausvater Karl Käser und Herr Kand. Karl Kühnle.)

### Fünfte Klasse (eingetreten 1892):

| | | | |
|---|---|---|---|
| 66. Ferdinand Kobel, | von Trachselwald, Kt. Bern, Schweiz, | geboren | 13. Mai 1870. |
| 67. Johannes Maier, | „ Thailfingen, Württemberg, | „ | 31. März 1871. |
| 68. Friedrich Fischer, | „ Münsingen, Württemberg, | „ | 18. Mai 1872. |

| | | |
|---|---|---|
| 69. Jakob Maue, | von Kelsberg, Rheinpfalz, | geboren 21. September 1872. |
| 70. Friedrich Braun, | " Möhringen, Württemberg, | " 7. Januar 1873. |
| 71. Johannes Gutbrod, | " Undingen, " | " 15. Januar 1873. |
| 72. Adolf Kirchner, | " Heidenheim, " | " 17. Februar 1873. |
| 73. Wilhelm Erhardt, | " Malterdingen, Baden, | " 9. April 1873. |
| 74. Friedrich Singer, | " Ebingen, Württemberg, | " 10. Mai 1873. |
| 75. Johannes Wintergerst, | " Heidenheim, Württemberg, | " 6. Juni 1873. |
| 76. Friedrich Dörr, | " Pflaumloch, " | " 12. Juli 1873. |
| 77. Wilhelm Wiedemann, | " Basel, Schweiz, | " 9. Oktober 1873. |
| 78. August Scheuer, | " Neustadt a. H., Rheinpfalz, | " 8. Dezember 1873. |
| 79. Wilhelm Spaich, | " Bietigheim, Württemberg, | " 2. April 1874. |

14

## Sechste Klasse (eingetreten 1893):

| | | |
|---|---|---|
| 80. Wilhelm Krayl, | von Vaihingen, a. d. E., Württ. | geboren 25. März 1871. |
| 81. Johann Köngeter, | " Mittelbron, Württemberg. | " 1. März 1872. |
| 82. Friedrich Walz, | " Würtingen. " | " 25. März 1873. |
| 83. Gustav Gsell, | " Seebach, Kt. Zürich, Schweiz, | " 25. Juni 1873. |
| 84. Jakob Greule, | " Beihingen, Württemberg, | " 5. Aug. 1873. |
| 85. Wilhelm Metzler, | " Edelfingen, " | " 12. Okt. 1873. |
| 86. Karl Roser, | " Kolmar, Elsaß, | " 8. Nov. 1873. |
| 87. Ernst Salkowski, | " Berlin, | " 6. Dec. 1873. |
| 88. Karl Weller, | " Vaihingen, a. d. E., Württ., | " 7. Febr. 1874. |
| 89. Max Schäfer, | " Durlach, Baden, | " 15. März 1874. |
| 90. Karl Kastler, | " Kolmar, Elsaß, | " 23. März 1874. |
| 91. Rudolf Bürki, | " Oberhofen, Kt. Bern, Schweiz, | " 22. April 1874. |
| 92. Johannes Traub, | " Kornthal, Württemberg, | " 3. Juni 1874. |
| 93. Samuel Maute, | " Thailfingen, Württemberg, | " 19. Juni 1874. |
| 94. Otto Sauvain, | " Neuchatel, Schweiz, | " 11. Aug. 1874. |
| 95. Theodor Frank, | " Castlemaine, Australien. | " 18. März 1875. |
| 96. Albert Fies (Bremer M.), | " Linkenheim, Baden, | " 19. Aug. 1875. |

17

### In der Vorbereitung auf den Missionsdienst befindlich:

Julius Schweizer, für die Goldküste bestimmt, von Winterbach, Württemberg, geb. 28. Nov. 1868.
Friedrich Hey, stud. med., von Dörrenbach, Pfalz, geb. 14. November 1864.
William Stokes, stud. med., von Udapi, Ostindien, z. Z. in Edinburgh, geb. 2. Juni 1867.
Gotthold Lörcher, stud. med., von Pflugfelden, Württemberg, z. Zt. in Tübingen, geb. 29. April 1872.
Karl Spengler, stud. med., von Mannheim, Baden, geb. 4. Oktober 1872.
Christian Gebhardt, Schlosser, von Besigheim, Württemberg, geb. 14. August 1870.
Gottfried Schwarz, Zimmermann, von Cannstatt, Württemberg, geb. 28. Februar 1871.

## 2. Missionskinderheimat.

### Knabenanstalt.

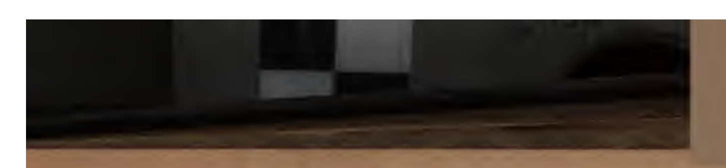
Hausvater: Herr Pfarrer Pfisterer.
Lehrer: Herr Jm. Pfleiderer.
" Oskar Treuber.

Knaben: 47.

### Mädchenanstalt.

Hausvater: Herr Pfarrer Wenger.
Lehrerinnen: Frl. Brugger.
" Grein.

Mädchen: 35.



# III. Invalide, Missionare und Witwen.

## a. Invaliden:

Missionar Johs. Stanger, geb. 1820, in Afrika 1846—64, jetzt in Ann-Arbor, Mich., N.-A.
„ Christoph Zimmermann, geb. 1838, in Afrika 1856—68, jetzt in Galien, Berrien Co., Mich., N.A.
„ J. Walker, geb. 1840, in Afrika 1869—74, pens. 1885, wohnt in Rohrdorf, Württemberg.
„ J. Kühne, geb. 1842, in Afrika 1866—74, wohnt in Basel.
„ Christian Müller, geb. 1819, in Indien 1842—78, wohnt in Heidenheim, Württemberg.
„ Joh. Chr. Dieterle, geb. 1816, in Afrika 1846—80, wohnt in Riehen bei Basel.
„ Joh. Mack, geb. 1834, in Indien 1858—80, pens. 1886, wohnt in Schorndorf, Württemberg.
„ K. Linder, geb. 1840, in Indien 1868—80, wohnt in Gadderbaum bei Bielefeld, Westfalen.
„ L. Gottlieb Hanhart, geb. 1831, in Indien 1857—84, Evangelist in Kolmar, Elsaß.
„ Johs. Layer, geb. 1847, in Indien 1873—87, wohnt in Heilbronn, Jägerstr. 119, Württemberg.
Fräulein Wilh. Maurer, geb. 1827, von 1857—87 in Afrika, wohnt in Rommelshausen, Württemberg.

## b. Witwen:

Frau Huber in Basel, von 1843—55 in Indien.
„ Müller in Stuttgart, von 1847—55 in Indien.
„ Irion in Karlsruhe, von 1845—1861 in Indien.
„ Ammann in Feuerthalen, v. 1845—65 in Indien.
„ Mörike in Stuttgart, von 1855—65 in Indien.
„ Aldinger in Basel, von 1857—65 in Afrika.
„ Rebmann in Kornthal, von 1858—65 in Indien.
„ Albrecht in Dresden, von 1847—1866 in Indien.
„ Locher in Chicago, N.-A., v. 1853—67 in Afrika.
„ Plebst in Stuttgart, von 1863—69 in Indien.
„ Riehm in Basel, von 1864—72 in Indien.
„ Mohr in Grunbach, von 1850—73 in Afrika.
„ Reuther in Niederweiler, v. 1868—74 in Indien.
„ Brigel in Stuttgart, von 1862—75 in Indien.
„ Widmann in Kornthal, von 1847—76 in Afrika.
„ Werner in Dinglingen, von 1877—79 in Afrika.
„ Fritz in Straßburg, von 1862—80 in Indien.
„ Schoch, in Basel, von 1863—80 in Indien.

Frau Gundert in Calw, von 1866—80 in Indien.
„ Hübner in Halle a. d. S. v. 1875—80 in Indien.
„ Bührer in Basel, von 1863—81 in Indien.
„ Kaundinja in Mangalur, v. 1860—81 in Indien.
„ Lodholz in Winterthur, v. 1871—82 in Afrika.
„ Ziegler in Münchingen, von 1874—82 in Indien.
„ Schöller in Leonberg, von 1878—83 in Afrika.
„ Weigle in Kornthal, von 1882—84 in Afrika.
„ Roth in Lahr, von 1864—85 in Indien.
„ Gauger in Schaffhausen, 1889 in Kamerun.
„ Hauri in Zofingen, von 1877—89 in Indien.
„ Glättli in Bern, v. 1887—89 in Afrika.
„ Schmid in Oberrieden, v. 1878—90 in Afrika.
„ Eisenschmid in Vermaringen, v. 1879-90 in Afrika.
„ Arntz i. Heidchen, Rheinp., v. 1889-90 i. Kamerun.
„ Männer in Kornthal, v. 1860—1891 in Indien.
„ Eckhardt in Berlin, von 1888—93 in Afrika.

## c. Beurlaubt:

Missionar J. Boßhard, geb. 1860, in China seit 1887, Kolporteur im Dienst der Lond. Brit. Bibelgesellsch.
„ Samuel Limbach, geb. 1861, von 1893—91 in Indien; wohnt in Reutlingen, Württemberg.

# IV. Missionsarbeiter in der Heimat.

## a. Missionsprediger und Agenten:

| | |
|---|---|
| Westschweiz: | R. Roth, von 1866—76 in Ostindien, in Bern, Ob. Haspelweg 12. |
| Aargau u. Baselland: | Johannes Hafner, von 1871—92 in Ostindien, in Zofingen. |
| Kanton Zürich: | K. Schönfeld, von 1863—82 in Afrika, in Winterthur. |
| | Heinrich Hürlimann, von 1883—1888 in Afrika, in Zürich, Universitätstr. 25. |
| Ostschweiz: | D. Huppenbauer, v. 1879-84 in Afrika, in St. Gallen, Speicherstr. 4, Brunnenberg. |
| Französische Schweiz: | Charles Piton von 1864—84 in China, in Neuchâtel, Sablons Nr. 6, (zugleich Redakteur von „Revue des Missions contemporaines.) |
| Württemberg: | Gottl. Fritz, von 1870—78 in Afrika, in Stuttgart, Heusteigstr. 34. |
| | Johannes Kopp, von 1869—91 in Afrika, in Heilbronn, Goethestr. 36. |
| | Heinr. Daimelhuber, v. 1869—88 in Ostindien, in Metzingen, Oberamts Urach. |
| | Chr. Aldinger, von 1855—66 in Ostindien, in Hall (für das nördl. Württbg.) |
| | Friedrich Beil, von 1872—86 in Ostindien, in Ulm (für das Oberland), Roseng. 1. |
| | Ad. Mann, v. 1852—84 in Afrika (C.M.S.), in Stuttgart, Hohenheimerstr. 45, freiwill. |
| Baden: | Jul. Knobloch, von 1865—90 in Ostindien, in Durlach. [Reiseprediger. |
| | Wilh. Schmolck, von 1869—91 in Ostindien, in Lahr, Werderstr. 33. |
| Baden und Pfalz: | B. Gräter, von 1863—85 in Ostindien, in Heidelberg, Akademiestr. 4. |
| Elsaß: | J. Welsch, von 1871—81 in Ostindien, in Straßburg, Niklausstaden 12. |
| Hessen und Nassau: | J. Thumm, von 1860—82 in Ostindien, in Frankfurt, im Trutz 39. |
| Kurhessen: | J. M. Müller, von 1873—86 in Afrika, in Kassel, Westendstr. 5 III. |

## b. Für schriftstellerische Arbeiten:

Herr Ferdinand Kittel in Tübingen, von 1853—91 Missionar in Indien.
„ Gottl. Christaller in Schorndorf, von 1852—68 Missionar in Afrika.
„ Paul Steiner, in Basel, Redaktor des Missionsmagazins, von 1872—89 Missionar
„ *Pfarrer Ed. Barde*, Professor in Genf, chemin de Florissant 22, Redaktor von Le

| | | |
|---|---|---|
| 69. Jakob Maue, | von Relsberg, Rheinpfalz, | geboren 21. September 1872. |
| 70. Friedrich Braun, | „ Möhringen, Württemberg, | „ 7. Januar 1873. |
| 71. Johannes Gutbrod, | „ Undingen, „ | „ 15. Januar 1873. |
| 72. Adolf Kirchner, | „ Heidenheim, „ | „ 17. Februar 1873. |
| 73. Wilhelm Erhardt, | „ Malterdingen, Baden, | „ 9. April 1873. |
| 74. Friedrich Singer, | „ Ebingen, Württemberg, | „ 10. Mai 1873. |
| 75. Johannes Wintergerst, | „ Heidenheim, Württemberg, | „ 6. Juni 1873. |
| 76. Friedrich Dörr, | „ Pflaumloch, „ | „ 12. Juli 1873. |
| 77. Wilhelm Wiedemann, | „ Basel, Schweiz, | „ 9. Oktober 1873. |
| 78. August Scheuer, | „ Neustadt a. H., Rheinpfalz, | „ 8. Dezember 1873. |
| 79. Wilhelm Spaich, | „ Bietigheim, Württemberg, | „ 2. April 1874. |

14

## Sechste Klasse (eingetreten 1893):

| | | |
|---|---|---|
| 80. Wilhelm Krahl, | von Vaihingen, a. d. E., Württ. | geboren 26. März 1871. |
| 81. Johann Köngeter, | „ Mittelbron, Württemberg. | „ 1. März 1872. |
| 82. Friedrich Walz, | „ Würtingen. „ | „ 26. März 1873. |
| 83. Gustav Gsell, | „ Seebach, Kt. Zürich, Schweiz, | „ 25. Juni 1873. |
| 84. Jakob Greule, | „ Weihingen, Württemberg, | „ 5. Aug. 1873. |
| 85. Wilhelm Metzler, | „ Edelfingen, „ | „ 12. Okt. 1873. |
| 86. Karl Roser, | „ Kolmar, Elsaß, | „ 8. Nov. 1873. |
| 87. Ernst Salkowski, | „ Berlin, | „ 6. Dec. 1873. |
| 88. Karl Weller, | „ Vaihingen, a. d. E., Württ., | „ 7. Febr. 1874. |
| 89. Max Schäfer, | „ Durlach, Baden, | „ 15. März 1874. |
| 90. Karl Kastler, | „ Kolmar, Elsaß, | „ 23. März 1874. |
| 91. Rudolf Bürki, | „ Oberhofen, Kt. Bern, Schweiz, | „ 22. April 1874. |
| 92. Johannes Traub, | „ Kornthal, Württemberg, | „ 3. Juni 1874. |
| 93. Samuel Maute, | „ Thailfingen, Württemberg, | „ 19. Juni 1874. |
| 94. Otto Sauvain, | „ Neuchatel, Schweiz, | „ 11. Aug. 1874. |
| 95. Theodor Frank, | „ Castlemaine, Australien. | „ 18. März 1875. |
| 96. Albert Fies (Bremer M.), | „ Linkenheim, Baden, | „ 19. Aug. 1875. |

17

### In der Vorbereitung auf den Missionsdienst befindlich:

Julius Schweizer, für die Goldküste bestimmt, von Winterbach, Württemberg, geb. 28. Nov. 1868.
Friedrich Hey, stud. med., von Dörrenbach, Pfalz, geb. 14. November 1864.
William Stokes, stud. med., von Udapi, Ostindien, z. Z. in Edinburgh, geb. 2. Juni 1867.
Gotthold Lörcher, stud. med., von Pflugfelden, Württemberg, z. Zt. in Tübingen, geb. 29. April 1872.
Karl Spengler, stud. med., von Mannheim, Baden, geb. 4. Oktober 1872.
Christian Gebhardt, Schlosser, von Besigheim, Württemberg, geb. 14. August 1870.
Gottfried Schwarz, Zimmermann, von Cannstatt, Württemberg, geb. 28. Februar 1871.

~~~~~~~~~~~~~~

## 2. Missionskinderheimat.

### Knabenanstalt.

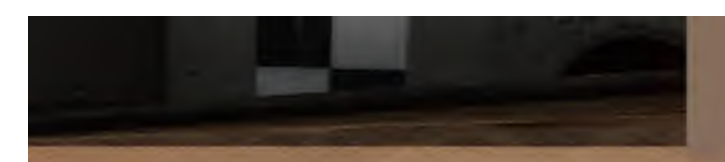
Hausvater: Herr Pfarrer Pfisterer.
Lehrer: Herr Jm. Pfleiderer.
„ Oskar Treuber.

Knaben: 47.

### Mädchenanstalt.

Hausvater: Herr Pfarrer [illegible].
Lehrerinnen: Frl. [illegible].
„ [illegible].

Mädchen: [illegible].
~~~~~~~~~~~~~~



# III. Invalide, Missionare und Witwen.

## a. Invaliden:

Missionar Johs. Stanger, geb. 1820, in Afrika 1846—64, jetzt in Ann-Arbor, Mich., N.-A.
" Christoph Zimmermann, geb. 1838, in Afrika 1856—68, jetzt in Galien, Berrien Co., Mich., N.A.
" J. Walker, geb. 1840, in Afrika 1869—74, pens. 1885, wohnt in Rohrdorf, Württemberg.
" J. Kühne, geb. 1842, in Afrika 1866—74, wohnt in Basel.
" Christian Müller, geb. 1819, in Indien 1842—78, wohnt in Heidenheim, Württemberg.
" Joh. Chr. Dieterle, geb. 1816, in Afrika 1846—80, wohnt in Riehen bei Basel.
" Joh. Mack, geb. 1834, in Indien 1858—80, pens. 1886, wohnt in Schorndorf, Württemberg.
" K. Linder, geb. 1840, in Indien 1868—80, wohnt in Gadderbaum bei Bielefeld, Westfalen.
" L. Gottlieb Hanhart, geb. 1831, in Indien 1857—84, Evangelist in Kolmar, Elsaß.
" Johs. Layer, geb. 1847, in Indien 1873—87, wohnt in Heilbronn, Jägerstr. 119, Württemberg.
Fräulein Wilh. Maurer, geb. 1827, von 1857—87 in Afrika, wohnt in Rommelshausen, Württemberg.

## b. Witwen:

Frau Huber in Basel, von 1843—55 in Indien.
" Müller in Stuttgart, von 1847—55 in Indien.
" Irion in Karlsruhe, von 1845—1861 in Indien.
" Ammann in Feuerthalen, v. 1845—65 in Indien.
" Mörike in Stuttgart, von 1855—65 in Indien.
" Aldinger in Basel, von 1857—65 in Afrika.
" Rebmann in Kornthal, von 1858—65 in Indien.
" Albrecht in Dresden, von 1847—1866 in Indien.
" Locher in Chicago, N.-A., v. 1853—67 in Afrika.
" Plebst in Stuttgart, von 1863—69 in Indien.
" Riehm in Basel, von 1864—72 in Indien.
" Mohr in Grunbach, von 1850—73 in Afrika.
" Reuther in Niederweiler, v. 1868—74 in Indien.
" Brigel in Stuttgart, von 1862—75 in Indien.
" Widmann in Kornthal, von 1847—76 in Afrika.
" Werner in Dinglingen, von 1877—79 in Afrika.
" Fritz in Straßburg, von 1862—80 in Indien.
" Schoch, in Basel, von1863—80 in Indien.

Frau Gundert in Calw, von 1866—80 in Indien.
" Hübner in Halle a. d. S. v. 1875—80 in Indien.
" Bührer in Basel, von 1863—81 in Indien.
" Kaundinja in Mangalur, v. 1860—81 in Indien.
" Lodholz in Winterthur, v. 1871—82 in Afrika.
" Ziegler in Münchingen, von 1874—82 in Indien.
" Schöller in Leonberg, von 1878—83 in Afrika.
" Weigle in Kornthal, von 1882—84 in Afrika.
" Roth in Lahr, von 1864—85 in Indien.
" Gauger in Schaffhausen, 1889 in Kamerun.
" Hauri in Zofingen, von 1877—89 in Indien.
" Glättli in Bern, v. 1887—89 in Afrika.
" Schmid in Oberrieden, v. 1878—90 in Afrika.
" Eisenschmid in Vermaringen, v. 1879-90 in Afrika.
" Arntz i. Heidchen, Rheinp., v. 1889-90 i. Kamerun.
" Männer in Kornthal, v. 1860—1891 in Indien.
" Eckhardt in Berlin, von 1888—93 in Afrika.

## c. Beurlaubt:

Missionar J. Boßhard, geb. 1860, in China seit 1887, Kolporteur im Dienst der Lond. Brit. Bibelgesellsch.
" Samuel Limbach, geb. 1861, von 1893—91 in Indien; wohnt in Reutlingen, Württemberg.

# IV. Missionsarbeiter in der Heimat.

## a. Missionsprediger und Agenten:

Westschweiz: R. Roth, von 1866—76 in Ostindien, in Bern, Ob. Hasvelweg 12.
Aargau u. Baselland: Johannes Hafner, von 1871—92 in Ostindien, in Zofingen.
Kanton Zürich: K. Schönfeld, von 1863—82 in Afrika, in Winterthur.
Heinrich Hürlimann, von 1883—1888 in Afrika, in Zürich, Universitätstr. 25.
Ostschweiz: D. Huppenbauer, v. 1879-84 in Afrika, in St. Gallen, Speicherstr. 4, Brunnenb.rg.
Französische Schweiz: Charles Piton von 1864—84 in China, in Neuchâtel, Sablons Nr. 6,
(zugleich Redakteur von „Revue des Missions contemporaines.)
Württemberg: Gottl. Fritz, von 1870—78 in Afrika, in Stuttgart, Heusteigstr. 34.
Johannes Kopp, von 1869—91 in Afrika, in Heilbronn, Goethestr. 36.
Heinr. Daimelhuber, v. 1869—88 in Ostindien, in Metzingen, Oberamts Urach.
Chr. Aldinger, von 1855—66 in Ostindien, in Hall (für das nördl. Württbg.)
Friedrich Beil, von 1872—86 in Ostindien, in Ulm (für das Oberland), Roseng 1.
Ad. Mann, v. 1852—81 in Afrika (C.M.S.). in Stuttgart, Hohenheimerstr. 45, freiwill. [Reiseprediger.
Baden: Jul. Knobloch, von 1865—90 in Ostindien, in Durlach.
Wilh. Schmolck, von 1869—91 in Ostindien, in Lahr, Werderstr. 33.
Pfalz: B. Gräter, von 1863—85 in Ostindien, in Heidelberg, Akademiestr. 4.
J. Welsch, von 1871—81 in Ostindien, in Straßburg, Niklausstaden 12.
[N]assau: J. Thumm, von 1860—82 in Ostindien, in Frankfurt, im Trutz 39.
J. M. Müller, von 1873—86 in Afrika, in Kassel, Westendstr. 5 III.

## b. Für schriftstellerische Arbeiten:

ttel in Tübingen, von 1858—91 Missionar in Indien.
r in Schorndorf, von 1852—68 Missionar in Afrika.
Basel, Redaktor des Missionsmagazins, von 1872—89 Missionar i[n]
, Professor in Genf, chemin de Florissant 22, Redaktor von Le M[...]

# Personalcensus [...]

## Europäische Missionare, nach dem [...]

| | Missionare. | Stand. | Geburtstag. | Heimat. | Aus-send.-Jahr. | Station. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | **A. In Ost[...]** |
| 1. | Ernst Diez | ord. Witwer | 24. Dez. 1826 | Stuttgart, Württ. | 1851 | Kasergod |
| 2. | Jakob Lauffer | „ verh. | 4. Jan. 1834 | Schwenningen, Württ. | 1856 | Kalikut |
| 3. | Rudolf Hartmann | „ Witwer | 1. April 1831 | Schiers, Schweiz | 1859 | Karkala |
| 4. | William Stokes | „ verh. | 18. Febr. 1837 | Schimoga, Ostindien | 1860 | Kunnur |
| 5. | Friedrich Ziegler | „ „ | 8. Mai 1832 | Dagersheim, Württ. | 1862 | Dharwar |
| 6. | Thomas Digel | „ „ | 28. Juli 1840 | Neuffen, Württ. | 1864 | Mulki |
| 7. | Theodor Walz | „ „ | 26. Jan. 1843 | Oberschwandorf, Württ. | 1866 | Mangalur |
| 8. | Franz Matthissen | „ „ | 11. Aug. 1839 | Petersburg, Rußland | 1867 | Kunnur |
| 9. | Gustav Ritter | „ „ | 20. März 1844 | Benzenzimmern, Württ. | 1869 | Udapi |
| 10. | Wilhelm Sikemeier | „ „ | 27. Mai 1843 | Amsterdam, Holland | 1870 | Kotageri |
| 11. | Wilhelm Schönthal | unord. „ | 3. Sept. 1843 | Friedrichsthal, Baden | 1870 | Kannanur |
| 12. | Wilhelm Nübling | ord. „ | 25. Mai 1846 | Denzlingen, Baden | 1871 | Honor |
| 13. | Paul Ott | „ „ | 1. Nov. 1845 | Ludwigsburg, Württ. | 1871 | Mangalur |
| 14. | Jean Hermelink | „ „ | 18. Juli 1848 | Quendorf, Hannover | 1872 | Mangalur |
| 15. | Karl Feuchter | unord. „ | 25. Sept. 1842 | Hall, Württemberg | 1873 | Kodakal |
| 16. | Johs. Ostermeyer | ord. „ | 22. Juni 1855 | Lindau, Bayern | 1873 | Kannanur |
| 17. | Gottlieb Großmann | „ „ | 30. Nov. 1848 | Höllstein, Schweiz | 1874 | Dharwar |
| 18. | Rudolf Schenkel | „ „ | 28. Juli 1850 | Durlach, Baden | 1874 | Merkara |
| 19. | Wilhelm Lütze | „ „ | 14. Mai 1849 | Schnaith, Württ. | 1875 | Keti |
| 20. | Ludwig Gengnagel | „ „ | 12. Dez. 1845 | Crumstadt, Hessen | 1875 | Basarur |
| 21. | E. Liebendörfer, Dr. med. | „ „ | 16. Febr. 1852 | Leutkirch, Württ. | 1875 | Kalikut |
| 22. | Johs. Frohnmeyer | „ „ | 12. Dez. 1850 | Althengstett, Württ. | 1876 | Talatscheri |
| 23. | Christian Eblen | „ „ | 19. April 1852 | Hedelfingen, Württ. | 1876 | Honor |
| 24. | Mark Hoch | „ „ | 18. März 1854 | Basel, Schweiz | 1876 | Mangalur |
| 25. | Gotthilf Benner | unord. „ | 2. Nov. 1850 | Oehringen, Württ. | 1877 | Kalikut |
| 26. | Heinr. Altenmüller | „ „ | 27. Mai 1851 | Schwelm, Preußen | 1877 | Mangalur |
| 27. | Gottfried Kühnle | ord. „ | 30. März 1850 | Nardenheim, Württ. | 1878 | Palghat |
| 28. | Christian Warth | „ „ | 30. April 1853 | Untertürkheim, Württ. | 1878 | Hubli |
| 29. | Im. Weismann | „ „ | 18. Jan. 1855 | Unterweissach, Württ. | 1878 | Tschombala |
| 30. | Jakob Jaus | „ „ | 20. Juni 1855 | Ohnastetten, Württ. | 1879 | Kodakal |
| 31. | Wilhelm Dilger | „ „ | 12. Dez. 1855 | Winterbach, Württ. | 1880 | Talatscheri |
| 32. | Karl Ernst | „ „ | 15. Okt. 1853 | Bretten, Baden | 1881 | Udapi |
| 33. | Johannes Fischer | „ „ | 30. Sept. 1856 | Grunbach, Württ. | 1881 | Anandapur |
| 34. | Friedrich Eisfelder | „ „ | 10. Nov. 1850 | Clausthal, Preußen | 1882 | Guledgudd |
| 35. | Hermann Knittel | „ „ | 19. Dez. 1857 | Metzingen, Württ. | 1882 | Hubli |
| 36. | Matthäus Schaible | „ „ | 6. Febr. 1859 | Gaugenwald, Württ. | 1883 | Mulki |
| 37. | Bendicht Lüthi | „ „ | 13. Mai 1855 | Walkringen, Schweiz | 1884 | Bettigeri |
| 38. | Karl Hole | „ „ | 25. Okt. 1859 | Heilbronn, Württ. | 1884 | Waniyankul. |
| 39. | David Berli | „ „ | 25. April 1855 | Ottenbach, Schweiz | 1885 | Bidschapur |
| 40. | Gustav Peter | „ „ | 26. Juli 1857 | Riesbach, Schweiz | 1885 | Tschombala |
| 41. | Theophil Strobel | „ „ | 8. April 1861 | Bockenheim, Preußen | 1885 | Kalikut |
| 42. | Jakob Götz | „ „ | 11. Mai 1861 | Godramstein, Rheinbay. | 1886 | Udapi |
| 43. | Fritz Huber | unord. „ | 6. Juli 1861 | Basel, Schweiz | 1886 | Mangalur |
| 44. | Albert Glattfelder | unord. „ | 27. April 1865 | Glattfelden, Schweiz | 1886 | Mangalur |
| 45. | Jakob Sieber | „ „ | 30. Okt. 1859 | Seebach, Schweiz | 1887 | Merkara |
| 46. | Theodor Lutz | ord. „ | 10. Nov. 1861 | Basel, Schweiz | 1887 | Guledgudd |
| 47. | Friedrich Rehm | „ „ | 17. Juni 1861 | Emmendingen, Baden | 1888 | Talatscheri |
| 48. | Rudolf Boßhardt | „ unverh. | 4. April 1862 | Wetzikon, Schweiz | 1888 | Kodakal |
| 49. | Wilhelm Bader | „ verh. | 30. Sept. 1862 | Hugsweier, Baden | 1888 | Talatscheri |
| 50. | Hermann Risch | „ „ | 28. April 1863 | Walsheim, Rheinpfalz | 1888 | Bettigeri |

## auf 1. Juli 1893.

### Eintritt in die Mission geordnet.

| | Missionsfrauen. | Geburtstag. | Heimat. | Aussend.-Jahr. | Station. |
|---|---|---|---|---|---|
| | **Indien:** | | | | |
| | — | — | — | — | — |
| 2. | Katharina Lauffer, geb. Vollmer | 2. Okt. 1835 | Dußlingen, Württ. | 1860 | Kalikut |
| | — | — | — | — | — |
| 4. | Mary Stokes, geb. Hill | 18. Juni 1846 | Kunnur, Ostindien | 1862 | Kunnur |
| 5. | Juliana Ziegler, geb. Kolb | 28. Sept. 1841 | Basel, Schweiz | 1865 | Dharwar |
| 6. | Marie Digel, geb. Herrmann | 5. Juni 1843 | Dürrwangen, Württ. | 1873 | Mulki |
| 7. | Anna Walz, geb. Wierz | 12. Aug. 1845 | Basel, Schweiz | 1871 | Mangalur |
| 8. | Hanna Matthissen, geb. Fritz | 17. Nov. 1851 | Kalikut, Ostindien | 1882 | Kunnur |
| 9. | Johanna Ritter, geb. Werner | 16. Juli 1852 | Fellbach, Württ. | 1875 | Udapi |
| 10. | Klara Sikemeier, geb. Wobus | 1. Mai 1851 | Sissach, Schweiz | 1877 | Kotageri |
| 11. | Adelheid Schönthal, geb. Faul | 21. April 1849 | Ulm, Württ. | 1877 | Kannanur |
| 12. | Lucia Rübling, geb. Wolff | 14. Juli 1858 | Tschidambaram, Ostind. | 1880 | Honor |
| 13. | Sophie Ott, geb. Buser | 19. Dez. 1848 | Läufelfingen, Schweiz | 1875 | Mangalur |
| 14. | Maria Hermelink, geb. Weigle | 24. Mai 1855 | Mangalur, Ostindien | 1876 | Mangalur |
| 15. | Marie Feuchter, geb. Haag | 10. Juni 1860 | Althütte, Württ. | 1891 | Kodakal |
| 16. | Mathilde Ostermeyer, geb. Layer | 22. Jan. 1858 | Wilhelmsdorf, Württ. | 1879 | Kannanur |
| 17. | Emilie Großmann, geb. Pfister | 29. Febr. 1852 | Männedorf, Schweiz | 1877 | Dharwar |
| 18. | Auguste Schenkel, geb. Friz | 1. März 1857 | Murr, Württ. | 1879 | Merkara |
| 19. | Maria Lütze, geb. Layer | 26. Jan. 1845 | Wilhelmsdorf, Württ. | 1866 | Keti |
| 20. | Julie Gengnagel, geb. Hochstetter | 26. Dez. 1855 | Ebingen, Württ. | 1877 | Basarur |
| 21. | Emilie Liebendörfer, geb. Layer | 30. März 1856 | Wilhelmsdorf, Württ. | 1878 | Kalikut |
| 22. | Marie Frohnmeyer, geb. Bührer | 23. Juli 1857 | Lohn, Schweiz | 1877 | Talatscheri |
| 23. | Karoline Eblen, geb. Haug | 7. Jan. 1852 | Untertürkheim, Württ. | 1879 | Honor |
| 24. | Debora Hoch, geb. Pfleiderer | 23. Sept. 1860 | Mangalur, Ostindien | 1881 | Mangalur |
| 25. | Luise Benner, geb. Schönleber | 28. Nov. 1856 | Schorndorf, Württ. | 1880 | Kalikut |
| 26. | Frieder. Altenmüller, geb. Pfleiderer | 7. Nov. 1861 | Mangalur, Ostindien | 1891 | Mangalur |
| 27. | Hetta Kühnle, geb. Wolff | 5. Nov. 1855 | Tschidambaram, Ostind. | 1881 | Palghat |
| 28. | Maria Warth, geb. Bosinger | 8. März 1857 | Cannstatt, Württ. | 1881 | Hubli |
| 29. | Hanna Weismann, geb. Lauffer | 13. Aug. 1861 | Kalikut, Ostindien | 1881 | Tschombala |
| 30. | Luise Jaus, geb. Suter | 20. Nov. 1853 | Kölliken, Schweiz | 1882 | Kodakal |
| 31. | Maria Dilger, geb. Häußermann | 7. Mai 1857 | Zofingen, Schweiz | 1882 | Talatscheri |
| 32. | Bertha Ernst, geb. Fieg | 21. Jan. 1859 | Gernsbach, Baden | 1885 | Udapi |
| 33. | Johanna Fischer, geb. Luz | 5. Sept. 1855 | Altensteig, Württ. | 1883 | Anandapur |
| 34. | Elise Eisfelder, geb. Hauff | 6. Aug. 1858 | Bibersfeld, Württ. | 1885 | Guledgudd |
| 35. | Anna Knittel, geb. Schultze | 9. Jan. 1865 | Basel, Schweiz | 1885 | Hubli |
| 36. | Auguste Schaible, geb. Finckh | 4. März 1862 | Tübingen, Württ. | 1887 | Mulki |
| 37. | Margaretha Lüthi, geb. Saam | 5. Nov. 1864 | Lützelflüh, Schweiz | 1887 | Bettigeri |
| 38. | Gertrud Hole, geb. Wolff | 24. Juli 1862 | Tschidambaram, Ostind. | 1887 | Waniyankul. |
| 39. | Wilhelmine Berli, geb. Keller | 7. Juli 1861 | Ottenbach, Schweiz | 1890 | Bidschapur |
| 40. | Maria Peter, geb. Fäsi | 23. Sept. 1864 | Zürich, Schweiz | 1888 | Tschombala |
| 41. | Margaretha Strobel, geb. Schmitt | 25. Aug. 1862 | Nierstein, Großh. Hessen | 1889 | Kalikut |
| 42. | Maria Götz, geb. Dieterich | 13. Juni 1864 | Laichingen, Württ. | 1891 | Udapi |
| 43. | Maria Huber, geb. Schenkel | 3. Jan. 1864 | Tagelschwangen, Schweiz | 1891 | Mangalur |
| 44. | Mina Glattfelder, geb. Lee | 13. Aug. 1867 | Glattfelden, Schweiz | 1892 | Mangalur |
| 45. | Luise Sieber, geb. Kopp | 2. Okt. 1863 | Bern, Schweiz | 1889 | Merkara |
| 46. | Julie Lutz, geb. Sutter | 7. Juni 1868 | Bühler, Schweiz | 1891 | Guledgudd |
| 47. | Sophie Rehm, geb. Lehmann | 29. Sept. 1864 | Mannheim, Baden | 1890 | Talatscheri |
| | — | — | — | — | — |
| 49. | Ernestine Bader, geb. Laißle | 2. Aug. 1865 | Nürtingen, Württ. | 1891 | Talatscheri |
| 50. | Ida Risch, geb. Berry | 1. Okt. 1866 | Amballa, Ostindien | 1890 | Bettigeri |

| | Missionare. | Stand. | Geburtstag. | Heimat. | Aussend.-Jahr. | Station |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 51. | Friedrich Bolz | unord. verh. | 26. Nov. 1861 | Sindelfingen, Württ. | 1888 | Kalikut |
| 52. | Georg Kehrer | „ unvh. | 20. Sept. 1864 | Kusterdingen, Württ. | 1888 | Kalikut |
| 53. | Gottlob Wieland | ord. verh. | 19. Febr. 1862 | Hedelfingen, Württ. | 1889 | Keti |
| 54. | Wilhelm Weischedel | unord. „ | 31. März 1866 | Degerloch, Württ. | 1889 | Mangalur |
| 55. | Jakob Bucher | ord. „ | 8. Dez. 1865 | Baldenheim, U.-Elsaß | 1889 | Mangalur |
| 56. | Paul Buchli | unord. „ | 26. Dez. 1862 | Chur, Schweiz | 1890 | Mangalur |
| 57. | Gottlieb Sautter | „ unverh. | 1. Sept. 1864 | Darmsheim, Württ. | 1890 | Mangalur |
| 58. | Herm. Bretschneider | „ „ | 23. Juli 1868 | Königstein, Sachsen | 1890 | Malapu |
| | — | — | — | — | — | — |
| 60. | Samuel Stamm | unord. unvh. | 2. Juli 1868 | Schleitheim, Schweiz | 1891 | Mangalur |
| 61. | Otto Singer | ord. „ | 21. Dez. 1866 | Ebingen, Württ. | 1891 | Udapi |
| 62. | Philipp Stier | „ „ | 18. Okt. 1865 | Eschelbronn, Baden | 1891 | Hubli |
| 63. | Wilhelm Jung | unord. „ | 12. Sept. 1864 | Erfenbach, Pfalz | 1891 | Mangalur |
| 64. | Friedrich Boas | „ „ | 11. März 1867 | Blankenburg, Preußen | 1891 | Palghat |
| 65. | Heinrich Keßler | „ „ | 8. Mai 1871 | Zürich, Schweiz | 1891 | Mangalur |
| 66. | Theodor Uber | ord. „ | 27. Juli 1863 | Ludwigsburg, Württ. | 1892 | Palghat |
| 67. | Martin Breidenbach | „ „ | 11. Mai 1866 | Gelnhausen, Hess.-Nass. | 1892 | Karkala |
| 68. | Philipp Weidner | „ „ | 21. Jan. 1867 | Pfungstadt, Hessen | 1892 | Waniyankul. |
| 69. | Traugott Lutz | „ „ | 14. Juni 1868 | Basel, Schweiz | 1892 | Basarur |
| 70. | Gottlob Engel | „ „ | 10. Okt. 1868 | Ebingen, Württ. | 1892 | Dharwar |
| | — | — | — | — | — | — |

Zur Aussendung nach Indie

| | Missionare. | Stand. | Geburtstag. | Heimat. | Aussend.-Jahr. | Station |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 72. | Johannes Bächle | ord. unvrh. | 28. Mai 1867 | Böhringen, Württ. | 1893 | Tulu-Geb. |
| 73. | Karl Mayer | „ „ | 5. Sept. 1867 | Spöck, Baden | 1893 | Kanar. „ |
| 74. | Volbrecht Nagel | „ „ | 3. Nov. 1867 | Stammheim, Grßh. Hess. | 1893 | Malabar |
| 75. | August Metz | „ „ | 18. Sept. 1868 | Linkenheim, Baden | 1893 | Kanaref. G |
| 76. | Eugen Hiller | „ „ | 24. Febr. 1870 | Hamilton, Australien | 1893 | Malabar |
| | — | — | — | — | — | — |

In der Heima

| | Missionare. | Stand. | Geburtstag. | Heimat. | Aussend.-Jahr. | Station |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 78. | Simeon Walter | ord. verh. | 3. März 1841 | Löhningen, Schweiz | 1865 | Waniyankul. |
| 79. | Theodor Elsäßer | unord. „ | 18. April 1844 | Böblingen, Württ. | 1867 | Mangalur |
| 80. | Andreas Brasche | ord. „ | 22. Jan. 1846 | Nord-Dedeleben, Preuß. | 1869 | Udapi |
| 81. | Gottlob Hirner* | unord. „ | 6. Aug. 1846 | Böblingen, Württ. | 1871 | Mangalur |
| 82. | Jakob Baumann* | „ „ | 29. Jan. 1849 | Oberhallau, Schweiz | 1874 | Mangalur |
| 83. | Johannes Veil | „ „ | 14. Dez. 1853 | Schorndorf, Württ. | 1875 | Merkara |
| 84. | Adolf Ruhland | ord. „ | 7. Febr. 1851 | Neustadt, Rheinbayern | 1876 | Kannanur |
| 85. | Christian Keppler | „ „ | 12. Nov. 1849 | Oberreichenbach, Württ. | 1879 | Mulki |
| 86. | Friedrich Stierlen | unord. „ | 29. Sept. 1853 | Wain, Württ. | 1880 | Mangalur |
| 87. | Karl Schaal | ord. „ | 24. Nov. 1855 | Schorndorf, Württ. | 1883 | Talatscheri |
| 88. | Immanuel Daur | „ „ | 15. März 1859 | Kornthal, Württ. | 1885 | Mangalur |
| 89. | Johannes Waidelich | „ „ | 3. Nov. 1859 | Zwerenberg, Württ. | 1885 | Hubli |
| 90. | Otto Bode | ord. Wwr. | 1. Nov. 1860 | Effershausen, Hess.-Nass. | 1886 | Anandapur |

* Herbst 1893 wieder nach Indien ausgesendet.

B. I

| | Missionare. | Stand. | Geburtstag. | Heimat. | Aussend.-Jahr. | Station |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 91. | Rudolf Lechler | ord. verh. | 26. Juli 1824 | Hundersingen, Württ. | 1846 | Hinnen |
| 92. | Heinrich Bender | „ „ | 4. Sept. 1832 | Hoffenheim, Baden | 1862 | Tschonghk |
| 93. | Gustav Gußmann | „ „ | 15. Nov. 1843 | Altensteig, Württ. | 1869 | Futschukpa |
| 94. | Tschin Minsyu | „ „ | 19. März 1843 | Tschonghangkang, China | 1869 | Khitschhun |
| 95. | Kong Fatlin Ayun | „ „ | 4. Febr. 1845 | Lilong, China | 1871 | Hoschuwan |
| 96. | Gottlieb Reusch | „ „ | 13. Juli 1848 | Winnenden, Württ. | 1872 | Hongkong |
| 97. | Rudolf Ott | „ „ | 21. Mai 1849 | Gotzenweil, Schweiz | 1873 | Longheu |
| 98. | Martin Schaub | „ „ | 8. Juli 1850 | Basel, Schweiz | 1874 | Lilong |

| issionsfrauen. | Geburtstag. | Heimat. | Aus-send.-Jahr. | Station. |
|---|---|---|---|---|
| olz, geb. Hirsch | 2. Nov. 1864 | Sindelfingen, Württ. | 1891 | Kalikut |
| — | — | — | — | — |
| ieland, geb. Uber | 17. April 1865 | Ludwigsburg, Württ. | 1892 | Keti |
| eischedel, geb. Bünzli | 26. Jan. 1862 | Maur, Kt. Zürich, Schweiz | 1891 | Mangalur |
| Bucher, geb. Weltz | 2. Juni 1865 | Bischweiler, Elsaß | 1892 | Mangalur |
| Buchli, geb. Ritz | 15. Dez. 1864 | Balgach, Schweiz | 1891 | Mangalur |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| Maria Kaundinja | 7. April 1869 | Anandapur, Indien | 1890 | Mangalur |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| Theodora Diez | 10. Aug. 1869 | Stuttgart, Württ. | 1892 | Kafergod |
| **1893 bestimmt:** | | | | |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| Helene Strölin | 9. Aug. 1868 | Haubersbronn, Württ. | 1893 | Mangalur |
| | | | | |
| alter, geb. Fritz | 18. Aug. 1848 | Kalikut, Ostindien | 1870 | Waniyankul. |
| lsäßer, geb. Weitbrecht | 3. Febr. 1842 | Schorndorf, Württ. | 1871 | Mangalur |
| rasche, geb. Prescher | 1. Okt. 1845 | Kleinaspach, Württ. | 1872 | Udapi |
| Hirner, geb. Friz | 8. Jan. 1851 | Murr, Württ. | 1875 | Mangalur |
| aumann, geb. Gasser | 15. April 1861 | Unterhallau, Schweiz | 1893 | Mangalur |
| eil, geb. Ritter | 15. Juni 1855 | Heldenfingen, Württ. | 1880 | Merkara |
| hland, geb. Mader | 17. Jan. 1858 | Mägerkingen, Württ. | 1882 | Kannanur |
| eppler, geb. Biel | 24. Aug. 1855 | Eßlingen, Württ. | 1882 | Mulki |
| ierlen, geb. Zimmermann | 30. Dez. 1857 | Cannstatt, Württ. | 1889 | Mangalur |
| haal, geb. Laißle | 3. Aug. 1862 | Nürtingen, Württ. | 1886 | Talatscheri |
| ur, geb. Däuble | 3. Juli 1864 | Haslach, Württ. | 1888 | Mangalur |
| delich, geb. Schmid | 15. Dez. 1862 | Wilhelmsdorf, Württ. | 1884 | Hubli |
| — | — | — | — | — |
| | | | | |
| hler, geb. Stotz | 22. April 1832 | Neckarweihingen, Württ. | 1860 | Hinnen |
| ender, geb. Rowohl | 21. Juni 1841 | Heilbronn, Württ. | 1868 | Tschonghgkg |
| ßmann, geb. Peter | 2. Nov. 1852 | Spöck, Baden | 1874 | Futschukpai |
| au | 2. Nov. 1843 | Kongngayen, China | 1869 | Khitschhang |
| Tschin | 1849 | Hoau, China | 1875 | Hoschuwan |
| Reusch, geb. Keller | 7. Juli 1848 | Weiler, Württ. | 1876 | Hongkong |
| e Ott, geb. Walther | 11. April 1851 | Brackenheim, Württ. | 1877 | Longhen |
| Schaub, geb. Bär | 4. Juni 1850 | Zofingen, Schweiz | 1877 | Lilong |

| | Missionare. | Stand. | Geburtstag. | Heimat. | Aus-send.-Jahr. | Station |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 99. | Paulus Kammerer | ord. verh. | 28. Sept. 1851 | St. Georgen, Baden | 1877 | Moilim |
| 100. | David Schaible | " " | 3. Juni 1852 | Gaugenwald, Württ. | 1877 | Nyenhan |
| 101. | Georg Morgenroth | " " | 8. Juni 1852 | Ingweiler, Elsaß | 1877 | Hokschuha |
| 102. | Heinrich Ziegler | " " | 26. Aug. 1853 | Pfäffikon, Schweiz | 1877 | Hinnen |
| 103. | Li Schinen | " Witwer | 7. Sept. 1854 | Wokuklyang, China | 1878 | Tschongb |
| 104. | Jakob Leonhardt | " verh. | 6. März 1855 | Sindelfingen, Württ. | 1881 | Nyenhan |
| 105. | Tschin Asi | " " | 22. Juli 1851 | Hoau, China | 1882 | Futschuk |
| 106. | Johannes Dilger | " " | 25. Okt. 1857 | Winterbach, Württ. | 1883 | Kayintsch |
| 107. | Rudolf Kutter | " " | 9. März 1861 | Bern, Schweiz | 1884 | Tschongt |
| 108. | Georg Ziegler | " " | 29. Juli 1859 | Eschelbronn, Baden | 1885 | Hokschuh |
| 109. | Jakob Flad | " " | 10. Juni 1860 | Undingen, Württ. | 1886 | Moilim |
| 110. | Friedrich Kircher | unord. " | 21. Aug. 1859 | Oehringen, Württ. | 1887 | Hongkong |
| 111. | Wilhelm Ebert | ord. " | 27. Juli 1864 | Hessenau, Württ. | 1888 | Lilong |
| 112. | Georg Vögtling | " " | 15. Nov. 1860 | Weitersweiler, Elsaß | 1889 | Kayintsch |
| | — | — | — | — | — | — |

**Zur Aussendung nach Chi**

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 114. | Heinrich Mootz | ord. unvh. | 2. Okt. 1865 | Oberappenfeld, Hess.-N. | 1893 | Nyenhan |
| 115. | Heinrich Gieß | " " | 6. Okt. 1868 | Hattenbach, Hessen-N. | 1893 | Futschuk |
| 116. | H. Wittenberg, Dr med. | unord. " | 19. Okt. 1869 | Herford, Westfalen | 1893 | Kayintsch |

**In der Heim**

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 117. | Jakob Lörcher | ord. verh. | 28. Juli 1837 | Münchingen, Württ. | 1865 | Lilong |
| 118. | Otto Schultze* | " " | 25. März 1857 | Wiesbaden, Preußen | 1881 | Kayintsch |

* Herbst 1893 wieder nach China ausgesandt.

## C. Auf d

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 119. | Friedrich Ramseyer | ord. verh. | 7. Okt. 1840 | Neuchatel, Schweiz | 1864 | Abetifi |
| 120. | Johannes Müller | " " | 6. Mai 1841 | Böhringen, Württ. | 1865 | Akropong |
| 121. | Adolf Mohr | " " | 20. Jan. 1851 | Akropong, Westafrika | 1874 | Begoro |
| 122. | Rudolf Furrer | " " | 6. März 1850 | Sternenberg, Schweiz | 1876 | Ada |
| 123. | Jakob Schopf | " " | 20. Okt. 1851 | Ditzingen, Württ. | 1881 | Christian |
| 124. | Jakob Rösle | unord. unvh. | 25. März 1859 | Schochersweil, Schweiz | 1881 | Akra |
| 125. | Georg Weber | ord. verh. | 4. Jan. 1854 | Dettingen, Württ. | 1882 | Aburi |
| 126. | Heinrich Aeppli | unord. " | 13. Juli 1857 | Zollikon, Schweiz | 1883 | Ada |
| 127. | Philipp Rösler | ord. " | 9. März 1859 | Offenhausen, Württ. | 1885 | Anum |
| 128. | Rud. Fisch, Dr. med. | " " | 29. Nov. 1856 | Aarau, Schweiz | 1885 | Aburi |
| 129. | Wilhelm Rottmann | " " | 9. Sept. 1859 | Christiansborg, Afrika | 1885 | Akropong |
| 130. | Gotthilf Jäger | " " | 19. März 1860 | Metzingen, Württ. | 1885 | Christian |
| 131. | Gottlob Josenhans | " " | 21. Juli 1861 | Leonberg, Württ. | 1886 | Odumase |
| 132. | Johannes Bächtle | unord. " | 12. Dez. 1859 | Boll, Württ. | 1887 | Christian |
| 133. | Heinrich Lieb | " unvh. | 24. Jan. 1866 | Aich, Württ. | 1887 | Akropong |
| 134. | Hermann Gölz | " " | 24. Sept. 1869 | Zell, Württ. | 1888 | Ada |
| 135. | Karl Hirsmüller | ord. verh. | 13. Juli 1859 | Emmendingen, Baden | 1888 | Akropong |
| 136. | Nikolaus Clerk | " " | 28. Okt. 1862 | Aburi, Westafrika | 1888 | Boem |
| 137. | Max Schneider | unord. " | 28. Juni 1864 | Bitterfeld, Prov. Sachsen | 1888 | Ada |
| 138. | Oskar Thal | " " | 26. Sept. 1858 | Dorpat, Rußland | 1889 | Akra |
| 139. | Georg Röß | " unvh. | 20. Febr. 1866 | Sulzern, Elsaß | 1889 | Nsaba |
| 140. | Martin Binhammer | " " | 27. Nov. 1867 | Schwöllbronn, Württ. | 1889 | Akra |
| 141. | Christian Kölle | ord. verh. | 8. Febr. 1864 | Pforzheim, Baden | 1889 | Abokobi |
| 142. | Andreas Bauer | " " | 4. Juni 1864 | Neuweiler, Württ. | 1889 | Begoro |
| | — | — | — | — | — | — |
| 144. | Gottfried Zürcher | ord. verh. | 6. Aug. 1863 | Lauperswyl, Schweiz | 1890 | Abokobi |
| 145. | Adam Mischlich | " unvh. | 28. März 1864 | Nauheim, Großh. Hessen | 1890 | Odumase |
| 146. | Jakob Haasis | " " | 20. Febr. 1865 | Truchtelfingen, Württ. | 1890 | Abetifi |
| 147. | Andreas Pfisterer | " " | 23. März 1863 | Wendlingen, Württ. | 1891 | Begoro |

| Missionsfrauen. | Geburtstag. | Heimat. | Aus-fend.-Jahr. | Station. |
|---|---|---|---|---|
| Johanna Kammerer, geb. Bunz | 12. Dez. 1858 | Stuttgart, Württ. | 1881 | Moilim |
| Hanna Schaible, geb. Ziegler | 26. Sept. 1859 | Pfäffikon, Schweiz | 1880 | Nyenhangli |
| Lina Morgenroth, geb. Eppel | 13. Okt. 1850 | Kleeburg, Elsaß | 1880 | Hokschuha |
| Luise Ziegler, geb. Anneler | 15. Nov. 1855 | Basel, Schweiz | 1890 | Hinnen |
| — | — | | — | — |
| Emma Leonhardt, geb. Fäh | 4. Juni 1867 | Zofingen, Schweiz | 1892 | Nyenhangli |
| Auguste Tschin Ast, geb. Leong | 1850 | Hongkong, China | 1882 | Futschukpai |
| Anna Dilger, geb. Hochstetter | 17. Jan. 1855 | Ludwigsburg, Württ. | 1888 | Kayintschu |
| Emma Kutter, geb. Nis | 31. März 1863 | Leissingen, Schweiz | 1888 | Tschongtsh. |
| Johanna Ziegler, geb. Spengler | 13. Nov. 1863 | Röttingen, Baden | 1888 | Hokschuha |
| Lydia Flad, geb. Schaufler | 18. Okt. 1864 | Stuttgart, Württ. | 1889 | Moilim |
| Sophie Kircher, geb. Faut | 27. Mai 1865 | Stuttgart, Württ. | 1890 | Hongkong |
| Johanna Ebert, geb. Aldinger | 28. März 1865 | Hall, Württemberg | 1891 | Lilong |
| Marie Vögtling, geb. Riehl | 27. Nov. 1862 | Buchsweiler, U.-Elsaß | 1892 | Kayintschu |
| Fräulein Marie von Rausch | 6. März 1863 | Möttlingen, Württ. | 1892 | Lilong |

**Herbst 1893 bestimmt:**

| Missionsfrauen. | Geburtstag. | Heimat. | Aus-fend.-Jahr. | Station. |
|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |

**dlich:**

| Missionsfrauen. | Geburtstag. | Heimat. | Aus-fend.-Jahr. | Station. |
|---|---|---|---|---|
| Eugenie Lörcher, geb. Dreiß | 23. Nov. 1846 | Calw, Württemberg | 1868 | Lilong |
| Sophie Schultze, geb. Michel | 15. Okt. 1860 | Frankfurt a. M., Preußen | 1885 | Kayintschu |

## dküste.

| Missionsfrauen. | Geburtstag. | Heimat. | Aus-fend.-Jahr. | Station. |
|---|---|---|---|---|
| Rosa Ramseyer, geb. Bontems | 7. Juli 1841 | Valengin, Schweiz | 1866 | Abetifi |
| Maria Müller, geb. Bausch | 17. Juli 1859 | Neckarthailfingen, Würt. | 1892 | Akropong |
| Pauline Mohr, geb. Elwert | 4. Jan. 1858 | Trossingen, Württ. | 1885 | Begoro |
| Lena Furrer, geb. Deck | 11. Juni 1861 | Pfungen, Schweiz | 1890 | Ada |
| Marie Schopf, geb. Heinz | 6. Okt. 1855 | Basel, Schweiz | 1881 | Christiansbg. |
| — | — | — | — | — |
| Marie Weber, geb. Oechsle | 6. Mai 1854 | Spielberg, Württ. | 1885 | Aburi |
| Jeanette Aeppli, geb. Plüß | 12. Jan. 1853 | Brittnau, Schweiz | 1883 | Ada |
| Pauline Rösler, geb. Schächterle | 9. Jan. 1863 | Fellbach, Württ. | 1890 | Anum |
| Emma Fisch, geb. Schneider | 22. März 1859 | Basel, Schweiz | 1888 | Aburi |
| Karoline Rottmann, geb. Muhl | 10. Jan. 1865 | Bergenhusen, Schleswig | 1892 | Akropong |
| Friederike Jäger, geb. Keller | 1. Jan. 1863 | Metzingen, Württ. | 1888 | Christiansbg |
| Theodora Josenhans, geb. Riehm | 18. Nov. 1866 | Basel, Schweiz | 1889 | Odumase |
| Lina Bächtle, geb. Zürcher | 18. April 1862 | Lauperswyl, Schweiz | 1892 | Christiansb. |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| Emma Hirsmüller, geb. Wettstein | 7. Dez. 1867 | Heidelberg, Baden | 1892 | Akropong |
| Anna Clerk, geb. Meyer | 13. März 1873 | Christiansborg, Afrika | 1891 | Boem |
| Clara Schneider, geb. Beckenbach | 15. Dez. 1864 | Mannheim, Baden | 1893 | Ada |
| Auguste Thal, geb. Zimmermann | 31. Okt. 1858 | Christiansborg, Afrika | 1889 | Akra |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| Lina Kölle, geb. Käser | 13. Mai 1864 | Markgröningen, Württ. | 1892 | Abokobi |
| Hanna Bauer, geb. Weiser | 28. Okt. 1866 | Hornberg, Baden | 1892 | Begoro |
| Theod. Schindler, geb. Rottmann | 6. Nov. 1861 | Christiansborg, Afrika | 1890 | Aburi |
| Louise Zürcher, geb. Spahn | 13. Febr. 1864 | Schaffhausen, Schweiz | 1888 | Abokobi |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — |

# Personalcensus II auf 1. Januar 1893. Europäische und eingeborene Arbeiter, nach Stationen geord[net]

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **A. In Ostindien.** | | | | |
| **Mangalur.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Paul Ott, | mit Frau | Gemeinde | 1890 | 47 |
| Theodor Walz, | " " | Heidenpredigt | 1892 | 49 |
| Mark Hoch, | " " | Predigerseminar, Gen.-Präs. | 1890 | 38 |
| Jan Hermelink, | " " | " | 1891 | 44 |
| Jakob Bucher, | " " | Englische Schule | 1891 | 27 |
| Theodor Elsäßer, | " " | Generalkassier | 1891 | 48 |
| Fritz Huber, | " " | Druckerei | 1890 | 31 |
| Friedrich Stierlen, | " " | Weberei | 1884 | 39 |
| Wilhelm Weischedel, | " " | Mechan. Werkstätte | 1889 | 26 |
| Samuel Stamm, | unverh. | Buchhandlung | 1891 | 24 |
| Paul Buchli, | mit Frau | Missionshandlung | 1890 | 30 |
| Heinrich Altenmüller, | " " | Kudroli-Ziegelei | 1890 | 41 |
| Wilhelm Jung, | unverh. | " | 1891 | 28 |
| Albert Glattfelder, | mit Frau | Dscheppu-Ziegelei | 1891 | 27 |
| Maria Kaundinja, | unverh. | Brahmanen-Mädchenschule | 1890 | 23 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Sebastian Furtado, | verh. | Dscheppu | 1883 | 63 |
| Samuel Andrea, | " | Balmattha | 1891 | 49 |
| Jared Soens, | " | Bockapatna | 1891 | 43 |
| **Evangelist:** | | | | |
| Bethuel Soens, | verh. | Puttur, Heidenpredigt | 1890 | 42 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | |
|---|---|---|---|---|
| Schanti Furtado, | unverh. | Dscheppu-Schule | 1890 | [illegible] |
| Kamala Soens, | " | Bockapatna-Schule | 1892 | 16 |
| Julie Manakaden, | Witwe | Brahmanen-Mädchenschule | 1865 | 52 |
| Tabitha Soens, | " | " " | 1880 | 37 |
| Felicitas Pinehas, | unverh. | " " | 1885 | 23 |
| Gunawanti Sandschiwa, | Wwe. | " " | 1890 | 21 |
| Viktoria Julian, | unverh. | " " | 1891 | 20 |
| Sophia Titus, | Witwe | Kleinkinderschule | 1881 | 48 |
| Lydia Mitra, | " | " | 1878 | 34 |
| Theresia Wartika, | verh. | Industrieschule | 1891 | 35 |
| Charlotte Menez, | Witwe | " | 1886 | 41 |
| Justine Jeremias, | verh. | " | 1892 | 34 |
| Bathseba, | " | " | 1892 | 26 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| Raghunatha Rao, | verh. | Anglovernakular-Schule | 1890 | 27 |
| U. B. Narsing Rao, | " | " " | 1891 | 25 |
| M. Subba Rao, | " | " " | 1891 | 27 |
| M. Ganappaija, | " | " " | 1891 | 22 |
| Lakschmana Bhatt, | " | " " | 1890 | 30 |
| K. Subba Rao, | " | " " | 1879 | 44 |
| B. Rama-Krischna, | " | " " | 1892 | 38 |
| M. Subba Rao, | " | " " | 1879 | 48 |
| A. Mandschunatha, | " | " " | 1881 | 36 |
| A. Padmanabha, | " | " " | 1888 | 24 |
| Puappa, | " | Nireschwalljaschule | 1891 | 31 |
| Bala Krischna, | " | Bantwal-Schule | 1892 | 24 |
| Lakschmana Narajanappa, | " | " | 1892 | 33 |
| Panduranga Pei, | " | " | 1888 | 29 |
| Schriniwasa Schanabhoga, | " | " | 1888 | 30 |
| Pakirappa, | unverh. | " | 1891 | 20 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| Christanudscha Watsa, | verh. | Predigerseminar | 1866 | 46 |
| Christian Mabenna, | " | " | 1891 | 35 |
| Henry Robert, | " | Stadtmission | 1892 | 42 |
| Mark Salis, | " | Madikeri=Gemeinde | 1891 | 47 |
| Immanuel Soenna, | " | Englische Schule | 1892 | 36 |
| Gabriel Bangera, | " | Balmattha | 1892 | 33 |
| Gabriel Premaya, | " | Ullala, Heidenschule | 1891 | 28 |
| Matthias Jeremias, | " | Bantwal, " | 1892 | 30 |
| Christananda Salis, | " | Puttur, | 1892 | 24 |
| **Kolporteur:** | | | | |
| Esra Palanna, | verh. | Mangalur | 1887 | 38 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Monika Schiri, | Witwe | Mangalur | 1886 | 58 |
| Emilie Esra, | verh. | " | 1885 | 38 |
| Ernestina Antschen, | " | " | 1887 | 37 |
| Salome Prabhakar, | " | " | 1889 | 39 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Elia Bangera, | verh. | Mädchen=Sekundarschule | 1892 | 29 |
| Bhagjanatha Soens, | " | " | 1892 | 29 |
| Gideon Soens, | " | " | 1892 | 25 |
| Albert Wartika, | " | Mädchen=Elementarschule | 1889 | 44 |
| Barn. Kodot, | " | " | 1892 | 42 |
| Joel Soens, | " | " | 1890 | 35 |
| Aquila Muttu, | " | Knaben=Sekundarschule | 1892 | 37 |
| Maleachi Christian, | unverh. | " | 1892 | 20 |
| Samuel Soens, | verh. | Madikeri=Hügelschule | 1891 | 56 |
| Josias Karat, | " | Dscheppu=Schule | 1887 | 34 |
| Paul Bangera, | " | Bockapatna=Schule | 1892 | 44 |
| William Minez, | unverh. | Bolma=Schule | 1892 | 20 |
| Sadrach Aiman, | " | Anglovern.=Schule | 1889 | 26 |
| David Bunyan, | verh. | " | 1878 | 43 |
| William Aarons, | " | " | 1890 | 29 |
| Felix Philipp Salins, | unverh. | Nireschwallja Schule | 1891 | 21 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Johanna Schiri, | unverh. | Mädchen=Elementarschule | 1891 | 18 |
| Sophie Putranna, | " | Madikeri=Hügelschule | 1892 | 19 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| M. Rama Rao, | verh. | Ullal=Schule | 1890 | 42 |
| Dumappa, | " | " | 1890 | 24 |

## Mulki.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Thomas Digel, | mit Frau | Gemeinde u. Mädchen=Anst. | 1882 | 52 |
| Matthäus Schaible, | " " | Außenstat., Stadtschule und Reisepredigt | 1890 | 33 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Diego Fernandez, | verh. | Mulki=Gemeinde | 1886 | 62 |
| **Katechisten:** | | | | |
| William Heri, | verh. | Heidenpredigt | 1891 | 25 |
| Abraham Heri, | " | Santur | 1889 | 47 |
| Obed Sumitra, | " | Padur | 1883 | 41 |
| Dasa Aarons, | " | Munderu | 1890 | 32 |
| Aaron Furtado, | " | Kadike | 1892 | 27 |
| Joseph Wedamuttu, | " | Kutjar | 1883 | 46 |
| Benjamin Ananda, | " | Utschila | 1891 | 52 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Jeremias Sundera, | verh. | Anstalts und Gemeindeschule | 1880 | 42 |
| Jakob Ammanna, | " | " " " | 1889 | 38 |
| Josias Mabenna, | " | " " " | 1884 | 54 |
| Timothy Maben, | unverh. | Bazar=Heidenschule | 1890 | 28 |
| David Bangera, | verh. | " | 1887 | 39 |
| Daniel Souza, | " | " | 1892 | 28 |
| Benj. Keiranna, | " | Utschila=Schule | 1892 | 33 |
| Obed Sumitra, | unverh. | " | 1892 | 24 |
| Nathanael Ramarao, | verh | Padur | 1892 | 34 |
| Joseph Dschattana, | unverh | Kutjar | 1892 | 20 |
| Mose Salins, | verh. | Santur | 1886 | 30 |
| Joseph Sowens, | " | Kadike | 1888 | 36 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Lena Sona, | Witwe | Hausmutter, Mädchen=Anst. | 1873 | 5 |
| Susanna Bangera, | " | Aufseherin, " | 1892 | 2 |
| Maria Hebri, | unverh. | Mädchenanst. u. Brahmanen=Mädchenschule | 1887 | 3 |

# Personalcensus II auf 1. Januar 1893. Europäische und eingeborene Arbeiter, nach Stationen geordn[et]

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **A. In Ostindien.** | | | | |
| **Mangalur.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Paul Ott, | mit Frau | Gemeinde | 1890 | 47 |
| Theodor Walz, | " " | Heidenpredigt | 1892 | 49 |
| Mark Hoch, | " " | Predigerseminar, Gen.-Präs. | 1890 | 38 |
| Jan Hermelink, | " " | " | 1891 | 44 |
| Jakob Bucher, | " " | Englische Schule | 1891 | 27 |
| Theodor Elsäßer, | " " | Generalkassier | 1891 | 48 |
| Fritz Huber, | " " | Druckerei | 1890 | 31 |
| Friedrich Stierlen, | " " | Weberei | 1884 | 39 |
| Wilhelm Weischedel, | " " | Mechan. Werkstätte | 1889 | 26 |
| Samuel Stamm, | unverh. | Buchhandlung | 1891 | 24 |
| Paul Buchli, | mit Frau | Missionshandlung | 1890 | 30 |
| Heinrich Altenmüller, | " " | Kudroli-Ziegelei | 1890 | 41 |
| Wilhelm Jung, | unverh. | " | 1891 | 28 |
| Albert Glattfelder, | mit Frau | Dscheppu-Ziegelei | 1891 | 27 |
| Maria Kaundinja, | unverh. | Brahmanen-Mädchenschule | 1890 | 23 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Sebastian Furtado, | verh. | Dscheppu | 1883 | 63 |
| Samuel Andrea, | " | Balmattha | 1891 | 49 |
| Jared Soens, | " | Bockapatna | 1891 | 43 |
| **Evangelist:** | | | | |
| Bethuel Soens, | verh. | Puttur, Heidenpredigt | 1890 | 42 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| Schanti Furtado, | unverh. | Dscheppu-Schule | 1890 | 18 |
| Kamala Soens, | " | Bockapatna-Schule | 1892 | 16 |
| Julie Manakaden, | Witwe | Brahmanen-Mädchenschule | 1865 | 52 |
| Tabitha Soens, | " | " " | 1880 | 37 |
| Felicitas Pinehas, | unverh. | " " | 1885 | 23 |
| Gunawanti Sandschiwa, | Wwe. | " " | 1890 | 21 |
| Viktoria Julian, | unverh. | " " | 1891 | 20 |
| Sophia Titus, | Witwe | Kleinkinderschule | 1881 | 48 |
| Lydia Mitra, | " | " | 1878 | 34 |
| Theresia Wartika, | verh. | Industrieschule | 1891 | 35 |
| Charlotte Menez, | Witwe | " | 1886 | 41 |
| Justine Jeremias, | verh. | " | 1892 | 34 |
| Bathseba, | " | " | 1892 | 26 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| Raghunatha Rao, | verh. | Anglovernakular-Schule | 1890 | 27 |
| U. B. Narsing Rao, | " | " " | 1891 | 25 |
| M. Subba Rao, | " | " " | 1891 | 27 |
| M. Ganappaija, | " | " " | 1891 | 22 |
| Lakschmana Bhatt, | " | " " | 1890 | 30 |
| K. Subba Rao, | " | " " | 1879 | 44 |
| B. Rama-Krischna, | " | " " | 1892 | 38 |
| M. Subba Rao, | " | " " | 1879 | 43 |
| A. Mandschunatha, | " | " " | 1881 | 36 |
| A. Padmanabha, | " | " " | 1888 | 24 |
| Puappa, | " | Nireschwalljaschule | 1891 | 31 |
| Bala Krischna, | " | Bantwal-Schule | 1892 | 24 |
| Lakschmana Narajanappa, | " | " | 1892 | 33 |
| Panduranga Pei, | " | " | 1888 | 29 |
| Schriniwasa Schanabhoga, | " | " | 1888 | 30 |
| Pakirappa, | unverh. | " | 1891 | 20 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| Christanudscha Watsa, | verh. | Predigerseminar | 1866 | 46 |
| Christian Mabenna, | ″ | ″ | 1891 | 35 |
| Henry Robert, | ″ | Stadtmission | 1892 | 42 |
| Mark Salis, | ″ | Madikeri-Gemeinde | 1891 | 47 |
| Immanuel Soenna, | ″ | Englische Schule | 1892 | 36 |
| Gabriel Bangera, | ″ | Balmattha | 1892 | 33 |
| Gabriel Premaya, | ″ | Ullala, Heidenschule | 1891 | 28 |
| Matthias Jeremias, | ″ | Bantwal, ″ | 1892 | 30 |
| Christananda Salis, | ″ | Puttur, | 1892 | 24 |
| **Kolporteur:** | | | | |
| Esra Palanna, | verh. | Mangalur | 1887 | 38 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Monika Schiri, | Witwe | Mangalur | 1886 | 58 |
| Emilie Esra, | verh. | ″ | 1885 | 38 |
| Ernestina Antschen, | ″ | ″ | 1887 | 37 |
| Salome Prabhakar, | ″ | ″ | 1889 | 39 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Elia Bangera, | verh. | Mädchen-Sekundarschule | 1892 | 29 |
| Bhagjanatha Soens, | ″ | ″ | 1892 | 29 |
| Gideon Soens, | ″ | ″ | 1892 | 25 |
| Albert Wartika, | ″ | Mädchen-Elementarschule | 1889 | 44 |
| Barn. Kodot, | ″ | ″ | 1892 | 42 |
| Joel Soens, | ″ | ″ | 1890 | 35 |
| Aquila Muttu, | ″ | Knaben-Sekundarschule | 1892 | 37 |
| Maleachi Christian, | unverh. | ″ | 1892 | 20 |
| Samuel Soens, | verh. | Madikeri-Hügelschule | 1891 | 56 |
| Josias Karat, | ″ | Dscheppu-Schule | 1887 | 34 |
| Paul Bangera, | ″ | Bockapatna-Schule | 1892 | 44 |
| William Minez, | unverh. | Bolma-Schule | 1892 | 20 |
| Sadrach Aiman, | ″ | Anglovern.-Schule | 1889 | 26 |
| David Bunyan, | verh. | ″ | 1878 | 43 |
| William Aarons, | ″ | ″ | 1890 | 29 |
| Felix Philipp Salins, | unverh. | Nireschwallja Schule | 1891 | 21 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| …hanna Schiri, | unverh. | Mädchen-Elementarschule | 1891 | 18 |
| … Butranna, | ″ | Madikeri-Hügelschule | 1892 | 19 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| M. Rama Rao, | verh. | Ullal-Schule | 1890 | 42 |
| Dumappa, | ″ | ″ | 1890 | 24 |

## Mulki.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Thomas Digel, | mit Frau | Gemeinde u. Mädchen-Anst. | 1882 | 52 |
| Matthäus Schaible, | ″ ″ | Außenstat., Stadtschule und Reisepredigt | 1890 | 33 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Diego Fernandez, | verh. | Mulki-Gemeinde | 1886 | 62 |
| **Katechisten:** | | | | |
| William Heri, | verh. | Heidenpredigt | 1891 | 25 |
| Abraham Heri, | ″ | Santur | 1889 | 47 |
| Obed Sumitra, | ″ | Padur | 1883 | 41 |
| Dasa Aarons, | ″ | Munderu | 1890 | 32 |
| Aaron Furtado, | ″ | Kadike | 1892 | 27 |
| Joseph Wedamuttu, | ″ | Kutjar | 1883 | 46 |
| Benjamin Ananda, | ″ | Utschila | 1891 | 52 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Jeremias Sundera, | verh. | Anstalts und Gemeindeschule | 1880 | 42 |
| Jakob Ammanna, | ″ | ″ ″ ″ | 1889 | 38 |
| Josias Mabenna, | ″ | ″ ″ ″ | 1884 | 54 |
| Timothy Maben, | unverh. | Bazar-Heidenschule | 1890 | 28 |
| David Bangera, | verh. | ″ | 1887 | 39 |
| Daniel Souza, | ″ | ″ | 1892 | 28 |
| Benj. Keiranna, | ″ | Utschila-Schule | 1892 | 33 |
| Obed Sumitra, | unverh. | ″ | 1892 | 24 |
| Nathanael Ramarao, | verh | Padur | 1892 | 34 |
| Joseph Dschattana, | unverh | Kutjar | 1892 | 20 |
| Mose Salins, | verh. | Santur | 1886 | 30 |
| Joseph Sowens, | ″ | Kadike | 1888 | 36 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Lena Sona, | Witwe | Hausmutter, Mädchen-Anst. | 1873 | 50 |
| Susanna Bangera, | ″ | Aufseherin, ″ | 1892 | 27 |
| Maria Hebri, | unverh. | Mädchenanst. u. Brahmanen-Mädchenschule | 1887 | 37 |

| Stationen und Arbeiter. | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|
| **Heidnische Lehrer:** | | | |
| Subbarao Watsa, verh. | Bazar-Heidenschule | 1889 | 35 |
| Schriniwasarao Bharadw., „ | „ | 1891 | 29 |
| nantaija Bharadwatsch, „ | „ | 1887 | 37 |
| admanabba Kampti, „ | „ | 1887 | 40 |
| Basudewa Bhatta, „ | Padur | 1887 | 28 |
| arajana Schanabhoga, „ | Santur | 1887 | 30 |
| aba Schetti, „ | Kutjar | 1888 | 28 |
| urja Schetti, „ | Utschila | 1887 | 29 |
| **Udapi.** | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | |
| ustav Ritter, mit Frau | Gemeinde u. Außenstationen | 1874 | 48 |
| ndreas Brasche, „ „ | Mittelschule und Anstalt | 1869 | 46 |
| tto Singer, unverh. | Sprachstudium | 1892 | 26 |
| ermann Bretschneider, „ | Ziegelei in Malapu | 1891 | 24 |
| **Pfarrer;** | | | |
| aniel Aaron, verh. | Reisepredigt | 1879 | 63 |
| harles Godschar, „ | Malapu | 1891 | 47 |
| mmanuel Furtado, „ | Gudde | 1886 | 40 |
| **Katechisten:** | | | |
| Sinfried Micha, verh. | Mittelschule | 1891 | 31 |
| riedrich Dschattanna, „ | „ | 1889 | 26 |
| aul Schiri, „ | „ | 1890 | 29 |
| Stephan Dschattanna, „ | „ | 1891 | 31 |
| imothy Ammanna „ | Udapi-Gemeinde | 1892 | 32 |
| ahasson Wira, „ | Madambeil | 1887 | 42 |
| benezer Clare, „ | Parkal | 1891 | 26 |
| ottlob Bangera, „ | Kattupadi | 1886 | 34 |
| amuel Karat, „ | Kaljanpur | 1891 | 31 |
| osua Soens, „ | Schirwa | 1891 | 30 |
| ath. Surschitta, „ | Udjawara | 1886 | 46 |

| Stationen und Arbeiter. | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|
| **Basarur.** | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | |
| Ludwig Gengnagel, mit Frau | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1881 | 47 |
| Traugott Lutz, unverh. | Sprachstudium | 1892 | 24 |
| **Evangelist:** | | | |
| Eliefer Karat, verh. | Basarur | 1882 | 49 |
| **Katechisten:** | | | |
| Benjamin Ponon, verh. | Kundapur | 1890 | 42 |
| Timothy Furtado, „ | Barkur | 1890 | 34 |
| William Amos, unverh. | Heidenpredigt, Basarur | 1892 | 23 |
| **Hilfskatechist:** | | | |
| Christian Mandscharu, verh. | Keilkeri | 1884 | 40 |
| **Kolporteur:** | | | |
| Abraham Salins, verh. | Basarur | 1882 | 35 |
| **Christliche Lehrer:** | | | |
| Immanuel Karkada, verh. | Basarur | 1887 | 29 |
| Gabriel Soens, verh. | Kundapur | 1891 | 29 |
| **Heidnischer Lehrer:** | | | |
| Annappa Karanta, verh. | Basarur | 1890 | 27 |
| **Honor.** | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | |
| Wilhelm Nübling, mit Frau | Karwar; dz. auf den Blauen | 1891 | 46 |
| Christian Eblen, „ „ | Heidenpredigt [Bergen | 1891 | 40 |
| **Evangelist:** | | | |
| Samuel Bunyan, verh. | Karwar | 1883 | 44 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Kolporteur:** | | | | |
| Siegfried Antschen, | verh. | Udapi | 1875 | 43 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Peter Simeon, | verh. | Hausvater, Mittelschule, | 1881 | 44 |
| Jesudasa Soens, | „ | Lehrerseminar | 1892 | 29 |
| Barnabas Soens, | „ | Hausvater, Knabenanstalt | 1863 | 55 |
| Josua Mabenna, | „ | Gehilfe d. Anstalts-Hausv. | 1892 | 27 |
| Leonhard Sutschitta, | „ | Anstalt, Sekundarklasse | 1877 | 41 |
| Gottlob Somapria, | „ | Anstalts-Schule | 1881 | 42 |
| Silas Soens, | „ | „ | 1886 | 32 |
| Daniel Nazareth, | „ | „ | 1892 | 24 |
| David Karkada, | „ | Schirwa | 1880 | 41 |
| Jesudasa Soens, | unverh. | Gudde | 1892 | 31 |
| Salomo Philipp, | verh. | Udjawara | 1889 | 35 |
| Israel Antschen, | „ | Kattupadi | 1889 | 29 |
| Elias Ananda, | „ | Malapu | 1890 | 33 |
| Samuel Sutschitta, | unverh. | Kurkal | 1891 | 23 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Schanti Kaundinja, | Witwe | Brahmanen-Mädchenschule | 1889 | 34 |
| Ratni Ananda, | unverh. | „ „ | 1889 | 20 |
| Luise Soens, | „ | Anstalt | 1892 | 16 |
| Frieda Dschattanna, | verh. | Kleinkinderschule, Malapu | 1892 | 26 |
| **Heidnischer Lehrer:** | | | | |
| Tammanna Pangala, | verh. | Gudde | 1892 | 19 |

## Karkala.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Rudolf Hartmann, | mit Frau | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1890 | 61 |
| Martin Breidenbach, | unverh. | Sprachstudium | 1892 | 26 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Benjamin Kundera, | verh. | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1891 | 35 |
| Joseph Bhagjan, | „ | Heidenpredigt | 1892 | 42 |
| **Christlicher Lehrer:** | | | | |
| Aaron | verh. | Gemeindeschule | 1892 | 34 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Jakob Upranna, | verh. | Heidenpredigt | 1892 | 40 |
| Nathanael Kundera, | „ | „ | 1888 | 33 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Josua Josua, | verh. | Karwar, Heid.-Elementsch. | 1889 | 49 |
| Joel Schiri, | „ | Anilgodu | 1890 | 32 |

## Kasergod.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Ernst Diez, | mit Tochter | Gemeinde, Schule und Heidenpredigt. | 1891 | 66 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Daniel Andrea, | verh. | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1882 | 46 |
| Gottlieb Mabenna, | „ | „ „ Bekal | 1891 | 31 |
| Israel Elieser, | „ | Mandscheschwara | 1889 | 43 |
| William Fernandez, | „ | Kumbla-Schule | 1888 | 31 |
| Louis Fernandez, | „ | Bela-Schule | 1891 | 27 |
| Jesudasa Melottu, | unverh. | Kasergod, Heidenpredigt | 1892 | 29 |
| Gerson Soens, | verh. | Hosadurga, Rawaneschwara | 1890 | 39 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Jakob Antschen, | verh. | Bekal | 1889 | 27 |
| Paul Jesudasen, | „ | „ | 1889 | 45 |
| Israel Dschattanna, | „ | Tschittari | 1892 | 34 |
| Joseph Radschiwa, | unverh. | Mandscheschwara | 1892 | 25 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Kaljani Andrea, | unverh. | Kasergod, Heid.-Mädchensch. | 1891 | 21 |
| Mary Fernandez, | „ | „ | 1890 | 18 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| K. B. Ramarao, | verh. | Hosadurga, Heidenknabensch. | 1888 | 30 |
| Dasappa, | „ | „ „ | 1881 | 46 |
| P. Ramarao, | „ | „ „ | 1889 | 28 |
| Puruscha Najaka, | „ | Tschittari „ | 1890 | 27 |
| Narajanappa, | „ | „ „ | 1890 | 38 |
| Madhawarao, | „ | Bekal „ | 1888 | 26 |
| Wenkata Ramana, | „ | „ | 1882 | 32 |
| Annappaija, | „ | Kumbla „ | 1888 | 26 |
| Ramatschandra, | „ | „ | 1888 | 27 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| Anandarao, | verh. | Bela | 1889 | 33 |
| Bhawanirao, | " | Bangera Mandscheschwara | 1888 | 32 |
| Subbaraja, | " | " | 1888 | 28 |
| Venkateschaija, | " | Hosabetta Mandscheschwara | 1889 | 33 |
| Kaschawa, | " | Elementarschule | 1889 | 24 |
| Wenkatarao, | " | Hosabetta Mandscheschwara | 1891 | 31 |
| Narajana Malja, | " | Sekundarschule | 1892 | 19 |
| **Merkara.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Rudolf Schenkel, | mit Frau | Gemeinde u. Reisepred. in | 1892 | 42 |
| Jakob Sieber, | " " | Miss.-Handlung [Nordkurg | 1891 | 33 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Gabriel Almanda, | verh. | Gmde. u. Reisepred. in Nordkurg | 1892 | 42 |
| Satjanatha Sumanta, | " | Reisepredigt u. Kulimission | 1889 | 26 |
| **Christlicher Lehrer:** | | | | |
| Samuel Mangala, | unverh. | Hill's Schule | 1891 | 26 |
| **Christliche Lehrerin:** | | | | |
| Dewamma Almanda, | unverh. | Upway Gemeindeschule | 1892 | 16 |
| **Heidnischer Lehrer:** | | | | |
| K. S. Ramarao, | unverh. | Hill's Schule | 1892 | 24 |
| **Anandapur.** | | | | |
| **Europäischer Arbeiter:** | | | | |
| Otto Bode, | Witwer | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1888 | 32 |
| **Katechist:** | | | | |
| Samuel Furtado, | verh. | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1892 | 34 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Louis Salins, | verh. | Kuli-Mission | 1887 | 35 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| Bhinadschi Gudi, | verh. | High-School, Zeichnungsl. | 1891 | 24 |
| Atmarama Patki, | " | " Mahratti Munschi | 1892 | 22 |
| Nawadschkhan J. Pathan, | " | " Turnlehrer | 1892 | ? |
| Krischnadschi Negalur, | " | Kanaresische Schule | 1889 | 27 |
| Ramtschandra Doddamane, | " | " | 1892 | 25 |
| **Hubli.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Christian Warth, | mit Frau | Heidenpredigt | 1892 | 39 |
| Hermann Knittel, | " " | Gemeinde und Schule | 1890 | 35 |
| Philipp Stier, | unverh. | Sprachstud., Alt Hublischule | 1891 | 27 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Jeremia Sona, | verh. | Gemeinde | 1892 | 42 |
| Johann Prabhakar, | " | Heidenpredigt | 1892 | 48 |
| Benjamin Salins, | " | Unakallu-Gemeinde | 1892 | 33 |
| Aschirwada Khampur, | unverh. | Heidenpredigt | 1892 | 25 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Gabriel Mothapati, | verh. | Gemeindeschule | 1891 | 32 |
| Gideon Gokawi, | " | Althubli Heidenschule | 1892 | 26 |
| Abraham Medagoppa, | " | Unakallu Schule | 1892 | 24 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| Bhimadschi Gururao, | verh. | Althubli Heidenschule | 1890 | 34 |
| Andanappa Radscha, | " | " " | 1891 | 25 |
| **Bettigeri.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Bendicht Lüthi, | mit Frau | Gemeinde, Mittelschule u. Anstalt | 1890 | 37 |
| Hermann Risch, | " " | Schagoti, Reisepredigt | 1890 | 29 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Salomo Bhaskar, | verh. | Gemeinde | 1881 | 57 |

| Name | Stand | Arbeit | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Kolporteur:** | | | | |
| Jona Kore, | verh. | Südkurg | 1890 | 41 |
| **Christlicher Lehrer:** | | | | |
| Nath. Salins, | Witwe | Gemeindeschule | 1883 | 34 |
| **Dharwar.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Friedrich Ziegler, | mit Frau | High-School | 1878 | 60 |
| Gottlieb Großmann, | " " | Gemde Mädchen-Anst. Heidenpr. | 1887 | 44 |
| Gottlob Engel, | unverh. | Sprachstud. u High-School | 1892 | 24 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Salomo Dewada, | verh. | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1892 | 43 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Ratna Hittalamane, | verh. | Heidenpredigt | 1891 | 28 |
| **Bibelfrau:** | | | | |
| Gunawanti Dewada, | verh. | Dharwar-Stadt | 1892 | 26 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Alexander Dschagannathan, | verh. | High-School | 1888 | 27 |
| David Punita, | " | High-School | 1886 | 40 |
| Ananda Bhaskar, | " | " | 1887 | 28 |
| Annanda Banna, | " | Gmde-Mädch.-u. Anstaltssch. | 1884 | 36 |
| Padma Kallahandi, | " | " | 1891 | 20 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Bhagyawanti Ullagadde, | Witwe | Hausmutter, Mädchen-Anst. | 1887 | 49 |
| Maria Kuschala, | " | Gehilfin, Mädchen-Anstalt | 1892 | 31 |
| Subhadri Malhar, | " | Mädchenanstalt | 1892 | 21 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| Hari Dschambhekar, | verh. | High-School | 1891 | 34 |
| Krischnayer Lalgudi, | " | " | 1891 | 21 |
| Subramanjaijer Lalgudi, | " | " | 1889 | 27 |
| [illegible] Schimigeri, | " | " | 1892 | 22 |
| [illegible]schathar, | " | " | 1891 | 28 |
| [illegible] Pete, | " | " | 1885 | 50 |
| [illegible]ge, | " | " , Kan. Munschi | 1887 | 27 |

| Name | Stand | Arbeit | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| David Subbrao, | verh. | Mittelschule | 1890 | 29 |
| Salomo Bangera, | unverh. | " | 1892 | 25 |
| Franklin Aiman, | Witwer | Reisepredigt | 1890 | 28 |
| Henry Kodot, | verh. | Gemeinde Schagoti | 1892 | 28 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Silas Boragai, | verh. | Reisepredigt | 1892 | 46 |
| Stephan Sagari, | " | " | 1892 | 32 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Elisabeth Katarki, | Witwe | Bettigeri | 1892 | 38 |
| Prakaschi Arawattige, | " | " | 1892 | 27 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Daniel Uttengi, | verh. | Knabenanstalt | 1884 | 34 |
| Sumitra Prabhu, | " | " | 1890 | 26 |
| Amrita Kathari, | unverh. | " | 1891 | 20 |
| Rafael Naga, | verh. | Heiden-Elementarschule | 1891 | 20 |
| Gnana Bettigeri, | unverh. | " | 1892 | 20 |
| William Bhangari, | verh. | Schagotischule | 1892 | 24 |
| Dewaputra Sullada, | unverh. | Malasamudraschule | 1892 | 21 |
| **Heidnischer Lehrer:** | | | | |
| Babanni Kabadi, | verh. | Heiden-Elementarschule | 1877 | 31 |
| **Guledgudd.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Friedrich Eisfelder, | mit Frau | Gemeinde u. Kardenhalli | 1890 | 42 |
| Theodor Lutz, | " " | Muschtigeri, Halkurgi u. Reisepr. | 1889 | 31 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Israel Dalabhandschana, | verh. | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1891 | 33 |
| Joseph Keiranna, | " | Kardenhalli | 1887 | 31 |
| Stephan Mathapati, | " | Muschtigeri | 1892 | 29 |
| Daniel Patti, | " | Murudi und Reisepredigt | 1890 | 39 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Daniel Najaka, | verh. | Halkurgi | 1891 | 38 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Rahel Rangaredschi, | Witwe | Guledgudd | 1884 | 58 |
| Salome Sakkare, | " | " | 1884 | 43 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| nmanuel Nirmanika, | verh. | Koschtapete Heidenschule | 1891 | 35 |
| ilipp Ullagadde, | " | " " | 1890 | 26 |
| dschaguna Medagoppa, | unverh. | Gemeindeschule | 1892 | 21 |
| urita Schillabhada, | verh. | Kardenhalli | 1892 | 31 |
| **Bidschapur.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| avid Berli, | mit Frau | Heidenpredigt | 1889 | 37 |
| **Katechist:** | | | | |
| oseph Dalabhandschana, | verh. | Heidenpredigt | 1891 | 32 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| bed Gundi, | verh. | Heidenpredigt | 1892 | 26 |
| atjarthi Basutkar, | " | " | 1892 | 48 |
| **Christlicher Lehrer:** | | | | |
| ewapria Arawattige, | verh. | Neu-Bazarschule | 1891 | 39 |
| **Kannanur.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| ohannes Ostermeyer, | mit Frau | Gemeinde und Schulen | 1886 | 37 |
| arl Hole, | " " | Reisepredigt | 1890 | 33 |
| ilh. Schönthal, | " " | Weberei | 1870 | 49 |
| ottlieb Sautter, | unverh. | " | 1890 | 28 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| tephan Tschandren, | verh. | Tschowa | 1891 | 50 |
| **Katechisten:** | | | | |
| bia Edapalen, | verh. | Gemeinde | 1888 | 30 |
| ntony Waliatingara, | Witwr. | Reisepredigt | 1891 | 47 |
| azar Kallat, | verh. | Tschirakal, Reisepredigt | 1892 | 32 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| Stephan Kallat, | verh. | Talatscheri, Gemeinde | 1892 | 40 |
| Isaak Job Amattil, | " | Andscharakandi | 1892 | 30 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Joseph Murkotten, | verh. | Talatscheri | 1882 | 60 |
| **Kolporteur:** | | | | |
| Abia Utschanwalli, | verh. | Nettur | 1884 | 32 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Hanna Hassen, | Witwe | Nettur | 1884 | 53 |
| Rhoda Simon, | " | " | 1884 | 44 |
| Julia Mandodi, | verh. | Talatscheri | 1885 | 45 |
| Michal Wedamuttu, | " | " | 1888 | 39 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Joseph Mulil, | verh. | Nettur, christl. High School | 1890 | 30 |
| John Kurien, | " | " " | 1890 | 32 |
| G. Verghese, | " | " " | 1892 | 26 |
| John Satjarthi, | " | " " | 1885 | 31 |
| Nathan Simon, | " | Prediger-Seminar | 1880 | 53 |
| Simon Sandhi, | " | Christliche High School | 1884 | 49 |
| Konstantin Salem, | " | " " | 1888 | 27 |
| Lazar Tschattenkutti, | " | " " | 1892 | 25 |
| John Kattuparambu, | unverh | " " | 1892 | 22 |
| Benjamin Joseph, | verh. | Parsi High School | 1892 | 30 |
| Micha Makaden, | " | " " | 1884 | 33 |
| Charly Ponon, | " | " " | 1891 | 28 |
| Abel Martin, | " | Dharmapattanam | 1884 | 32 |
| Jesuwadien Wedamuttu, | " | Fischerdorf | 1867 | 56 |
| Theophil Mattu, | " | Andscharakandi | 1889 | 32 |
| Nathanael Hermon, | " | Kuttuparambu | 1883 | 32 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Rahel Parambat, | verh. | Nettur, christl High School | 1892 | 19 |
| Phöbe Jakobi, | Witwe. | Talatscheri Mädchenschule | 1891 | 31 |
| Rebekka Joseph, | verh. | " " | 1892 | ? |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Paul Sneham, | verh. | Tschowa, Reisepredigt | 1885 | 58 |
| Abraham Para, | " | Tschirakal " | 1884 | 39 |
| Philipp Makaden, | " | Taliparambu, " | 1889 | 34 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Elias Nambi, | verh. | Taliparambu, Reisepredigt | 1880 | 56 |
| **Kolporteur:** | | | | |
| Obed Sneham, | verh. | Nord-Malabar | 1872 | 52 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Felicitas Peter, | verh. | Kannanur | 1887 | 25 |
| Hanna Sneham, | " | " | 1889 | 43 |
| **Christliche Lehrer.** | | | | |
| Simson Kottai, | verh. | Gemeindeschule | 1891 | 28 |
| Benjamin Edakaden, | verh. | " | 1890 | 29 |
| Michael Michael, | unverh. | " | 1891 | 20 |
| Titus Padiath, | verh. | Tschowa Gemeindeschule | 1881 | 49 |
| Josua Waliawallappen, | verh. | " " | 1892 | 39 |
| Joseph Thomas, | unverh. | Taliparambu Heidenschule | 1891 | 21 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Leisa Sneham, | unverh. | Kannanur, Gemeindeschule | 1892 | 20 |
| Ruth Kottai, | verh. | " " | 1892 | 27 |
| Jael Porattur, | Witwe | Tschowa, Gemeindeschule | 1892 | 27 |
| **Heidnischer Lehrer:** | | | | |
| Ramen Wariar, | verh. | Taliparambu Heidenschule | 1891 | 35 |

## Talatscheri.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Joh. Frohnmeyer, | mit Frau | Nettur Gemeinde, Prediger und Schullehrer Seminar | 1886 | 42 |
| Wilhelm Dilger, | " " | Talatsch. Gem. Parsi High School | 1891 | 37 |
| Friedrich Rehm, | " " | Nettur, Christl. High School | 1892 | 31 |
| Wilhelm Bader, | " " | Nettur, Prediger Seminar | 1891 | 30 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Kornelius Hutten, | verh. | Dharmapatt. Reisepredigt | 1889 | 50 |
| **Katechisten:** | | | | |
| …thy Parakandi, | Witwer | Nettur, Gemde. u. Schulen | 1888 | 45 |
| …Aruon, | verh. | Nettur, Sem. u. High School | 1880 | 35 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| J. Kundschi Ramen, | unverh. | Parsi High School | 1892 | 23 |
| Kollangode Subrahmanjayer, | " | " " | 1890 | 23 |
| Bappu Munschi, | verh. | " " | 1852 | 62 |
| L. Kanari, | unverh. | " " | 1892 | 26 |
| Madathil Ramen Najer, | verh. | " " | 1883 | 45 |
| Edodjil Kunjappen, | " | " " | 1886 | 51 |
| Pudiath Krischnen, | " | " " | 1876 | 43 |
| K. Kannen, | " | " Turnlehrer | 1890 | 31 |
| Tschattukutti Nambiar, | " | Chr. High School, Munschi, | 1890 | 26 |
| Padikall Kelan, | " | Dharmapattanam | 1885 | 54 |
| Kunkan Wittil Peitel, | " | Fischerdorf | 1885 | 32 |
| M. Manden, | " | " | 1888 | 20 |
| P. Kunjambu, | " | Andscharakandi | 1886 | 31 |
| Mambali Koren, | " | Kuttuparambu | 1888 | 34 |

## Tschombala.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Immanuel Weismann, | mit Frau | Gemeinde, Anstalt Schulen | 1890 | 37 |
| Gustav Peter, | " " | Reisepredigt, Schulen | 1891 | 35 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Gabriel Piratschen, | Witwer | Reisepredigt | 1880 | 61 |
| Abel Kattuparambu, | verh. | Tschombala Gemeinde | 1886 | 59 |
| Tobias Tschembenkoden, | " | Mahe Gemeinde | 1881 | 52 |
| Jakob Kumaren, | " | Muwerattu, Reisepredigt | 1884 | 55 |
| Henry Menzel, | " | Wadagara, " | 1882 | 34 |
| **Kolporteure:** | | | | |
| Nathanael Napalli, | verh. | Missions-Kolporteur | 1890 | 3… |
| Silas Tschettiankandi, | " | Bibel- " | 1883 | 4… |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Maria Padiath, | verh. | Mahe | 1890 | 2… |
| Martha Padiath, | " | " | 1890 | 2… |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Peter Hermon, | verh. | Mädchen Anstalt | 1890 | 4… |
| Silas Hanoch, | " | " " | 1880 | 3… |
| David Gomer, | " | Karakadu Schule | 1891 | 3… |
| Mose Heber, | unverh. | Wadagara " | 1891 | |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| enjamin George, | verh. | Muwerattu-Schule | 1887 | 36 |
| oseph Nanu, | unverh. | Pejoli " | 1888 | 31 |
| avid Abjathar, | " | " " | 1892 | 24 |
| ose Ponon, | verh. | Mahe Franco A. B. Sch. | 1881 | 39 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| a Mulit, | Witwe | Hausmutter Mädch. Anstalt | 1881 | 53 |
| uth Mawattil, | verh. | Mädchenanstalt | 1883 | 31 |
| lisabeth Pojil, | unverh. | " | 1889 | 20 |
| hsa Pundi, | " | " | 1889 | 25 |
| nna Makaden, | Witwe | " | 1891 | 24 |
| ichal Puttenwidu, | verh. | " | 1892 | 24 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| harotte Ananden, | unverh. | Mahe, Franko Angl. B. Sch. | 1891 | 21 |
| K. Piraischen, | verh. | " " " | 1888 | 38 |
| nsi Ramen, | unverh. | " " " | 1891 | 23 |
| Kannen, | verh. | Karakadu Schule | 1888 | 30 |
| ttatil Ramen, | " | Wadagara Schule | 1888 | 26 |
| iothi Ramen, | " | Pejoli " | 1887 | 40 |
| nnen Najer, | " | " | 1892 | 30 |
| Kelan, | " | Muwerattu " | 1885 | 33 |
| **Kalikut.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| akob Lauffer, | mit Frau | Gemeinde und Schulen | 1891 | 58 |
| ranz Matthissen, | " " | Zur Erholung in Kunnur | 1889 | 53 |
| ugen Liebendörfer, | " " | Medizinische Mission | 1886 | 40 |
| heophil Strobel, | " " | Anglo Vern. Schule | 1892 | 31 |
| otthilf Benner, | " " | Ziegelei | 1890 | 42 |
| riedrich Bolz, | " " | Weberei | 1888 | 31 |
| eorg Kehrer, | unverh. | Missionshandlung | 1888 | 28 |
| einrich Keßler, | " | " | 1891 | 21 |
| Emma Ner, | unverh. | Gemeinde Mädchen-Schule | 1889 | 21 |
| Hanna Hoar, | " | Heiden Mädchen Schule | 1882 | 36 |
| Asuba Wittu, | " | " " | 1889 | 25 |
| Angela ? | verh. | Kleinkinderschule | 1892 | 24 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| Sankara Najer, | verh. | Anglo Vern. Schule | 1892 | 45 |
| A. Padmanabha Aijer, | " | " " " | 1891 | 42 |
| Sankara Narajana Aijer, | " | " " " | 1889 | 21 |
| Gawinda Menon, | " | " " " | 1881 | 33 |
| Sankuni Najer, | " | " " " | 1892 | 22 |
| Sanskritmunschi Schastri, | " | " " " | ? | ? |
| Abdul Gaffer, | " | Turnlehrer " | 1886 | 30 |
| U. Ramuni, | " | Korapura | 1887 | 39 |
| P. Kannen, | " | Pudiangadi | 1879 | 45 |
| Kunkan Nambiar, | unverh. | Koilandi Vikt. Jub. Schule | 1892 | 20 |
| Atschutan Najer, | verh. | " " " | 1889 | 39 |
| Ananten Najer, | " | " " " | 1892 | 22 |
| Tschattu Kutti, | " | " " " | 1892 | 23 |
| Sanskrit Munschi, | unverh. | " " " | 1892 | 24 |
| Tschakutti, | " | " " Turnlehrer | 1892 | 18 |
| **Kodakal.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Jakob Jaus, | mit Frau | Gemde. u. Paraperi Anstalt | 1888 | 37 |
| Rudolf Boßhardt, | unverh. | Schule und Reispredigt | 1889 | 30 |
| Karl Feuchter, | mit Frau | Ziegelei | 1891 | 50 |
| Friedrich Boas, | unverh. | " | 1892 | 25 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Cyprian Arunatschalam, | verh. | Gemeinde | 1887 | 37 |
| Isaak Laban, | " | Reisepredigt | 1889 | 44 |
| Zacharias Pilakadu, | unverh. | " | 1891 | 26 |
| Esra Arunatschalam, | verh. | Ponani, Reisepredigt | 1881 | 58 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Pfarrer:** | | | | |
| Jonas Padiath, | Witwer | Gemeinde | 1868 | 49 |
| **Evangeliſt:** | | | | |
| Nathanael Arukanden, | verh. | Reiſepr., Mittel-Malabar | 1886 | 43 |
| **Katechiſten:** | | | | |
| Paul Tſchittayagam, | verh. | Reiſepredigt | 1884 | 66 |
| Salomon Makaden, | " | " | 1884 | 31 |
| Aſchannajen Tumaren, | " | Ziegelei Gemeinde | 1892 | 30 |
| Dewaſahajam Mandodi, | unverh. | Mediziniſche Miſſion | 1892 | 24 |
| Joſeph Mandodi, | verh. | Koilandi Gemde. u. Reiſepr. | 1889 | 44 |
| Stephan Tſchattotu, | " | Koilandi Reiſepredigt | 1890 | 32 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Martha Watſchalen, | verh. | Kalikut | 1884 | 44 |
| Martha Tſchittayagam, | " | " | 1888 | 51 |
| Maria Hermon, | Witwe | Spital, Kalikut | 1892 | 30 |
| **Chriſtliche Lehrer:** | | | | |
| Eſra Padiath, | verh. | Gemeinde Knaben Schule | 1890 | 27 |
| David Nambi, | " | " " " | 1888 | 26 |
| John Makaden, | " | " " " | 1890 | 24 |
| C. O. Warki, | " | Gemeinde Mädchen Schule | 1870 | 48 |
| G. Zacharias, | " | Anglo Vern. Schule | 1885 | 31 |
| Iſaak Makaden, | Witwer | " " " | 1877 | 38 |
| Thomas Puttenwittu, | verh. | " " " | 1876 | 42 |
| Tobias Hoar, | " | " " " | 1885 | 27 |
| Theophil Puttenpurajil, | " | " " " | 1885 | 29 |
| Timothy Kaleb, | " | " " " | 1892 | 25 |
| Zacharias Tſchandren, | " | Pudiangadi | 1891 | 43 |
| Samuel Elias, | " | Korapura | 1887 | 36 |
| Benjamin Hermon, | " | Koilandi Vikt. Jub. Schule | 1891 | 29 |
| Joſeph Napalli, | unverh. | " " " | 1890 | 23 |
| Daniel David, | " | Kollam Gemeinde Schule | 1892 | ? |
| **Chriſtliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Joveline Kudakal, | verh. | Gemeinde Mädchen Schule | 1889 | 27 |
| Eliſabeth Panakal, | " | " " " | 1888 | 28 |
| Maria Matthai, | unverh. | " " " | 1887 | 27 |
| …ela Watſchalen, | " | " " " | 1887 | 24 |
| …lla Warki, | " | " " " | 1890 | 20 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Noah Edapalen, | verh. | Paraperi, Reiſepredigt | 1892 | 27 |
| Iſrael Tſchowalur, | " | Palat, " | 1892 | 24 |
| **Kolporteur:** | | | | |
| Daniel Walliawalappen, | verh. | Kodakal | 1891 | 29 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Hanna Peter, | verh. | Kodakal | 1891 | 38 |
| Karoline Hermon, | " | " | 1891 | 39 |
| **Chriſtliche Lehrer:** | | | | |
| Theophil Tſchemenur, | verh. | Paraperi Anſtalt | 1883 | 34 |
| Jakob Boas, | " | " " | 1890 | 29 |
| Mark Kuttikan, | " | " " | 1883 | 38 |
| Methuſala Peter, | " | Kodakal Gemeinde Schule | 1873 | 46 |
| Samuel Perimben, | " | " " " | 1891 | 24 |
| C. B. Tſcherjan, | unverh. | Ponani Angl. Vern. Schule | 1891 | 36 |
| P. M. John Kurian, | verh. | " " " | 1888 | 29 |
| Samuel Cabral, | " | " " " | 1890 | 28 |
| Samuel Hermon, | " | Tritala Schule | 1892 | 25 |
| **Chriſtliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Ruth Mulil, | unverh. | Paraperi Anſtalt | 1892 | 28 |
| Emilie Perimben, | verh. | Kodakal Gemeinde Schule | 1892 | 19 |
| **Heidniſche Lehrer:** | | | | |
| Gopalen Menon I., | verh. | Ponani, Angl. Vern. Schule | 1887 | 29 |
| Narajana Taraken, | " | " " " | 1892 | 23 |
| Gopalen Menon II., | " | " " " | 1887 | 29 |
| C. Ramuni Menon, | " | Tritala Schule | 1892 | ? |

## Waniyankulam.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäiſche Arbeiter:** | | | | |
| Simeon Walter, | mit Frau | Gmde., Schulen, Heidenpr. | 1887 | 51 |
| Philipp Weidner, | unverh. | Sprachſtudium | 1892 | 25 |
| **Katechiſten:** | | | | |
| Abraham Arangaden, | verh. | Heidenpredigt | 1886 | 53 |
| Charles Hermon, | " | Angadipuram | 1892 | 36 |
| George Peter, | " | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1890 | 37 |
| Luke Napalli, | unverh. | Heidenpredigt | 1892 | 26 |
| Dewaprien Amengara, | " | " | 1892 | 23 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| ..mazia Mulil, | unverh. | Anglovernakular-Schule | 1890 | 29 |
| ..istia Aschariwallapil, | verh. | " " | 1887 | 32 |
| ..aleb Appaijen, | " | Panamanna | 1891 | 49 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| ..arunagaren Najer, | unverh. | Anglovernakular-Schule | 1892 | 21 |
| .. Subramanjajier, | " | " | 1892 | 19 |
| .. Keschawen Najer, | " | " | 1892 | 26 |
| .. Namuni Najer, | " | " | 1886 | 29 |
| ..urufen Tschetti, | verh. | " | 1891 | 31 |
| .. P. Adschutan, | " | Panamanna | 1891 | 37 |
| **Palghat.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| ..oh. Gottfried Kühnle, mit Frau | | Gemeinde u. Schulen | 1889 | 42 |
| ..heodor Uber, | unverh. | Sprachstudium | 1892 | 29 |
| **Evangelist:** | | | | |
| ..ohn Zacharias, | verh. | Heidenpred., Süd-Malabar | 1889 | 52 |
| **Katechisten:** | | | | |
| ..oseph Taddai, | verh. | Gemeinde | 1891 | 46 |
| ..ohn Amengaren, | " | Panajur | 1889 | 30 |
| ..amuel Ambattu, | " | Heidenpredigt u. Gemeinde | 1889 | 29 |
| ..oah Benjamin, | " | Wadackentscheri | 1888 | 27 |
| ..aul Selwam, | " | Palghat, Heidenpredigt | 1890 | 28 |
| **Kolporteure:** | | | | |
| ..aniel Njarakaden, | verh. | Palghat | 18[illegible]9 | 59 |
| ..mmanuel Ittiraritschen, | " | " | 1888 | 37 |
| ..aul Puttampura, | unverh. | " | 1892 | 29 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| ..oses Atschat, | verh. | Anglovernakular-Schule | 1890 | 32 |
| ..ndrew Hutten, | " | " | 1890 | 33 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| Gnanasigamani, | unverh. | Adikarhatti | 1892 | 19 |
| Mose Bommanna, | " | Manihatti | 1889 | 21 |
| H. Ephraim, | " | Hosahatti | 1892 | 22 |
| P. Jesudasen, | " | Horanhalli | 1892 | 20 |
| P. Aaron Dawar, | verh. | Kullakambe | 1892 | 38 |
| Christ. Ananda, | unverh. | Kolimale | 1891 | 19 |
| M. Kaleb, | " | Tummanhatti | 1891 | 20 |
| S. Parandschoti, | " | Kallhatti | 1890 | 21 |
| A. Michael, | " | Scholur | 1892 | 19 |
| A. Aschirwada, | " | Kilkunde | 1891 | 20 |
| Robert Peter Barnabas, | verh. | Jedekadu | 1891 | 26 |
| **Christliche Lehrerin:** | | | | |
| Martha David, | verh. | Keti, Badaga-Mädchenschule | 1891 | 20 |
| **Kotageri.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Wilhelm Sikemeier, | mit Frau | Gmde, Außenst. u. Heidenpr. | 1885 | 49 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Jakob Kanaka, | verh. | Gmde., Schulen, Heidenpr. | 1867 | 45 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Christian Adscha, | verh. | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1886 | 52 |
| Joseph Hiria, | " | Heidenpredigt | 1889 | 29 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| B. Gnanapragasam, | verh. | Gemeinde u. Anst.-Schule | 1882 | 29 |
| S. M. Gnanapragasam, | " | Dimhatti Nachtschule | 1891 | 23 |
| Simon Bala, | " | Nachtschule im Kotadorf und Gundhada-Schule | 1886 1888 | 38 |
| Benjamin Samuel, | " | Horasole-Schule | 1890 | 31 |
| Moses Malli, | unverh. | Milidenu-Schule | 1888 | 23 |
| Salomon Radschendram, | verh. | Kodanad, Gemeindeschule | 1889 | 25 |
| Johann Bella, | unverh. | Kerbetta | 1891 | 23 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| K. Satjadasen, | verh. | Anglovernakular-Schule | 1891 | 42 |
| Jesajas Mandodi, | " | Malparambuschule | 1892 | 50 |
| Daniel Warki, | " | " | 1892 | 22 |
| Paul Kalarikal, | " | Panajur | 1879 | 42 |
| Philipp Kutantscherri, | " | Wadackentscheri | 1889 | 38 |
| **Christliche Lehrerin:** | | | | |
| Lizzia Daniel, | unverh. | Gmeindemädchenschule | 1891 | 18 |
| **Heidnische Lehrer:** | | | | |
| Sundereschwara Aijer, | verh. | Anglovernakular-Schule | 1890 | 41 |
| K. Raman Aijer, | " | " | 1891 | 39 |
| K. S. Ischwara Aijer, | " | " | 1890 | 29 |
| M. Palaniwelen, | unverh. | Panajur | 1890 | 30 |

## Keti.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| William Stokes, | mit Frau | Kunnur | 1892 | 55 |
| Wilhelm Lütze, | " " | Gemeindeschulen, Heidenpr. | 1885 | 43 |
| Gottlob Wieland, | " " | Sprachstud. u. Heidenpr. | 1891 | 30 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Johann Philipp, | verh. | Gemde.-Schulen, Heidenpr. | 1881 | 37 |
| Jesaia Schanta, | unverh. | " " | 1890 | 24 |
| Karl Satjanathan, | verh. | Hulikall, Gmde. u. Kulimiss. | 1886 | 36 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Jesaia Konga, | verh. | Kerehada, Heidenpredigt | 1889 | 59 |
| Salathiel Soens, | " | Heidenpredigt und Schulen | 1892 | 30 |
| **Bibelfrauen:** | | | | |
| Guana Tschauri, | ? | Keti und Umgebung | 1890 | 39 |
| Salome Hiria, | verh. | " " " | 1891 | 27 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| S. Schantappen, | verh. | Knabenanstalt u. Seminar | 1891 | 24 |
| Chr. Edw. Gnanamani | " | " " | 1892 | 25 |
| Aaron Bommanna, | verh. | " " | 1889 | 22 |
| ...ndappen, | " | Hulikall | 1887 | 32 |
| ...jamin, | " | Kateri | 1889 | 25 |
| ...ari, | " | " | 1891 | 22 |
| ...h, | unverh. | Adikarhatti | 1890 | 26 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Joseph Belli, | unverh. | Dschakanare | 1892 | 22 |
| Joseph Patsche, | " | Bergani | 1892 | 22 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Katharina John, | Witwe | Anstalt, Aufseherin, | 1886 | 38 |
| Sarah Malli, | unverh. | Gemeinde u. Anst.-Schule | 1889 | 19 |

# B. China.

## Hongkong.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Gottlieb Reusch, | mit Frau | Gemeinde und Schulen | 1877 | 44 |
| Friedrich Kircher, | " " | Gem.-Kassier u. Spedition | 1887 | 33 |
| **Katechist:** | | | | |
| Kong Fai tshin, | verh. | Gemeinde | 1888 | 42 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Li-A-fat, | verh. | Heidenpredigt | 1889 | 57 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Wong Schin tschin, | verh. | Saukiwan | 1891 | 37 |
| Wong Khi tschin, | " | Tschhim Schui pu | 1889 | 29 |
| Tschong Kok fui, | Witwer | Thokawan | 1891 | 57 |
| **Christliche Lehrerinnen** | | | | |
| Li Enk yau, | unverh. | Gemeindeschule | 1877 | 32 |
| Lin Loi kyau, | " | " | 1880 | 27 |
| Fong Sz tshin, | " | " | 1891 | 17 |

## Likong.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Martin Schaub, | mit Frau | Gemeinde und Seminar | 1877 | 42 |
| Wilhelm Ebert, | " " | Filial und Seminar | 1892 | 28 |
| Marie von Rausch, | unverh. | Sprachstudium | 1892 | 29 |
| **Eingeborener Missionar:** | | | | |
| Li Schinen, | Witwer | Anstalt und Heidenpredigt | 1891 | 37 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| Tschong Schang fo, | verh. | Gemeinde und Seminar | 1892 | 37 |
| Ho Thai khong, | " | Thonglak | 1890 | 38 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Tsen Tschung fat, | verh. | Knabenanstalt | 1891 | 31 |
| Tsen Fuk min, | " | " | 1892 | 23 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Kong Yun kyau, | Witwe | Mädchenschule | 1890 | 24 |
| Kong En kyau, | unverh. | " | 1889 | 19 |
| **Heidnischer Lehrer:** | | | | |
| Tsen Tsau sun, | verh. | Seminar | 1891 | 46 |
| **Tschonghangkang.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Heinrich Bender, | mit Frau | Gemeinde und Filialen | 1890 | 60 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Lin Tschong hin, | verh. | Gemeinde und Filialen | 1891 | 48 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Phang Schinen, | verh. | Tschongsanheu | 1891 | 34 |
| Wan En fung, | " | Tshyang-khai | 1892 | 28 |
| Tschong Sip yin, | " | Lyungkongtsai | 1891 | 28 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Tschong Hyapkong, | verh. | Panthen | 1885 | 31 |
| Ho Thai tschin, | " | beurlaubt | — | 34 |
| **Christlicher Lehrer:** | | | | |
| Tschhin Yun khong, | verh. | Tschonghangkang | 1891 | 25 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| Phang Fon syong, | verh. | Schakha | 1891 | 46 |
| Li Yin fat, | " | Pu-tshen | 1889 | 27 |
| Tsen En kong, | " | Futschukpai | 1889 | 27 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Ng Fon sin, | verh. | Schong ngi | 1891 | 43 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Kong Thau schin, | verh. | Knabenanstalt | 1891 | 26 |
| Tschong Tshyung tschin, | " | Tshyang khai | 1889 | 47 |
| Tham Tet fa, | " | Schakha | 1891 | 62 |
| **Hoschuwan.** | | | | |
| **Eingeborener Missionar:** | | | | |
| Kong Fallin Ayun, | mit Frau | Gemeinde, Außenstationen | 1885 | 46 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Tschong Hyap kwui, | verh. | Hoschuwan; Wong thong | 1890 | 24 |
| Tschu Fung en, | ? | Wong thong | 1892 | ? |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Li Tschhun min, | verh. | Tungsimpa Pak khai | 1891 | 27 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Tschhin Yun kong, | ? | Yong tsong phai | 1891 | ? |
| Tschong Fa kong, | ? | Khai mui | 1887 | ? |
| Ngui Thau fen, | ? | Thaipi | 1889 | ? |
| **Nyenhangki.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| David Schaible, | mit Frau | Schulen | 1887 | 40 |
| Jakob Leonhardt, | " " | Gemeinde, Außenstationen | 1892 | 37 |

## Longheu.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Rudolf Ott, | mit Frau | Gemeinde, Anstalt, Filiale | 1890 | 43 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Tschong Schang yong, | verh. | Longheu | 1891 | 40 |
| Tschhin Tshin ngi, | " | Maham | 1892 | 28 |
| Tschong Schang sin, | " | Hakkathung | 1892 | 35 |
| **Christlicher Lehrer:** | | | | |
| Kong Tschhong kwui, | verh. | Mädchenanstalt | 1891 | 43 |
| **Christliche Lehrerin:** | | | | |
| Tsen En fong, | Witwe | Mädchenanstalt | 1891 | 37 |

## Khitschhung.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Eingeborener Missionar:** | | | | |
| Tschin Minsyu, | mit Frau | Gemeinde | 1887 | 49 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Hyu Min syu, | verh. | Khitschhung | 1892 | 35 |
| Wong Schinen, | " | Pet lyang | 1892 | 26 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Wong Ngi, | verh. | Thai yu | 1891 | 61 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Tseu Thin khyun, | verh. | Khitschhung | 1892 | 50 |
| Tschin Yun fo, | unverh. | Schong thung | 1892 | 28 |
| Phan Kin schong, | verh. | Tui mun hoi | 1892 | 21 |

## Futschukpai.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Gustav Gußmann, | mit Frau | Gemeinde und Anstalt | 1886 | 49 |
| **Eingeborener Missionar:** | | | | |
| …in Asi, | mit Frau | Außenstationen; Heidenpred. | 1887 | 41 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| Tschhung Tshin nyen, | verh. | Mittelschule | 1889 | 27 |
| Lin Schen nyen, | " | Nyenhangli | 1888 | 25 |
| Schim Yin tschin, | " | Tschamhang | 1891 | 24 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Ku Loi min, | verh. | Knabenanstalt | 1888 | 30 |
| Li Yun fong, | " | " | 1891 | 36 |
| Tschong Hau sin, | " | Hoschuphai | 1891 | 30 |
| Yap Yuk fa, | " | Khim heu thong | 1891 | 27 |
| **Heidnischer Lehrer:** | | | | |
| Yap Ts- tsyang, | verh. | Mittelschule | 1891 | 52 |

## Moilim.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Paulus Kammerer, | mit Frau | Moilim | 1889 | 41 |
| Jakob Flad, | " " | " | 1892 | 32 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Tschong Thau phin, | verh. | Moilim | 1890 | 27 |
| Tsen Fuk nen, | " | Tshoithung | 1890 | 28 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Ngui Syak kong, | verh. | Sungtheu | 1891 | 42 |
| Wun En yin, | " | Thongschun tshai | 1891 | 37 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Ku Thau fa, | ? | Moilim | 1892 | ? |
| Ku Sinen, | ? | Lautheu | 1892 | ? |
| Tschong Tschung fo, | ? | Sungtheu | 1892 | ? |
| Ng Sin fong, | ? | Haphat | 1892 | ? |
| Tschhin Thau tschin, | ? | Tshoi thung | 1892 | ? |

## Tschongtshun.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Rudolf Kutter, | mit Frau | Gemde., Anstalt u. Außenst. | 1892 | 31 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| ...ong Tshun fui, | verh. | Mädchenanstalt | 1891 | 32 |
| ...g Yau fut, | " | Sungtheu | 1892 | 27 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| ...shi Syak en, | verh. | Thai pu phyang | 1892 | 33 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| ...eu Wui kong, | verh. | Tschongtshun | 1890 | 41 |
| ...schung Yun kong, | " | Thai pu phyang | 1891 | 22 |
| ...en Fuk khong, | " | Sungtheu | 1892 | 34 |
| **Hokschuha.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| ...eorg Morgenroth, | mit Frau | Gem., Anstalt, Heidenpred. | 1890 | 40 |
| ...eorg Ziegler, | " " | Außenstationen, " | 1887 | 33 |
| **Katechisten:** | | | | |
| ...ong Then nyuk, | verh. | Pokschakha | 1889 | 33 |
| ...en Khi lan, | " | Wongtshun | 1889 | 27 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| ...ong En kau, | verh. | Hokschuha | 1892 | 53 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| ...i Tschhun meu, | verh. | Hokschuha | 1892 | 31 |
| ...schong Sin yin, | " | Wongtshun | 1892 | 57 |
| ...ong Tsyok syu, | " | Li ma schak | 1892 | 40 |
| ...i Yin fong, | " | Wong sa hang | 1890 | 25 |
| **Hinnen.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| ...udolf Lechler, | mit Frau | Außenstationen, Heidenpred. | 1889 | 68 |
| ...einrich Ziegler, | " " | Gemeinde, Anstalt, " | 1891 | 39 |

## C. Auf der Goldküste.

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Christiansborg** (mit Akra). | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Herm. Ludw. Rottmann, | mit Frau | Generalagent | 1854 | 60 |
| Jakob Schopf, | " " | Gemeinde u. Außenstation. | 1892 | 41 |
| Gottfried Zürcher, | unverh. | Mittelschule | 1890 | 29 |
| Wilhelm Dietrich, | " | Knabenanstalt | 1891 | 25 |
| Wilhelm Duisberg, | mit Frau | Akra-Handlung | 1890 | 55 |
| Jakob Rösle, | unverh. | " " | 1881 | 33 |
| Oskar Thal, | mit Frau | Spedition | 1889 | 34 |
| Martin Binhammer, | unverh. | Akra-Handlung | 1890 | 25 |
| Johannes Götz, | " | " " | 1891 | 22 |
| Paul Hutter, | " | " " | 1892 | 25 |
| Johannes Bächtle, | mit Frau | Schlosserei | 1887 | 33 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Karl Reindorf, | verh. | Gemeinde | 1882 | 58 |
| **Evangelist:** | | | | |
| Benjamin Adschei, | verh. | Täschi, Reisepredigt | 1892 | 55 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Samuel Ofei, | verh. | Christiansborg | 1859 | 41 |
| Eduard Mate, | " | Täschi | 1883 | 37 |
| Peter Antefon, | " | La | 1892 | 38 |
| Isaak Odoi, | " | Akra | 1892 | 34 |
| Ludwig Richter, | " | Mittelschule | 1884 | 29 |
| Robert Doku, | unverh. | " | 1892 | 27 |
| Elias Ablo, | " | " | 1892 | ? |
| Samuel Holm, | verh. | Knabenanstalt | 1892 | 31 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| Lo Then schu, | verh. | Lokong | 1890 | 38 |
| Tschong Kong yi, | " | Yong poi | 1889 | 31 |
| Lyau Then fa, | " | Hinnen | 1892 | 24 |
| Lo Sin wui, | " | Lokong | 1892 | 29 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Then Then schu, | verh. | Saphyang | 1889 | 52 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Lyong Schi en, | verh. | Knabenanstalt | 1891 | 37 |
| Wong Yun tshin, | " | Thai lyung then | 1892 | 57 |
| Yen Pau ngi, | ? | Lokong | 1889 | 68 |
| Tsen Sin li, | ? | Lan yu | 1890 | 40 |
| **Christliche Lehrerin:** | | | | |
| Yeu Sin tschau, | Witwe | Mädchenanstalt | 1891 | 45 |

## Kayintschu.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Johannes Dilger, | mit Frau | Gemeinde und Heidenpredigt | 1891 | 35 |
| Georg Vögtling, | " " | Außenstationen, " | 1890 | 32 |
| **Katechist:** | | | | |
| Ku Tet min, | verh. | Kayintschu | 1891 | 26 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Lyong Khi min, | verh. | Kayintschu | 1889 | 73 |
| **Christlicher Lehrer:** | | | | |
| Lyong Tsan en, | verh. | Len thong ha | 1889 | 36 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Gottfr. Sissa, | unverh. | Knabenanstalt | 1891 | 25 |
| Nehemia Kuma, | " | " | 1892 | ? |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Theophil Kwablan, | verh. | Ablenkpe | 1887 | ? |
| Elisa Ofoli, | " | Tema | 1892 | 54 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| David Kotei, | verh. | Knabenanstalt | 1884 | 53 |
| John Kumi Mensa, | " | " | 1891 | 25 |
| Benjamin Duckson, | " | " | 1892 | ? |
| Timotheo Dscholeto, | " | Anya | 1892 | 39 |
| Isaak Akwete, | " | Täschi | 1891 | 57 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Regina Wilson, | verh. | Mädchenschule | 1888 | ? |
| Katharina Reindorf, | unverh. | " | 1890 | 20 |
| Bertha Reindorf, | " | " | 1892 | ? |
| Maria Malm, | unverh. | Kleinkinderschule | 1886 | 27 |

## Abokobi.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Michael Seeger, | mit Frau | Abokobi | 1891 | 42 |
| Christian Kölle, | " " | " | 1892 | 28 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Jeremias Engmann, | verh. | Abokobi | 1884 | 52 |
| Daniel Ablo, | " | Bawaleschi | 1891 | 56 |
| William Hesse, | " | Mayera | 1891 | 60 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Paul Fleischer, | verh. | Abokobi | 1885 | 59 |
| Nathanael Mohenu, | " | Otschirekomfo | 1891 | 38 |
| John Anum, | " | Aschongmang | 1891 | 39 |
| Tim. Mensa, | " | Agbowodo | 1889 | 42 |
| W. Buckmann, | " | Abominya | 1887 | 39 |
| John Notei, | " | Ningo | 1891 | 27 |
| David Kotei, | unverh. | Kwantanang | 1891 | 30 |
| Eduard Ablo, | " | Sasabi | 1892 | 26 |
| Christian Dschane, | " | Legong | 1892 | 23 |
| Winfr. Odschidscha, | " | Bawaleschi | 1892 | 24 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Jonas Nikoi, | verh. | Oyaresa | 1891 | 45 |
| James Nelson, | " | Dodowa | 1888 | 40 |
| Paulo Madschei, | " | Damfa | 1892 | 36 |
| Lebrecht Hesse, | " | Adenkribi | 1885 | 51 |
| Abraham Tschinto, | " | Mayera | 1892 | 45 |
| Abraham Tete, | " | Abominya | 1886 | 45 |
| Imm. Togbo, | " | Mayera | 1890 | 42 |
| Johannes Dschane, | " | Otschirekomso | 1892 | 40 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Samuel Dschane, | verh. | Afiakonya | 1888 | 41 |
| David Nikoi, | " | Abokobi | 1888 | 46 |
| Abraham Odatei, | " | Agomeda | 1890 | 43 |
| Samson Notei, | unverh. | Mayera | 1891 | 25 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Anna Dschama, | unverh. | Mädchenanstalt | 1884 | 26 |
| Aug. Otubia, | " | " | 1888 | 24 |
| Pauline Koko, | " | " | 1888 | 22 |
| Susanna Wrisberg, | " | Kleinkinderschule | 1891 | 20 |
| **Odumase.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Gotthilf Jäger, | mit Frau | Odumase | 1892 | 32 |
| Alfred Eckhardt, | " " | Missionsarzt | 1891 | 33 |
| Adam Mischlich, | unverh. | Odumase | 1892 | 28 |
| Clara Finckh, | " | Diakonissin | 1892 | 34 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Nath. Date, verh. | | Akuse | 1891 | 47 |
| **Katechisten:** | | | | |
| William Kwatei, | verh. | Odumase | 1892 | 34 |
| Im. Wentum, | " | Sra | 1888 | 41 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| Christian Quadscho, | verh. | Sukpe-Tesle | 1891 | 26 |
| Abraham Nyako, | " | Ada | 1892 | ? |
| Alex. Mensa, | unverh. | Ada-Stadt | 1890 | 27 |
| **Nsaba.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Wilhelm Rottmann, | mit Frau | Nsaba | 1891 | 33 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Theodor Adow, | verh. | Kwanyako | 1888 | 53 |
| Martin Amah, | " | Nyakurom | 1890 | 37 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| David Oku, | verh. | Kwaokwatia | 1892 | 40 |
| James Okai, | " | Mangso | 1890 | 45 |
| Theodor Odee, | " | Bobikuma | 1890 | 36 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Joseph Rochester, | verh. | Denkira | 1890 | 49 |
| Enoch Kwabi, | " | Asafo | 1891 | 28 |
| Alfred Normann, | " | Brakwa | 1892 | 34 |
| Benj. Adasi, | " | Akramang | 1891 | 30 |
| Moses Agyenang, | ? | Kwanyako | 1892 | ? |
| Christian Mansa, | verh. | Nsaba | 1892 | ? |
| **Aburi.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Georg Weber, | mit Frau | Gemeinde, Außenstationen | 1890 | 39 |
| Rudolf Fisch, | " " | Missionsarzt | 1888 | 36 |
| Sam. Rottmann, | unverh. | Sprachstudium | 1892 | 26 |
| Theodora Schindler, | Witwe | Mädchenanstalt | 1890 | 31 |

| Name | Stand | Ort | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| Noah Akwae, | verh. | Kpemo | 1887 | 55 |
| Peter Sonne, | " | Akole | 1889 | 44 |
| Salomo Kodschiku, | " | Odumase | 1892 | 46 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Andreas Padi, | verh. | Zando | 1889 | 41 |
| Jm. Abotshi, | ? | Kpong | 1892 | 42 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Josua Bartimeo, | verh. | Odumase | 1891 | 33 |
| Jm. Akwete, | " | " | 1892 | 22 |
| Michael Koffi, | " | Tibomang | 1891 | 23 |
| Joseph Boy, | " | Kpong | 1890 | 27 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Kornelia Kome, | unverh. | Mädchenanstalt | 1885 | 23 |
| Adolfine Maku, | " | " | 1890 | 17 |
| Em. Koyoku, | " | " | 1891 | 17 |
| Luise Kodschi, | " | Kleinkinderschule | 1891 | 17 |
| **Ada.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Rudolf Furrer, | mit Frau | Ada | 1891 | 42 |
| Johannes Binder, | " " | Ada; Handlung | 1874 | 49 |
| Heinrich Aeppli, | " " | " " | 1892 | 35 |
| Max Schneider, | unverh. | " " | 1891 | 28 |
| Hermann Gölz, | " | " " | 1892 | 23 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Daniel Saba, verh. | | Ada-Stadt | 1884 | 37 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Friedrich Hesse, | verh. | Ada | 1892 | 28 |
| Gottfried Medegbo, | " | Agrafi | 1887 | 34 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Johannes Tete, | verh. | Wonyie | 1891 | 30 |
| William Fiemele, | unverh. | Mepe | 1891 | 28 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Habel Kodschi, | verh. | Fieve | 1891 | 43 |
| Jmm. Kofi, | " | Tamatoku | 1887 | 37 |

| Name | Stand | Ort | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Pfarrer:** | | | | |
| Eduard Samson, | verh. | Aburi | 1889 | 57 |
| Simeon Koranteng, | " | Nsakye | 1891 | 50 |
| Nathanael Asare, | " | Tutu | 1889 | 43 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Nathanael Afwireng, | verh. | Nsawom | 1889 | 43 |
| Henry Owusu, | unverh. | Aburi | 1889 | 26 |
| Henry Asong, | verh. | Asantema | 1892 | 25 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| Theodor Ayisi, | verh. | Berekuso | 1891 | 29 |
| Adolf Fianko, | " | Tutu | 1889 | 31 |
| Charles Owusu, | " | Nsakye | 1889 | 32 |
| Henry Ba, | " | Aburi | 1889 | 28 |
| Johannes Tete, | " | Nsakye | 1892 | 31 |
| **Christliche Lehrerinnen:** | | | | |
| Elise Clerk, | unverh. | Mädchenanstalt | 1886 | 24 |
| Debora Gyirisiwa, | Witwe | " | 1890 | ? |
| Mary Hall, | unverh. | " | 1887 | 23 |
| **Akropong.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Johannes Müller, | mit Frau | Gemeinde | 1892 | 51 |
| Balthasar Groh, | " " | Predigerseminar | 1887 | 31 |
| Karl Hirsmüller, | " " | Mittelschule | 1892 | 33 |
| Eugen Rettich, | unverh. | Seminar u. Knabenanstalt | 1891 | 24 |
| Heinrich Lieb, | " | Bauarbeit | 1891 | 27 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Theophil Opoku, | verh. | Mamfe | 1890 | 5[illegible] |
| Em. Obeng, | " | Date | 1891 | 4[illegible] |
| **Katechisten:** | | | | |
| Philipp Kwabi, | verh. | Adukrom | 1890 | 5[illegible] |
| William Evans, | " | Predigerseminar | 1888 | 3[illegible] |
| Henry Ofosu, | " | " | 1889 | 2[illegible] |
| Jmm. Hanson, | " | Amanukrom | 1892 | 3[illegible] |
| Daniel Kwaw, | " | Mampong | 1892 | 2[illegible] |
| Charles Martinson, | " | Mittelschule | 1889 | 2[illegible] |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| Gottfried Agyakwa, | verh. | Mittelschule | 1891 | 25 |
| Jeremias Opoku, | unverh. | " | 1892 | 25 |
| Joseph Atiemo, | " | Date | 1891 | 25 |
| Richard Martin, | " | Mamse | 1890 | 25 |
| Theodor Osei, | " | Knabenanstalt | 1892 | 24 |
| heophil Anang, | verh. | Abiriw | 1888 | 37 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| ias Kwadscho, | verh. | Abonse | 1892 | 28 |
| rles Meyer, | " | Apirade | 1891 | 39 |
| eodor Safori, | " | Obom, Reisepredigt | 1892 | 43 |
| org Botshe, | " | Nyeduase, " | 1892 | 28 |
| **Christliche Lehrer:** | | | | |
| nas Ako, | verh. | Asesefo | 1889 | 53 |
| rnh. Adow, | " | Ndukrom | 1890 | 26 |
| arles Badu, | " | Knabenanstalt | 1891 | 27 |
| eodor Anakwa, | " | " | 1891 | 28 |
| eodor Asamoa, | unverh. | " | 1890 | 19 |
| mes K. Obeng, | verh. | Date | 1887 | 29 |
| eodor Asiedu, | " | " | 1892 | 28 |
| seph Anim, | unverh. | Mamse | 1891 | 19 |
| **Begoro.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| dolf Mohr, | mit Frau | Gemeinde u. Reisepredigt | 1892 | 42 |
| Andreas Bauer, | " " | Mittelschule | 1891 | 28 |
| Andreas Pfisterer, | unverh. | Reisepredigt | 1891 | 30 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Esau Osori, | verh. | Kyebi | 1883 | 40 |
| Jeremias Anoba, | " | Kade | 1891 | 39 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| Benj. Ntow, | verh. | Gemeinde u. Schule | 1890 | 38 |
| Benj. Martinson, | unverh. | Knabenanstalt | 1892 | 20 |
| William Mensa, | verh. | Obo | 1887 | 39 |
| Samuel Kwako, | " | Mpraeso | 1892 | 27 |
| Samuel Boateng, | " | Bompata | 1891 | 37 |
| Daniel Okyere, | " | Nkwatia | 1892 | 31 |
| Jonas Martinson, | " | Pepease | 1889 | 51 |
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Imm. Boakye, | verh. | Bepong | 1892 | 52 |
| Peter Otieku, | " | Asakraka | 1892 | 38 |
| James Boama, | " | Bompata | 1892 | 32 |
| **Christliche Lehrerin:** | | | | |
| Sophia Ammomea, | unverh. | Kleinkinderschule | 1891 | 19 |
| **Anum.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Philipp Rösler, | mit Frau | Anum | 1891 | 33 |
| Gottfried Martin, | unverh. | " | 1890 | 26 |
| Leonhard Obrecht, | " | Sprachstudium | 1892 | 28 |
| **Eingeborener Missionar:** | | | | |
| Nikolaus Clerk, | mit Frau | Boem | 1891 | 30 |
| **Pfarrer:** | | | | |
| Peter Hall, | verh. | Nkonya | 1888 | 41 |
| Timoth. Mullings, | " | Akwamu | 1892 | 40 |
| **Katechisten:** | | | | |
| David Awere, | verh. | Anum | 1891 | 32 |
| James Asari, | " | Boso | 1887 | 31 |
| Christ. Tenkorang, | " | Bakpo | 1888 | 39 |
| Friedr. Okanta, | " | Kpando | 1891 | 34 |

| Name | Stand | Station | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Katechisten:** | | | | |
| …ſeph Labi, | verh. | Begoro | 1892 | 37 |
| Joſua Aye, | " | Mittelſchule | 1892 | 32 |
| Martin Adadei, | " | " | 1890 | 23 |
| Charles Ewi, | unverh. | " | 1892 | 23 |
| Titus Mante, | verh. | Begoro | 1892 | 27 |
| Samuel Kumi, | " | Knabenanſtalt | 1888 | 29 |
| David Aſong, | " | Apedwa | 1892 | 33 |
| William Tete, | " | Aſiakwa | 1886 | 37 |
| Joſua Adaye, | " | Kukurantumi | 1890 | 43 |
| Kornelius Anoff, | " | Oſenaſe | 1889 | 34 |
| **Hilfskatechiſten:** | | | | |
| Johannes Amoa, | verh. | Taſo | 1891 | 40 |
| James Boapea, | " | Anyinaſing | 1891 | 40 |
| Stephan Odoto, | " | Fankyeneko | 1889 | 39 |
| Joſeph Brako, | " | Akropong | 1889 | 37 |
| David Apeakeſe, | " | Otumi | 1887 | 41 |
| Johannes Seth, | " | Kwabeng | 1884 | 36 |
| Stephan Apietu, | " | Anyinam | 1890 | 36 |
| Andreas Ewi, | " | Apiramang | 1891 | 48 |
| **Chriſtliche Lehrer:** | | | | |
| Robert Twum, | verh. | Begoro | 1889 | 27 |
| Samuel Obroni, | " | Kyebi, Knabenanſtalt | 1890 | 28 |
| David Pipim, | " | Kyebi | 1890 | 28 |
| Nathanael Donko, | " | Apapam | 1892 | 35 |
| Samuel Donko, | " | Aſaſo | 1891 | 28 |
| John Oſori, | unverh. | Kukurantumi | 1892 | 22 |
| Daniel Kwaku, | verh. | Aſiamang | 1890 | 31 |
| Samuel Gyima, | " | Aſunafo | 1889 | 40 |
| Jonathan Aſumeng, | " | Abomoſu | 1889 | 44 |

## Abetiſi.

| Name | Stand | Tätigkeit | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Europäiſche Arbeiter:** | | | | |
| …r. Ramſeyer, | mit Frau | Gemeinde u. Reiſepredigt | 1877 | 52 |
| …Haaſis, | unverh. | Knabenanſt., Sprachſtud. | 1890 | 28 |
| …erregaux, | " | Sprachſt., Reiſepredigt | 1891 | 24 |

| Name | Stand | Station | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Hilfskatechiſten:** | | | | |
| James Opare, | verh. | Gyakiti | 1889 | 44 |
| Ruben Kwame, | " | Tſchatei | 1890 | 30 |
| **Chriſtliche Lehrer:** | | | | |
| Jonathan Okyere, | verh. | Anum | 1890 | 31 |
| Jſaak Opare, | " | Apeguſo | 1892 | 29 |
| Thomas Oſei, | unverh. | Kpaleme | 1891 | 26 |
| James Opare, | " | Worawora | 1891 | 23 |
| James Dako, | verh. | Anum | 1891 | 26 |
| Benj. Adai, | " | Ntſchumuru | 1890 | 28 |

# D. In Kamerun.

## Bethel (Bonaku).

| Name | Stand | Tätigkeit / Station | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Europäiſche Arbeiter:** | | | | |
| Philipp Mader, | unverh. | Mittelſchule | 1892 | 27 |
| Karl Stolz, | " | Gemeinde u. Heidenpredigt | 1892 | 25 |
| Wilhelm Schmid, | " | Bauarbeit | 1892 | 27 |
| Jakob Klöti, | " | Generalkaſſier | 1891 | 33 |
| **Katechiſten:** | | | | |
| John Deibol, | verh. | Bonaduma | 1887 | 33 |
| Epea Kwan, | " | Bonabela | 1888 | 38 |
| Joſeph Ekolo, | unverh. | Bethel | 1890 | 23 |
| **Hilfskatechiſten:** | | | | |
| Daniel Nyanga, | unverh. | Japoma | 1892 | 21 |
| Jak. Biele, | " | Bonamuſadi | 1891 | 21 |
| Abednego Ngori, | " | Janſoki | 1892 | 22 |
| Petro Ewanje, | " | Bonangkempe | 1892 | 20 |
| Joſeph Eſombe, | " | Eboko | 1892 | 21 |

## Bonaberi (Hickory).

| Name | Stand | Station | Jahr | Alter |
|---|---|---|---|---|
| **Europäiſche Arbeiter:** | | | | |
| Arnold Scholten, | mit Frau | Bonaberi | 1890 | 35 |
| **Katechiſt:** | | | | |
| Philipp Bell, | verh. | Bonaberi | 1888 | 43 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Sam. Kwan, | unverh. | Bonaberi | 1891 | 20 |
| Andreas Etia, | " | Jebari | 1892 | 22 |
| Sadrach Priso, | verh. | Bonandale | 1889 | 27 |
| Bell Priso, | " | " | 1892 | 28 |
| Arnold Ndumbe, | unverh. | Bomono | 1892 | 20 |
| Fritz Mukori, | " | Dibombari | 1892 | 21 |
| Samuel Nunam, | verh. | Mongo | 1890 | 38 |
| Rudolf Ngole, | unverh. | " | 1892 | 19 |
| Andreas Mbunya, | verh. | Bonabweng | 1890 | 42 |
| Simon Lobe, | " | Bakundu | 1889 | 33 |
| Alfred Ngeti, | " | Bakake | 1891 | 23 |
| Joseph Jemba, | " | Bonasama | 1892 | 26 |
| Philipp Mbonyo, | unverh. | Bonabweng | 1892 | 21 |
| Noah Mbongo, | " | Bwanyumba | 1892 | 20 |
| **Mangamba.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| arl Wittwer, | unverh. | Gemeinde u. Reisepredigt | 1891 | 28 |
| ottlob Walker, | mit Frau | Bauarbeit | 1892 | 27 |
| **Katechisten:** | | | | |
| seph Koto, | verh. | Mangamba | 1888 | 46 |
| las Kum, | " | Besungkang | 1891 | 25 |
| l. Mbwang, | unverh. | Bwapaki | 1890 | 23 |
| ohannes To, | verh. | Kunang | 1890 | 26 |
| Noah Ekwa, | " | Bwene | 1890 | 25 |
| Peter Dikome, | " | Bonjo | 1891 | 23 |
| Johannes Lambo, | unverh. | Bonambasi | 1892 | 25 |

| Stationen und Arbeiter. | | Arbeitsposten. | Auf diesem Posten seit | Alter. |
|---|---|---|---|---|
| **Hilfskatechisten:** | | | | |
| Samuel Yella, | unverh. | Mangamba | 1891 | 20 |
| Levi Mbela, | " | Boneko | 1892 | 20 |
| Daniel Epange, | verh. | Munjamusadi | 1892 | 24 |
| Peter Ngonton, | unverh. | Bonamlolo | 1892 | 22 |
| Joseph Ndika, | verh. | Koki | 1891 | 23 |
| **Lobethal.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Eugen Schuler, | unverh. | Heidenpredigt | 1892 | 26 |
| Otto Schkölziger, | " | Bauarbeit | 1892 | 26 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Heinrich Soso, | unverh. | Mulongo | 1892 | 19 |
| Petro Epape, | " | Bongo | 1892 | 19 |
| Jos. Etube, | verh. | Manye | 1892 | 21 |
| Jakob Bona, | " | Mulimbe Jeru | 1892 | 19 |
| **Viktoria.** | | | | |
| **Europäische Arbeiter:** | | | | |
| Christian Graf, | unverh. | Viktoria | 1891 | 26 |
| Konrad Walther, | " | " | 1891 | 27 |
| **Katechisten:** | | | | |
| Peter Mokeba, | verh. | Viktoria | 1889 | 29 |
| Robert Steane, | unverh. | Bimbia | 1892 | 28 |
| Enoch Ngango, | verh. | Dikolo | 1892 | 25 |
| **Hilfskatechist:** | | | | |
| Johannes Oan, | unverh. | Bota | 1892 | 17 |



# A. Personalcensus. (Auf den 1. Januar 1893.)

| Stationen. | Europäische Missions-Geschwister. | | | Eingeborene Arbeiter. | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Männer. | Frauen. | Jungfrauen. | Pfarrer. | Evangelisten. | Katechisten. | Hilfskatechist. | Kolporteure. | Bibelfrauen. | Christl. Lehrer u. Gehilfen. | Christliche Lehrerinnen. | Heidn. Lehrer u. Gehilfen. |
| **A. Ostindien.** | | | | | | | | | | | | |
| Mangalur | 14 | 12 | 1 | 3 | 1 | 9 | . | 1 | 4 | 16 | 15 | 18 |
| Mulki | 2 | 2 | . | 1 | . | 7 | . | . | . | 12 | 3 | 8 |
| Udapi | 4 | 2 | . | 3 | . | 11 | . | 1 | . | 14 | 4 | 1 |
| Karkala | 2 | 1 | . | . | . | 2 | . | . | . | 1 | . | . |
| Basarur | 2 | 1 | . | . | 1 | 3 | 1 | 1 | . | 2 | . | 1 |
| Honor | 2 | 2 | . | . | 1 | 2 | . | . | . | 2 | . | . |
| Kasergod | 1 | . | 1 | . | . | 7 | . | . | . | 4 | 2 | 16 |
| Merkara | 2 | 2 | . | . | . | 2 | . | . | . | 1 | 1 | 1 |
| Anandapur | 1 | . | . | . | . | 1 | 1 | 1 | . | 1 | . | . |
| **Kanara** | 30 | 22 | 2 | 7 | 3 | 44 | 2 | 4 | 4 | 53 | 25 | 45 |
| Dharwar | 3 | 2 | . | 1 | . | . | 1 | . | 1 | 5 | 3 | 12 |
| Hubli | 3 | 2 | . | . | . | 4 | . | . | . | 3 | . | 2 |
| Bettigeri | 2 | 2 | . | 1 | . | 4 | 2 | . | 2 | 7 | . | 1 |
| Guledgudd | 2 | 2 | . | . | . | 4 | 1 | . | 2 | 4 | . | . |
| Bidschapur | 1 | 1 | . | . | . | 1 | 2 | . | . | 1 | . | . |
| **Südmahratta** | 11 | 9 | . | 2 | . | 13 | 6 | . | 5 | 20 | 3 | 15 |
| Kannanur | 4 | 3 | . | 1 | . | 6 | 1 | 1 | 2 | 6 | 3 | 1 |
| Talatscheri | 4 | 4 | . | 1 | . | 4 | 1 | 1 | 4 | 16 | 3 | 14 |
| Tschombala | 2 | 2 | . | . | . | 5 | . | 2 | 2 | 8 | 6 | 8 |
| Kalikut | 8 | 6 | . | 1 | 1 | 6 | . | . | 3 | 15 | 9 | 15 |
| Kodakal | 4 | 2 | . | . | . | 6 | . | 1 | 2 | 9 | 2 | 4 |
| Waniyankulam | 2 | 1 | . | . | . | 5 | . | . | . | 3 | . | 6 |
| Palghat | 2 | 1 | . | . | 1 | 5 | . | 3 | . | 7 | 1 | 4 |
| **Malabar** | 26 | 19 | . | 3 | 2 | 37 | 2 | 8 | 13 | 64 | 24 | 52 |
| Keti | 3 | 3 | . | . | . | 3 | 2 | . | 2 | 18 | 1 | . |
| Kotageri | 1 | 1 | . | 1 | . | . | 2 | . | . | 9 | 2 | . |
| **Nilagiri** | 4 | 4 | . | 1 | . | 3 | 4 | . | 2 | 27 | 3 | . |
| **Total** | 71 | 54 | 2 | 13 | 5 | 97 | 14 | 12 | 24 | 164 | 55 | 112 |

| Stationen. | Europäische Missions-Geschwister. | | | Eingeborene Arbeiter. | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Männer. | Frauen. | Jungfrauen. | Missionare. | Pfarrer. | Evangelisten. | Katechisten. | Hilfskatechist. | Kolporteure. | Bibelfrauen. | Christl. Lehrer u. Gehilfen. | Christliche Lehrerinnen. | Heidn. Lehrer u. Gehilfen. |
| **B. China.** | | | | | | | | | | | | | |
| Hongkong | 2 | 2 | . | . | . | . | 1 | 1 | . | . | 3 | 3 | . |
| Lilong | 2 | 2 | 1 | 1 | . | . | 2 | . | . | . | 2 | 2 | 1 |
| Tschonghangkang | 1 | 1 | . | . | 1 | . | 3 | 2 | . | . | 1 | . | . |
| Longheu | 1 | 1 | . | . | . | . | 3 | . | . | . | 1 | 1 | . |
| Khitschhung | . | . | . | 1 | . | . | 2 | 1 | . | . | 3 | . | . |
| Futschukpai | 1 | 1 | . | 1 | . | . | 3 | 1 | . | . | 3 | . | . |
| Hoschuwan | . | . | . | 1 | . | . | 2 | 1 | . | . | 3 | . | . |
| Nyenhangli | 2 | 2 | . | . | . | . | 3 | . | . | . | 4 | . | 1 |
| Moilim | 2 | 2 | . | . | . | . | 2 | 2 | . | . | 5 | . | . |
| Tschongtshun | 1 | 1 | . | . | . | . | 2 | 1 | . | . | 3 | . | . |
| Hokschuha | 2 | 2 | . | . | . | . | 2 | 1 | . | . | 4 | . | . |
| Hinnen | 2 | 2 | . | . | . | . | 4 | 1 | . | . | 4 | 1 | . |
| Kayintschu | 2 | 2 | . | . | . | . | 1 | 1 | . | . | 1 | . | . |
| Total | 18 | 18 | 1 | 4 | 1 | . | 30 | 12 | . | . | 37 | 7 | 2 |
| **C. Goldküste.** | | | | | | | | | | | | | |
| Christiansborg | 11 | 5 | . | . | 1 | 1 | 10 | 2 | . | . | 5 | 4 | . |
| Abokobi | 2 | 2 | . | . | 3 | . | 10 | 8 | . | . | 4 | 4 | . |
| Odumase | 3 | 2 | 1 | . | 1 | . | 5 | 2 | . | . | 4 | 4 | . |
| Ada | 5 | 3 | . | . | 1 | . | 2 | 2 | . | . | 5 | . | . |
| Nsaba | 1 | 1 | . | . | . | . | 2 | 3 | . | . | 6 | . | . |
| Aburi | 3 | 3 | . | . | 3 | . | 3 | . | . | . | 5 | 3 | . |
| Akropong | 5 | 3 | . | . | 2 | . | 12 | 4 | . | . | 8 | . | . |
| Begoro | 3 | 2 | . | . | 2 | . | 10 | 8 | . | . | 9 | . | . |
| Abetifi | 3 | 1 | . | . | . | . | 7 | 3 | . | . | . | 1 | . |
| Anum | 3 | 1 | . | 1 | 2 | . | 4 | 2 | . | . | 6 | . | . |
| Total | 39 | 23 | 1 | 1 | 15 | 1 | 65 | 34 | . | . | 52 | 16 | . |
| **D. Kamerun.** | | | | | | | | | | | | | |
| Bethel | 4 | . | . | . | . | . | 3 | 5 | . | . | . | . | . |
| Bonaberi | 1 | 1 | . | . | . | . | 1 | 14 | . | . | . | . | . |
| Mangamba | 2 | 1 | . | . | . | . | 7 | 5 | . | . | . | . | . |
| Lobethal | 2 | . | . | . | . | . | 4 | . | . | . | . | . | . |
| Viktoria | 2 | . | . | . | . | . | 3 | 1 | . | . | . | . | . |
| Total | 11 | 2 | . | . | . | . | 18 | 25 | . | . | . | . | . |
| **Total.** | | | | | | | | | | | | | |
| Indien | 71 | 54 | 2 | . | 13 | 5 | 97 | 14 | 12 | 24 | 164 | 55 | 112 |
| China | 18 | 18 | 1 | 4 | 1 | . | 30 | 12 | . | . | 37 | 7 | 2 |
| Goldküste | 39 | 23 | 1 | 1 | 15 | 1 | 65 | 34 | . | . | 52 | 16 | . |
| Kamerun | 11 | 2 | . | . | . | . | 18 | 25 | . | . | . | . | . |
| Total | 139 | 97 | 4 | 5 | 29 | 6 | 210 | 85 | 12 | 24 | 253 | 78 | [illegible] |

| Stationen. 1 | Gesamt-Einwohnerzahl. 2 | Filialien, d. h. Orte, an welchen entweder ein eingeborener Prediger stationiert ist oder doch regelmäßig alle gottesdienstlichen Handlungen vollzogen werden. 3 | Gesamt-Einwohnerzahl. 4 | Entfernung von der Station in Stunden. 5 | Außenstationen, d. h. Orte, an welchen nicht alle Gottesdienste regelmäßig gehalten werden. 6 | Gesamt-Einwohnerzahl. 7 | Entfernung vom Mutterort in Stunden. 8 | Zahl der Gemeindeglieder im vorigen Jahr. 9 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | | **C. Von der** | |
| **Akra-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Christiansborg | 5000 | 6 | 36350 | 3/4—5 | . | . | . | 988 |
| Abokobi . . . | 1200 | 14 | 15600 | 1—14 | 1 | 800 | 6 | 1131 |
| **Adangme-Geb.** | | | | | | | | |
| Odumase . . | 1200 | 3 | 4200 | 2—5 | 4 | 1600 | 1—11 | 568 |
| Ada . . . . . | 1200 | 6 | 11900 | 2—9 | . | . | . | 406 |
| **Fante-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Nsaba . . . . | 1500 | 10 | 11500 | 1 1/4—9 | 4 | 2700 | 3/4—5 | 443 |
| **Akuapem-Geb.** | | | | | | | | |
| Aburi . . . . | 6000 | 2 | 2200 | 1 1/4—4 | 5 | 3500 | 1—7 1/2 | 1146 |
| Akropong . . | 6500 | 3 | 10500 | 1—1 1/4 | 9 | 6700 | 1/4—3 | 2841 |
| **Akem-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Begoro . . . | 2500 | 21 | ? | . | 24 | ? | . | 1905 |
| **Okwawu-Geb.** | | | | | | | | |
| Abetifi . . . | 3000 | 7 | 19000 | 1—18 | . | . | . | 368 |
| **Volta-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Anum . . . . | 3000 | 3 | 7500 | . | 11 | 17200 | 1/2—34 | 551 |
| 10 | | 75 | | | 58 | Goldküste. Total: | | 10347 |
| | | | | | | | **D. Von** | |
| Bethel (Bonaku) | 6000 | 3 | ? | 1—2 | 1 | ? | . | 96 |
| Bonaberi | 2500 | 10 | 11600 | 1—40 | 4 | 1650 | 1/2—1 | 155 |
| Mangamba . . | ? | 9 | ? | 1 1/2—12 | 5 | ? | 4—13 | 103 |
| Lobethal . . . | 300 | 4 | 1750 | ? | . | . | . | 8 |
| Viktoria . . . | 1000 | 4 | 4250 | 1 1/2—5 | . | . | . | 54 |
| 5 | | 30 | | | 10 | Kamerun. Total: | | 416 |
| | | | | | | | Indien | 10365 |
| | | | | | | | China | 3534 |
| | | | | | | | Goldküste | 10347 |
| | | | | | | | Kamerun | 416 |
| 51 Stat. | | 178 Fil. | | | 196 Außenst. | | Groß-Total | 24662 |

# Zusammenstellung.



| Abgang im letzten Jahr: Gestorbene. 10 | Abgang: Ausgeschlossene. 11 | Abgang: Weggezogene. 12 | Abgang: Zusammen 13 | Zuwachs im letzten Jahr: Getaufte: Erwachsene Heiden. 14 | Zuwachs: Getaufte: Heidenkinder. 15 | Zuwachs: Getaufte: Neugeborene von Gemeindegliedern. 16 | Zuwachs: Wiederaufgenommene. 17 | Zuwachs: Hergezogene. 18 | Zuwachs: Zusammen. 19 | Im Ganzen gegen voriges Jahr: Zuwachs. 20 | Im Ganzen gegen voriges Jahr: Abgang. 21 | Neuer Stand der Gemeinde: Kommunikanten. 22 | Neuer Stand: Nicht-Kommunikanten. 23 | Neuer Stand: Kinder. 24 | Neuer Stand: Gesamtzahl der Gemeindeglieder. 25 | In der Pflege der Mission stehende Heiden: Katechumenen. 26 | Heidn. Angestellte. 27 | Heidnische Schüler. 28 | Summa. 29 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 43 | . | 167 | 210 | 15 | 8 | 68 | 4 | 132 | 227 | 17 | . | 1148 | 15 | 799 | 1962 | 27 | 18 | 520 | 565 |
| 12 | 1 | 109 | 122 | 1 | 6 | 34 | 3 | 80 | 124 | 2 | . | 367 | 6 | 369 | 742 | 10 | 8 | 281 | 299 |
| 27 | 15 | 134 | 176 | 33 | 22 | 63 | 4 | 125 | 247 | 71 | . | 813 | 30 | 858 | 1701 | 143 | 1 | 76 | 220 |
| 2 | . | 27 | 29 | 4 | 4 | 5 | . | 16 | 29 | . | . | 48 | 2 | 42 | 92 | 1 | . | . | 1 |
| 2 | . | 13 | 15 | . | . | 7 | . | 18 | 25 | 10 | . | 52 | . | 59 | 111 | . | 1 | 65 | 66 |
| 1 | . | 24 | 25 | . | . | 1 | . | 12 | 13 | . | 12 | 29 | . | 17 | 46 | 2 | . | 40 | 42 |
| . | . | 15 | 15 | . | . | 6 | . | 13 | 19 | 4 | . | 58 | 1 | 64 | 123 | 3 | 16 | 440 | 459 |
| 3 | . | 21 | 24 | . | . | 6 | 1 | 36 | 43 | 19 | . | 55 | 15 | 43 | 113 | 7 | 1 | 37 | 45 |
| 3 | 8 | 3 | 14 | . | . | 4 | 4 | 12 | 20 | 6 | . | 114 | 1 | 55 | 170 | 9 | . | 2 | 11 |
| **93** | **24** | **513** | **630** | **53** | **40** | **194** | **16** | **444** | **747** | **117** | . | **2684** | **70** | **2306** | **5060** | **202** | **45** | **1461** | **1708** |
| 4 | 10 | 27 | 41 | . | . | 5 | . | 44 | 49 | 8 | . | 83 | 8 | 109 | 200 | . | 12 | 311 | 323 |
| 10 | 11 | 54 | 75 | 1 | . | 11 | 4 | 42 | 58 | . | 17 | 170 | 9 | 129 | 308 | . | 2 | 115 | 117 |
| 14 | 1 | 75 | 90 | 3 | . | 32 | 27 | 55 | 117 | 27 | . | 303 | 9 | 220 | 532 | 3 | 1 | 124 | 128 |
| 13 | . | 53 | 66 | . | 1 | 34 | 16 | 52 | 103 | 37 | . | 270 | 28 | 265 | 563 | . | . | 66 | 66 |
| 1 | . | 3 | 4 | 2 | 2 | 3 | . | 4 | 11 | 7 | . | 14 | . | 16 | 30 | . | . | 39 | 39 |
| **42** | **22** | **212** | **276** | **6** | **3** | **85** | **47** | **197** | **338** | **62** | . | **840** | **54** | **739** | **1633** | **3** | **15** | **655** | **673** |
| 16 | 2 | 81 | 99 | 10 | 10 | 24 | 6 | 67 | 117 | 18 | . | 408 | 22 | 350 | 780 | 25 | 1 | 68 | 94 |
| 16 | 2 | 55 | 73 | 12 | 4 | 24 | 2 | 32 | 74 | 1 | . | 292 | 1 | 204 | 497 | 15 | 14 | 436 | 465 |
| 10 | 1 | 47 | 58 | 18 | 6 | 11 | . | 12 | 47 | . | 11 | 163 | 4 | 228 | 395 | 4 | 8 | 235 | 247 |
| 50 | 9 | 143 | 202 | 23 | 14 | 57 | 6 | 106 | 206 | 4 | . | 533 | 7 | 405 | 945 | 31 | 15 | 480 | 526 |
| 17 | . | 52 | 69 | 93 | 90 | 24 | . | 101 | 308 | 239 | . | 460 | 4 | 438 | 902 | 76 | 4 | 146 | 262 |
| . | . | 24 | 24 | 6 | 1 | . | . | 27 | 34 | 10 | . | 48 | . | 43 | 91 | 19 | 6 | 138 | 163 |
| 4 | 3 | 28 | 35 | 7 | 3 | 7 | 2 | 38 | 57 | 22 | . | 93 | 3 | 93 | 189 | 26 | 4 | 269 | 299 |
| **113** | **17** | **430** | **560** | **169** | **128** | **147** | **16** | **383** | **843** | **283** | . | **1997** | **41** | **1761** | **3799** | **196** | **52** | **1772** | **2020** |
| 1 | 1 | 27 | 29 | 7 | 1 | 11 | 4 | 39 | 62 | 33 | . | 101 | 1 | 97 | 199 | 5 | . | 365 | 370 |
| 3 | 2 | 20 | 25 | . | . | 7 | . | 26 | 33 | 8 | . | 77 | 12 | 88 | 177 | 9 | . | 155 | 164 |
| **4** | **3** | **47** | **54** | **7** | **1** | **18** | **4** | **65** | **95** | **41** | . | **178** | **13** | **185** | **376** | **14** | **1** | **520** | **534** |
| **252** | **66** | **1202** | **1520** | **235** | **172** | **444** | **83** | 1089 | **2023** | **503** | . | **5699** | **178** | **4991** | **10868** | **415** | **112** | **4408** | **4935** |
| 5 | . | 33 | 38 | 5 | . | 9 | . | 24 | 38 | . | . | 145 | . | 84 | 229 | 11 | . | 146 | 157 |
| 9 | 1 | 17 | 27 | 3 | . | 6 | . | 13 | 22 | . | 5 | 133 | . | 151 | 284 | 7 | 1 | 16 | 24 |
| 8 | 3 | 22 | 33 | 1 | . | 13 | . | 15 | 29 | . | 4 | 176 | 4 | 94 | 274 | 8 | . | 23 | 31 |
| 2 | . | 28 | 30 | 7 | . | 14 | . | 28 | 49 | 19 | . | 171 | 8 | 117 | 296 | 11 | 1 | 2 | 14 |
| 2 | 2 | 22 | 26 | 6 | 4 | 2 | . | 17 | 29 | 3 | . | 86 | 6 | 54 | 146 | 32 | . | 22 | 54 |
| 11 | 1 | 10 | 22 | 2 | . | 4 | 1 | 12 | 19 | . | 3 | 148 | 11 | 112 | 271 | 53 | . | 40 | 93 |
| 5 | 9 | 8 | 22 | 14 | 12 | 4 | 2 | 7 | 39 | 17 | . | 146 | 8 | 76 | 230 | 36 | . | 30 | 66 |
| 11 | 7 | 16 | 34 | 4 | . | 12 | . | 26 | 42 | 8 | . | 430 | 6 | 262 | 698 | 19 | 1 | 51 | 71 |
| 3 | 6 | 8 | 17 | 19 | 4 | 12 | . | 7 | 42 | 25 | . | 137 | 13 | 76 | 226 | 18 | . | 68 | 86 |
| 6 | 4 | 51 | 61 | 2 | . | 11 | . | 40 | 53 | . | 8 | 217 | 12 | 176 | 405 | 19 | 1 | 8 | 28 |
| 11 | 4 | 13 | 28 | 30 | 8 | 10 | 2 | 11 | 61 | 33 | . | 175 | 6 | 75 | 256 | 30 | . | 61 | 91 |
| 8 | 8 | 27 | 43 | 17 | 12 | 7 | 2 | 27 | 65 | 22 | . | 180 | 1 | 78 | 259 | 8 | 1 | 43 | 52 |
| 2 | 1 | 25 | 28 | 3 | . | 3 | . | 12 | 18 | . | 10 | 40 | 2 | 15 | 57 | 6 | . | 10 | 16 |
| **83** | **46** | **280** | **409** | **113** | **40** | **107** | **7** | **239** | **506** | **97** | . | **2184** | **77** | **1370** | **3631** | **258** | **5** | **520** | [illegible] |

| Stationen. 1 | Gesamt-Einwohnerzahl. 2 | Filialien, d. h. Orte, an welchen entweder ein eingeborener Prediger stationiert ist oder doch regelmäßig alle gottesdienstlichen Handlungen vollzogen werden. 3 | Gesamt-Einwohnerzahl. 4 | Entfernung von der Station in Stunden. 5 | Außenstationen, d. h. Orte, an welchen nicht alle Gottesdienste regelmäßig gehalten werden. 6 | Gesamt-Einwohnerzahl. 7 | Entfernung vom Mutterort in Stunden. 8 | Zahl der Gemeindeglieder im vorigen Jahr. 9 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | | **C. Von der** | |
| **Akra-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Christiansborg | 5000 | 6 | 36350 | $\frac{3}{4}$—5 | . | . | . | 988 |
| Abokobi . . . | 1200 | 14 | 15600 | 1—14 | 1 | 800 | 6 | 1131 |
| **Adangme-Geb.** | | | | | | | | |
| Odumase . . | 1200 | 3 | 4200 | 2—5 | 4 | 1600 | 1—11 | 568 |
| Ada . . . . . | 1200 | 6 | 11900 | 2—9 | . | . | . | 406 |
| **Fante-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Nsaba . . . . | 1500 | 10 | 11500 | $1\frac{1}{4}$—9 | 4 | 2700 | $\frac{3}{4}$—5 | 443 |
| **Akuapem-Geb.** | | | | | | | | |
| Aburi . . . . | 6000 | 2 | 2200 | $1\frac{1}{4}$-4 | 5 | 3500 | 1—$7\frac{1}{2}$ | 1146 |
| Akropong . . | 6500 | 3 | 10500 | 1—$1\frac{1}{4}$ | 9 | 6700 | $\frac{1}{4}$—3 | 2841 |
| **Akem-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Begoro . . . | 2500 | 21 | ? | . | 24 | ? | . | 1905 |
| **Okwawu-Geb.** | | | | | | | | |
| Abetifi . . . | 3000 | 7 | 19000 | 1—18 | . | . | . | 368 |
| **Volta-Gebiet.** | | | | | | | | |
| Anum . . . . | 3000 | 3 | 7500 | . | 11 | 17200 | $\frac{1}{2}$—34 | 551 |
| 10 | | 75 | | | 58 | **Goldküste. Total:** | | 10347 |
| | | | | | | | **D. Von** | |
| Bethel (Bonaku) | 6000 | 3 | ? | 1—2 | 1 | ? | . | 96 |
| Bonaberi | 2500 | 10 | 11600 | 1—40 | 4 | 1650 | $\frac{1}{2}$—1 | 155 |
| Mangamba . . | ? | 9 | ? | $1\frac{1}{2}$—12 | 5 | ? | 4—13 | 103 |
| Lobethal . . . | 300 | 4 | 1750 | ? | . | . | . | 8 |
| Viktoria . . . | 1000 | 4 | 4250 | $1\frac{1}{2}$—5 | . | . | . | 54 |
| 5 | | 30 | | | 10 | **Kamerun. Total:** | | 416 |
| | | | | | | | **Indien** | 10365 |
| | | | | | | | **China** | 3534 |
| | | | | | | | **Goldküste** | 10347 |
| | | | | | | | **Kamerun** | 416 |
| **51 Stat.** | | **178 Fil.** | | | **196 Außenst.** | | **Groß-Total** | 24662 |

| Abgang im letzten Jahr. | | | | Zuwachs im letzten Jahr. | | | | | | Im Ganzen gegen voriges Jahr. | | Neuer Stand der Gemeinde. | | | | In der Pflege der Mission stehende Heiden. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | Getaufte. | | | | | | | | | | | | | | | |
| Gestorbene. | Ausgeschlossene. | Weggezogene. | Zusammen. | Erwachsene Heiden. | Heidenkinder. | Neugeborene von Gemeindegliedern. | Wiederaufgenommene. | Hergezogene. | Zusammen. | Zuwachs. | Abgang. | Kommunikanten. | Nicht-Kommunikanten. | Kinder. | Gesamtzahl der Gemeindeglieder. | Katechumenen. | Heidn. Angestellte. | Heidnische Schüler. | Summa. |
| 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 |
| **Goldküste.** | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 19 | 26 | 107 | 152 | 32 | 13 | 24 | 6 | 90 | 165 | 13 | . | 426 | 50 | 525 | 1001 | 32 | . | 239 | 271 |
| 34 | 12 | 100 | 146 | 45 | 4 | 48 | 13 | 84 | 194 | 48 | . | 442 | 71 | 666 | 1179 | 69 | . | 57 | 126 |
| 15 | 5 | 60 | 80 | 5 | 5 | 27 | 4 | 83 | 124 | 44 | . | 253 | 11 | 348 | 612 | 13 | . | 78 | 91 |
| 12 | 3 | 65 | 80 | 36 | 26 | 16 | 1 | 45 | 124 | 44 | . | 178 | 64 | 208 | 450 | 29 | . | 104 | 133 |
| 5 | 16 | 79 | 100 | 30 | 19 | 18 | 9 | 30 | 106 | 6 | . | 174 | 4 | 271 | 449 | 50 | . | 35 | 85 |
| 16 | 40 | 86 | 142 | 10 | 8 | 53 | 14 | 84 | 169 | 27 | . | 493 | 19 | 661 | 1173 | 38 | . | 69 | 107 |
| 50 | 63 | 188 | 301 | 161 | 176 | 132 | 43 | 86 | 598 | 297 | . | 1149 | 161 | 1828 | 3138 | 64 | . | 124 | 188 |
| 69 | 54 | 131 | 254 | 157 | 111 | 104 | 42 | 126 | 540 | 286 | . | 1019 | 28 | 1144 | 2191 | 118 | . | 9 | 127 |
| 9 | 7 | 31 | 47 | 44 | 18 | 21 | 3 | 29 | 115 | 68 | . | 212 | 3 | 221 | 436 | 57 | . | 47 | 104 |
| 13 | 11 | 53 | 77 | 51 | 43 | 29 | 3 | 32 | 158 | 81 | . | 308 | 13 | 311 | 632 | 35 | . | 102 | 137 |
| 242 | 237 | 900 | 1379 | 571 | 423 | 472 | 138 | 689 | 2293 | 914 | . | 4654 | 424 | 6183 | 11261 | 505 | . | 864 | 1369 |
| **Kamerun.** | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 3 | 2 | 26 | 31 | 68 | . | 3 | . | 14 | 85 | 54 | . | 135 | 5 | 10 | 150 | 49 | . | 227 | 276 |
| 4 | 11 | 18 | 33 | 152 | . | 9 | . | 14 | 175 | 142 | . | 273 | 10 | 14 | 297 | 137 | . | 423 | 560 |
| 5 | 4 | 5 | 14 | 50 | . | 3 | . | 6 | 59 | 45 | . | 136 | 1 | 11 | 148 | 99 | . | 166 | 265 |
| 2 | 1 | . | 3 | 5 | . | . | . | 5 | 10 | 7 | . | 12 | 3 | . | 15 | 33 | . | 214 | 247 |
| 1 | 14 | 5 | 20 | 25 | . | . | . | 6 | 31 | 11 | . | 64 | . | 1 | 65 | 37 | . | 167 | 204 |
| 15 | 32 | 54 | 101 | 300 | . | 15 | . | 45 | 360 | 259 | . | 620 | 19 | 36 | 675 | 355 | . | 1197 | 1552 |
| 252 | 66 | 1202 | 1520 | 235 | 172 | 444 | 83 | 1089 | 2023 | 503 | . | 5699 | 178 | 4991 | 10868 | 415 | 112 | 4408 | 4935 |
| 83 | 46 | 280 | 409 | 113 | 40 | 107 | 7 | 239 | 506 | 97 | . | 2184 | 77 | 1370 | 3631 | 258 | 5 | 520 | 783 |
| 242 | 237 | 900 | 1379 | 571 | 423 | 472 | 138 | 689 | 2293 | 914 | . | 4654 | 424 | 6183 | 11261 | 505 | . | 864 | 1369 |
| 15 | 32 | 54 | 101 | 300 | . | 15 | . | 45 | 360 | 259 | . | 620 | 19 | 36 | 675 | 355 | . | 1197 | 1552 |
| 592 | 381 | 2436 | 3409 | 1219 | 635 | 1038 | 228 | 2062 | 5182 | 1773 | . | 13157 | 698 | 12580 | 26435 | 1533 | 117 | 6989 | 8639 |

| Stationen. | Zahl der Schulen. (Die Sonntagsschulen nicht gerechnet.) | Höhere Schulen. | | | Waisenhäuser. | | | | | | | | Christliche Volksschulen. | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | Sekundar-Klassen. | | | | Elementar-Klassen. | | | | Sekundar-Klassen. | | | | Elementar-Klassen. | | | |
| | | | | | Knaben | | Mäd. | | Knaben | | Mäd. | | Knab. | | Mäd. | | Knaben | | Mädch. | |
| | | Predigerseminar | Schullehrersem. | Mittelschulen. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. |
| 1 | 2 u. 3. | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 | 21 | 22 |
| **Ostindien:** | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Mangalur | 15 Schulen | 27 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 25 | . | 32 | . | 102 | 21 | 111 | 8 |
| Mulki | 7 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 64 | 1 | . | . | . | . | 49 | 105 | 44 | 5 |
| Udapi | 10 " | . | 8 | 27 | 22 | . | . | . | 66 | 11 | . | . | 10 | 1 | . | . | 104 | 62 | 86 | 3 |
| Karkala | 1 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Basarur | 2 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Honor | 2 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Kasergod | 8 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Merkara | 2 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 5 | . | 3 | . |
| Anandapur | 1 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 9 | 2 | 17 | . |
| **Kanara** | .. .. .. | 27 | 8 | 27 | 22 | . | . | . | 66 | 11 | 64 | 1 | 35 | 1 | 32 | . | 269 | 193 | 261 | 16 |
| Dharwar | 3 Schulen | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 42 | . | . | . | . | . | 4 | . | 8 | . |
| Hubli | 3 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 19 | 8 | 13 | 3 |
| Bettigeri | 6 " | 5 | 1 | 17 | 15 | . | . | . | 42 | . | . | . | 1 | . | . | . | 20 | 3 | 17 | . |
| Guledgudd | 3 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 18 | 1 | 8 | . |
| Bidschapur | 1 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| **Südmahratta** | .. .. .. | 5 | 1 | 17 | 15 | . | . | . | 42 | . | 42 | . | 1 | . | . | . | 61 | 12 | 46 | 3 |
| Kannanur | 4 Schulen | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 7 | . | 6 | . | 92 | . | 54 | . |
| Talatscheri | 9 " | 8 | 6 | 13 | . | . | . | . | . | . | . | . | 50 | . | 4 | . | 22 | . | 11 | . |
| Tschombala | 6 " | . | . | . | 6 | . | 38 | . | 15 | . | 78 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Kalikut | 10 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 23 | 2 | 47 | . | 47 | 3 |
| Kodakal | 4 " | . | . | . | . | . | . | . | 74 | 3 | . | . | . | . | . | . | 54 | 7 | 58 | . |
| Wanijankulam | 2 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Palghat | 5 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 6 | 15 |
| **Malabar** | .. .. .. | 8 | 6 | 13 | 6 | . | 38 | . | 89 | 3 | 78 | . | 57 | . | 33 | 2 | 215 | 7 | 176 | 18 |
| Keti | 16 Schulen | . | 4 | . | 7 | . | . | . | 16 | . | . | . | 5 | 4 | 1 | . | 16 | 16 | 14 | . |
| Kotageri | 10 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 12 | . | 3 | . | 1 | . | 19 | 10 | 17 | . |
| **Nilagiri** | .. .. .. | . | 4 | . | 7 | . | . | . | 16 | . | 12 | . | 8 | 4 | 2 | . | 35 | 26 | 31 | . |
| **Indien. Total:** | | 40 | 19 | 57 | 50 | . | 38 | . | 213 | 14 | 196 | 1 | 101 | 5 | 67 | 2 | 580 | 238 | 514 | 37 |
| **China:** | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Hongkong | 4 Schulen | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 7 | 27 | 12 | 23 |
| Lilong | 4 " | 18 | . | . | 27 | . | . | . | 32 | . | . | . | 6 | . | . | . | 7 | 8 | 6 | 2 |
| Tschonghangkg. | 2 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 7 | 23 | 1 | . |
| Longheu | 1 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 32 | 2 | . | . | . | . | 7 | . | 8 | . |
| Khitschhung | 3 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 6 | 8 | 1 | . |
| Futschukpai | 3 " | . | . | . | . | . | . | . | 7 | 15 | 2 | . | . | . | . | . | 2 | . | 3 | 1 |
| Hoschuwan | 3 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Nyenhangli | 5 " | . | . | 39 | 13 | . | . | . | 43 | 7 | . | . | . | . | . | . | 16 | 10 | 2 | 1 |
| Moilim | 5 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Tschongtshun | 3 " | . | . | . | . | . | . | . | 11 | 2 | 18 | 2 | . | . | . | . | 25 | 4 | 4 | . |
| Hokschuha | 4 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Hinnen | 5 " | . | . | . | . | . | . | . | 23 | 8 | 9 | 2 | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Kayintschu | 1 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| **China. Total:** | | 18 | . | 39 | 40 | . | . | . | 116 | 32 | 61 | 6 | 6 | . | . | . | 77 | 80 | 37 | 27 |
| **Goldküste:** | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Ga: Christiansb. | 9 Schulen | . | . | 56 | 41 | 8 | . | . | 18 | 4 | . | . | 7 | 7 | . | . | 51 | 148 | 32 | 22 |
| Ga: Abokobi | 16 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 52 | . | . | . | . | . | 91 | 66 | 54 | 2 |
| Ga: Odumase | 9 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 46 | . | 12 | . | . | . | 60 | 63 | 16 | 5 |
| Ga: Ada | 9 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 39 | 41 | 28 | 17 |
| Nsaba (Fante) | 8 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 8 | 4 | 1 | . | 39 | 29 | 9 | . |
| Tschi: Aburi | 8 " | . | . | . | . | . | 19 | . | . | . | 32 | 10 | 23 | 1 | 3 | . | 105 | 48 | 96 | 20 |
| Tschi: Akropong | 14 " | 43 | 4 | 78 | 24 | . | . | . | 12 | 4 | . | . | 55 | 1 | 2 | . | 289 | 100 | 228 | 19 |
| Tschi: Begoro | 14 " | . | . | 42 | 26 | . | 2 | . | 20 | . | 5 | . | 8 | . | 1 | . | 141 | 19 | 57 | 2 |
| Tschi: Abetifi | 6 " | . | . | . | 4 | 1 | . | . | 23 | 19 | . | . | . | . | . | . | 20 | 21 | 22 | 4 |
| Tschi: Anum | 11 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 8 | 2 | . | . | 46 | 81 | 43 | 19 |
| **Goldküste. Total:** | | 43 | 4 | 176 | 95 | 9 | 21 | . | 73 | 27 | 135 | 10 | 121 | 15 | 7 | . | 881 | 616 | 585 | 110 |
| **Kamerun:** | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Bethel | 10 Schulen | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 20 | 281 | 10 | 53 |
| Bonaberi | 16 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 64 | 354 | . | 69 |
| Mangamba | 8 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 17 | 166 | . | . |
| Lobethal | 4 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 1 | 148 | 1 | 66 |
| Viktoria | 4 " | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 2 | 120 | . | 45 |
| **Kamerun. Total:** | | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 104 | 1069 | 11 | 233 |
| **Total der ganzen Mission:** | | 101 | 23 | 312 | 185 | 9 | 59 | . | 402 | 73 | 392 | 17 | 228 | 20 | 74 | 2 | 1642 | 2003 | 1147 | 407 |

[1]) Darunter 24 Knaben anderer christlicher Konfessionen. [2]) Darunter 1 Mädchen

| Heidenschulen. | | | | | | | | Kleinkinderschulen. | | | | Summa der Schüler jeder einzelnen Station. | | | | | Sonntagsschulen. | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Anglovernakularschulen. | | | | Elementarschulen. | | | | | | | | | | | | | Erwachsene. | | | | Kinder. | | | | Zusammen. |
| Knaben. | | Mäd. | | Knaben. | | Mädch. | | Knab. | | Mädch. | | Männlich. | | Weiblich. | | Zusammen. | Män. | | Weib. | | Knaben | | Mädch. | | |
| Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | Christen | Heiden. | |
| 23 | 24 | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 |
| 40 | 161 | 3 | 1 | 21 | 213 | 15 | 113 | 25 | . | 20 | . | 240 | 898 | 181 | 122 | 941 | . | . | . | . | 30 | . | 37 | . | 67 |
| 2 | 33 | 1 | 1 | 4 | 120 | . | 17 | . | . | . | . | 55 | 258 | 109 | 24 | 446 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | 15 | 15 | . | 14 | . | 252 | 74 | 100 | 18 | 444 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 5 | 1 | 9 | . | . | . | . | . | 5 | 1 | 9 | . | 15 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 14 | 63 | 8 | 2 | . | . | . | . | 14 | 63 | 8 | 2 | 87 | . | . | . | . | 8 | . | 9 | . | 17 |
| . | . | . | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | 40 | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| 1 | 16 | . | . | 9 | 332 | 12 | 92 | . | . | . | . | 10 | 348 | 12 | 92 | 462 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | 35 | . | 2 | . | . | . | . | 5 | 35 | 3 | 2 | 45 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 9 | 2 | 17 | . | 28 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| **43** | **210** | **4** | **2** | **53** | **804** | **44** | **241** | **40** | . | **34** | . | **590** | **1219** | **439** | **260** | **2508** | . | . | . | . | **38** | . | **46** | . | **84** |
| 9 | 231 | . | . | 2 | 80 | . | . | . | . | . | . | 15 | 311 | 60 | . | 376 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | 104 | . | . | . | . | . | . | 19 | 112 | 13 | 3 | 147 | . | . | . | . | 18 | 1 | 11 | . | 30 |
| . | . | . | . | 1 | 121 | 2 | . | . | . | . | . | 102 | 124 | 19 | . | 245 | . | . | . | . | . | 76 | . | . | 76 |
| . | . | . | . | 1 | 65 | . | . | . | . | . | . | 19 | 66 | 8 | . | 93 | . | . | . | . | . | 43 | . | . | 43 |
| . | . | . | . | 1 | 39 | 2 | . | . | . | . | . | 1 | 39 | 2 | . | 44 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| **9** | **231** | . | . | **5** | **409** | **4** | . | . | . | . | . | **156** | **652** | **92** | **3** | **903** | . | . | . | . | **18** | 120 | **11** | . | **149** |
| . | . | . | . | 4 | 50 | 1 | . | 10 | . | 11 | . | 113 | 60 | 72 | . | 235 | 8 | 1 | 3 | . | 91 | 17 | 66 | . | 186 |
| 4 | 135 | . | . | 33 | 207 | 9 | 94 | 11 | . | 8 | . | 147 | 342 | 32 | 94 | 615 | . | . | . | . | 31 | 45 | 20 | 12 | 108 |
| 2 | 103 | . | . | 5 | 126 | 2 | 6 | . | . | . | . | 28 | 229 | 118 | 6 | 381 | . | . | . | . | 16 | 125 | 59 | 23 | 223 |
| 13 | 148 | . | . | 32 | 301 | 1 | 26 | 48 | . | 41 | . | 140 | 449 | 112 | 31 | 732 | . | . | . | . | 35 | 19 | 26 | . | 80 |
| 1 | 139 | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 129 | 149 | 58 | . | 336 | . | . | . | . | 43 | . | 36 | . | 79 |
| 5 | 88 | 3 | 2 | . | 44 | . | 4 | . | . | . | . | 5 | 132 | 3 | 6 | 146 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| 2 | 50 | 1 | . | 15 | 195 | 5 | 9 | . | . | . | . | 17 | 245 | 12 | 24 | 298 | . | . | . | . | 7 | 1 | 8 | 4 | 20 |
| **27** | **663** | **4** | **2** | **89** | **923** | **18** | **139** | **69** | . | **60** | . | **579** | **1596** | **407** | **161** | **2743** | **8** | **1** | **3** | . | 223 | 207 | **215** | **39** | **696** |
| . | 18 | . | . | . | 294 | 3 | 19 | . | . | . | . | 48 | 332 | 18 | 19 | 417 | . | . | . | . | 40 | 24 | 14 | 30 | 108 |
| . | . | . | . | . | 145 | . | . | . | . | . | . | 22 | 155 | 30 | . | 207 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | **18** | . | . | . | **439** | **3** | **19** | . | . | . | . | **70** | **487** | **48** | **19** | **624** | . | . | . | . | **40** | **24** | **14** | **30** | **108** |
| **79** | **1122** | **8** | **4** | 147 | **2575** | **69** | **399** | **109** | . | **94** | . | **1395** | **3954** | **986** | **443** | **6778** | **8** | **1** | **3** | . | **319** | **351** | **286** | **69** | **1037** |
| . | . | . | . | 3 | 93 | 4 | 3 | . | . | . | . | 10 | 120 | 16 | 26 | 172 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | 8 | . | . | . | . | . | . | 90 | 16 | 6 | 2 | 114 | . | . | . | . | . | . | 1 | 2 | 3 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 7 | 23 | 1 | . | 31 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 7 | . | 40 | 2 | 49 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 4 | 10 | 3 | 3 | . | . | . | . | 10 | 18 | 4 | 3 | 35 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 2 | 23 | 3 | . | . | . | . | . | 11 | 38 | 8 | 1 | 58 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 1 | 28 | 1 | . | . | . | . | . | 1 | 28 | 1 | . | 20 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 2 | 33 | . | . | . | . | . | . | 113 | 50 | 2 | 1 | 166 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 5 | 63 | . | 2 | . | . | . | . | 5 | 63 | . | 2 | 70 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 36 | 6 | 22 | 2 | 66 | . | . | 22 | . | . | . | . | . | 22 |
| . | . | . | . | 10 | 51 | . | . | . | . | . | . | 10 | 51 | . | . | 61 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | 33 | . | . | . | . | . | . | 23 | 41 | 9 | 2 | 75 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | 5 | 10 | . | . | . | . | . | . | 5 | 10 | . | . | 15 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | **32** | **352** | **11** | **8** | . | . | . | . | **328** | **464** | **109** | **41** | **942** | . | . | **22** | . | . | . | **1** | **2** | **25** |
| . | . | . | . | . | . | . | . | 8 | 15 | 22 | 35 | 181 | 182 | 54 | 57 | 474 | 33 | 11 | 37 | 28 | 9 | 27 | 13 | 8 | 166 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | 34 | . | 28 | 10 | 125 | 66 | 134 | 12 | 337 | . | 45 | . | . | . | . | . | . | 45 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | 10 | 8 | 25 | 4 | 82 | 71 | 87 | 9 | 249 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | 14 | 27 | 19 | 20 | 53 | 68 | 47 | 37 | 205 | 18 | 15 | 19 | 7 | . | . | . | . | 59 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 47 | 33 | 10 | . | 90 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | 7 | 1 | 11 | 2 | 135 | 50 | 161 | 32 | 378 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 505 | 105 | 230 | 19 | 859 | 60 | 1 | 1 | . | 4 | 1 | 3 | . | 70 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 237 | 19 | 65 | 2 | 323 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | 13 | 1 | 12 | 1 | 60 | 42 | 34 | 5 | 141 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 54 | 83 | 43 | 19 | 199 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | **86** | **52** | **117** | **72** | **1479** | **719** | **865** | **192** | **3255** | **111** | **72** | **57** | **35** | **13** | **28** | **16** | **8** | **340** |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 60 | 281 | 10 | 53 | 404 | 26 | 4 | 7 | 5 | 6 | 57 | 3 | 32 | 140 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 64 | 354 | . | 69 | 487 | 85 | 63 | 29 | 83 | 46 | 305 | . | 114 | 725 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 17 | 166 | . | . | 183 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 1 | 148 | 1 | 66 | 216 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 2 | 120 | . | 45 | 167 | 2 | 1 | . | 1 | 2 | 12 | . | 2 | 20 |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | **144** | **1069** | **11** | **233** | **1457** | 113 | **68** | **36** | **89** | **54** | **374** | **3** | 148 | **885** |
| **79** | **1122** | **8** | **4** | 179 | **2927** | **80** | **407** | **195** | **52** | **211** | **72** | **3346** | **6206** | **1971** | **909** | **12432** | 232 | **141** | 118 | 124 | **386** | 758 | **306** | 227 | 2287 |

anderer christlicher Konfession.

## B. Allgemeine Anzeigen.

### Kollekte-Verein für die Basler Mission.

#### 1. Ordnung.

§ 1. Zweck. (Matth. 28, 18—20.)

Der Zweck der Halbbatzen-Kollekte ist:

a) Förderung des Reiches Gottes in Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden durch die evangelische Missionsgesellschaft in Basel.
b) Vermehrung der Teilnahme und der Liebe für dieses Gotteswerk, und eben damit Vermehrung des Segens, der jeder thätigen und warmen Teilnahme daran verliehen ist.

§ 2. Mittel. (Luk. 21, 3.)

Die Kollekte besteht in allwöchentlicher Bezahlung eines halben Batzens oder 5 Centimes (in Deutschland 6 Pfennig), einer Gabe, die auch dem Unbemittelten möglich ist und deren fortlaufende und pünktliche Entrichtung dem Missionswerk eine namhafte Hilfe gewähren wird. Wo aber 6 Pfennig für einen Geber zu viel sind, können sich zwei Personen zu diesem Beitrag vereinigen. Jeder, der sich als Geber für mindestens 10 Wochen dabei beteiligen will, wird dadurch Mitglied des Kollektenvereins, und ist ersucht, es einer Sammlerin seines Wohnortes anzuzeigen.

Obschon die Sammlung der Kollekte vorzugsweise durch Frauen und Jungfrauen geschieht, so können sich doch auch Männer in gleicher Weise dabei beteiligen.

§ 3. Sammlerin oder Sammler. (Matth. 25, 23.)

Für je 10 Geber ist eine Sammlerin (Sammler) aufgestellt, welche die Beiträge nach Abrede mit den Gebern entweder an einem bestimmten Tage jeder Woche oder für 10 Wochen einzieht und in das ihr zu dem Zweck gegebene Buch einschreibt. *)

Die Sammlerin hat somit 10 verschiedene Geber aufzusuchen, um für je 10 Wochen 5 Franken (6 Mark) zusammenzubringen, die sie am Ende der 10ten Woche an ihre Einnehmerin abliefert.

Die Sammlerin wird bemüht sein, nicht nur die ihr fehlenden Mitglieder zu ergänzen, sondern auch fortwährend neue zu gewinnen. Wenn die Sammlerin mehr als 10 Geber beisammen hat, so kann sie entweder ein zweites Einschreibebuch für sich selbst abholen, oder sie übergibt die ihr übrige Zahl der Geber einer andern Person, die das Amt einer neuen Sammlerin übernehmen will. Hievon hat sie ihrer Einnehmerin Anzeige zu machen.

§ 4. Einnehmerin oder Einnehmer. (Matth. 25, 21.)

Für je 10 Sammlerinnen ist eine Einnehmerin (Einnehmer) aufgestellt, die von 10 zu 10 Wochen die gesammelten Beiträge gegen Quittierung im Einschreibebuch in Empfang nimmt und ebenfalls darüber Rechnung führt.

---

*) Diese Bücher können durch die Missionsverwaltung unentgeltlich bezogen werden.

Die Einnehmerinnen sorgen für richtigen Eingang der Gelder, die alle 10 Wochen zusammen 50 Franken (60 Mark) betragen sollen, und übermachen dieselben gegen Bescheinigung an den für ihren Kreis aufgestellten Kassier. Die Namen der Kassiere werden im Jahresbericht der Missionsgesellschaft angegeben.

Die Einnehmerinnen werden fortwährend bemüht sein, neue Kreise von Sammlerinnen und Einnehmerinnen zu bilden und überhaupt den Fortgang der Kollekte thätig zu fördern und zu unterstützen.

### § 5. Kommission und Kassiere. Abrechnungstage. (1 Petri 4, 10.)

Das Komite der Missionsgesellschaft übergiebt die Leitung und Aufsicht der ganzen Kollekte einer Kommission, die aus einem Präsidenten, einem Hauptkassier und einer Anzahl Kassieren und Mitgliedern besteht. Diese Kommission steht unter der Oberaufsicht des Komites und wird sich, so oft es die Geschäfte erfordern, versammeln, um den Fortgang des Unternehmens sowie Verbesserungen in dessen Organisation zu besprechen. Die Kommission hat alljährlich dem Komite sowie dem ganzen Verein Bericht über den Ertrag und den Gang der Kollekte abzustatten.

Die Zahl- und Abrechnungstage, welche durch die ganze Kollekte dieselben sein müssen, sind immer in den Kollekteblättern angegeben. Dieselben gelten für die Ablieferung an die Einnehmerinnen, während die Sammlerinnen die Beiträge etwas früher einziehen.

### § 6. Außerordentliche Beiträge. (Phil. 4, 17.)

Den allgemeinen Gaben an die Missionskasse darf durch die Halbbatzen-Kollekte keinerlei Eintrag geschehen. Immerhin aber werden auch Beiträge außer dem versprochenen wöchentlichen Halbbatzen mit Dank angenommen und als außerordentliche Liebesgaben eingeschrieben. Es werden dieselben jeweilen mit den regelmäßigen Beiträgen in gleicher Weise abgeliefert.

### § 7. Kollekteblätter. (Obadja 15.)

Alle 10 Wochen erhält jede Sammlerin von ihrer Einnehmerin eine Anzahl von Kollekteblättern, welche für die Mitglieder der Halbbatzen-Kollekte erscheinen. Die Sammlerinnen haben diese Blätter zunächst an ihre Geber beim Einzug der Beiträge abzugeben, aber auch außerdem an andere Personen vielmöglichst zu verbreiten. Dasselbe werden sich auch die Einnehmerinnen, welche die Blätter von der Missions-Verwaltung erhalten, angelegen sein lassen.

### § 8. Verein. (Joh. 13, 14. 15.)

Die Halbbatzen-Kollekte sei zugleich ein Verein gleichgesinnter Herzen, die sich gegenseitig stärken, kräftigen und verbinden durch Gebet und Fürbitte zu ihrem eigenen ewigen Heil und für das Werk, an dem sie arbeiten, zur Verherrlichung des großen Namens unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi!

NB. Die Bestimmungen in Franken und Mark beziehen sich zunächst nur auf die Schweiz und Deutschland. In den übrigen Ländern, die einen andern Münzfuß haben, bleibt es den Vereinen überlassen, das Angemessene über die Einheit der Kollekte festzusetzen.





## 2. Verzeichnis derjenigen Männer, welche die Kollekte leiten.

Präsident der Kommission für die Leitung der Halbbatzenkollekte:
Herr H. Sarasin-Thurneysen in Basel.

Hauptkassier und Korrespondent der Halbbatzen-Kollekte: Herr P. Enfinger in Basel.

Kassiere für die Stadt Basel:
Herr Dr. Balmer in Basel.
" Lotz-Specker in Basel.
" Rud. Lüscher-Burckhardt in Basel.
" VonderMühll-Bachofen in Basel.

Kassier für den Kanton Baselland
Herr Fr. Siber-Heusler in Basel.

Kassier für die französische Schweiz:
Herr Werthemann-Ehinger in Basel.

Auswärtige Kassiere:

### 1. Für Württemberg.

Hauptkassier: Herr Carl Beringer in Stuttgart.

a) Für die Stadt Stuttgart:
Herr Karl Bunz, Kaufmann, in Stuttgart.

b) Für den ersten Kreis, umfassend die Bezirke Cannstatt, Eßlingen, Leonberg, Ludwigsburg, Vaihingen:
Herr C. D. Burk in Stuttgart;
und für einen Teil der nähern Umgebung Stuttgarts:
Herr Karl Barth, Eisenhändler, in Stuttgart.

c) Für den zweiten Kreis: Bezirke Heilbronn, Brackenheim, Maulbronn, Neckarsulm, Weinsberg, Oehringen, Crailsheim, Gaildorf, Gerabronn, Mergentheim, Künzelsau, Hall, Creglingen, Besigheim:
Herr August Griesinger, Hauptstätterstraße 99, Stuttgart.

d) Für den dritten Kreis und zwar 1) für die Bezirke Balingen, Calw, Freudenstadt, Sulz, Nagold, Neuenbürg, Rottweil, Horb, Oberndorf:
Herr Kaufmann Karl Stübler in Stuttgart.
2) Für die Bezirke Böblingen, Herrenberg, Tübingen, Tuttlingen, Spaichingen:
Hrr Kaufmann Josef Winkler in Stuttgart.

e) Für den vierten Kreis: Bezirke Waiblingen, Backnang, Marbach, Welzheim, Schorndorf, Aalen, Gmünd, Heidenheim, Ellwangen, Neresheim, Göppingen, Kirchheim:
Herr Kanzleirat Hildebrand in Stuttgart.

f) Für den fünften Kreis: Bezirke Ulm, Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Ravensburg, Wangen, Tettnang, Leutkirch, Reutlingen, Urach, Münsingen, Geislingen, Rottenburg, Nürtingen:
Herr Kaufmann Hermann Werner in Stuttgart.

### 2. Für Baden.

Herr Hauptlehrer Jäger in Karlsruhe.
" Carl Jul. Saacke in Pforzheim.
" Kaufm. Ferd. Lepp in Neckarbischofsheim.
" Dekan Bähr in Offenburg.
" Hausvater Weißer im Vereinshaus Lörrach.

### 3. Für Rheinbayern.

Herr Philipp Spitzer in Speyer.

### 4. Für Frankfurt, die beiden Hessen, Nassau und Thüringen.

Herr Missionsprediger Thumm im Trutz 39, Frankfurt a. M.
Hr. Missionsprediger Müller, Kassel, 5 Westendstr.

### 5. Für die Schweiz.

a) Kanton Aargau:
Herr Pfarrer Preiswerk in Umiken.
Herr Pfarrer Haller in Kölliken.
Frau Schenkel, Bahnhofstraße 149, Aarau.
Herr Joh. Müller in Oftringen bei Zofingen.
Herr Pfarrer Hauri in Seon.

b) Kanton Appenzell:
Frl. Anna Hohl in Heiden.
Frau Dr. Wiesmann in Herisau.
Herr Pfarrer Lutz in Speicher.

c) Kanton Bern, für Bern und Umgegend:
Herr Hans Bäschlin, Sekretär der evangelischen Gesellschaft in Bern.
Für das Oberaargau:
Herr Notar Gruner in Langenthal.
Für das Seeland:
Herr Pfarrer Hofer in Siselen.
Für das Oberland:
Herr Evangelist Gantenbein in Steffisburg.
Für den Bezirk Burgdorf:
Frl. S. Baumgartner in Burgdorf.

d) Kanton Genf:
Frau P. Geisendorf, 30 route de Lyon, Genf.

e) Kanton Neuenburg:
Herr Charles Coulon in Neuenburg.

f) Kanton St. Gallen:
Herr Missionsprediger Huppenbauer, Speicherstraße 4, Brunnenberg, St. Gallen.

g) Kanton Schaffhausen:
Herr Ulrich Zündel, Bankier.

h) Kanton Thurgau:
Herr Apotheker S. v. Muralt in Bischofszell.

i) Kanton Waadt:
Herr Alb. von Haller in Lausanne.

k) Kanton Zürich:
Herr Miss.-Prediger Schönfeld in Winterthur.
Herr C. Zwald in Horgen.

NB. In Zürich besteht neben dem Halbbatzenverein ein selbständiger Fünferverein, der einen Teil seiner Kollekte Basel zuwendet.

### 6. Für das Elsaß.

Frau Schneegans-Kreis, Spittelgarten 3a, in Straßburg.
Herr Miss. Welsch, Niklausstaden 12, Straßburg.
Herr Miss. Hanhart in Kolmar.
Herr Pfr. Schrumpf, Clarastr. 2 in Mülhausen.

# Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel.

**Commissionär Herr H. G. Wallmann, Roßstraße 14, in Leipzig.**

Zu beziehen auch durch unsre Missionsprediger, deren Adressen siehe S. VII.

**In Amerika durch Rev. G. Berner, 148 Watson Str. Buffalo N. Y.**

## Traktate in bunten Umschlägen und mit Bildern.

**à 5 cts. = 4 pf.**

1. Der Häuptling von Fallangia. 2. Odusinna. 3. Akatangi. 4. Abraham und seine Trommel. 5. Verstoßen und gefunden. 6. Das Armenhaus in Talatscheri. 7. Die kleine Marie. 8. Oguyomi. 9. Unter den Indianern in Guyana. 10. Die Christengemeinde auf den Nilagiris. 11. Gottes Wort auf den Inseln der Südsee. 12. Königin Kapiolani und der Vulkan Kilauea. 13. Pitcairn und Norfolk. 14. Der Sturm im Hafen von Bombay. 15. Die Reise der ersten Missionskinder. 16. Verloren und gefunden. 17. Allen Gardiner. 18. Wie's Heidenkindern gehen kann. 19. Drei Hindu auf der Suche nach einem Heiland. 20. Weihnachten im Heidenland. 21. Im Getümmel eines indischen Götzenfestes. 22. Lasset die Kindlein zu mir kommen. 23. Züge aus der barmanischen Mission. 24. Bartimäus. 25. Der gute schwarze Doktor. 26. Tschin, der arme Chinesenknabe. 27. Die gute Hand Gottes in d. Mission. 28. Ernstes und Heiteres aus der Südsee. 29. Das Evangelium in China. 30. Die Mädchenanstalten in Hongkong und Tschongtschun. 31. Paulo Mohenu, der bekehrte Fetischpriester. 32. Etwas vom indischen Heidenleben. 33. Dschiwamma. 34. Der kleine Ludwig. 35. Der Götze Dschagannath. 36. Missionsanfänge in Labrador. 37. Wasserquellen in der Wüste. 38. Die Kohls in Tschutia-Nappur. 39. Die Schanars in Tinneweli. 40. Kindersinn und Kinderglück in China. 41. Wie die Heiden beten. 42. Das Waisenhaus in Bettigeri. 43. Der kleine Pelikan. 44. „Bibellesen säumet nicht." 45. Ein australischer Erstling. 46. Weg hat Gott allerwegen. 47. Heidenmission in London. 48. John Wood. 49. Schatten und Licht in der Mission. 50. Von drei Buddhistenpriestern, die Christen geworden. 51. Auch Muhammedaner bekehren sich. 52. Die Bibel in Indien. 53. Ein Missionar in kaiserlich russischer Uniform. 54. Allerlei zur Beherzigung. 55. Einige Früchte der Missionsarbeit in China. 56. Eine Barmanenfamilie. 57. Das Waisenhaus in Benares. 58. Etwas von den Negern in Amerika. 59. Eine traurige Geschichte aus Guiana. 60. Ein deutscher Freimissionar unter den Santals. 61. Drei Erstlinge. 62. Drei kostbare Geschenke. 63. Drei Frauenbekehrungen in China. 64. An zwei Sterbebetten. 65. Geschichte zweier Missionsbüchsen. 66. Heidnische und christliche Totenklage. 67. Vater René's letzte Fahrt. Im Schneesturm begraben. 68. Wie es im Kongostaate zugeht. 69. Glückliche Christenkinder, unglückliche Heidenkinder. 70. Furchtlos und treu. 71. Negerkönig Khama. 72. Durch Sklaverei zur Freiheit. 73. Kommet her zu Mir. 74. Ihr werdet Ruhe finden. 75. Missionshelden. Aus den Schreckenstagen von Borneo. 76. Durch Kampf zum Sieg. 77. Missionsbilder mit Versen. Südafrika. 78. dito: Indien. 79. Im Norden Indiens.

**Ferner à 10 Cts. = 10 Pfg.**

Der bekehrte Räuberhauptmann Afrikaner. — „Mein Lieber, willst du ein Christ sein, so hilf die Heiden bekehren." — Der Kinderraub in Karaß. — Kirche und Mission. — Was mir mein alter Onkel erzählt hat. — Bilder aus dem Leben des chines. Volkes. — Ein treuer Bekenner vom Libanon. — Alex. Mackay, der Held von Uganda. — Wie man den Heiden in Afrika predigt. — Freud und Leid im chines. Kinderleben. — Priscilla, die Sklavin. — Wenger: Demas, Felix, Paulus. — Tschandukutti und Krischnan. — Sieben Männer für Christum. Von der Hochschule ins Innere Chinas. — 12 Bilder aus der Missionswelt. Heft I–IV. — Miescher, das Hirtenamt und die Aufgabe der christl. Kirche. — Ein Gang durchs Basler Missionshaus (à 5 Pfg.)

**à 20 Cts. = 15 Pfg.**

Missions-Geschichte der Schweiz. — Henry Budd. Ein Indianer als Prediger des Evangeliums. — Jakob Henderson, der Missionsarzt. — Licht im Dickicht. — Salma, das Santalmädchen. Drei Geschichten. — Ein Besuch in Okwao. — Eine neue Mission am Ngamisee. — Der evang. Heidenmission Recht, Pflicht und Erfolg. — Stephan Dsing, ein chines. Nathanael. — Lai Hinljam, Selbstbiographie eines chinesischen Christen. — C. F. Aldinger. Lebensbild. — Ein Blatt aus der Geschichte der Brüdermission. Ein Missionsversuch auf der Goldküste vor 150 Jahren. — Karl Stocking, ein Prediger a. d. Soldaten u. f. d. Soldaten. — Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglokberge. — J. Paton, Missonar unter den Kannibalen der Südsee. — Der Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniwa. (J. Paton II. Teil.) — Altes und Neues aus China. — Bilder aus dem südindischen Volksleben.

**à 25 Cts. = 20 Pfg.**

Aneaſo, oder durch Sklaverei zur Freiheit. — Der indiſche Fürſtenſohn Jakob Ramawarma. — Gopinath Nandy, der Märtyrer von Allahabad. — Colorirte **Miſſions-Weltkarte** mit Beſchreibung. — Das Evangelium in Mexiko. — Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. Mit Pfr. Wagners Lebensabriß. — Leben und Wirken des indiſchen Miſſionars G. Weigle. — Kamerun, Land, Leute und Miſſion. Mit Karte. — Die Bibelfrau von St. Petersburg. Eine Weihnachtsgeſchichte. Mit Farbendruckbild. — Evang. **Miſſionskalender** mit Farbendruckbild. (Erſcheint alljährlich). — Aus der Heimat in die Heimat. — Wenger, Blicke in das Leben der Seligen. — Schrenk, das Jungfrauenleben im Licht des Evangeliums. — Theodora, ein Lebensbild aus der Mädchenanſtalt in Kalikut. — Segensfrüchte des Evangeliums.

**à 30 Cts. = 25 Pfg.**

Leben des Miſſionar Martig in China. — G. A. Kißling, ein Miſſionsleben in Afrika und Neuſeeland. — Altes und Neues aus Indien. Von Miſſ. Leupolt. — John Baptiſt Daſalu, ein Lebensbild aus Weſtafrika. — Ein alter Veterane. — Das Evangelium in Santaliſtan. — William Chalmers Burns, ein Wanderleben in China. — Miſſionsreiſeleben in Weſtafrika. — Die Basler Miſſion auf der Goldküſte mit Karte. — Biſchof Auer's Leben. — Die Heidenpredigt in Indien. — Jamunabais Wanderungen oder Blicke in indiſches Witwenleben.

**à 35 Cts. = 30 Pfg.**

Morgenroth für Afrika. — David Zeisberger, der Apoſtel der Indianer. — Die Basler Miſſion in China. Mit Karte. — Der Schreckenstag von Katharinenfeld. — Der Herr ſiehet! Erinnerungen aus Pfr. Ludwigs Leben. — Von Kyebi nach Kumaſe. Mit 17 Bildern. — Die Hauptaufgaben einer weſtafr. Kolonialregierung. — Steiner, Reiſeeindrücke vom Miſſionsfeld in Kamerun. Mit Karte. — Vier Jahre gefangen in Aſante. Mit 11 Bildern.

**à 50 cts. = 40 pf.**

Chr. G. Weigele, Basler Miſſionar in Süd-Mahratta. — Dr. John Wilſon's Leben. — Johannes Vögtlin's Leben. — Aus den Briefen eines Miſſionskaufmanns in Afrika.

**à 60 cts. = 50 pf.**

Die Basler Miſſion in Indien. Mit Karte. —

## Bücher, Karten u. ſ. w.

| Titel | Preis |
|---|---|
| **Alltagsleben in China.** Bilder a. d. chineſ. Volksleben. Mit 56 Illuſtr. 230 S. Broſch. Fr. 3. — = M. 2. 40, eleg. geb. . | Fr. 4. — = M. 3. 20 |
| **Bohner,** Im Lande des Fetiſchs. Ein Lebensbild als Spiegel afrikan. Volkslebens. 288 S. Mit 24 Bildern. Broſch. . | „ 2. 50 = „ 2. — |
| Gebd. . . . . . . . . . . . | „ 3. 75 = „ 3. — |
| **Eppler,** Pfr., Ein Lebensbild aus der armeniſchen Kirche und Basler Miſſion (176 Seiten) . . . . . . | „ 1. — = „ —. 80 |
| — Dr. K. G. Pfander. Mit Blicken i. Vergangenheit u. Gegenwart d. Mohammedanismus. M. Bild. 192 S. Broch. Fr. 1. 75, geb. | „ 2. 50 = „ 2. — |
| **Feſtbericht** oder Bericht über die chriſtl. Jahresfeſte pro 1893 | „ 1. — = „ —. 80 |
| von früheren Jahren . . . . . . . . | „ —. 50 = „ —. 40 |
| **Fiſch,** Dr. Tropiſche Krankheiten. Anleitung zu ihrer Verhütung und Behandlung. 252 S. Broſch. Fr. 5. —, geb. . | „ 6. — = „ 4. 80 |
| Geſchichte der Miſſion auf den **Sandwich-Inſeln** (207 Seiten) | „ 1. — = „ —. 80 |
| **Haslam,** W. Aehren aus Gottes Ernteſeld. Geſchichten zum Evang. Johannes. 168 S. Broſch. Fr. 1. 25. Lwd. geb. | „ 2. — = „ 1. 60 |
| **Hauſchild,** Dr., **Männerchöre.** 259 Nrn. (329 S.) 4. Aufl., broch. Fr. 4. 50 = M. 3. 60, in Lwd. geb. . . . | „ 5. 50 = „ 4. 40 |
| **Hebich,** Sam., Lebensbeſchreibung. Ein Beitrag z. Geſchichte d. indiſchen Miſſion. 320 S. br. Fr. 1. 25 = M. 1. —, Lwd. geb. | „ 2. 50 = „ 2. — |
| **Irion,** Malabar und die Miſſionsſtation Talatſcheri. 159 Seiten | „ —. 60 = „ —. 50 |
| **Im Süden Indiens.** Bilder aus Stadt und Dorf. 176 S. Mit 29 Bildern. Schön geb. . . . . . . | „ 2. 50 = „ 2. — |
| **Joſenhans,** Miſſions-Inſp. Ausgewählte Reden. 242 S. Broch. | „ 2. — = „ 1. 60 |
| in Lwd. geb. . . . . . . . . . . | „ 2. 50 = „ 2. — |
| **Kinzler,** A., theolog. Lehrer am Miſſionshaus. Das Schriftzeugnis von Jeſus dem Sohne Gottes . . . . | „ —. 50 = „ —. 40 |
| *Lang, F. J.,* Miſſionar und Pfarrer. Pilgerleben. 164 S. Br. | „ 1. 25 = „ 1. — |
| *Laver,* Pfr. *Lebensbild* und Zeugniſſe der Wahrheit. Mit *Photogr. Kart. Fr. 1. —, Leinw.* . . . . . . . | „ 1. 25 = „ 1. — |

Lechler, R., China mit Illustr. (210 S.) . . . . . Fr. 1. — = M. —. 80
Löw, R. 36 Festchoräle. In ihrem ursprüngl. Rhythmus für 4stimmige Männerchöre . . . . . . . . " 1. — = " —. 80
Ludwig, J. M., Pfr. Lebensgeschichte. Mit Photogr. 221 S. " 1. 50 = " 1. 20
In Lwd. geb. . . . . . . . . " 2. 25 = " 1. 80
Missionsbilderbuch, neues in Farbendruck Heft I Fr. 1. 25 = *M* 1. —, II 95 Cts. = 75 Pfg., I–IV . . . . " 3. 75 = " 3. —
Missionsharfe. 60 Missions-, Fest- und Gemeinschaftslieder, 4stimmig. In Lwd. geb. . . . . . . . . " —. 50 = " —. 40
Missionsliederbuch, 470 Nrn. (364 S.), zweite Aufl. broch. " 1. 50 = " 1. 20
eleg. in Lwd. geb. Fr. 2. 50 = M. 2. —. Mit Goldschnitt. " 3. — = " 2. 40
Mögling Dr. und Weitbrecht, das Kurgland und die Mission in Kurg. Mit Karte und 4 Bildern in Tondruck. 334 S. . " 1. 50 = " 1. 20
Ostertag, Dr. A., Entstehungsgeschichte der Basler Missionsgesellschaft. 359 S. Broch. Fr. 1. 25, eleg. in Leinw. geb. " 2. 50 = " 2. —
Riggenbach, Prof. Dr. Sechs Predigten über Matthäi 11 . " —. 50 = " —. 40
Schrenk, E. Das Jungfrauenleben im Lichte des Evangeliums. 2. mit Rücksicht auf Konfirmanden veränderte Aufl. El. geb. " —. 75 = " —. 60
Wagner-Groben, Jakobs Pilgerleben oder: Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. 6. Aufl. Broch. . . . " 2. — = " 1. 60
Eleg. in Leinwand geb. Fr. 3. — = M. 2. 40. Mit Goldschn. " 3. 25 = " 2. 60
— Vom Tabor bis Golgatha. Zum Verständnis der Leidensgeschichte Jesu Christi. (386 S.) 6. Aufl. Broch. . . . " 4. — = " 3. 20
Eleg. in Leinwand Fr. 5. 25 = M. 4.20. Mit Goldschn. . " 5. 60 = " 4. 50
— Die Macht des Gebets. Zum Verständnis von Jesu Gebets-Verheißungen. 5. Aufl. Fr. 2. — = M. 1. 60 Eleg. in Leinwand geb. Fr. 3. — = M. 2. 40. Mit Goldschn. . . " 3. 25 = " 2. 60
— Himmlisches Licht ins irdische Dunkel. Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen. 3. Aufl., broch. . . . . " 2. 50 = " 2. —
Eleg. in Leinw. geb. Fr. 3. — = M. 2. 40. Mit Goldschn. " 3. 25 = " 2. 60
— Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. Mit Lebensabriß. 5. Aufl. Eleg. in Leinwd. geb. . . " —. 75 = " —. 60
— Sein Leben und Wirken. Von E. Hahnemann. Mit Photogr. 183 S. Broch. Fr. 2 — = M. 1. 60. Eleg. geb. " 3. — = " 2. 40
Neue Karte des chinesischen Missionsgebiets . . . . " 2. 50 = " 2. —
Wandkarte der Goldküste und des Inlands. 1885 . " 4. — = " 3. 20
**Missionsbüchse mit nickendem Neger in 1 Holzkistchen verpackt** " 4. 25 = " 3. 40
" **kleine nicht nickend, in 1 Pappkistchen** " " " 1. 50 = " 1. 25
Photographien des Missionshauses . . . . Vis. 50 Cts. Cab. 75 Cts.
" von Insp. Josenhans . . . . Vis. 50 Cts. Cab. 75 Cts.
" von Insp. Oehler. . . . . . Fr. 1. — = 80 Pf.
" aus Afrika. Versch. Scenerien Fr. 1. —, aufgez. " 1. 25 = M. 1. —
Gedenkblatt der Basler Mission. Das Missionshaus, die beiden Kinderhäuser, hervorragende Persönlichkeiten und 25 Scenen aus den 4 Missionsgebieten darstellend, in Farbendruck . Fr. 1. 25 = M. 1. —
Lakiert 5 Cts. = 5 Pf. mehr.
Kalenderbilder, in schönem Farbendruck . . . . à 10 Cts. = 8 Pf.

## Zeitschriften.

Evangelisches Missionsmagazin in Monatsheften von 3 Bogen, mit Illustr. nebst „Bibelblättern". Preis des Jahrgangs: In Basel . . Fr. 5. —
Für die Schweiz: Kreuzbd. frco. Fr. 5. 60, für Deutschland: Kreuzbd. frco. M. 5. —
Der evang. Heidenbote, monatl. 1 Bogen gr. 4. Mit Illustr.: In Basel Fr. 1. 20
Für die Schweiz: Kreuzbd. frco. Fr. 1. 50, für Deutschland: Kreuzbd. frco. M. 1. 40
Folgende Jahrgänge des Missions-Magazins und Heidenboten geben wir zu den dabei bemerkten äußerst ermäßigten Preisen ab. Die übrigen Jahrgänge soweit vorhanden zum vollen Preis:
Missions-Magazin: Jahrg. 1817, 18, 20–29, 31–33, 35, 39, 43–56 à 75 Cts. = 60 Pfg.
" " 60–75, 79, 80, 87 à Fr. 1. 50 = M. 1. 20.
Heidenbote: Jahrg. 1850–55, 58–62, 64–77, 80, 88 à 50 Cts. = 40 Pfg.
Le Missionnaire. Organe de la Mission Bâloise pour les pays de langue française. Fr. 1. 20. Kreuzband Schweiz Fr. 1. 50. Ausland Fr. 1. 80
Revue des Missions contemporaines. Kreuzband Schweiz Fr. 4. 50. Ausland Fr. 5. —
Messagère du monde païen. Kinder-Missionsblatt Schweiz Fr. 1, Ausland Fr. 1. 50
**Außerdem in französischer Sprache** Almanach des Missions und diverse Traktate.





# Indische, afrikanische und chinesische Schriften.

## A. Indische Schriften*)

erschienen im Verlage der **Missionsbuchhandlung in Mangalur** (Basel Mission Book and Tract Depository, Mangalore), und gedruckt in der **Missionsdruckerei** daselbst.

### a. In der kanaresischen Sprache.

Bibel. — Liturgie. — Katechismus. — Konfirmationsbüchlein. — Spruchbuch. — Gesangbuch. — Choralbuch. — Kinderlieder. — Gemeindeordnung. — Predigt-Sammlung. — Gebetbüchlein. — Kommentar zur Bibel. — Biblische Geschichten. — Kurtz, Religionslehre. — Kurtz, Heilige Geschichte. — Kirchengeschichte. — Reformationsgeschichte.

Schulbücher. Fibel und Lesebücher. — Grammatiken. — Prosodie. — Anthologie. — Englisch-kanaresisches und kanaresisch-englisches Wörterbuch. — Praktischer Schlüssel zur kanaresischen Sprache. — Indische Geschichte. — Geographie. — Beschreibung von Kurg. — Beschreibung von Südkanara. — Arithmetische Lehrbücher.

3547 Sprichwörter. — Karten. — Kalender (alljährlich erscheinend). — Christliches Gemeindeblatt (monatlich erscheinend).

### b. In der Tulu-Sprache.

Das Neue Testament. — Psalmen. — Sprüche. — Liturgie. — Katechismus. — Konfirmationsbüchlein. — Spruchbuch. — Gesangbuch. — Gebetbuch. — Biblische Geschichten. — Kinderlieder. — 500 Sprichwörter. — Grammatik. — Wörterbuch, Englisch-Tulu und Tulu-Englisch. — Fibel.

### c. In der Malajalim-Sprache.

Bibel. — Liturgie. — Katechismus. — Konfirmationsbüchlein. — Gesangbuch. — Kinderliederbuch. — Spruchbuch. — Biblische Geschichten. —Kurtz, Heilige Geschichte. — Leben Jesu. — Kirchengeschichte. — Reformationsgeschichte. — Gebetbüchlein (gereimt). —

Schulbücher u. s. w.: Fibel und Lesebücher. — Dr. Gundert, Grammatik. — Schulwörterbuch, Englisch-Malajalim, Malajalim-Englisch. — Dr. Gundert, Malajalim-Englisches Wörterbuch. — Arithmetik. — Geographie. — Indische Geschichte. — Geographie und Geschichte von Malabar. — Karte von Malabar. — 1000 Sprichwörter.

Kalender (alljährlich erscheinend). — Keralopakari, Illustrirtes Monatsheft.

### d. In der Kurg-Sprache.

Kurglieder. — 767 Kurgsprichwörter. — 200 Bibelsprüche.

---

Sammlung von 1600 Worten in Englisch, Deutsch, Malayalim, Kanaresisch und Tulu.

## B. Afrikanische Schriften.

### a. In der Asante- oder Tschi-Sprache.

Bibel. — Katechismus, Spruchbuch, Leidensgeschichte, Gebete. — Gesangbuch mit 441 Liedern. — Liturgie. — Konfirmationsbüchlein. — Herzbüchlein. — Barths biblische Geschichte, — Arnolds biblische Geschichten für Kinder. — Kurtz, Religionslehre.

Fibel. — Lesebuch. — Lehrbuch der Arithmetik. — Kappe's Weltgeschichte. — Tschi-Grammatik in Englisch. — 3680 Tschi Sprichwörter. — Tschi-Englisches Wörterbuch. — Bunyans Pilgerreise. — Geschichte der Goldküste.

### b. In der Akra- oder Gã-Sprache.

Bibel. — Leidensgeschichte. — Katechismus, Spruchbuch, Konfirmationsbüchlein. — Gesangbuch mit 500 Liedern. — Kinderlieder. — Gebetbüchlein. — Liturgie. — Barth's biblische Geschichten. — Arnold's biblische Geschichten für Kinder. — Kurtz, Religionslehre.

Fibel. — Lesebuch. — Arithmetik in 4 Heften. — Redenbacher's Weltgeschichte. — Kappe's Weltgeschichte. — Geographie von Palästina. — Zimmermann, Grammatik mit Wörterbuch. — Sonntagsschulfibel. — Übungen in der Gã-Sprache.

### c. In Tschi und Gã gemeinsam.

Melodienbüchlein. — Gold Coast Dictionary, Wörterbuch in Englisch, Tschi, Gã. — Mission Almanac (erscheint alljährlich). Christian Reporter (erscheint zweimonatlich).

### d. In der Duala-Sprache (Kamerun).

Fibel. — Sprachlehre und Wörterbuch. — Katechismus. — Gesangbuch.

## C. Chinesische Schriften.

(Im Volksdialekt der Hakka-Chinesen mit romanischen Typen.)

Das Neue Testament. — Luthers kleiner Katechismus. — Spruchbuch. — Konfirmationsbüchlein. — Gesangbuch. —Melodienbuch. — Arnold's Biblische Geschichte. — Fibel.

# Bedingungen

## des Eintritts in die Evangelische Missionsanstalt zu Basel

und

## Anweisung zur Meldung um Aufnahme.

---

1. Der Eintritt neuer Zöglinge in die evangelische Missionsanstalt in Basel geschieht in der Regel alljährlich einmal, nach den Ferien beim Beginn des Jahreskurses, um die Mitte August, unter folgenden Bedingungen:

a) Jeder Zögling muß in dem Jahre seines Eintritts wenigstens das 18. Lebensjahr vollenden und entweder ein Gewerbe, beziehungsweise die Landwirtschaft gründlich erlernt, oder eine höhere Lehranstalt, sei es Gymnasium oder Gewerbeschule, mit Erfolg durchlaufen haben. Nach zurückgelegtem 24. Lebensjahr ist in der Regel die Aufnahme nicht mehr möglich. Junge Leute, die verlobt sind, können nicht als Zöglinge ins Haus aufgenommen werden.

b) Jeder sich Meldende muß nicht allein von körperlichen Gebrechen frei, sondern auch so kräftig und gesund sein, daß er hoffen kann, die Anstrengungen einer sechsjährigen Vorbereitungszeit, die Gefahren der Verpflanzung in ein tropisches Klima und die Strapazen des Missionslebens zu ertragen.

c) Es wird nicht gefordert, daß der Neueintretende höhere wissenschaftliche Bildung in die Anstalt mitbringe, oder auch nur Kenntnis einer fremden Sprache besitze; dagegen wird erwartet, daß er diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche in der Volksschule erworben werden können, nicht nur einmal sich angeeignet habe, sondern auch noch besitze, daß er überdies gründlichere Kenntnis der heiligen Schrift sich erworben habe und mit guten Gaben des Verstandes und Gedächtnisses ausgestattet sei.

d) Wer in die Anstalt eintreten will, muß nicht bloß ein sittlich unbescholtener Jüngling sein, sondern wahrhaftiges Leben aus Gott besitzen. Es ist nicht genug, daß der Petent einmal von der Wahrheit des Evangeliums mächtiger ergriffen und aus dem geistlichen Tod erweckt worden sei. Wer andere bekehren will, muß selbst wahrhaftig und gründlich bekehrt sein, nicht bloß vorübergehend von dem Geiste Gottes angehaucht, sondern wahrhaftig wiedergeboren sein aus dem heiligen Geist.

e) Ein weiteres Erfordernis des Eintritts ist die förmliche Einwilligung der Eltern oder Vormünder zu diesem Schritt.

f) Es wird gefordert, daß der um die Aufnahme sich Meldende nicht bloß den Wunsch habe, ein Prediger des Evangeliums unter den Heiden zu werden, sondern seiner göttlichen Berufung zu dem Beruf eines Missionars durch reifliches Nachdenken, längere Selbstprüfung nach Gottes Wort unter Gebet und Beratung sachverständiger und ihn genau kennender Männer sich im Glauben gewiß geworden sei.

g) Die in die Anstalt aufgenommenen Zöglinge erhalten von der Anstalt nicht nur unentgeltlichen Unterricht, sondern alles, was sie zu ihrem Unterhalt und ihrer Ausbildung bedürfen. Doch wird erwartet, d[illegible]

Zöglinge bei ihrem Eintritt eine ordentliche Ausrüstung mitbringen.*) Die Zöglinge ihrerseits stellen sich der Gesellschaft für immer zur unbedingten Verfügung, ohne daß diese sich in irgend einer Weise rechtlich verbindlich machte, sie auszusenden, im Dienst zu behalten, zu besolden oder zu unterstützen. Die Verpflichtungen der Gesellschaft gehen nur soweit, als ihre Mittel reichen, und es ist das Verhältnis, in welchem die Zöglinge und Arbeiter der Basler Mission zu ihrer Gesellschaft stehen, ein Verhältnis reinen persönlichen Vertrauens, in letzter Beziehung rein auf Glauben gegründet.

h) Jeder Neueintretende hat einen Taufschein und einen für den Aufenthalt in der Schweiz giltigen Heimatschein mitzubringen. Jeder Nichtschweizer hat außerdem mitzubringen: ein von der zuständigen Heimatbehörde ausgestelltes Zeugnis, durch welches bescheinigt wird, daß der Inhaber im Vollgenusse der bürgerlichen Ehrenrechte sich befindet und einen unbescholtenen Leumund genießt.

2. Dem Eintritt in die Anstalt geht die förmliche Aufnahme in dieselbe voran, welche gewöhnlich anfangs Juli geschieht und jedem mit Angabe des Eintrittstags besonders angezeigt wird. Der Aufnahme hat die Meldung vorauszugehen. Diese kann mündlich, muß aber immer zugleich schriftlich geschehen und soll vor dem 1. Mai jeden Jahres in Basel einlaufen oder übergeben werden.**) Dies gilt nicht von Kandidaten des Predigtamts oder bereits angestellten Lehrern höherer Unterrichtsanstalten, welche nicht mehr durch die Missionsanstalt zu gehen haben, wenn sie in den Dienst der Missionsgesellschaft treten, ebenso nicht von Kaufleuten und Handwerkern, welche als solche in der Mission zu dienen entschlossen sind. Diese können sich jeden Tag melden und werden besonders geprüft und berufen.

Bei seiner Meldung hat jeder um Aufnahme Bittende

a) einen eigenhändig geschriebenen, selbstverfaßten Lebenslauf zu übergeben, in welchem er frei und offen seinen inneren und äußeren Lebensgang und insbesondere die Entstehung seines Wunsches und Entschlusses, Missionar zu werden, erzählt und darlegt;

b) ein versiegeltes Zeugnis von der Wahrheit seiner mitlaufenden Lebensbeschreibung, sowie seiner intellektuellen, moralischen und religiösen Tüchtigkeit zum Missionsdienst, von einem mit der Missionssache gründlich vertrauten und dem Komite der Missionsgesellschaft persönlich bekannten Mann nebst einem ärztlichen Zeugnis einzusenden und

c) falls er hiezu nach erfolgter Meldung eine Aufforderung seitens des Inspektorats erhält, eine Anzahl Fragen über seinen Gesundheitszustand zu beantworten.

Findet der Bittsteller in seiner Umgebung niemand, der ihm das unter Nr. 2, b geforderte Zeugnis auszustellen im stande oder bereit wäre, so kann er zwar seinen Lebenslauf ohne ein solches einsenden, das Komite wird ihm sodann aber einen Mann bezeichnen, dem er sich persönlich zu stellen oder von dem er jenes Zeugnis zu erbitten hat. Ohne ein solches Zeugnis muß jede Meldung unberücksichtigt bleiben.

---

*) Womöglich an Kleidern und Leibwäsche wenigstens einen Sonntags- und einen Werktagsanzug, 2 Paar Stiefel oder Schuhe und 6 Hemden.

**) Von Deutschland aus ist zu adressieren: „An das Inspektorat des Basler Missionshauses, Leopoldshöhe, Großherzogtum Baden."





# Achtundsiebenzigster Jahresbericht

der

# Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel

## erstattet am 28. Juni 1893

von

## Inspektor Öhler.

> „Singet dem Herrn ein neues Lied; denn er thut Wunder. Er sieget mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm. Der Herr läßt sein Heil verkündigen; vor den Völkern läßt er seine Gerechtigkeit offenbaren. Er gedenket an seine Gnade und Wahrheit dem Hause Israels. Aller Welt Enden sehen das Heil unsres Gottes." Ps. 98, 1—3.

Liebe Festgenossen! In einer ernsten und in mancher Hinsicht schweren Zeit, da die landwirtschaftliche Not auf viele Gemüter drückt, da im kirchlichen und staatlichen Leben nicht nur ein immer weiter um sich greifendes und immer leidenschaftlicheres Streben nach Auflösung der bestehenden Ordnungen, sondern, was schlimmer ist, ein Sinken der Religiosität und Sittlichkeit offenbar wird, da manche Anzeichen darauf hinweisen, daß es in der Christenheit mit dem Christentum abwärts geht: in einer solchen Zeit laden wir euch dennoch ein, ein Fest der Freude und des Dankes mit uns zu feiern. Es ist ein Fest, das den großen Thaten unseres Gottes und dem Reich unseres Herrn Jesu Christi gilt. Wir freuen uns der neuen Beweise, die wir haben erleben dürfen, daß der Herr, der Gott Israels und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, noch im Regimente sitzt und daß es bleibt bei seinem Wort: „Ich habe meinen König eingesetzt" und „ich will dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum" (Ps. 2, 5. 8).

Mag uns auch bange werden im Gedanken an Erschütterungen und Umwälzungen, an Gerichte Gottes, denen wir vielleicht entgegengehen, so dürfen wir doch das Haupt emporheben im Blick auf den treuen und starken Gott und auf den Herrn, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, und auf das unaufhaltsame, siegreiche Fortschreiten seines Reiches, des Reiches, dem auch wir angehören, und in dem auch wir der Herrlichkeit teilhaftig werden dürfen samt den Vielen, die von Morgen und Abend kommen, wenn wir anders bleiben und zunehmen im Glauben und in der Liebe und in der Hoffnung und in der Geduld.

Wir blicken heute auf ein für unsere Mission reich gesegnetes Arbeitsjahr zurück. Es ist, was die Zahl der getauften Heiden betrifft, das reichste, das die Basler Mission erlebt hat, und schon das muß unser Fest zu einem Fest des Dankes machen, und was von Leid und Sorge da ist, soll die Stimme des Dankes nicht ersticken.

Beim Rückblick auf die Erlebnisse

## in der Heimat

seit dem letzten Jahresfest gedenken wir zuerst derjenigen Mitverbundenen, welche von dem Herrn abgerufen worden sind. Es sind zwei frühere Zöglinge unseres Hauses, die hernach in den Dienst der Gemeinde in Amerika getreten waren, Pastor Jm. Wurster, in Preston, Kanada, († 24. April 1893) und Pastor Chr. Eberhardt in Saginaw City, Michigan († 27. April 1893), ferner der einstige Lehrer am Missionshaus, Pfarrer Gutbrod in Uhlbach, Württemberg († 7. April 1893). Von früheren Arbeitern auf dem Missionsfeld sind in der Heimat gestorben: Kaufmann Albert Pflüger in Cannstatt, vom Jahr 1882—86 auf der Goldküste thätig († 24. Nov. 1892), und Frau Missionar Dieterle geb. Mack, die mit ihrem Gatten lange Jahre auf der Goldküste gearbeitet und dann den Ruhestand in Riehen bei Basel mit ihm geteilt hatte († 26. Mai 1893), endlich Dr. Hermann Gundert in Calw († 25. April 1893). An Dr. Gundert hat sich das Wort des Herrn Joh. 7, 38, „wer an mich glaubet, von des Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen," reichlich erfüllt. Und es war insbesondere die Mission, die das zu genießen hatte. Er hat im Jahre 1839 die Basler Mission in Malabar begründet, das Neue und einen großen Teil des Alten Testaments ins Malajalim übersetzt, zahlreiche geistliche Lieder in Malajalim bearbeitet, dazu ein Malajalim-Wörterbuch und andere Malajalim-Schriften verfaßt. So hat er unseren Gemeinden in Malabar die wichtigsten Mittel zu ihrer Erbauung gegeben und unseren Streitern in Malabar gleichsam die Waffen zum Kampfe geschmiedet. Nach seiner Rückkehr aus Indien hat er während einer Reihe von Jahren das Missionsmagazin herausgegeben und als Mitarbeiter und

Nachfolger Dr. Barths am Calwer Verlagsverein noch durch zahlreiche andere Missionsschriften für die Mission gewirkt, für die er auch gerne auf Missionsfesten eingetreten ist. Ein hochbegabter, reich ausgestatteter Geist, auf dem Gebiet der Sprachen ein hervorragender Gelehrter, ist er doch zugleich ein schlichtes Kind Gottes gewesen, und durch seinen einfältigen Glauben, seinen demütigen Gehorsam, seinen fröhlichen Gebetsgeist, seinen unermüdlichen Fleiß in der Arbeit für den Herrn vielen zum Segen und ermunternden Vorbild geworden. Als ein müder Pilger ist er nach langer Arbeitszeit im 80. Lebensjahr zur ersehnten Ruhe des Volkes Gottes eingegangen.

Das **Missionskomite** hat durch den Eintritt des Herrn Pfarrer Tissot an der französischen Kirche hier ein neues Mitglied bekommen. Die Zahl der Reiseprediger ist durch Missionar Hafner, den Nachfolger des nach Ulm versetzten Missionspredigers Veil in Zofingen, und durch Missionar Schmolck in Lahr vermehrt worden. Demnächst wird auch Heilbronn in Missionar Kopp wieder einen Reiseprediger bekommen. — Einen Beruf außerhalb des Missionsverbandes suchen sich Geschwister Zurkuhl und Br. Tschopp, während Br. Heeß einen solchen als Pastor in Australien schon gefunden hat. Auch Br. Bräuning, bisher an der Weberei in Kannanur thätig, ist darauf angewiesen, einen Beruf in der Heimat zu suchen. An Stelle der früheren Hausmutter, der nunmehrigen Frau Pfarrer Pfisterer im Knabenhaus, haben wir deren Schwester, Fräulein Martha Gruner, zur Hausmutter bekommen. Von den Arbeitern auf der Missionsverwaltung und dem Sekretariat sind die Herren Villinger und Larsen behufs Übernahme anderer Stellungen ausgetreten und durch die Herren Kircher und Planck ersetzt worden. Von den Zöglingen unseres Hauses sind drei ihrer Entlassung wegen unwürdigen Verhaltens durch freiwilligen Austritt zuvorgekommen. Von den in diesem Jahr in die Arbeit eintretenden Brüdern sind zwei schon von hier abgereist. Der eine, Br. Brugger, mußte wegen des empfindlichen Mangels an Arbeitern seinen Aufenthalt in England schnell abbrechen, um in den Dienst der Handlung auf der Goldküste zu treten; der andere, Br. Bavendamm von der Norddeutschen Mission, wird demnächst sich nach der Sklavenküste einschiffen. Zur Aussendung bereit sind 19 Brüder, nämlich

für Indien: Joh. Bächle, Karl Mayer, Volbrecht Nagel, Aug. Metz, Eugen Hiller;

für China: Heinr. Mootz, Heinr. Gieß, Dr. med. Herm. Wittenberg (letzterer nicht aus dem Missionshaus hervorgegangen und gegenwärtig in England weilend);

für die Goldküste: Andr. Schmid, Arnold Deuber, Joh. Mayer, Julius Schweizer, Gottfr. Fischer und die beiden Kaufleute Heinr. Brodbeck und Levin Heller;

für Kamerun: Adolf Unger und Wilh. Basedow;

für die Sklavenküste im Dienst der Norddeutschen Mission: Thilo Goor; für Amerika: Gottlob Toberer.

Es mag hier beigefügt werden, daß, nachdem in diesem Jahr schon zwei neue Missionsarbeiterinnen, Frl. Ruth Wachter von St. Gallen und Frl. Luise Zerweck von Schlaitdorf (Württemberg), nach der Goldküste ausgesandt worden sind, auch für Indien eine solche bereit steht, nämlich Frl. Helene Strölin von Tübingen.

Die Einrichtungen zur Gesundheitspflege im Missionshaus haben durch zweckmäßige Bad- und Douchevorrichtungen, Verbesserung des Raums zum Reinigen der Schuhe und Erweiterung der Werkstätten im Nebengebäude einen Abschluß gefunden. Die seit einem Jahr eingeführten täglichen Turnübungen haben eine für die Gesundheit wohlthätige Wirkung. Die Anregung zu diesen den Ratschlägen unseres Hausarztes entsprechenden Verbesserungen verdanken wir zum Teil noch unserem heimgegangenen Missionsarzt Dr. Eckhardt.

Über die finanzielle Lage berichtet der Vorstand der Verwaltung, Herr Ensinger, wie folgt:

Die **Generalkasse** hatte im Jahr 1892 folgende

**Einnahmen:**

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | An Beiträgen von Missionsvereinen . . . . . . | Fr. | 272,824. 07 |
| 2. | „ Gaben einzelner Freunde (einschl. Fr. 15,813. 95 aus dem Missionsgebiet) . . . . . . . . | „ | 297,008. 42 |
| 3. | „ Ertrag der Halbbatzen- und Pfennigkollekte . . | „ | 291,476. 87 |
| 4. | „ „ „ Franken- und Markkollekte . . . . | „ | 7,945. 44 |
| 5. | „ Beiträgen für die Kamerun-Mission . . . . . | „ | 34,842. 05 |
| 6. | „ Gewinn der Missionshandlung und Industrie . . | „ | 215,000. — |
| 7. | „ Erlös aus einem durch Vermächtnis zugefallenen Haus hier . . . . . . . . . . . . . | „ | 48,787. 50 |
| 8. | „ Vergütungen und Rückerstattungen . . . . . | „ | 2,600. — |
| 9. | „ Wechsel und Geldagio nebst Zinsen der Betriebskasse | „ | 7,687. 25 |
| | Zusammen | Fr. | 1,178,171. 60 |

(Außerdem sind auf den Missionsgebieten Fr. 144,248. 60 eingegangen, jedoch an den betreffenden Ausgabeposten gleich in Abzug gebracht worden.)

Die **Ausgaben** betrugen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Für die Missionsanstalt . . . . . . . . . . . | Fr. | 79,545. 55 |
| 2. | Verwaltungsausgaben . . . . . . . . . . . | „ | 31,013. 03 |
| 3. | Für Reiseprediger und Missionsreisen . . . . . . | „ | 68,586. 31 |
| 4. | Verschiedene Ausgaben (einschl. Fr. 42,090. 42 Defizit der Kinderkasse und Fr. 8612. 85 Defizit der Medizinischen Mission) . . . . . . . . . | „ | 148,812. 37 |
| | Übertrag | Fr. | 327,957. 26 |

| | | | |
|---|---|---|---|
| | Übertrag | Fr. | 327,957. 26 |
| 5. Für die Goldküste-Mission | . . . . . . . . . . | „ | 296,564. 18 |
| 6. „ „ Ostindische-Mission | . . . . . . . . . . | „ | 389,291. 95 |
| 7. „ „ Chinesische-Mission | . . . . . . . . . . | „ | 142,525. 71 |
| 8. „ „ Kamerun-Mission | . . . . . . . . . . | „ | 132,798. — |
| 9. „ Prediger nach Amerika | . . . . . . . . . . | „ | 4,526. 75 |
| | Zusammen | Fr. | 1,293,663. 85 |

Es ergibt sich somit eine **Mehrausgabe** von . . . . Fr. 115,492. 25
hiezu das vorjährige Defizit nach Abzug der für die Schuldentilgungskasse eingegangenen Fr. 7,193. —
und des Mehr-Erlöses aus einem Acker „ 8,634. 55
mit restlichen „ 12,535. 93
so daß die Jahresrechnung auf 31. Dezember 1892 mit einer Gesamtschuld abschließt von . . . . . Fr. 128,028. 18
Hieran sind seit 1. Jan. 1893 bis 30. Juni nur eingegangen „ 21,524. 80

Woher diese große Mehrausgabe von Fr. 115,000? — so wird man mit Recht fragen. In Wirklichkeit ist es gerade so gut oder noch mehr eine Minder-Einnahme, denn die Einnahmen blieben um Fr. 56,000 zurück, dazu kommt freilich auch eine Vermehrung der Ausgaben um Fr. 44,000; rechnen wir noch hinzu, daß schon im Vorjahr die Einnahmen um Fr. 15,000 nicht zugereicht haben, so haben wir wieder die Summe von Fr. 115,000.

Doch wollen wir etwas genauer darauf eingehen. Wir sagten, die Einnahmen blieben um Fr. 56,000 zurück: nämlich Fr. 45,000 an allgemeinen Beiträgen und über Fr. 10,000 an Beiträgen für die Kamerun-Mission. Das sind besorgniserregende Zahlen, und zwar deswegen, weil die allgemeinen Beiträge von Jahr zu Jahr zurückgegangen sind, gegen das Jahr 1887 um volle Fr. 87,000 und die Beiträge für Kamerun um Fr. 36,000, also zusammen um Fr. 123,000.

Daß man bei einem naturgemäß wachsenden und sich immer mehr ausdehnenden Werke die Ausgaben nicht in gleicher Weise zurückschrauben kann, wird jedermann einleuchten, ganz abgesehen davon, daß wir bei Festsetzung der Ausgaben fürs folgende Jahr noch gar nicht wissen können, ob die Einnahmen zurückgehen werden, und daß infolge von Todesfällen oder durch Krankheit veranlaßten Heimreisen 2c. ganz unvorhergesehene Ausgaben eintreten können, deren Vermeidung gar nicht in unserer Hand liegt.

Die Ausgaben sind denn auch etwas gestiegen, und zwar, wie schon erwähnt, um Fr. 44,000. Es erforderten nämlich mehr: die Goldküste-Mission Fr. 55,000 (infolge des Baues der Station Nsaba und des notwendig gewordenen Umbaues des Predigerseminars, sowie vermehrter Katechisten- und Lehrerbesoldungen); die Kamerun-Mission Fr. 19,000 (infolge

des Baues der Stationen Mangamba und Lobethal und vermehrter Katechisten-besoldungen); die vermehrte Anzahl der zur Erholung in der Heimat befindlichen Missionare Fr. 18,000; während dagegen die Indische Mission Fr. 48,000 weniger erforderte (infolge Rückgangs des Silberkurses und kleinerer Baukosten).

Um nochmals auf die Einnahmen zurückzukommen, so müssen wir mit besonderem Dank hervorheben, daß die Halbbatzenkollekte an deren Rückgang keinen Anteil hat, vielmehr einen kleinen Zuwachs von nahezu Fr. 4000 erfahren durfte. Es zeigt uns das von neuem, welch ein Segen auf dem regelmäßigen Geben liegt, das schon Paulus den Korinthern ans Herz gelegt hat (1 Kor. 16, 2). Freilich dürfen wir die unermüdliche Treue der Sammlerinnen nicht vergessen und rufen ihnen zu: „Ihr aber seid getrost und thut eure Hände nicht ab, denn euer Werk hat seinen Lohn (2 Chron. 15,7)."

Am letzten Fest haben wir die Tilgung der verhältnismäßig kleinen Schuld unseren Freunden ans Herz gelegt. Es sind aber vom Fest bis zum Jahresschluß nur Fr. 4,400 daran abgetragen worden. Es wird uns niemand verargen, wenn wir diesmal um so dringender die Tilgung der großen Schuld ans Herz legen. Schulden drücken und lähmen die Freudigkeit; darum sollte sich jeder Missionsfreund sagen: die Schulden müssen weg.*) Es drängt uns um so mehr zu dieser Bitte, als wir schon wieder ein halbes Jahr hinter uns haben und nach den bisherigen Einnahmen und unseren Verwilligungs-tabellen einem noch größeren Defizit am Schluß des Jahres entgegensehen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf unsere **Spezialkassen.**

1. Die **Betriebskasse** hat einen Bestand von Fr. 259,915 (infolge von zwei Legaten Fr. 625 mehr als im Vorjahr), wovon über die Hälfte der Generalkasse vorgeschossen ist, weil auf den Missionsgebieten die erforderlichen Gelder immer drei Monate vorher parat sein müssen, ehe wir sie überhaupt einnehmen.

2. Die **Invaliden- und Witwenkasse** hatte eine Einnahme von Fr. 46,971. 05 (worunter Fr. 19,500 Ertrag der Missionsbuchhandlung, des Missionsmagazins, Heidenboten und Missionskalenders und Fr. 2840. 85 Beiträge) und eine Ausgabe von Fr. 54,076. 55, so daß ihr Vermögen wieder eine Verminderung erlitt von Fr. 7105. 50, was in den letzten sechs Jahren bereits die Summe von Fr. 27,160. 40 ausmacht.**)

---

*) Infolge unrichtiger Berichterstattung eines hiesigen Blattes, als ob die Deckung des Defizit's in naher Aussicht stehe, entstand das Gerücht, das Defizit sei beinahe gedeckt. Dies beruht auf vollständigem Mißverständnis; vielmehr haben wir noch gar keine Anzeichen, daß es mit der Deckung so rasch gehen werde. (Missionsverwaltung.)

**) Da ihre Haupteinnahmsquelle neben der Missionsbuchhandlung der Ertrag des Missionsmagazins und Heidenboten ist, so möchten wir unsere Freunde schon um deswillen zum Abonnement auf „Missionsmagazin" und „Heidenboten" ermuntern. Außerdem bringen wir gerne auch die Missionsbuchhandlung zum Bezug von Traktaten und Büchern in Erinnerung. Wie im Mai-Heidenboten angezeigt, haben wir zur Erleichterung ein Abonnement auf unsere neu erscheinenden Traktate eröffnet zum Jahrespreis von Fr. 1. —

3. Die **Missionskinderkasse** hatte eine Einnahme von Fr. 58,265. 35 (worunter Fr. 29,376. 90 Beiträge und Fr. 20,134. 55 Vergütung der Missionshandlung und Invalidenkasse), dagegen eine Ausgabe von Fr. 100,355. 77, so daß die Generalkasse ein Defizit von Fr. 42,090. 42 übernehmen mußte.

4. Die **Medizinische Mission** hatte eine Ausgabe von Fr. 23,227. 70 und nahm an Beiträgen ein Fr. 14,614. 85; somit beträgt die Mehrausgabe Fr. 8,612. 85, welche die Generalkasse decken mußte.

Wenn uns auch der Stand der Kasse gegenüber den sich mehrenden Anforderungen den Blick verdunkeln wollte, so wollen wir uns doch dadurch die Dankesstimmung nicht verkümmern lassen, vollends wenn wir hören, wie Großes der Herr auf unsern Missionsfeldern gethan hat. Nein, beugen müssen wir uns vor unserem Gott und ihn anbeten, daß er trotz unserer Unwürdigkeit und trotz unsrer vielen Fehler täglich das Nötige uns darreicht. Ihm sei vor allem Lob und Dank gesagt! Nicht weniger möchten wir aber auch unsern herzlichsten Dank aussprechen allen unsern treuen Freunden, Sammlerinnen und Arbeitsvereinen, mit der Bitte, auch fernerhin mit Gebet und Handreichung unsres großen Werkes zu gedenken. Der Herr wolle allen ein reicher Vergelter sein und sie auch nicht müde werden lassen. —

## Der Stand unsrer Mission auf den verschiedenen Missionsgebieten

ergiebt sich zunächst aus folgender statistischen Übersicht nach dem Stand vom 1. Januar. Wir hatten:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| In Indien | auf | 23 | Hauptstationen | 71 | Missionare, | 54 | Frauen, | 2 Jungfrauen. |
| In China | „ | 13 | „ | 18 | „ | 18 | „ | 1 „ |
| Auf der Goldküste | „ | 10 | „ | 39 | „ | 23 | „ | 1 „ |
| In Kamerun | „ | 5 | „ | 11 | „ | 2 | „ | — „ |
| Zusammen | auf | 51 | Hauptstationen | 139 | Missionare, | 97 | Frauen, | 4 Jungfrauen. |

Unsere Missionskirche hatte

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| In Indien | bei | 407 | Heidentaufen einen Zuwachs v. | 503, | zählte | 10868 Gemeindeglieder |
| In China | „ | 153 | „ „ „ „ | 97, | „ | 3631 „ |
| Auf d. Goldküste | „ | 994 | „ „ „ „ | 914, | „ | 11261 „ |
| In Kamerun | „ | 300 | „ „ „ „ | 259, | „ | 675 „ |
| Zusammen | bei | 1854 | Heidentaufen einen Zuwachs v. | 1773, | zählte | 26435 Gemeindeglieder |

Die Zahl der Schüler betrug:

| | | | |
|---|---|---|---|
| In Indien | bei einer Vermehrung von | 325 | 6778 |
| In China | „ „ „ „ | 70 | 942 |
| Auf d. Goldküste | „ „ „ „ | 224 | 3255 |
| In Kamerun | „ „ „ „ | 879 | 1457 |
| Zusammen | bei einer Vermehrung von | 1498 | 12432 |

Wir gehen nun über zum Bericht über die einzelnen Missionsgebiete.

## 1. Indien.

In Indien ist unserem Bruder Bode, damals in Anandapur, die treue Lebensgefährtin, Olga geb. Breitling, am 10. August entrissen worden. Ein gleiches Leid wurde unserem bejahrten Bruder Hartmann in Karkala auferlegt durch den am 13. Februar dieses Jahrs erfolgten Tod seiner Gattin, Marie, geb. Schieß, deren Tod eine auch im weiteren Kreis unserer Geschwister schmerzlich empfundene Lücke gemacht hat. Auch aus dem Kreise der Brüder ist einer abgerufen worden, nämlich Hermann Kaundinya, als Frucht der Missionsschule in Mangalur und ein Erstling aus der Kaste der Brahmanen im Jahr 1844 getauft und hernach hier zum Missionsdienst ausgebildet. Seit einer Reihe von Jahren im Ruhestand, hat er gerne noch mit Rat und That geholfen und sich namentlich noch mit Liebe an der Revision der kanaresischen Bibelübersetzung beteiligt. Sein friedlicher Heimgang erfolgte während eines Erholungsaufenthaltes in Keti auf den Blauen Bergen am 1. Februar d. J. — Viele Geschwister sind in die Heimat zurückgekehrt, aber die Lücken sind durch andere ausgefüllt worden.*)

Das indische Arbeitsfeld bietet noch so ziemlich dasselbe Bild wie das Jahr zuvor. In unserem kanaresischen Sprachgebiet, in Südmahratta, Nordkanara und dem Kurgland, zeigen sich nirgends entschiedene Fortschritte, oder auch nur sichere Anzeichen von solchen. Im Tululand ist die Bewegung, welche in frühern Jahren größere Scharen dem Christentum zuführte, zum Stillstand gekommen; nur Udapi hat eine größere Zahl von Heidentaufen und Übertritten. Dagegen dauert die Bewegung im südlichen Malabar fort und zeigt eine Neigung, sich weiter über Malabar zu verbreiten, wie denn auch die nördlichen Malabarstationen diesmal eine bemerkenswerte Zunahme der Taufen aufweisen. Auch auf den Blauen Bergen, wenigstens im Stationsgebiet Keti, zeigen sich erfreuliche Fortschritte. — Von den 407 Heidentaufen kommen beinahe drei Viertel, nämlich 297, auf die 7 Malabarstationen und 8 auf die Station Keti; Südkanara mit seiner überwiegenden Tulubevölkerung hat auf 6 Stationen 93 Heidentaufen aufzuweisen, während auf die 8 Stationen in Südmahratta, Nordkanara und Kurg nur 9 Heidentaufen kommen.

---

*) Heimgekehrt sind: Geschw. Keppler, Elsäßer, Brasche, Walter, Stierlen, und die Brüder Bräuning und Bode. Hinausgezogen: Geschw. Walz, Schenkel, Digel, Eisfelder, Ernst, Fischer; die Brüder Uber, Breidenbach, Weidner, Traugott Lutz, Engel und die Bräute der Brüder Glattfelder, Wieland und Bucher, nämlich Frl. Mina Lee, Klara Uber, Mathilde Weltz; sowie, um ihrem verwitweten Vater zur Seite zu stehen, Frl. Theodora Diez.

An fleißiger Arbeit hat es freilich auch im kanaresischen Arbeitsgebiet nicht gefehlt, wenn sie auch im Kurgland, weil Merkara lange unbesetzt war, und in Nordkanara, weil Karwar als selbständige Station aufgehoben worden ist, weniger kräftig als früher betrieben werden konnte. Auch in Südmahratta ist in Stadt und Land viel gepredigt worden und an willigen Hörern hat es im allgemeinen nicht gefehlt. Selbst in Dharwar, wo sich die Missionare überzeugen mußten, daß die Predigt auf öffentlichen und vielbesuchten Plätzen gegenüber dem Widerspruch, Hohn und Spott fast nicht aufzukommen vermöge, traf man doch in den stilleren Straßen und Gäßchen, die man nach und nach alle zu besuchen sich bemühte, häufig kleinere Kreise von aufmerksamen Zuhörern. Hubli kann berichten, daß die Missionare in den Dörfern um Bankapur wahre Festtage feiern durften, so gern hörten die Leute zu. Die Hoffnung der Brüder von Bettigeri, an der Ostgrenze unseres Missionsgebietes zwei neue Außenstationen in Hammigi und Maktumpur gründen zu können, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Taufbewerber in Hammigi erklärten, man solle ihnen 500 Rupies geben; denn so lange sie Schuldenkinder seien, könnten sie keine Gotteskinder werden, auch könnten sie ja als Christen ihren betrügerischen Handel und Wandel nicht mehr fortsetzen. Dazu erwiesen sie sich als Hanfraucher. Dagegen konnte man an dem frühern Stationsort Malasamudra durch Gründung einer Schule einen neuen Anfang machen. Eine Anzahl Leute in Gubdur hat sich nach Guledgudd gewandt mit der Bitte um eine Kapelle und einen Katechisten. Es sind dies Leute, die vom Götzendienst wenig befriedigt gegenüber den Heiden eine Stütze an der Mission suchen, aber bei unklarer Vermengung von heidnischer Philosophie und Christentum noch nicht recht wissen, um was es sich im Christentum handelt. Nach bisherigen Erfahrungen darf man nicht allzuviel von solchen Leuten hoffen. Die Arbeit der Station Bidschapur verspricht wenigstens in dem entfernten Konnur einige Früchte. Die Teurung des Jahres 1891 hat, wie es scheint, bei den Heiden eine größere Willigkeit, dem Evangelium gehorsam zu werden, nicht erzeugt; auch die willigen Hörer nehmen das Wort nicht so zu Herzen, daß ein Herzensverlangen nach dem Heil in Christo entstünde. Dagegen darf wenigstens von einer Gemeinde eine gute Frucht jener Notzeit gemeldet werden. Von der Gemeinde Schagoti bei Bettigeri schreibt Br. Risch:

Der Starrsinn und widerspenstige Geist, der uns früher so sehr betrübte, wurde gebrochen. Die Gemeinde hat sich enger und williger an ihre Seelsorger und Leiter angeschlossen, sich weisen und ermahnen lassen, und die einzelnen Glieder haben in der Not wieder nachdrücklicher empfunden, daß sie zusammengehören, und engeren Anschluß gesucht. Daher beschäftigten uns Streit und Unfrieden zwischen den Gemeindegliedern und gegenseitige Beschimpfungen kaum einmal in den Ältestensitzungen."

Erfreulich ist auch, daß in Bettigeri von denen, welche sich vor einigen Jahren der katholisierenden englischen Ausbreitungsgesellschaft angeschlossen hatten, die meisten wieder zur Gemeinde zurückgekehrt sind.

In Südkanara war das Hauptereignis die Taufe eines höheren Beamten Namens Koragappa mit seiner Familie, in Karkala. Diejenigen, die sich sonst herzuthaten, waren meist arme Leute, die durch die Not getrieben wurden. Bei den Heiden zeigt sich wenigstens in den Städten eine wachsende Feindschaft. So schreibt Br. Gengnagel in Basrur: „In den 17 Jahren, welche ich als Reiseprediger verlebt habe, habe ich noch nie eine solche offene Feindschaft wahrgenommen, wie beim Udapi-Götzenfest. Doch beschränkt sich der feindselige Geist vorläufig auf die Städte, wo die Gebildeten wohnen, welche ihn pflegen.“ Freilich zeigt sich oft auch unter der Landbevölkerung ein böser Geist. „In der Umgegend von Mulki,“ heißt es in einem Bericht, „und den Filialen wohnt ein so sattes Volk, das der Predigt des Evangeliums größtenteils nur Spott und Verachtung entgegenbringt. Von einem Heilsverlangen ist hier so gut wie nichts zu merken. Überall wird man in feinerer oder gröberer Weise abgewiesen.“ Unter diesen Umständen und im Blick auf viele Schäden, auch in den Gemeinden, konnte Mulki das fünfzigjährige Jubiläum der Station nicht gerade in gehobener Stimmung feiern. Und doch zeigt der Rückblick auf eine fünfzigjährige Geschichte einer Station wie Mulki, daß mit Gottes Hilfe etwas Wesentliches erreicht worden ist, wenn die Mission mit ihren Errungenschaften auch nicht glänzen kann.

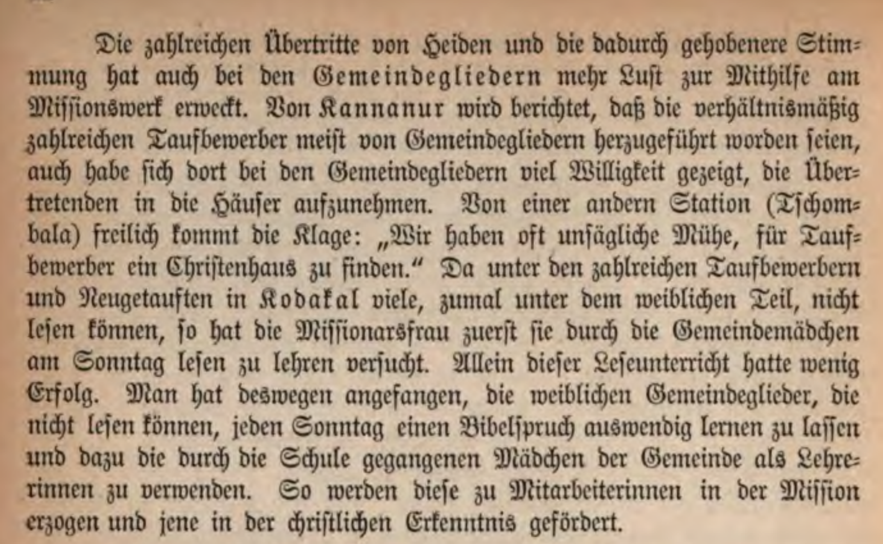
Ganz anders als aus dem Kanara- und Tulu-Land lauten die Berichte aus Malabar. Das letzte Jahr war für Malabar ein schweres durch Teurung und verheerende Krankheiten. Aber die Stimmung der heidnischen Bevölkerung hat sich vielfach zu Gunsten des Christentums verändert. Wohl hört man auch etwa einmal die Klage, daß wenn auch die Bevölkerung freundlicher und zugänglicher werde, doch wenig gläubige Annahme des Wortes zu finden sei. Aber die Freude über eine Wendung zum Besseren herrscht vor. Während sich, wie oben erwähnt, beim Götzenfest in Udapi ungewöhnliche Feindschaft zeigte, wurden unsere Prediger bei dem Götzenfest in Kirur durch die großen Scharen von Zuhörern, die stundenlang ausharrten, überrascht. Br. Peter in Tschombala fand bei den Hausbesuchen fast überall freundliche Aufnahme; ein Astrologe richtete ihm sogar ein großes Zimmer im zweiten Stock seines Hauses ein und bat ihn, so oft er des Weges komme, bei ihm einzukehren und dieses Zimmer als seine Wohnung zu betrachten. Bei den Reisen an der Küste gewann er überall den Eindruck, daß das Feld reif sei zur Ernte. „Sichtbar und wunderbar,“ schreibt er, „geht der Odem Gottes durch Malabar.“ Schöne Erfahrungen machte auch Br. Walter im Stationsgebiet von Waniyankulam.

Da kommt er z. B. einmal zu einem Schultheiß, der ihn mit seiner Frau freundlich aufnimmt. Die Leute werden besonders von der Botschaft vom Leiden und Sterben des Herrn ergriffen. Doch sucht die gescheite Hausfrau ihren heidnischen Standpunkt gewandt zu verteidigen. Aber sie will ihn nicht eigensinnig festhalten, sondern sie will Wahrheit. „Zeigen Sie mir die Wahrheit,“ ruft sie; „um diese allein ist mir zu thun, sehe sie in unsern oder in Ihren heiligen Schriften!“ Und bei der Beantwortung ihrer

Fragen ruft sie ein Mal über das andere: „Ja, das ist Wahrheit!“ Unter den ihr angebotenen Traktaten wählt sie den mit der Aufschrift: „Des Sünders Freund.“ Nachher rief sie den Missionar noch einmal zurück, um sich verschiedene Fragen beantworten zu lassen. — Ein hoher Regierungsbeamter, ein gebildeter Brahmane, sagte zu Br. Walter: „Sie werden langsam, aber sicher siegen, darum arbeiten Sie nur ruhig weiter.“

Bemerkenswert ist überhaupt, wie gebildete Heiden ihre Aufmerksamkeit, ja eine Anerkennung und Sympathie der Mission zuzuwenden beginnen. Sie erkennen, wie die unteren Klassen der Bevölkerung durch das Christentum gehoben werden, und so weit die Glieder höherer Kasten nicht durch die Kastenselbstsucht verstockt sind, sondern ein natürliches Wohlwollen haben, oder auch von den europäisch christlichen Gedanken allgemeiner Menschenliebe beeinflußt sind, freuen sie sich darüber. Sodann scheint es, daß diese Leute in der Mission und dem Christentum die Macht erkennen, die allein imstande ist, dem Umsichgreifen des in Malabar sehr mächtigen Mohammedanismus, der die Leute mit Erfolg an sich zu ziehen versteht, zu wehren. Lieber wollen sie die Massen christlich als mohammedanisch sehen. Aus dem Gesagten erklärt sich aber auch, daß die mohammedanischen Maplas in Malabar den Fortschritt des Christentums zu hindern und die, welche übertreten wollen, mit aller Macht im Heidentum zurückzuhalten oder für den Islam zu gewinnen suchen. Es handelt sich dabei für die Maplas nicht nur um ein religiöses Interesse, sondern auch um ein materielles. Als Grundbesitzer, Händler und Geldverleiher suchen sie die Leute unter ihrem Einfluß festzuhalten, um dann die von ihnen abhängigen Pächter, Schuldner und Käufer gründlich auszusaugen. Die Mission aber muß darauf bedacht sein, die Christen den Krallen dieser Blutsauger zu entreißen.

Wie auf dem ganzen indischen Missionsgebiet, so sind insbesondere in Malabar die Heidenschulen ein Mittel, das Evangelium unter die Leute zu bringen. Wie wirksam dieselben werden können, wo ein geeigneter Boden ist, zeigt eine Erfahrung von Br. Walter in Panamanna, einer Schule, die der Mission von ihrem Eigentümer, einem Nayer, übergeben worden war. Bei einem Besuch der Schule durch den Missionar rief eben jener Nayer sein Söhnlein auf, die Bibelsprüche aufzusagen, die es in der Schule gelernt. Wenn das Söhnchen stockte, so half der Vater nach und erwiderte auf die Bemerkung des Missionars, er scheine die Sprüche sich noch besser eingeprägt zu haben als sein Sohn: „Ja, nicht nur ich, sondern mein ganzes Haus — es gehören zu demselben etwa 40 Personen — lernten unwillkürlich die Sprüche mit; morgens und abends ist der Junge unermüdlich im Hersagen und thut es selbst im Traume.“ — Als ein neues Mittel, das Evangelium zu verbeiten, sind im letzten Jahre mehrere Sonntagsschulen entstanden, besonders durch die Anregung eines Amerikaners, Dr. Philipps. Der Anfang ist namentlich im Stationsgebiet Tschombala ein sehr erfreulicher und ermutigender, doch muß man, wenn irgendwo, so unter den Hindus abwarten, ob der Fortgang dem freudigen Anfang entsprechen wird.



Die zahlreichen Übertritte von Heiden und die dadurch gehobenere Stimmung hat auch bei den Gemeindegliedern mehr Lust zur Mithilfe am Missionswerk erweckt. Von Kannanur wird berichtet, daß die verhältnismäßig zahlreichen Taufbewerber meist von Gemeindegliedern herzugeführt worden seien, auch habe sich dort bei den Gemeindegliedern viel Willigkeit gezeigt, die Übertretenden in die Häuser aufzunehmen. Von einer andern Station (Tschombala) freilich kommt die Klage: „Wir haben oft unsägliche Mühe, für Taufbewerber ein Christenhaus zu finden.“ Da unter den zahlreichen Taufbewerbern und Neugetauften in Kodakal viele, zumal unter dem weiblichen Teil, nicht lesen können, so hat die Missionarsfrau zuerst sie durch die Gemeindemädchen am Sonntag lesen zu lehren versucht. Allein dieser Leseunterricht hatte wenig Erfolg. Man hat deswegen angefangen, die weiblichen Gemeindeglieder, die nicht lesen können, jeden Sonntag einen Bibelspruch auswendig lernen zu lassen und dazu die durch die Schule gegangenen Mädchen der Gemeinde als Lehrerinnen zu verwenden. So werden diese zu Mitarbeiterinnen in der Mission erzogen und jene in der christlichen Erkenntnis gefördert.

Die bedeutendsten Fortschritte durfte unser Werk auch diesmal wieder in Kodakal machen, wo am 1. Advent 172 Heiden getauft wurden. Die Übertritte in dieser Gegend dauern immer noch fort, so daß kaum eine Woche vergeht, in der nicht Leute kommen. Unter den Übertretenden sind auch Glieder von höherer Kaste, und mancher, der ein besseres Leben gewohnt war, verdient sich nun sein Brot in der Ziegelei in harter Arbeit, während für andere der tägliche, wenn auch sehr bescheidene Verdienst und die Befreiung von dem harten Joch eines heidnischen oder mohammedanischen Pachtherrn eine Verbesserung auch des äußern Loses bedeutet. Näheres über den Gang der Dinge in Kodakal hat der Heidenbote wiederholt mitgeteilt, worauf hier verwiesen werden mag. — In wesentlich anderer Weise entwickeln sich die Dinge auf der weiter im Innern liegenden Station Waniyankulam. Dort fehlt die Möglichkeit, den Übertretenden in Ziegelei oder Weberei Arbeit und Verdienst zu geben. Wer sich als Christ nicht halten kann, muß die Gegend verlassen. Aber wir haben dort die Freude zu sehen, daß manche Christen werden, die trotz mancher Schwierigkeiten, die es auch für sie giebt, sich auf einem eigenen Landgut behaupten können, so daß sich nun in der Umgebung der Station schon mehrere Gehöfte im Besitz von Christen befinden, die ökonomisch von der Mission ganz unabhängig sind. Überhaupt ist die Entwickelung der Mission auf dieser Station eine recht hoffnungsvolle, und wenn man diese Station mit ihren 91 Christen, drei Außenstationen und der blühenden Schule auf dem Bazar, zu der noch die Schule in Panamanna kommt, mit der ungefähr gleich alten Station Bidschapur in Südmahratta vergleicht (mit 30 Christen, ohne Außenstation, mit einer erst jetzt sich erholenden Schule), so hat man daran ein Bild, einen wieviel günstigeren Boden das südl

Mission darbietet. Da nun auch in Palghat eine Missionsziegelei im Bau begriffen ist, so wird Waniyankulam bald die einzige Malabar-Station sein, der die Unterstützung durch eine Industrie fehlt. Wir hoffen da aber auch ohne solche durchzukommen. Für Palghat aber dürfen wir die Hoffnung hegen, daß es fortan nicht mehr genötigt sein werde, die Übergetretenen wegen der Unmöglichkeit äußeren Durchkommens wegzuschicken, und daß die dortige Gemeinde nun werde wachsen können.

Werfen wir noch einen Blick auf die Blauen Berge. Dort hat die Station Kotageri ihr 25-jähriges Jubiläum gefeiert. Das Jubiläumsjahr ist nicht durch Taufen aus den Heiden verherrlicht worden, aber doch stehen einige im Taufunterricht. Dagegen durften in Keti einige Badagas getauft werden, so die Frau des das Jahr zuvor getauften Benjamin in Halhada. Am bemerkenswertesten ist die Taufe von drei jungen Männern aus dem Todanad-Distrikt, aus dem wir bisher noch keine Christen hatten. Diese drei können als Früchte der Missionsschule in Tuneri betrachtet werden.

Der eine, Abraham, ist der Sohn eines nicht unvermöglichen Mannes in Iduhatti bei Tuneri. Als man seine durch den Religionsunterricht in der Schule entstandenen christlichen Neigungen bemerkte, suchte man denselben zuerst durch seine frühe Verheiratung entgegenzuwirken. Später machte man den noch sehr jungen Mana zum Manyagara oder Schultheiß und konnte nun hoffen, seinem Übertritt für immer vorgebeugt zu haben, da bis jetzt noch niemand aus einer Manyagara-Familie, geschweige einer, der das Amt selbst führte, Christ geworden war. Er aber nahm seine Entlassung, um am Übertritt nicht gehindert zu sein. Als er sich zur Vorbereitung auf die Taufe in Keti aufhielt, wurden mancherlei Anschläge gemacht, ihn zu entführen, aber ohne Erfolg. Seine Mutter nahm keine Nahrung mehr, und täglich bekam er Botschaft, sie werde immer schwächer und er werde der Mörder seiner Mutter. Einmal ließ sich die Mutter selbst nach Keti bringen und zog dann vor den Augen des Sohnes ein Buschmesser hervor und machte Miene, sich den Hals abzuschneiden; aber man entwand ihr das Messer. Acht Tage lang bestürmte sie den Sohn mit Bitten und Flüchen unaufhörlich. Bei der Taufe legte Abraham ein mutiges Zeugnis ab. Es kostete Mühe, ihm nach der Taufe die Rückkehr in sein Dorf zu ermöglichen. Erst beim dritten Versuch gelang es, ihm das Betreten der Verandah des väterlichen Hauses zu ermöglichen; aber die Thürschwelle durfte er nicht überschreiten. Nun haben seine Feinde seinen Vater vermocht, daß er den Sohn enterbte. Sein Weib hat er einigemal gesehen und hat Hoffnung, daß es sich ihm anschließen werde. — Die beiden andern Getauften aus dem Todanad heißen jetzt Paul und Samuel. Als Bruder Lütze mit Pauls Vater über den Übertritt des Sohnes redete, da rannen dem starken Mann unaufhaltsam dicke Thränen über die Wangen. Aber nach der Taufe trat die Mutter mutig auf die Seite des Sohnes und rief denen, die den Ausgestoßenen schmähten, zu: „Er ist doch mein Sohn! Schaut ihn nur an, er ist noch mein Sohn!" und Paul selbst widerstand standhaft den Drohungen und Lockungen seiner Dorfgenossen.

Infolge dieser Übertritte verlor die Schule in Tuneri ihre Schüler, man begann ihren Einfluß zu fürchten, und sie mußte geschlossen werden; doch konnte sie in diesem Jahr wieder eröffnet werden.

## 2. China.

In China sind zwei unsrer eingebornen Missionare durch schmerzliche Todesfälle betroffen worden. Bruder Tschin A-si hat eine erwachsene Tochter, Br. Schinen seine Frau verloren. Das Missionsgebiet verlassen haben Geschw. Lörcher und Schultze, während Br. Leonhardt mit seiner zweiten Gattin wieder nach China auf seine frühere Station Nyenhangli zurückkehren durfte. Mit ihm reiste Frl. Riehl, nunmehrige Frau Vögtling, und Frl. v. Rausch, welche die Aufgabe hat, sich der zahlreichen kleinern Kinder aus dem Hakka-Stamm in Hongkong durch Gründung von Kleinkinderschulen anzunehmen.

Nachwirkungen der feindseligen Bewegung gegen die Fremden, welche der letzte Bericht erwähnte, machten sich noch da und dort fühlbar. Von Nyenhangli wird geschrieben: „Die Heidenpredigt wurde durch die Hetzplakate und die Lügengerüchte sehr erschwert. Kam man irgendwohin, so mußte man sich immer umständlich gegen diese Lügen verteidigen." In Kayintschu wurde man öfters durch die Schreckenskunde, daß die Rebellen heranzögen, aufgeregt; aber es waren dies leere Gerüchte. Die zu Hinnen gehörige Außenstation Lanyu wurde niedergebrannt. Unter einer schon alten Feindschaft der mächtigen Häupter ihres Stammes leiden die zu Futschukphai gehörigen Gemeindlein Haschak, wo jeder, der Christ wird, aus dem Stamm gestoßen wird, und Tshyangkhai, wo der Mission und Gemeinde die längst rechtmäßig erworbenen Gebäude immer noch vorenthalten werden. „Die Gemeinde dort," heißt es, „leidet furchtbar unter dem Druck der übermütigen und mächtigen Feinde; während das Versammlungslokal früher gedrängt voll von Zuhörern war, steht es jetzt leer. Auch haben die reichen Feinde ihre Pachtfelder zurückgezogen, so daß die armen Christen auswärts ihr Brot verdienen oder mit kleinen Krämergeschäften ihr Leben fristen müssen. Jedoch halten unsere Getauften stand trotz aller Bedrückungen, bekennen sich treulich zum Herrn, wandeln auch ordentlich ihrem Glauben gemäß." Die Entwicklung des hoffnungsvollen jungen Gemeindleins Wongtshun (Stat. Hokschuha) im Honyen-Kreis ist gleichfalls gehemmt durch den Widerstand der Heiden, welche die Erwerbung eines Hauses zu den Versammlungen mit Gewalt und durch Anstrengung eines Processes zu verhindern suchten. Während früher gegen 60 Heiden zu den Gottesdiensten kamen, bleiben sie jetzt ferne. Aber die Christen und Taufbewerber sind keineswegs eingeschüchtert, und die Christen bemühen sich, auch ihre Angehörigen zum Gottesdienst zu bringen.

Manche Teile unseres Missionsgebietes haben durch Überschwemmung gelitten; am meisten, wie es scheint, die Stadt Tschonglok und ihre Umgebung. Br. Lechler, der die Gegend besucht hat, schreibt: „Noch nie habe ich solche Verheerungen gesehen. Es sah aus wie nach der Sintflut. Die Häuser waren eingestürzt, Dachziegel, Koch- und anderes Geschirr und Hausrat aller Art lagen bunt durcheinander. Die Verwüstung in den Feldern aber ist ganz unbeschreiblich." Von unsern Christen sind namentlich die in der Gegend von Yongpoi durch die Überschwemmung hart betroffen worden. Diese Unglücksfälle haben den Missionaren und eingeborenen Christen Gelegenheit gegeben, an Heiden und Christen Werke der Barmherzigkeit zu thun. Ein Aufruf unserer Brüder in Hokschuha an die in China lebenden Europäer hatte schönen Erfolg und setzte die Brüder in den Stand, vielen hartbetroffenen Heiden eine bescheidene Hilfe zu gewähren. Die chinesischen Christen in Hongkong spendeten 100 Dollar für die Überschwemmten.

*Unter mancher* Anfechtung, bei mitunter heftigem und hartnäckigem Widerstand der Gegner, unter dem Druck mancher das Volk treffenden Heimsuchung

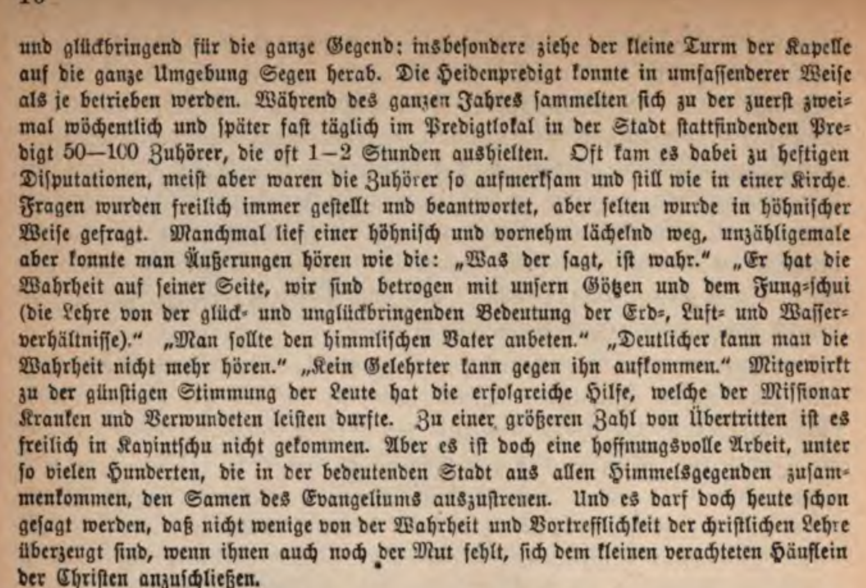
ging das Missionswerk seinen stillen Gang vorwärts, hier langsamer, dort rascher und augenfälliger. Im Unterland zeigen nur wenige Orte eine größere Geneigtheit für das Evangelium. Von Lilong aus hofft man bald in Satheukok eine Außenstation gründen zu können; im Gebiet von Tschonghangkang findet sich wenigstens in Kyungtspu eine willige und empfängliche Zuhörerschaft, und für die Arbeiter von Khitschhung thut sich in Tuimunhoi da und dort eine Thüre auf. Auch Longheu hat einige Taufbewerber in Wongmapu. Aber von einer größern Schar von Heiden, die sich um das Evangelium sammeln und zum Übertritt rüsten würden, lesen wir in den Berichten vom Unterland nichts.

Dagegen kommen von den Oberlandstationen einige recht erfreuliche und ermutigende Nachrichten. Zwar geht es in dem vor einigen Jahren fruchtbarsten Gebiet von Nyenhangli gegenwärtig langsamer voran; aber in demjenigen von Moilim, das vor einigen Jahren von Nyenhangli abgezweigt worden ist, regt es sich an manchen Orten, besonders in Sungtheu, wo sich immer wieder neue Leute zum Gottesdienst einfinden. Im Gebiet der dritten Station des Tschonglok-Kreises, Tschongtshun, bildet sich ein neues Gemeindlein in der nächsten Umgebung der Stadt Tschonglok.

In den drei im Westen an den Tschonglok-Kreis angrenzenden Kreisen Yünon, Honyen und Lyungtschon findet das Evangelium an manchen Orten Eingang. Die Bewegung in Putshen und Kungtshen (in dem zu Futschukphai gehörigen Teil des Honyen-Kreises) schreitet voran und breitet sich aus. Selbst von der Kreisstadt Honyen kommen einige Männer zum Gottesdienst, wie sich überhaupt mit den Christen zahlreiche Taufbewerber und Heiden zu demselben versammeln. Ein erfreulicher Fortschritt ist es, daß von Hokschuha aus in Laulung am Ostfluß zwei Zimmer gemietet werden konnten, die zwei Kolporteuren der britischen Bibelgesellschaft zur Wohnung dienen und in denen zunächst einmal im Monat Gottesdienst gehalten wird. Man hofft, daselbst in diesem Jahr einen Hilfskatechisten stationieren zu können. Die Arbeit unter den Heiden im Stationsgebiet wird im allgemeinen als hoffnungerweckend bezeichnet.

Was endlich noch die Arbeit nordöstlich vom Tschonglok-Kreis, im Gebiet von Hinnen und Kayintschu betrifft, so findet man in Hinnen bei den Predigten in der Stadt wenigstens viele Zuhörer und hat durch Einrichtung von regelmäßigen Predigten in dem großen Markte Thailyungthen eine neue Gelegenheit, den Heiden nahe zu kommen, gewonnen; während man in Kayintschu sogar einen gewissen Umschlag der Stimmung zu Gunsten der Mission bemerken kann.

Man hat früher dort viele Schwierigkeiten gemacht, wenn es sich um Erweiterung der Station handelte, und behauptete von den geplanten Bauten allerlei nachteilige Einwirkungen auf die Umgebung. Nachdem man sich aber mit den früheren Störefried[illegible]
chen hat, behauptet nun jedermann, selbst angesehene Geomanten, die Statio[illegible]



und glückbringend für die ganze Gegend; insbesondere ziehe der kleine Turm der Kapelle auf die ganze Umgebung Segen herab. Die Heidenpredigt konnte in umfassenderer Weise als je betrieben werden. Während des ganzen Jahres sammelten sich zu der zuerst zweimal wöchentlich und später fast täglich im Predigtlokal in der Stadt stattfindenden Predigt 50—100 Zuhörer, die oft 1—2 Stunden aushielten. Oft kam es dabei zu heftigen Disputationen, meist aber waren die Zuhörer so aufmerksam und still wie in einer Kirche. Fragen wurden freilich immer gestellt und beantwortet, aber selten wurde in höhnischer Weise gefragt. Manchmal lief einer höhnisch und vornehm lächelnd weg, unzähligemale aber konnte man Äußerungen hören wie die: „Was der sagt, ist wahr.“ „Er hat die Wahrheit auf seiner Seite, wir sind betrogen mit unsern Götzen und dem Fung-schui (die Lehre von der glück- und unglückbringenden Bedeutung der Erd-, Luft- und Wasserverhältnisse).“ „Man sollte den himmlischen Vater anbeten.“ „Deutlicher kann man die Wahrheit nicht mehr hören.“ „Kein Gelehrter kann gegen ihn aufkommen.“ Mitgewirkt zu der günstigen Stimmung der Leute hat die erfolgreiche Hilfe, welche der Missionar Kranken und Verwundeten leisten durfte. Zu einer größeren Zahl von Übertritten ist es freilich in Kayintschu nicht gekommen. Aber es ist doch eine hoffnungsvolle Arbeit, unter so vielen Hunderten, die in der bedeutenden Stadt aus allen Himmelsgegenden zusammenkommen, den Samen des Evangeliums auszustreuen. Und es darf doch heute schon gesagt werden, daß nicht wenige von der Wahrheit und Vortrefflichkeit der christlichen Lehre überzeugt sind, wenn ihnen auch noch der Mut fehlt, sich dem kleinen verachteten Häuflein der Christen anzuschließen.

Der Gesamteindruck, den wir von der chinesischen Mission bekommen, ist der, daß teils eine weitverbreitete Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit, teils ein bewußter zäher Widerstand gerade der einflußreichen Klassen der Bevölkerung dem Eindringen des Evangeliums große Hindernisse bereitet und die Fortschritte des Christentums hemmt, daß dasselbe aber doch sich immer weiter verbreitet, an immer neuen Orten sich festsetzt, immer neue, wenn auch meist noch kleine Kreise der Bevölkerung unter seinen mächtigen Einfluß bringt. Es ist ein langsamer, in den einzelnen Gebieten, auf denen gearbeitet wird, sehr ungleicher, aber stetiger und siegreicher Fortschritt, der darauf hinweist, daß die Zeit des Heils für die Millionen Chinas angebrochen ist, und der auffordert, nicht müde zu werden, sondern immer zuzunehmen in dem Werke des Herrn in China.

## 3. Goldküste.

Nachdem das Jahr 1892, wie auch schon das Jahr 1891, ohne einen Todesfall unter den europäischen Missionsgeschwistern auf der Goldküste hingegangen war, wofür wir Gott viel Dank schuldig sind, brachte uns dieses Frühjahr die Trauerkunde vom Heimgang unsers lieben Bruders Dr. Alfr. Eckhardt, der am 24. April in Aburi gestorben ist. Wir haben an ihm einen herzlich frommen, liebevollen und hingebenden, dabei für seinen ärztlichen Beruf wohl ausgerüsteten Bruder verloren, der sich durch den Dienst der Liebe, dem er lebte, die Liebe der Weißen und der Schwarzen erworben und mitgewirkt hatte,

dem Evangelium unter den Negern Bahn zu brechen. Einige Monate vor ihm am 13. Oktober, wurde der bekannte schwarze Missionar David Asante nach langem und erfolgreichem Missionsdienste, 60 Jahre alt, abgerufen. In die Zeit seiner Wirksamkeit in Anum fiel noch der Anfang des Aufschwunges unsrer Wolta-Mission; zuletzt stand er mit schon abnehmender Kraft an der Gemeinde in Akropong.

Des Heimkehrens und des Hinausziehens seit dem letzten Feste ist wie immer viel gewesen. Heimgekehrt sind Geschw. Zurkuhl, Duisberg, Seeger, Binder, H. Rottmann und Frau Glättli; hinausgezogen Geschw. Müller, Schopf, Äppli, Josenhans, die Brüder Sam. Rottmann, Obrecht, Röß, Brugger, die Bräute der Brüder Wilh. Rottmann, Zürcher und Schneider, nämlich Fräulein Karoline Mühl, Luise Spahn und Klara Beckenbach; endlich Fräulein Ruth Wachter als Leiterin der Mädchenschule in Christiansborg und Fräulein Luise Zerweck als Vorsteherin der Mädchenanstalt Abokobi.

Noch nie hat unsre Mission auf der Goldküste einen so bedeutenden äußern Erfolg, wie er sich in Heidentaufen darstellt, aufzuweisen gehabt, wie im letzten Jahr, in dem 994 Heiden getauft werden konnten. Freilich mußten auch auffallend viele Christen, nämlich 237, aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Das ist ein trauriges Zeugnis von der sittlichen Schwäche unserer Negerchristen. Ein Trost ist, daß auch viele Ausgeschlossene, nämlich 138, wieder aufgenommen werden konnten. So große Mängel in dem Christentum unserer Gemeinden in diesen vielen Ausschließungen offenbar werden, so zeigt sich doch gerade bei vielen der Ausgeschlossenen, wie der Geist Gottes in den Gemeinden eine Macht geworden ist, indem diese Leute eine Unruhe des Gewissens empfinden, die sie treibt, durch Buße und Bekenntnis Wiederaufnahme zu suchen.

Das für die Mission bemerkenswerteste Ereignis ist die (allerdings nicht ohne Begünstigung des Kandidaten durch die Regierung erfolgte) Wahl eines Christen zum König von Ost-Krobo und das gleichzeitig erfolgte thatkräftige Vorgehen der Regierung gegen einige heidnische Greuel. Die Stadt auf dem Krobo-Berge war für die Ost- wie für die Westkroboer die Stätte von Festlichkeiten gewesen, die in hervorragender Weise der Unsittlichkeit und Mordlust des dortigen Heidentums entsprangen und wiederum derselben dienten. Bei dem dort getriebenen Fetischdienst wurden die Gebeine, namentlich die Schädel von Ermordeten verwendet, und der Kroboer, der keine solche besaß, galt nicht für einen vollen Mann. Nun hat es die Regierung unternommen, durch Zerstörung der Stadt und Verbot der Verwendung von Menschengebeinen beim Fetischdienst den Greueln ein Ende zu machen und durch Beseitigung des Hauptbeweggrundes zu den Mordthaten, natürlich auch durch Androhung strengster Strafe, denselben entgegenzuwirken. Man darf hoffen, daß dadurch ein Bann, der auf dem Volke lag und der gewiß die Bekehrung zum Christentum hinderte, wenn auch noch nicht gan-





gethan, so doch in seiner Kraft gebrochen ist. Ein gleiches Los wie die Kroboer traf auch den Stamm der gleichfalls im Stationsgebiet Odumase wohnenden Osudokuer und den im Stationsgebiet Abokobi angesiedelten Stamm der Schai-Neger. Von den erstern wird geschrieben, sie scheinen, seit sie gezwungen wurden den heimischen Berg zu verlassen und die dort ausgeübten Fetischgebräuche aufzugeben, zugänglicher geworden zu sein. Die Schai-Leute ließen sich von ihren Fetischpriestern einreden, sie könnten die auf ihrem Berg getriebene Töpferei nirgends sonst ausüben, wobei wohl darauf gerechnet wurde, das Ausbleiben der weithin geschätzten und begehrten Ware werde die Regierung bestimmen ihre Maßregel zurückzunehmen. Allein nun haben unsere Christen in Abominya die von ihnen früher schon getriebene Industrie wieder aufgenommen. Übrigens beginnen jetzt auch die Heiden da und dort in der Ebene das einträgliche Gewerbe wieder zu treiben, das aber ausschließlich Monopol des weiblichen Teils der Bevölkerung ist, und da keine Strafe des Fetischs erfolgt, so erleidet sein Kredit bedeutende Einbuße. Die Schai-Leute werden nun wohl noch mehr in eine Gegend hinter dem Akuapem-Gebirge ziehen, wo sie schon seit längerer Zeit begonnen haben, mitten im Urwald Plantagen anzulegen. Missionar Seeger traf auf diesen Plantagen im Urwald eine zahlreiche Bevölkerung, die er auf gegen 2000 Seelen schätzt. — Daß die Regierung in der erwähnten Weise gegen die Lieblingsgebräuche der Heiden vorgehen konnte, ist ohne Zweifel durch die Mission mit ermöglicht worden, indem durch das Evangelium der Glaube an diese Gebräuche in vielen Herzen schon erschüttert war und in manchen auch ein Gefühl für das Unwürdige und Entsetzliche derselben wachgerufen worden sein mag. Ob die Einsetzung eines christlichen Lehrers als König in Krobo für das Missionswerk förderlich sein wird, muß sich erst zeigen. Vorerst hat der neue christliche König, dem übrigens die Regierung einen Halt zu bieten sucht, Mühe, sich dem Einfluß seiner heidnischen Verwandten gegenüber zu behaupten, und der Streit innerhalb der königlichen Familie ist durch die Wahl des Christen zum König auch in die Gemeinde hineingetragen worden, scheint übrigens, soweit er die Gemeinde berührt, jetzt beigelegt. Aber ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit ist die Einsetzung eines Christen zum Oberhaupt eines bedeutenden Stammes jedenfalls.

Von den fast 1000 Heidentaufen kommen nur 166 auf den Ga-Distrikt mit den Stationen Christiansborg, Ada, Abokobi und Odumase. Seit Jahren ist der Fortschritt auf der Küstenebene ein langsamerer als tiefer im Innern, aber doch gewinnt man den Eindruck, daß die Lage im Ga-Distrikt sich gebessert hat, besonders sind die Fortschritte in dem Gebiet von Ada bemerkenswert. Erfreulich ist, daß von der Gemeinde Christiansborg, die unter den versuchlichen Verhältnissen der Küstenstadt leidet, eine Wendung zum Bessern berichtet werden darf, die sich darin zeigt, daß von den jungen Männern

und Jünglingen, die bei der Regierung oder bei Kaufleuten angestellt sind, viele fleißig und regelmäßig die Gottesdienste besuchen. Während, wie es scheint durch Schuld des Katechisten, in der zuvor blühenden Gemeinde Apenkwa ein Stillstand eingetreten ist, durften in Täschi zehn erwachsene Heiden getauft werden. In dem großen Gebiet von Abokobi mit seiner Menge von Dörfern zeigt seit Jahren am wenigsten Empfänglichkeit die Bevölkerung im sogenannten Ga-Busch, das Gebiet von Mayera und Agbowodo. An einem der größten Orte dieser Gegend bildet sich allmählich eine förmliche Feindschaft gegen das Evangelium heraus, was aber gegenüber der bisherigen Gleichgiltigkeit vielleicht eher ein gutes Zeichen ist. Dagegen zeigt sich in Otschirekomfo ein frisches Leben und am meisten Wachstum. Wie mächtig das Heidentum an einzelnen Orten noch ist, mag daran ermessen werden, daß in der Küstenstadt Ningo, der Tausende angehören, im vorigen Jahre erst der zweite Mann getauft worden ist.

Wie schon angedeutet, gehören weitaus die meisten der Heidentaufen dem Tschi-Distrikte an. Es sind vornehmlich die Stationsgebiete Akropong und Begoro, die sich auszeichnen. Im Gebiet von Akropong kommen wieder die meisten, nämlich 185 Heidentaufen, auf Late. Diese größte Gemeinde auf der Goldküste zählt nun 1268 Seelen. Dagegen will es in Aburi immer noch nicht recht voran gehen. In Akem mit Begoro zeigt sich ein fröhlicher Fortschritt, und nur in dem Bezirk von Tumfa, in dem die Glieder der Königsfamilie von Kyebi ansäßig sind, ist ein solcher zu vermissen. Übrigens ist in der Stadt Kyebi selber das Verhältnis zur königlichen Familie ein viel besseres und deren Haltung eine viel freundlichere geworden.

Die Teilnahme der Christen bei einem Todesfall in der königlichen Familie, die Unterstützung, die der König in einem Streit mit seinen eigenen Leuten behufs Erzielung einer Verständigung bei den Christen gefunden hat, haben den König günstiger gestimmt, und er hat nun die seit Jahren verbotene Straßenpredigt in Kyebi wieder gestattet. Auch die Schwester des Königs, die den Rang einer „Königin von Kyebi“ hat, früher eine entschiedene Feindin, hat sich den Christen genähert. Seit Jahren krank, hat sie die Fürbitte der Christen in Anspruch genommen, und als sie einmal die Gebetsstunde der Christen besuchte, traf sie dieselben auf den Knieen für die Gesundheit ihrer einstigen Verfolgerin beten. Seitdem besucht sie die Gottesdienste und ihr Befinden hat sich gebessert. Freilich bringt die Freundschaft mit dem Hofe auch Gefahren für unsere Christen mit sich.

Auf vielen Außenstationen ist eine emsige Bauthätigkeit; die Christen siedeln sich auf besonderen Grundstücken an und gründen besondere Christendörfer; außer an zwei Orten hat nun jedes Gemeindlein sein eigenes Land. Überall wird auch von den Christen der Anbau von Kaffee und Kakao betrie-





ben, so daß für die nächsten Jahre eine beträchtliche Zunahme des Wohlstands der Christen zu erwarten ist.

Unter den Neugetauften sind einige Glieder der Häuptlingsfamilie von Kukurantumi. — In Tafo, wo übrigens die Leute noch zäh am Götzendienst und den heidnischen Lustbarkeiten hängen, ist ein Weib getauft worden, das dem berüchtigten Fetisch Bruku in Okwawu gehört hatte. Als Weib des Fetischs war sie von den Männern aus Scheu nicht gegrüßt worden. Jetzt ist sie das Weib eines bekehrten Zauberers, Paul Obeng. Wenn der Fetischglaube auch an einigen Orten in Akem noch feststeht, so ist doch im allgemeinen ein Sinken desselben nicht zu verkennen.

Unser jüngstes Arbeitsgebiet auf der Goldküste, das Fante-Agona- und Kotokuland, das bis jetzt vom Missionar durch Rundreisen von einer der älteren Stationen aus bedient werden mußte, soll nun endlich seine eigene Station bekommen. Die Station Nsaba im Agona-Gebiet ist im Bau begriffen und wird hoffentlich zu Ende dieses Jahres bezogen werden können. Als neuer Ort ist dort Brakwa westlich von Nsaba besetzt worden. Von dem nordwestlich von Nsaba im Kotokuland gelegenen Mangso ist das Evangelium noch zwölf Stunden weiter nordwestlich in der Richtung auf Kumase hin bis nach Otwereso und Ayeribi getragen worden. Dagegen hat das Eingreifen eines Katechisten zu Gunsten eines im Taufunterricht stehenden Weibes einen Streit mit dem König von Oda hervorgerufen, infolge dessen die dem Christentum zugeneigten Kotokuer eingeschüchtert worden sind. Doch konnte in der volkreichen Kotoku-Stadt Soadru ein Landstück erworben werden und ist vielleicht die Besetzung dieses Ortes durch einen eingeborenen Gehilfen nahe bevorstehend.

In der zwischen der Landschaft Okwawu mit der Station Abetifi und dem Asantereich liegenden Provinz Asante-Akem, deren Besetzung im letzten Jahresbericht gemeldet wurde, ist nun ein zweiter Katechist stationiert worden, neben Boateng in Bompata und zwar in dem hart an das eigentliche Asante grenzenden Petrensa. In Bompata wurde der Erstling von Asante-Akem getauft, ein angesehener Mann und Unterhäuptling. Er begab sich behufs seines Übertritts zum Katechisten, und nun kam von seinen Leuten Gesandtschaft um Gesandtschaft, ihn zur Rückkehr zu veranlassen. Als ihn die Leute baten, wieder zu ihnen zu kommen, da er ja ihr Anführer sei, gab ihnen Petro, wie der Mann jetzt heißt, zur Antwort: Es ist wahr, ich war euer Anführer; aber wenn es noch so ist, so folgt mir und dient dem wahren Gott.

Die Wolta-Mission mit der Hauptstation Anum hat zwar unter der Kyerepong und Evhe sprechenden Bevölkerung in der Nähe der Station selber wenig Fortschritte aufzuweisen, dagegen geht es im Süden in Akwamu frisch voran. Unter den Taufbewerbern dort ist der erste Sprecher des Königs und der Kriegsoberste, worüber der König sehr ungehalten ist. In dem zu dem Akwamu-Gebiet gehörenden Apeguso konnte ein Lehrer stationiert werden, der

nun schon ein Gemeindlein von 31 Seelen hat. Das nördlich von Anum gelegene Nkonya, in dem Pfarrer Hall in Ntschumuru wirkt, ist besonders reich an Fetischen. Es werden in dem Ländchen wohl hundert verschiedene Fetische verehrt; auch geht dort der Menschenmord zu religiösen Zwecken und der Gebrauch von Menschenschädeln beim Fetischdienst im Schwang. Doch konnte Hall neun Heiden taufen und eine kleine Zahl von Schülern unterrichten. Sein Gemeindlein in Ntschumuru zählt jetzt 17 Seelen. In dem am weitesten im Inneren liegenden Worawora in Boem konnte unser Br. Clerk eine Kapelle bauen und sein eigenes Haus beinahe vollenden. Er findet im allgemeinen gute Aufnahme, die Leute beginnen zu begreifen, um was es sich handelt; doch drohen die Fetischpriesterinnen denen, die etwa Christen werden wollen, mit dem Tod durch den erzürnten Fetisch. Gleichwohl kommen von verschiedenen Orten Schüler und konnten im Dezember in Verbindung mit der Kapelleneinweihung die beiden Erstlinge von Boem getauft werden.

## 4. Kamerun.

Von Kamerun sind Br. Keller, Geschw. Bohner und Scholten heimgekehrt, von denen aber Br. Keller schon wieder draußen in Arbeit steht. Außer ihm sind in die Arbeit eingetreten Geschw. Walker und G. Bizer, Br. Autenrieth und Frl. Luise Gebhardt, nunmehrige Frau Schmid.

Die Zahl der Christen hat sich von 416 auf 675 vermehrt, die der Schüler von 578 auf 1457. Der mit Gehilfen besetzten oder von solchen regelmäßig besuchten Orte sind es über 40. Ebenso groß ist die Zahl der eingeborenen Gehilfen. Daraus ist ersichtlich, wie rasch sich diese Mission in sechs Jahren entwickelt hat. Es ist eine ganze Anzahl verschiedener Stämme, über die sie sich verbreitet hat. Von dem Stamm der Dualla, unter dem ja früher schon die englischen Baptisten ihre wichtigste Arbeit hatten, schließen sich zwar viele den Baptisten an, und in der allernächsten Umgebung unsrer Station Bethel haben wir fast keinen Boden, aber doch haben wir auch einige Dualla-Gemeinden und finden unter diesem Stamm Eingang. Und es ist wichtig, daß wir unsre Stellung unter diesem Stamm behaupten und befestigen, weil die Dualla die andern Stämme ziemlich stark beeinflussen und jedenfalls geistig entwickelter, vielleicht auch an Begabung ihnen überlegen sind. Trotz der rücksichtslosen Konkurrenz, die uns das Haupt der Baptisten, Dibundu, auch über das Dualla-Gebiet hinaus macht, ist das Verhältnis zu den baptistischen Christen ein freundliches. Sie arbeiten im Dienst der Missionare, holen Arznei, kommen mit allen Anliegen; aber eine religiöse Gemeinschaft meiden sie, und selten schleicht einer in unsere Gottesdienste. Unsere Schulen in Dualla-Städten sind gut besucht, in Bonaduma und Bonapriso au[illegible]





von einigen Mädchen, was bei vielen Schwarzen noch für lächerlich gilt. In Bonabela wurden auch einige Weiber von christlichen Männern getauft, so daß wir dort nun einige christliche Familien haben. Fünf neue Orte wurden von Bethel aus besetzt, unter denen Jansoki und Japoma am Lungasi-Fluß unter dem Stamm der Bassa, beide ungefähr eine Tagreise von der Station entfernt, hervorzuheben sind.

Die Station Bonaberi hatte an Weihnachten ein schönes Missions- und Tauffest, bei dem 86 Erwachsene und 2 Kinder getauft wurden. Die wenigen christlichen Familien mußten dabei ausgedehnteste Gastfreundschaft üben, da die Festgäste von verschiedenen Richtungen, selbst von dem entfernten Bakundu her in großen Kanus angefahren kamen. Da die Kapelle zu klein war, wurde eine besondere Festhütte für die Feier errichtet. Die zerstreuten Christenhäuflein konnten sich da ihrer Zusammengehörigkeit bewußt werden und zugleich einen Eindruck von dem mächtigen Zunehmen der Sache Gottes in ihrem Lande bekommen.

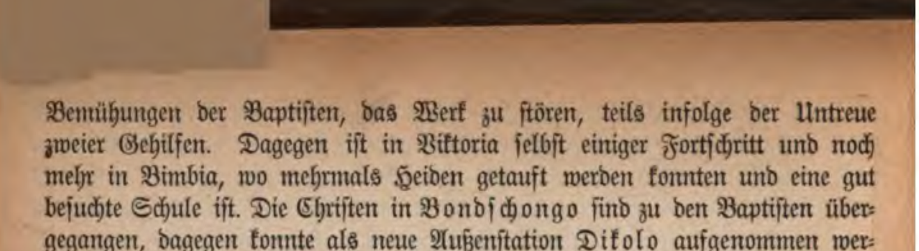
In Mangamba im Abo-Lande mußte das kleine und leichtgebaute Missionshaus durch einen solideren Backsteinbau ersetzt werden. Das und die zeitweilige schwächere Besetzung der Station ließ es nicht zu so ausgedehnter Arbeit unter den Heiden kommen, als wünschenswert gewesen wäre. Gleichwohl erlebte man schöne Siege und erfreuliche Fortschritte. Wie früher im Wuri-Gebiet der Dienst des Wassergottes Dschengu abgethan wurde, so wurde zu Anfang des Jahres 1892 in Kunang damit aufgeräumt. Im August versammelten sich die Leute von Mangamba zu ernster Beratung über dieselbe Angelegenheit. Die Verteidiger des Dschengu-Dienstes mußten allmählich vor der überzeugenden Beweisführung des Lehrers Joseph Koto verstummen, und das Ergebnis war auch am Stationsort selbst die Abschaffung dieses Götzendienstes. Ebenso gelang es den Christen von Bwapaki, in der großen benachbarten Stadt Bonaku, wo auch viele wahrheitsuchende Leute sind, den Dschengudienst zu vernichten. Dem Niedergang des Heidentums entsprechen die Fortschritte des Christentums; in drei Städten des Mangambagebiets konnten Erstlinge getauft werden. Daß in den jungen Gemeindlein sich bald auch allerlei Gebrechen geltend machten, welche unsere Brüder mit Betrübnis wahrnehmen, ist nicht zu verwundern. Die Erziehung der unter dem Einfluß einer viele ergreifenden Bewegung verhältnismäßig schnell sich bildenden Gemeindlein wird noch viel Arbeit machen, die, unscheinbarer und schwieriger als die eigentliche Evangelisationsarbeit, doch, wenn die christliche Entwicklung der Gemeinden eine gesunde und solide werden soll, unumgänglich ist.

Der wichtigste Fortschritt der Kamerun-Mission ist durch die Gründung der Station Lobethal und die Ausdehnung des Werks in ihrem Arbeitsgebiet unter dem Stamm der Mulimba und Bakoko bezeichnet. Bis das Hauptgebäude bewohnbar war, mußten sich die Brüder Schuler und Schkölziger,

die sich im Januar vorigen Jahres am Stationsort niederließen, im Katechistenhaus mit den denkbar bescheidensten Verhältnissen begnügen. Im engen Raum, dessen Dach bei Regenstürmen nicht vor Nässe schützte, zwischen mancherlei Kisten schliefen sie. Als Herd diente ihnen ein altes über zwei Lehmmauern gelegtes Fenstergitter, als Backofen eine mit Lehm überzogene alte Erdölbüchse, als Tisch eine über zwei Kisten genagelte Thüre. Man kann sich ihre Freude denken, als sie am 4. Juni das noch nicht ganz vollendete und, wie man hört, gesund gelegene Missionshaus beziehen durften. Aber schon nach wenigen Monaten drohte der neuen Station infolge kriegerischer Unruhen bei den Bakoko, unter denen sie liegt, Gefahr. Dieselbe ist gnädig abgewandt worden, und man hatte bei diesem Anlaß Gelegenheit zu bemerken, wie freundlich die Leute am Stationsort Ndogominyi gegen die Mission gesinnt sind. Die Haltung der Bewohner von Ndogominyi war den Brüdern ein Trost in den Tagen schwerer Sorge, da nicht nur die neue Station, sondern auch das Leben der Missionare bedroht schien. Das Werk im Stationsgebiet ist vielversprechend, besonders unter den im Westen von der Station gegen das Meer hin im Mündungsgebiet des Sannaga wohnenden Mulimba, unter denen schon in der baptistischen Zeit gearbeitet worden ist und mit denen auch unsre Mission gleich von Anfang an in Verbindung kam.

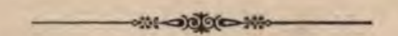
Man hat jetzt unter den Mulimba drei Außenstationen, unter denen Bongo hervorzuheben ist. Als Br. Schuler zum erstenmal dorthin kam, ließen ihn die Leute nicht mehr fort, bis er es ihnen schriftlich gab, daß sie einen Lehrer bekommen werden. „Unsere Kinder wollen eine Schule, wir Männer wollen hören die Weisheit, die von oben kommt, und unsere Weiber wollen in die Versammlung, um das Wort Gottes zu hören," sagte eines der Stadthäupter. Die Leute gingen auch rüstig an den Bau einer Kapelle. Die schönsten Mangrovenstämme wurden gehauen, zugerichtet und aufgestellt. Die 14 Meter lange und 7 Meter breite Kapelle wurde ringsum mit einem Vordach versehens und das Dach nicht wie gewöhnlich einfach, sondern doppelt mit Matten gedeckt. Bongo ist ein Hauptsitz des Dschengu- und des entsetzlichen, durch die damit verbundenen Mordthaten ganze Städte entvölkernden Meli-Dienstes. Mit beiden Götzendiensten ist eine Geheimsprache verbunden für die Eingeweihten. Die Angriffe auf diese Götzengreuel in Predigt und Schule haben die Wirkung gehabt, daß die Götzenlieder nun zum Spott als Rudergesang gesungen werden und man die Geheimsprache vor aller Ohren redet. Offen wird jetzt gesagt, daß es keine Mjengu (Mehrzahl von Dschengu) gebe und daß Meli ein Mensch sei, der im Busch rede. Mit dem Fall dieser Götzendienste in Bongo kamen sie auch in andern Städten in Mißkredit. Aller Götzendienst ist übrigens mit Abschaffung dieser beiden Kulte noch nicht beseitigt, und die Zahl der Christen ist noch klein. Unter dem Stamm der Bakoko ist das Feld noch nicht so reif zur Ernte, aber auch bei ihnen, einem übrigens übelberüchtigten, rohen Volk, dessen Männer stets das Buschmesser bei sich führen und nur zu gern zum Dreinschlagen gebrauchen, kann man nicht über Unempfänglichkeit klagen.

Schwierig sind die Verhältnisse immer noch in Viktoria am Fuß des Kamerungebirges. Die wenigen eingeborenen Gehilfen dort wissen, daß man [illegible]braucht, und machen sich das zu nutze. In Bota gingen die Hoffnungen, [illegible]n zu Anfang des Jahres hegte, nicht in Erfüllung, teils infolge der



Bemühungen der Baptisten, das Werk zu stören, teils infolge der Untreue zweier Gehilfen. Dagegen ist in Viktoria selbst einiger Fortschritt und noch mehr in Bimbia, wo mehrmals Heiden getauft werden konnten und eine gut besuchte Schule ist. Die Christen in **Bondschongo** sind zu den Baptisten übergegangen, dagegen konnte als neue Außenstation **Dikolo** aufgenommen werden, das sich erfreulich entwickelt.

**Als Gesamteindruck der Geschichte unsrer Mission** im vergangenen **Jahr** darf ausgesprochen werden: abgesehen von einem allerdings beträchtlichen Teil unsers indischen Missionsgebietes, wo eine lange mühsame Geduldsarbeit auch heute noch nur unscheinbare Erfolge erringt und mitunter auf sichtbaren Erfolg ganz verzichten muß, dringt das Evangelium in Kamerun, auf der Goldküste, in Indien und China siegreich vor und rascher, als man es in früheren Jahrzehnten gewöhnt war, **und seine Siege verkündigen, daß die Zeit da ist, da Gottes Verheißung an seinen Gesalbten in Erfüllung geht: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum."**



# Beilagen zum Jahresbericht.

## A. Aus Indien.

### 1. Was denkt der Hindu über Sünde und Verdienst?

Von Br. Gengnagel in Basrur.

Die lieben Missionsfreunde in der Heimat werden sich oft fragen, wie es doch komme, daß die Heiden, und besonders die Hindu, nach dem Evangelium von Jesu Christo, nach der freien Gnade Gottes, welche in Christo erschienen ist, so wenig Verlangen zeigen. Vergebung der Sünden, Frieden mit Gott, Kraft zu einem neuen Wandel, Hoffnung des ewigen Lebens, dies alles können die Hindu doch nicht bei ihren Göttern und bösen Geistern finden. Für ihr religiöses Leben geben sie so viel Geld aus und haben doch nicht das, was ihr Herz sucht und wünscht. Das ganze Leben hindurch geben sie sich mit Religion und religiösen Dingen und Zeremonien ab, und am Ende gehen sie doch voll Ungewißheit ins Jenseits hinüber, wissen nicht, zu welchem Gott sie kommen und welches Schicksal sie drüben zu erwarten haben — ob noch einmal zurück ins Erdenleben und da noch etliche Geburten durchmachen, ob im Himmel bleiben, oder aber in der Hölle ewige Pein leiden. Ist das nicht ein trauriger Zustand?

Wie wird durch die in Christo erschienene Gnade das Herz eines Sünders neu belebt, neu gestaltet, und wie erhebt sich da des Menschen Geist, wenn er in dieser Gnade ruht; er hat Frieden mit Gott, hat Frieden mit sich selbst und kann im Frieden der Ewigkeit entgegen gehen! Welch ein seliger Zustand! Welch eine herrliche Aussicht! Und dies alles aus Gnaden! — Warum nimmt nun der Hindu diesen Segen der freien Gnade nicht mit offenem Herzen und mit offenen Händen an? Antwort: Des Menschen Herz und das Herz eines Hindu insbesondere ist von Natur aus stolz und nicht der Gnade zugeneigt. Ehe es sich ergiebt, will es erst die Rechnung mit seinem Gott durchgehen und sehen, ob nicht bei aller Sündhaftigkeit doch auch noch etwas Gutes an ihm sich finden möchte. Da der Hindu sich seine Götter gerade so denkt wie sich selbst, so ist es erklärlich, daß bei dieser Abrechnung der Mensch nicht so schlecht wegkommt und schon etwas Verdienst herausschlagen kann, so daß er der Gnade in Christo nicht so bald bedarf. Der Brahmane ist seinem Verstand nach Pantheist, d. h. er betrachtet sich als einen Teil von Gott selbst, einen Erdengott. Aber im Herzen und Gewissen fühlt er sich doch als Mensch, welcher für sein Thun und Lassen vor Gott Rechenschaft ablegen muß. So hoch er sich nun auf der einen

stehen dünkt, so tief muß er seine Sündhaftigkeit im täglichen Leben fühlen. Er lebt in stetem Widerspruch mit sich selbst, da er sich immer fragen muß: Bin ich verantwortlich für das, was ich thue, oder hat es Gott zu verantworten, daß ich so bin; kann die Sünde, die sich im Herzen und Gewissen als solche anzeigt und Sühne fordert, durch andere Werke aufgehoben werden oder nicht 2c.?

In dieser Gesinnung und religiösen Richtung finden wir den Hindu, wenn wir mit dem Evangelium Jesu Christi ihm näher treten. „Warum Christus? Können wir nicht selbst das wieder gut machen, was wir versäumt haben? Können wir am Ende nicht noch ein Überverdienst haben, wenn im Jenseits unsre Rechnung klar darliegt? Sollen unsere vielen Anstrengungen und Ausgaben Gott nicht dazu bestimmen, unsere Rechnung zu unsern Gunsten ausfallen zu lassen?"

Um Sünde und Verdienst festzustellen, haben sich die Hindu eine ganze Reihe von Regeln aufgestellt, von denen ich eine Anzahl hier folgen lasse:

Eine fromme Gesinnung gegen die **Götter** ist Verdienst; das Gegenteil ist Sünde. — Verdienst ist das Instandhalten der Tempel, Vermehren der Tempelgüter und reiche Gaben an die Tempel; die Vernachlässigung dieser Dinge ist Sünde. — Das Bezahlen der Gelübde ist Verdienst, das Brechen derselben ist Sünde. — Fleißiges Nachdenken über Gott ist Verdienst, Gleichgiltigkeit ist Sünde.

Auf **Brahmanen** zu vertrauen ist Verdienst, Mißtrauen ist Sünde. — Das Vermögen der Brahmanen zu erhalten und zu vermehren suchen ist Verdienst; ihnen Schaden zu thun, ist Sünde. — Die Verehrung der Brahmanen ist Verdienst; sie nicht hoch zu achten, ist Sünde. — Einen Brahmanen zu loben, ist Verdienst; ihn zu tadeln, ist Sünde.

Der Gehorsam gegen die **Eltern** ist Verdienst; Ungehorsam ist Sünde. — Dienstfertigkeit gegen Eltern ist Verdienst; Nachlässigkeit ist Sünde. — Die Eltern zu loben, ist Verdienst; das Gegenteil ist Sünde. — Die Beachtung der Totenzeremonie für die Eltern ist Verdienst; Unterlassung derselben ist Sünde. — Ein frommer und gehorsamer Sinn gegen die Eltern ist Verdienst; Widersetzlichkeit ist Sünde.

Das Verbleiben in seiner eigenen **Religion und Kaste** (auch wenn sie geringer und schlechter ist als eine andere) ist Verdienst; das Annehmen einer andern ist Sünde. — Verdienst ist, seine eigene Religion zu loben; Sünde, sie gering zu schätzen.

Eine Frau aus der eigenen Kaste zu heiraten, ist Verdienst; Sünde aber, aus einer andern Kaste eine zu nehmen. — Ein treues Eheleben ist Verdienst, Mißachtung desselben Sünde.

Das Beachten der Kastenzeremonien ist Verdienst; ihre Vernachlässigung ist Sünde. — Das Beachten des Berufs der eigenen Kaste ist Verdienst; das Gegenteil ist Sünde. — Das Miteſſen bei Festlichkeiten der eigenen Kaste ist Verdienst; Sünde dagegen das Mitessen bei fremden Kastengenossen. — Das Trinken des Fußwassers angesehener Brahmanen ist Verdienst; das Trinken vom Wasser einer niederen Kaste ist Sünde. — Das Bedienen einer höheren Kaste ist Verdienst; die Berührung niederer Kastenleute dagegen Sünde.

Verdienst ist es, seiner **Familie** Ehre zu bringen, das Vermögen derselben zu vermehren, sie von Schulden zu befreien; es nicht zu thun, ist Sünde.

Das Beherbergen von Gästen (eigener Kaste) ist Verdienst, sie abzuweisen ist Sünde. — Verdienst ist es, Waisen zu versorgen: sie darben zu lassen, ist Sünde. — Freundlichkeit gegen Fremde ist Verdienst; Unfreundlichkeit ist Sünde. — Einem Menschen aus seiner Not helfen, ist Verdienst; ihn töten, ist Sünde. — Einem Menschen Ehre erweisen, ist Verdienst; ihn schlagen, ist Sünde. — Sein Versprechen halten, ist Verdienst; dasselbe brechen, ist Sünde.

Die Kuh zu verehren, ist Verdienst; sie zu schlagen, ist Sünde. — Das Halten einer Kuh ist Verdienst; das Schlachten derselben eine große Sünde. — Verdienst bringt es, eine Kuh gut zu pflegen; sie verhungern zu lassen, ist Sünde. — Das Trinken der 5 Stücke, die von der Kuh kommen (Milch, geronnene Milch, ausgelassene Butter, Urin und Kuhmist) ist ein großes Verdienst, denn es reinigt von Sünden; durch Unterlassung davon lädt man eine große Sünde auf sich. — Die Fürsorge für das Vieh ist Verdienst; es zu quälen, ist Sünde.

Das Töten eines Brahmanen, eines Kindes, einer Frau und einer Kuh gehört zu den Hauptsünden.

Weil die Erde als Mutter der Menschen angesehen wird, so soll der Mensch (d. h. der Brahmane) sie nicht pflügen; thut er es doch, so begeht er eine Sünde. — Das Beschädigen der Bäume und Pflanzen ist Sünde; solche pflanzen und pflegen ist Verdienst. — Sünde ist es, über Sonnenhitze, Regen und Wind zu schimpfen, ebenso ist das Schimpfen über Sonne, Mond, Sterne und Planeten verboten; letztere zu verehren, ist Verdienst. — Den Gehenden Hindernisse in den Weg legen ist Sünde; sie zu entfernen, Verdienst.

Wer Brunnen und Teiche graben läßt, sie gut im Stande hält und den Reisenden in der heißen Zeit Wasser darreicht, erwirbt sich Verdienst; wer aber das Wasser in den Brunnen und Teichen verderbt, begeht Sünde. — Wer Orte und Steine, welche von den Vorfahren für gute Zwecke errichtet worden, in gutem Stand erhält, hat Verdienst; wer solche beschädigt, begeht Sünde. — Das Geben von Reis, Kleidern, Kühen, Feld und Gold ist sehr verdienstvoll. — Wer in seinem Leben ein oder mehrere Male die bekannten Wallfahrtsorte besucht, solche mit Geschenken bedenkt und solchen Plätzen einen guten Ruf verschafft, erwirbt großes Verdienst; wer sie aber nicht besucht, ihnen auch keine Geschenke spendet und ihren Ruf nicht vermehrt und so stirbt, begeht eine große Sünde. —

Ich denke, diese Liste genügt, um zu zeigen, wie der Hindu, besonders aber der Brahmane in seiner Art fromm sein kann, aber dem Evangelium von Jesu Christo dennoch fremd gegenüber steht. Wenn es schon in der Christenheit manchem Herzen schwer fällt, seine eigene Gerechtigkeit fahren zu lassen und das Heil in Christo zu ergreifen, wie viel mehr in der Heidenwelt, wo die Hindu schon seit etlichen tausend Jahren an der Hand ihres Gewissens und Verstandes eine Gerechtigkeit sich zurecht gemacht haben! Diese Anschauungen haben das ganze Volk durchdrungen, und man kann sich denken, daß es keine leichte Sache ist, das was man bisher als Verdienst ansah, nun über Bord zu werfen, vor dem heiligen Gott als Sünder sich zu beugen, die Gnade in Christo anzunehmen und nichts mehr nach Verwandten, Kastenregeln und andern irdischen Vorteilen zu fragen. Dies alles kann geschehen, wenn Licht von oben in solche Herzen fällt, welche den mit Gott wirklich suchen. Und selbst bei solchen kann es nur langs

gelernt, der lange mit den dortigen Missionaren verkehrt hat. Als ich ihm einst zuredete, doch nun endlich einmal sich zu bekehren, da meinte der bethörte Mann: wenn er auch in die Hölle käme, wenn dann nur wir Christen und besonders die Missionare in den Himmel kämen, dann sei es ja nicht gefehlt für ihn; denn die würden es immerhin noch zu Wege bringen, daß auch er noch selig würde. Deshalb brauche er keine Bekehrung. Er könne auch so sterben.

4. **Allerlei Ausreden.** Man hat schon gesagt, der Weg zur Hölle sei mit Ausreden gepflastert. Auch dem Hindu fehlt es an Ausreden nicht, wenn er eingeladen wird zu Christo zu kommen. Hat er doch ein Sprichwort, welches lautet: Eine Schlange findet immer ein Loch. Ja mich dünkt, was Ausreden anbelangt, darin seien die Hindu ganz besondere Meister. Da heißt es das eine Mal: „Es fehlt nicht viel, du überredetest mich, daß ich ein Christ würde.“ Das andre Mal: „Gehe hin für diesmal.“ Dann: „Ihr Missionare habt gut reden; wenn wir es so gut hätten wie ihr, wenn wir ein Missionshaus hätten wie ihr, ja dann wollten wir auch Christen werden. Wir können nicht Christen werden, denn ohne Lügen und Betrügen können wir nicht leben. Unsre Religion ist gut für uns, die eure für Europäer. Ach, im Grunde ist unsre Religion und die eurige dasselbe, nur daß wir zu Gott, ‚Schiwa‘, ‚Wischnu‘, ‚Rama‘ und dergl. sagen, die Mohammedaner ‚Allah‘; ihr Christen heißt ihn Jesus oder Christus. Ihr redet von einem Schastra (einer Bibel), wir haben solche Bücher in Hülle und Fülle. Ihr redet von einem Erlöser, wir haben ihn auch.“

Andere, die etwas von europäischen Schriften gelesen haben, bringen andere Einwände. Da sagte neulich einer: „Sind denn nur wir Hindu solch tief gefallene Sünder, wie ihr saget; ist das möglich?“ Ein anderer: „Wenn die Welt so gesunken ist, warum kann Gott sie nicht erlösen ohne durch Christum? Oder warum kommt Christus nicht noch einmal, uns zu erlösen, auf diese Erde, (d. h. nach Indien)?“ Wieder einer: „Wenn Gott gnädig ist, warum kann er die Sünde nicht einfach vergeben?“ Oder: „Genügt denn unsre Reue und Buße vor Gott nicht, um Vergebung der Sünden zu erlangen rc.?“ So hört der Prediger des Evangeliums fast täglich Hunderte von Ausreden, aber im Grunde ist's eben immer das böse, grundverkehrte Herz, das gegen die göttliche Wahrheit sich sträubt und die Welt und Sünde noch liebt. Aber aus all den Einwänden geht auch hervor, daß die Hindu durch die Arbeit des Evangeliums unter ihnen jetzt vor die Entscheidung gestellt werden und es sich zeigen muß, ob sie für oder gegen Christum sich stellen. Und wenn sie jetzt so viele Einwände vorbringen, ja täglich mehr sich sträuben und das Ergebnis der Missionsarbeit so gering ausfällt, so kann uns das nur betrüben, nicht so sehr um des geringen Erfolges, als um des Schadens und Verlustes willen, den diese armen Seelen leiden. Das muß uns auch zu tiefem Mitleiden mit diesem Volke führen. Möge ihnen der Herr doch bald die Augen öffnen und mit seiner Hilfe erscheinen, daß die Bande brechen und die Gefangenen los und ledig werden!

## 3. Geschichte der Station Kalikut.

*Am 25. November* 1892 feierte die Gemeinde Kalikut das Jubiläum *ihres 50-jährigen Bestehens.* Beim Festgottesdienst wurde die von B-

Matthissen verfaßte Geschichte der Station verlesen, von welcher wir einiges mitteilen.

Es wurde zuerst jener englischen Beamten gedacht, die mit so großem Eifer unter ihren Untergebenen und unter Heiden das Wort Gottes verbreiteten und so viel als möglich offen für den Herrn warben. Conollys Gestalt als vorzüglicher Beamter und als eifriger Christ war hervorragend. Er hatte auch für eine Kolonie von dem verwahrlosten, halbvertierten Bettelvolk der Nayadis in Kodakal um einen Missionar gebeten. Als Miss. Fritz am 29. Mai 1842 in Kalikut landete, kam er ihm sehr freundlich entgegen und blieb bis an seinen schrecklichen Tod durch die mörderische Hand der mohammedanischen Meuchelmörder im Jahre 1856 sein treuer Freund und ein freigebiger, eifriger Förderer der Missionssache. — Der Anfang der Missionsarbeit war ein erfreulicher. Miss. Fritz übernahm gleich zwei Heidenschulen, die Verwaltung eines großen Armenhauses und des Stadthospitals, auch bildete sich bald eine kleine Gemeinde um ihn von Christen aus Pandschur, die verschiedene Stellungen bei der Regierung einnahmen. Gleich in der ersten Woche durfte er einem zum Tode verurteilten Najer den Weg zum Himmel weisen und ihn auf sein freudiges Bekenntnis hin im Gefängnis taufen, was ihn besonders zu Dank bewegte; auch die Kolonie der Nayadis nahm er fröhlich auf, obgleich ihm die Leute bei einem Besuch so furchtbar verkommen und verdorben vorkamen, daß sie beinahe zum Tier herabgesunken schienen!

Nach diesem kam für den Missionar eine schwere Zeit der Prüfung und des Schmerzes; die Gemeinde, welche sich um ihn gesammelt, erwies sich als zähe an der Kaste hängend und wollte eigene Plätze in der Kirche und einen besondern Kelch beim Abendmahl, und als das nicht bewilligt werden konnte, zogen sie sich ganz zurück. Die Schulen, die unter der Pflege des Missionars schnell aufblühten, wurden plötzlich durch das von den Mohammedanern ausgesprengte Gerücht geleert, daß die Missionare die Kinder nur an sich locken wollten, um sie als Soldaten an die Regierung zu verkaufen. Auch die Katechisten, welche der Missionar von Talatscheri mitgebracht, fielen in schwere Sünden, und zu all dem Schweren trat auch die Cholera mit furchtbarer Wut im Lande auf und verbreitete Furcht und Schrecken weit umher. Die Pflege der Kranken und der Besuch der Sterbenden überstieg die Kräfte der Arbeiter, und überdem wurde auch der Missionar von der Krankheit erfaßt und an den Rand des Grabes gebracht. Dazu zeigte sich die Arbeit an den Nayadis immer hoffnungsloser, sie konnten nicht zum Verlangen nach etwas Höherem, als Essen und Trinken, Tabak und Branntwein gebracht werden. Trotz der Errichtung einer Schule und der steten Aufsicht eines Katechisten, sowie fleißiger Besuche des Missionars, zeigte sich immer wieder, daß sie schon zu tief gesunken waren. Sie konnten zwar mitunter durch biblische Geschichte und bei der Erzählung von Christi Leiden zu Thränen gerührt werden, aber diese Bewegung war bald verrauscht, und dann fielen sie wieder in ihr altes Wesen. Das Aasessen und der Branntwein war ihr höchster Genuß. Unzucht war eine ganz erlaubte Sache, und der Trieb zum Vagabondieren war so stark in ihnen, daß die meisten ihm nicht Stand halten konnten, sondern davonliefen und ihr altes Bettelleben wieder aufnahmen. Den Rest der früheren Kolonie verführten die Mohammedaner durch falsche Versprechungen zum Übertritt zum Islam; nur zwei Familien konnten getauft und in die Gemeinde aufgenommen werden.

An Stelle dieser Nayadis traten nun Leute aus den umwohnenden Heiden in Kodakal, und auch in Kalikut begann eine kleine Gemeinde aus den Heiden sich zu sammeln, wie es auch Bekehrungen in dem Armenhaus gab, so daß am Schluß des Jahres 1851 schon über 100 Seelen in der Gemeinde waren und in 5 neuerrichteten Schulen mehr als 200 Kinder im Worte Gottes unterrichtet wurden. Auf eine Anregung von Br. Hebich bei seinem Besuch in Kalikut wurde von den englischen Freunden eine Kollekte zur Errichtung einer Missionskirche gemacht und zwar in so freigebiger Weise, daß jeder der drei obersten Beamten 600 M. zeichnete und weitere Hülfe in Aussicht stellte, was auch die Gemeinde zu einer Versammlung veranlaßte, in welcher beschlossen wurde, daß jedes Gemeindeglied eine Monatseinnahme oder den Betrag derselben in Arbeit am Bau der Kirche beitragen solle. Der Bau schritt schnell voran, da nicht nur die englischen Soldaten freiwillig mithalfen, sondern auch die Gefangenen vom Richter zur Arbeit kommandiert wurden, so daß die Einweihung der Kirche am 25. Dezember 1852 stattfinden konnte.

Schon im Jahre 1846 war das jetzige Missionsland angekauft und zur Beschäftigung der Taufkandidaten eine kleine Weberei und Schreinerei eingerichtet worden, auch richtete Frau Fritz bald nach ihrer Ankunft in Kalikut eine Mädchenanstalt ein, die mit der Zeit ein großer Segen wurde für die Gemeinde und eine Menge von frommen und gewissenhaften Hausfrauen geliefert hat. Das Andenken an diese Missionsfrau, die bei allen in großem Ansehen stand und sich die Herzen der Gemeinde sowohl als der englischen Freunde durch ihre hingebende Arbeit, wie durch ihr freundliches und herzliches Wesen, gewonnen, lebt noch in der Gemeinde bis auf heute fort. An ihrem Begräbnis nahm die ganze Stadt Anteil. Miss. Fritz, der durch Überanstrengung ohnehin sehr geschwächt war, konnte sich von diesem Schlage nicht mehr erholen und mußte nach Europa zurückkehren; beim Abschied konnte er die Gemeinde von 100 Seelen in Kodakal an Miss. Boßhard übergeben, und als er am Neujahrsabend von der Gemeinde Kalikut Abschied nahm, war dieselbe bereits auf 400 Seelen angewachsen. Die Mädchenanstalt versorgte 60 Kinder, und über 250 Schüler wurden täglich unterrichtet. Nach zweijährigem Aufenthalt in Europa kehrte Missionar Fritz am 21. Februar 1862 mit seiner zweiten Frau, Emma geb. Huck, nach Kalikut zurück, wo er nun die Leitung der Mädchenschule und der Gemeinde übernahm, während Miss. Schauffler sich den Schülern auf der Station und den ökonomischen Arbeiten widmete. Beide Missionare waren herzlich mit einander verbunden und arbeiteten unter Gottes reichem Segen an der Förderung der Gemeinde, bis Miss. Fritz ganz unerwartet im Jahre 1867 nach Kannanur versetzt wurde, wo er erst als Distrikts-, dann als General-Präses noch 14 Jahre arbeitete; doch blieb ihm Kalikut immer unvergeßlich als seine erste Liebe! — Nach ihm übernahm Miss. Schauffler die Gemeinde und Schularbeit und führte sein Amt mit so großer Treue und Hingebung unter allerhand Schwierigkeiten und Anfechtungen, jede einzelne Seele auf dem Herzen tragend, daß er noch heute als der Vater der Witwen und Waisen von der Gemeinde geehrt und geliebt wird. Mit besonderer Liebe arbeitete er mit seiner Frau an der Mädchenschule, und es war ihm eine herzliche Freude, als er im Jahre 1869 mit Hülfe eines englischen Freundes, H. Classon, für dieselbe ein geräumiges zweistöckiges Haus mit den nötigen Gebäulichkeiten herstellen konnte. Unter seiner sorgfältigen Leitung

hob sich die englische Schule bald so erfreulich, daß sie von der Regierung als Mittelschule anerkannt wurde, und da allmählich die Zahl der Kinder stieg, wurde die jetzige „High-School" (Oberrealschule) erbaut, die im Laufe der Jahre so viele Kinder der höheren Klassen mit den Forderungen des Christentums bekannt gemacht hat.

Schon im Jahre 1867 wurde das Miethaus, in dem die Mission von Miss. Fritz angefangen war, von derselben angekauft und zur Errichtung eines Ladens eingerichtet, und im Jahre 1873 wurde die Ziegelei in Putiarakal in Angriff genommen, welche unter der Leitung Miss. Feuchters bald so weit anwuchs, daß sie alle arbeitslosen Gemeindeglieder und Taufkandidaten beschäftigen konnte. Im Jahre 1876 mußte Miss. Schauffler der Gesundheit seiner Frau wegen nach Europa zurückkehren, und Miss. Knobloch, der schon vor mehreren Jahren die Reisepredigt und die Außenstationen übernommen hatte, trat an seine Stelle und versah mit Hülfe Miss. Matthissens die Stations- und Schularbeit. Während des Hungerjahres 1877 und in dem folgenden fanden sich viele Taufkandidaten ein, und für die Pflege derselben wurde der Pfarrer Joseph Jakoby nach Kalikut versetzt, während Jonas Padiath die Heidenpredigt betrieb, bis er 1885 am 13. März an der Distrikts-Konferenz ordiniert und für den Gemeindedienst bestimmt wurde. Mit großer Treue hat er seit jener Zeit, mit den Missionaren herzlich verbunden, sein Amt geführt und sich die Achtung und Liebe der Gemeinde und seiner Mitarbeiter in hohem Grade gewonnen. Als Miss. Knobloch im Jahre 1890 nach Hause zurückkehrte, übernahm Miss. Matthissen die Gemeinde und freute sich, das Werk seines Schwiegervaters Miss. Fritz weiter führen zu können; es war ihm aber nur eine kurze Arbeitszeit gewährt, er mußte nach schwerer Krankheit auf die Blauen Berge, und Miss. Lauffer trat an seine Stelle. Was die ersten Missionare für ihre kleinen Gemeinden sich vom Herrn erbeten, ist auch für die zu 1000 Seelen angewachsene große Gemeinde sein Gebet, daß der Herr selber sie förderen und so zubereiten wolle, daß sie einst am Tage seiner Herrlichkeit als reine und unbefleckte Jungfrau im hochzeitlichen Kleide vor ihrem himmlischen Bräutigam erscheinen könne.

## 4. Tauffest in Kodakal am 1. Advent 1892.

Von Br. Jaus in Kodakal.

Das war ein wichtiger Tag, dieser 1. Advent. Kodakal hatte schon manchen großen Gottestag erleben dürfen, der 2. Advent des letzten Jahres ist des Zeuge; aber nie hat es ein erhabeneres Advents- und Reichsgottesfest feiern dürfen, als am 1. Advent 1892. „Siehe dein König kommt zu dir," hieß die frohe Adventsbotschaft, die heute Kodakal buchstäblich auf sich beziehen durfte, und ein selig adventliches Wehen bekundete die thatsächliche Erfüllung.

1. **Die Taufe.** Schon der Rüsttag war ein schöner Vorsabbath. Von allen Missionsstationen Malabars und der Blauen Berge trafen Gäste ein, so daß selbst die Heiden erstaunt nach der Wichtigkeit dieses Tages fragen mußten; denn nie hat Kodakal so viele Missionare beisammen gesehen, als an diesen 2 Tagen. In den Schulen und Privathäusern übten 2 Männer- und 2 Kinder-Chöre ihre Advents-, Tauf- und Missions-Lieder ein, und beim Missionshause wurde eine Festhütte aus Bambus und Palmzweigen errichtet,

in der bis nach Mitternacht aufs große Tauffessen hin Zubereitungen getroffen wurden. Gleichzeitig wurde das große, schöne Gotteshaus von den Jünglingen mit grünen Palmzweigen geschmückt „bis an die Hörner des Altars," so daß das schöne Adventslied: „Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin" das lieblichste Textgemälde hier fand.

Noch ehe der Morgen graute, hatte der Schlaf meine Augen geflohen, der erst nach Mitternacht eingekehrt war. Die Wichtigkeit meines Postens, als Botschafter an Christi Statt, meine gänzliche Unwürdigkeit dazu, die Größe der herablassenden Gnade Gottes mit ihrem Gefühl der Seligkeit — sie überwältigten mein Herz! Doch was der Oberhirte mit seinem Knechte in dieser Morgenstunde geredet, das bleibe zwischen ihnen und sei hier nur angedeutet zum Preise Jesu Christi. Aber offen sei es bekannt: „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen."

Noch hatte die erste Glocke um 8 Uhr nicht geläutet, als schon die Täuflinge von Paraperi, Palat und Kodakal sich in der Festhalle zu versammeln anfingen. Alle, groß und klein, waren angethan mit reinen weißen Kleidern, an denen meine liebe Frau seit Monaten mit Fleiß arbeitete und arbeiten ließ, um auch dadurch das Sakrament der Taufe zu ehren und das Tauffest zu schmücken. Es war ein herrlicher Anblick, als diese Schar weißgekleideter Täuflinge im Vordergrund der Gemeinde vor Kanzel und Altar auf 14 langen Bänken saß und ernstgestimmt des Taufaktes harrte.

Während der Chor das Adventslied sang: „Tröstet, tröstet mein Volk ꝛc." bestieg ich die Kanzel und predigte in äußerster Kürze über das Evangelium des Tages, besonders über das heute so passende Wort: „Hosianna dem Sohne Davids, gelobet sei, der da kommt, in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!" Die Veranlassung zu diesem Jubelruf gab die Auferweckung des Lazarus. Auch bei uns hatte der Herr Tote erweckt, 172 Seelen vom geistlichen Tode. Auch wir hatten somit Grund, in diesen Jubel- und Bitt-Ruf einzustimmen. — Hierauf sang der Anstalts-Knabenchor das Lied: „Hosianna, Halleluja!" Vom Altar aus verlas ich sodann die Taufliturgie, und nach einem frischen Gesang der Gemeinde hielt ich ein kurzes Tauferamen. Schon am vorhergehenden Sonntag hatte ich vor versammelten Ältesten über biblische Geschichte examiniert, was sehr befriedigend ausgefallen war; heute konnte nur kurz Bedeutung und Wesen der Taufe den Gegenstand bilden. Daß in der Taufe der dreieinige Gott mit dem Täufling einen Bund mache, diesen als sein Eigentum zur Kindschaft Gottes versiegle, sodann daß auf seiten des Täuflings ein wahrer, lebendiger Glaube erforderlich sei, der eine völlige Hingabe des Leibes und der Seele in sich schließe und eine gänzliche Lossagung vom Teufel und all seinem Werk und Wesen von uns verlange, das waren etwa die Hauptpunkte, worüber abgefragt wurde. Die Antworten wurden meist schlagfertig und deutlich gegeben.

Nach einer kurzen Schlußermahnung, sie möchten heute mit ganzem Herzen geloben: „Unser keiner lebt hinfort ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber; leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn ꝛc." und dem Wunsche, der Herr Jesus möge sie jetzt alle als sein Eigentum durch die Taufe versiegeln, folgte ein Chorgesang der Ziegeleiarbeiter und das eigentliche Taufgelübde oder die Verpflichtung auf den christlichen Glauben im Wort Gottes. — Noch unter dem feierlich ernsten Eindruck ihres Gelöbnisses traten die ersten 25 Seelen vor den Altar und empfingen das Sakrament der hl. Taufe und einen neuen Namen. Und als diese von

ihren Knieen aufgestanden waren und während eines Chorgesanges auf ihren Platz zurückgingen, traten weitere 25 Seelen vor, und so der Reihe nach 172 Seelen in 7 Partien. — In der dichtbesetzten Kirche war es die ganze Zeit über so still und feierlich, als ob allen die Gegenwart des Herrn fühlbar nahe, ja sichtbar geworden wäre. Die neuen Namen und die erhabene Taufformel mit dem Segensspruche, so oft sie auch wiederkehrten, waren immer neu, frisch und ansprechend bis ans Ende; selbst den Kindern, die sich meist in rührender Weise der Taufe und ihres Namens freuten, wurde es nicht langweilig. Innerhalb 2½ Stunden war die schöne Feier zu Ende. Kein Mißton hatte sie trüben dürfen. Dem Herrn sei Dank dafür!

Nach dem Gottesdienste folgte das Tauf- und Festessen. Sämtliche Täuflinge nahmen an demselben teil. Von Kastenunterschied trat auch keine Spur zu Tage. Unser alter Katechist Timotheus sagte: „Muß man bei diesem Anblick nicht an das Wort denken, die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen 2c., denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn!“ Uns wollte die Anführung gerade dieser Stelle etwas merkwürdig vorkommen; aber wenn man den schroffen Unterschied des Kastenwesens bedenkt, so muß man allerdings ohne weiteres zugeben, daß ein Zusammen-Essen eines Najers und Tscherumers dem Zusammenwohnen eines Wolfes und Lammes ziemlich gleich kommt; denn als Najer würde, kann und darf einer nicht mit einem Tscherumer oder Tijer essen, nur auf dem gemeinsamen Boden des Christentums, auf dem jedermann vor Gott gleich ist, wird dies überhaupt möglich.

2. **Eine kurze Beschreibung der Täuflinge** dürfte von Interesse sein; ich führe sie daher der Taufordnung nach vor mit kurzen Notizen über die einzelnen. (Wir teilen nur das Wichtigste mit. Der Herausg.)

Die erste Familie, bestehend aus 6 Seelen aus den Tijern (Palmbauern), ist durch den Jahresbericht von 1892 (S. 25) bereits bekannt. Parangoten kam seiner Zeit mit 4 Kindern, jedoch ohne seine Frau. Da er den Säugling mitgebracht hatte, war er sicher, daß auch diese sofort nachfolgen werde. Er fürchtete sich nämlich, sein Vorhaben seiner Frau zu verraten, weil er annehmen konnte, daß sie ihn durch ihre Eltern und Verwandten zum Bleiben nötigen werde und er dann sein Vorhaben, Christ zu werden, nicht ausführen könne. Tschiru kam wirklich schon des andern Tages nach, aber nicht um sich zu ergeben, sondern ihrem Manne das empörende Unrecht, das er an ihr begangen, vorzustellen und ihre Kinder herauszufordern. Ich stimmte ihr zu, daß die Handlungsweise ihres Mannes nicht recht sei, sie solle nun aber deshalb ihn und die Kinder nicht verlassen, sondern hier bleiben. Aber davon wollte sie nichts wissen! Die kleine, nach der Hautfarbe ziemlich weiße Tschiru hat einen merkwürdig stark ausgeprägten, entschiedenen Charakter; sie weiß, was sie will, und handelt nach ihrer Ueberzeugung. So auch hier. Sie verließ lieber Mann und Kinder, als gegen ihre Ueberzeugung Christin zu werden. Aber des Säuglings wollte sie nicht entbehren und drohte mit Gericht und gewann den Prozeß. Dazu wußte sie noch ein anderes der mitgebrachten Kinder zu entführen und den Vater dadurch in großen Schmerz zu versetzen. — Parangoten und seine 3 Kinderlein waren aufs äußerste zu bedauern, denn sie litten sichtlich unter diesem Kummer und Mißverhältnis. Aber Parangoten war ebenso entschieden, Christ zu werden, als Tschiru es war, Heidin zu bleiben. Monate vergingen; wir hatten die Sache Gott anheimgestellt, der allein das Herz der hartnäckigen Tschiru zu ändern [illegible] ube aus der Arche sandte, um zu sehen,

Wasser gefallen sei, so sandte ich dann und wann die Katechisten oder den Parangoten selber in Tschirus Heimat, um zu sehen, ob ihr Herz noch nicht weich geworden sei. Aber immer wieder kam die Botschaft, sie sei so hart wie zuvor, an ihr Kommen sei nicht zu denken, und fast wollte dem Parangoten die Hoffnung entschwinden, zumal ihre Eltern und Verwandten gegen ihren Uebertritt waren. Aber der Herr, dem auch die Starken zum Raube gehören, hatte auch für Tschiru seine Zeit ersehen. Als fast nichts mehr zu hoffen war, fing ihr Herz an zu schmelzen, und nun faßte sie den Entschluß, ihrem Manne und ihren Kindern zu folgen und Christin zn werden. Das war eine Freude für Vater und Kinder, ja für uns alle! Man konnte ihr nicht mehr böse sein, daß sie so gehandelt hatte, ja man mußte sie sogar achten und schätzen; konnte man doch jetzt auch annehmen, daß sie eine ebenso entschiedene Christin werde, als sie eine Heidin gewesen ist. Und die bisherige Erfahrung mit ihr hat diese Annahme gerechtfertigt.

Etwa 1½ Jahre standen sie im Taufunterricht. Sie arbeiteten still und fleißig. Schon aber begann auch eine schwere Prüfungszeit. Noch vor dem Tauffest starb ihnen plötzlich ein Kind weg. Zu ihrem und unserem Schmerze konnte es nicht mehr getauft werden. Am Tauffeste wurde es natürlich von den Eltern sehr vermißt. Und nach dem Tauffeste starb auch noch das Kindlein, das einst die Mutter durchs Gericht sich zusprechen ließ. Das war hart für beide! Aber nicht genug. Manoah, wie jetzt Parangoten hieß, bekommt die Pocken. Doch war es eine leichte Art, und er wurde bald wieder gesund, wie auch der älteste Knabe. Aber nicht lange hernach fieng diese schreckliche Krankheit zum zweitenmal an, wie in gegenwärtiger starker Epidemie bei so vielen Leuten, und schon nach wenig Tagen (am 10. März) war Manoah eine Leiche. Welch ein schwerer Schlag für Pennina! Sie hatten glücklich und zufrieden zusammen gelebt, und nun war sie mit einem Schlage zur Witwe geworden und ihre 3 Kinder zu Waisen, zu denen nächstens noch ein viertes kommen wird. Wahrlich eine rauhe und stürmische Lebensfahrt! Bei Pennina ist der Schmerz groß, aber sie faßt sich in Geduld. Möchte ferner ihr Lebensschifflein ruhigere Bahnen gehen und sie einst gerettet auch für diese dunklen Führungen dem Herrn in seinem Friedensreiche danken dürfen!

Neben obiger Familie stand eine junge Witwe mit ihren 3 Waislein. Sie ist verwandt mit jenen und wohnt im gleichen Palmengarten. Sie ist ein von Herzen betrübtes Weib. Ist ihr doch der geliebte Gatte noch vor dem Tauffeste an den Pocken gestorben. Sie wären schon so gerne das Jahr zuvor mit einander und ihren Kindern getauft worden, wir wollten sie aber erst noch länger unterichten. Ihr Mann wurde zwar auf seinen Wunsch hin noch vor seinem Tode getauft, aber der Schmerz, heute mit ihren Kindern allein zu sein, nagte schwer am Herzen der armen Helene. Sie nach ihrer Gemütsart trägt ihr Kreuz noch schwerer als Pennina. Der Herr sei auch ihr gnädig und verwandle ihr Leid einst in ewige Freude.

Wiederum durch den Heidenboten (1891, S. 35; 1892, S. 6) bekannt ist Kunyamma, die Tochter des Madambi, der einst ihr Mann, als sie mit ihrem Vater übertrat, das einzige Töchterlein mit Gewalt entriß. Sie wäre am 2. Advent 1891 mit ihrem Vater getauft worden; aber inzwischen trat ihr Mann mit dem Kinde selbst auch über, und Kunyamma trat freiwillig zurück, um später mit ihrem Manne und Töchterlein getauft zu werden. Aber Gottes Wege sind wunderbar. Ihr Mann starb an den schrecklichen Pocken, nachdem er kurz zuvor noch getauft worden war. Pauline hat

nun dieser Tage noch ein Söhnlein geboren, das auf Wunsch des älteren verwaisten Schwesterleins zum Andenken an den verstorbenen Vater dessen Namen Lazarus bekommen soll. Pauline wohnt wieder bei ihrem Vater, an dem sie, wie schon früher, eine gute Stütze hat.

Die 3. Abteilung begann mit Parangoten von Bunmandam, der aus Heidenbote (1891, S. 50) und Jahresbericht ebenfalls bekannt ist. Er erhielt den Namen Nikodemus. Wie bekannt, kam er sozusagen aus eigenem Antriebe hierher und verlangte als suchende Seele Christ zu werden. Seine Frau und sein einziger Sohn waren dazumal noch nicht einig mit diesem Schritt, und Nikodemus hatte deshalb einen schweren Stand. Seine Frau wurde durch ein Traumgesicht, in welchem sich das ganze Zimmer erhellte und eine Stimme deutlich zu ihr sagte: „Gehe den Weg, den du gerufen bist," zum entscheidenden Schritte gebracht. Bei dem Sohne aber hatte es noch Schwierigkeit. Christenfeinde und schlechte Kameradschaft suchten ihn zurückzuhalten. Der Vater bat um unsere spezielle Fürbitte für den Sohn und hatte den Glauben, daß solches Gebet erhört werde. Und er sollte in diesem seinem Glauben nicht getäuscht werden. Als im Dezember 1891 hier ein großes Tauffest war, hatte ihn sein Vater auch mit hierhergebracht, und Tschandu war so hingerissen, daß er sich am selben Tage seine Haarschleife, das indische Kastenzeichen, abschneiden ließ. Das war eine freundliche Wendung für Nikodemus und Monika! Der Jüngling hat sich selbst den Namen Samuel gewählt und seinen Eltern eine große Freude gemacht. — Nikodemus wäre gern in seiner Heimat verblieben, aber es war unmöglich. Die Mehrzahl der dortigen Einwohner sind fanatische Mohammedaner, die von Stund an ihm das Leben zu verbittern suchten, ihm sogar mit „aus dem Wege zu schaffen" drohten, was in jener Gegend keine leere Redensart ist. Wollte Nikodemus kaufen oder verkaufen, so suchten die Feinde mit ihm Händel anzufangen, um Grund zur Klage gegen ihn zu bekommen. Das drückte dem stillen, schweigsamen und bescheidenen Manne das Herz fast ab. Als er daher sich bei seinen hiesigen Besuchen immer mehr von den schönen Gottesdiensten und dem christlichen Gemeindeleben angezogen fühlte, kannte er keinen sehnlicheren Wunsch mehr, als hier in Kodakal, in der christlichen Gemeinde leben und sterben zu dürfen. So wohnt er denn mit seiner stillen, freundlichen und bescheidenen Frau und seinem einzigen Sohn in Paraperi und kann nicht genug danken, daß ihn Gott hierher geführt habe; er bedauert nur, daß er nicht schon früher Christ geworden ist. Froh und glücklich hat er mir erzählt, wie er habe erfahren dürfen, daß Gott Gebete erhöre, und rührend war es, sein Verlangen nach der Taufe wahrzunehmen, durch die er eine Stärkung und Befestigung seines Glaubens erwartete. Gott gebe uns noch viele solcher Seelen wie Nikodemus und Monika!

Aus der Kaste der Tscherumer (der Taglöhner und Leibeigenen) wurde u. a. eine Witwe mit 3 Kindern getauft. Ihr Mann starb hier schon früher, nachdem er noch die Taufe empfangen hatte. Die älteste Tochter war bereits an einen Heiden verheiratet und konnte erst später übertreten. Da ihr Mann sie hätte nicht ziehen lassen, entfloh sie heimlich hierher. Ihr Mann entdeckte es und rannte ihr mit Mohammedanern nach, aber Kurumba kam gerade noch durch das Thor der Ziegelei, wo sie von ihrer Mutter mit offenen Armen und mit Freudenthränen empfangen wurde. Das Mädchen ge[illegible]hörte von nun an zu den aufmerksamsten Taufbewerberinnen.

Zwei Mädchen, Schwestern aus der Tijer-Kaste, standen an 74. und 7[illegible]



Stelle. Die ältere war bereits verheiratet und hatte ein Kindlein, das ihr aber beim Übertritt ihr Mann mit Gewalt entriß und nicht mehr herausgab. Der Herr aber hat entschieden und das Kind zu sich genommen.

Die 4. Abteilung eröffnete die Famile des Ayappen, jetzt Zacharias, von Palat, von dem ebenfalls der Heidenbote (1892, S. 22) schon früher berichtet hat. Da er einer der geachtetsten Tscherumer in Palat war, hatte er von höheren Kastenleuten viel Anfeindung, sogar Schläge zu erfahren, da sie durch diesen Übertritt sich beleidigt fühlten und weitere Übertritte befürchteten. Er wohnt mit seiner Familie auch jetzt noch in seinem Anwesen in Palat und weiß seine Achtung zu behaupten. Er ist auch beflissen, andere seinesgleichen dem Christentum zuzuführen.

Fünfte Abteilung. Das erste Ehepaar hatte sich den Namen Abraham und Sara gewählt. Die Eltern und Geschwister der Frau wurden schon ein Jahr früher getauft; sie selbst wartete auf ihren Mann, der wiederum lange auf seine Brüder gewartet hatte, von denen der älteste mit dem Bedauern starb, daß er die schöne Zeit der Gnade, um Christ zu werden, versäumt habe.

Eine Mutter und Tochter sind beide Witwen. Letzterer ihr Mann ist hier vor einem Jahr gestorben, nachdem er noch getauft worden war. Ebenso hat sie 2 Kinder verloren, eins vor und eins nach der Taufe. Es war dies eine schwere Prüfung für die junge Frau. Manche Thräne hat sie in dieser Trübsalszeit vergossen, hat sich aber dadurch nicht erbittern lassen. Wir hoffen, diese Zeit der Not diene ihr zu ewigem Segen. An Kindern hat sie nur noch eines, mit einem Auge.

Die nachfolgende Frau, Omala, aus den Tscherumern, die mit ihrem Sohne getauft wurde, war einst Magd oder Sklavin bei einem Mohammedaner. Dieser quälte sie so sehr, daß sie aus Verzweiflung sich in einen Brunnen stürzen wollte. Aber da war kein Wasser drinnen. Sie floh daher zu den Christen, und Sohn und Tochter, welch letztere jetzt in der Tschombala-Anstalt ist, kamen ihr nach. Die kleine Christine ist nun eine recht glückliche Christin.

Zwei Brüder stammen von Palat, wo sie Sklaven eines Najers (eines Landedelmannes) waren. Sie wurden s. Z. mit Gewalt von hier weggeholt und geschlagen, kamen aber immer wieder zurück. Ihre Mutter war bis zu ihrem Tode dem Christentum abgeneigt; als sie aber letztes Jahr starb, kamen ihre sämtlichen Kinder und traten über.

Den Schluß bildete eine große Wascherfamilie. In derselben fehlt noch die älteste Tochter, die in der Ferne verheiratet ist. Nie hatte dieselbe ihre Eltern besucht, seit diese übergetreten waren, aber merkwürdig, heute war sie unter den Taufgästen, zur Freude und zum Schmerz für die Eltern. Sie wußte nichts von der Taufe der Eltern; eine unsichtbare Hand hatte sie hergeführt, aber leider nahmen sie die Verwandten am gleichen Tage wieder fort. Der Herr aber denkt an sie.

Ganz zuletzt kam eine etwas kränkliche Frau mit ihrem Töchterlein. Diese Witwe, die jetzt Tabea heißt, war eigentlich von Anfang nicht für diese Taufe ausgewählt worden; sie sollte sich bis zur nächsten Taufe noch mehr christliche Erkenntnis sammeln. Aber Tabea hatte ein herzliches Verlangen nach der Taufe und legte sich aufs Bitten um ihre Annahme. Man möge auch bedenken, meinte sie, daß sie eine kranke Frau sei. Da der Gemeindekatechist und die Bibelfrauen sehr warm für sie Fürbitte einlegten und sie

somit ein gutes Zeugnis hatte, so konnte ich nichts gegen ihre Taufe einwenden. Als ich es der armen Frau mitteilte, erhellte sich ihr trauriges Gesicht, und die arme kranke Tabea war so glücklich darüber, wie es nur jemand sein konnte. —

Das sind die 172 Seelen, die an diesem Tage in den Tod Jesu getauft wurden. Gott erhalte sie zum ewigen Leben. Die Notizen, welche ich unter viel Geschäftsandrang nur flüchtig und mangelhaft niederschreiben konnte, mögen zeigen, auf wie viel Wunderwegen der Herr die einzelnen herzugeführt hat und welch ernste Bewegungen in Häusern und Familien entstanden sind, bis diese alle hier zur Ruhe und zur Taufe kommen konnten.

Auch viel Mühe und Arbeit hat es von unserer Seite gekostet, bis diese Leute zum Tauffeste bereit und würdig waren. Und doch sind diese neugetauften Christen damit erst am Anfang ihrer himmlischen Pilgerfahrt angelangt; nun erst geht's „aufwärts und steil"; wie wird es da noch kommen? Mit Freuden und banger Sorge arbeiten wir an ihnen weiter, sind sie doch auch heute (im März) noch im täglichen Unterricht, wie vor der Taufe. Der Herr aber allein kann sie bewahren vor dem Argen und vor der Sünde. Ihm seien sie ans Herz gelegt!

---

# B. Aus China.

## 5. Heidentaufen in Sungtheu.

Von Br. Kutter in Tschongtshun.

Es war in den ersten Tagen des chinesischen neuen Jahres, d. h. Ende Februar, als ich mich mit meiner l. Frau auf den Weg nach Sungtheu machte. Der Zweck der Reise war diesmal die Vorbereitung einer Anzahl Taufbewerber auf die hl. Taufe. In der Neujahrszeit sind die Leute am ehesten gesammelt und frei von allen Nebengedanken; da ruhen alle Geschäfte, keine Arbeit wird gethan, kein Gläubiger darf seine Ansprüche geltend machen; wer sich bei andern verdungen hat, ist frei und ledig und darf heim, und sogar die Ehefrauen gehen mit ihren kleinern Kindern ins Elternhaus und genießen da die süße, goldene Freiheit. Unser Kirchenältester Yun-fa pflegt daher die Neujahrszeit mit dem israelitischen Jubeljahr zu vergleichen und bringt das Wort des Herrn damit in Verbindung Luk. 4, 18: „Der Geist des Herrn ist auf mir, derhalben er mich gesalbet hat und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn." Davon sei auch das chinesische Neujahr ein vorübergehender Typus, das Evangelium dagegen die wahre und bleibende Erfüllung.

Nun das chinesische Neujahr hat diesmal auch einigen Heiden in Sungtheu die Freiheit gebracht von der Gewalt und Obrigkeit der Finsterni[illegible] indem sie durch die heilige Taufe in den Gnadenbund Gottes aufgenomme[illegible] werden durften. Neun Männer und vier Frauen konnten von den üb[illegible]

zwanzig Bewerbern zugelassen werden, zusammen mit ihren Kindern und einem Christenkinde 22 Personen. Vormittags und nachmittags versammelten sie sich in der Kapelle, um den Unterricht zu empfangen. Auf einer Wandtafel zeichnete ich ihnen die Karte von Palästina und gab ihnen an der Hand derselben einen kurzen Abriß der biblischen Geschichte, worauf das Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote, das Unser Vater, das Sakrament der Taufe und einige Sätze aus der Gemeindeordnung durchgenommen wurden. Freilich hielt es schwer, den so verschiedenartigen Hörern eine bleibende Erkenntnis beizubringen.

Zuvorderst saß ein alter Mann mit seinen zwei Söhnen, welcher mit Reue bekannte, daß er noch vor einigen Monaten seinen Sohn geschmäht und geschlagen habe, weil er Christ werden wollte; er habe damals noch geschlafen, aber jetzt habe ihn der himmlische Vater aufgeweckt, so daß er nichts Besseres wisse, als das Evangelium. Die Karte des gelobten Landes zeichnete er ab, um die Örtlichkeiten nicht zu vergessen und auch seine Freunde davon unterrichten zu können. — Sein älterer Sohn war freilich auch der ernsteste von den Taufbewerbern in Kungmukthung. Von seinen Verwandten hatte er das Evangelium gehört und wurde dann in Geschäften zu einem Kirchenältesten in Sungtheu geschickt, damit er dort Gelegenheit bekomme, noch mehr zu hören. Am nächsten Sonntag kam er mit der Tragstange und Strohsandalen, wie zum Lasttragen, in die Kapelle, und da hörte er gerade den Gehülfen Ng Yau-fuk predigen über das Wort: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ In der Ausführung sagte der Prediger u. a.: „Es giebt Leute, die wagen es nicht, mit dem Regenschirm in der Hand zur Kirche zu kommen; sondern damit man den Zweck ihres Kommens nicht erraten soll, bringen sie die Tragstange mit!“ Das war ein Schuß gerade mitten ins Schwarze; A Ngi schämte sich seines Kleinglaubens und kam das nächste Mal mit dem Schirm (den man auf Ausgängen immer bei sich hat, wenn man nicht gerade eine Arbeit verrichten will). Für die wüsten Spottreden links und rechts, „So, jetzt läuft der A Ngi auch den Fremden nach, nun will er auch den Teufel anbeten“ ꝛc., hatte er verschlossene Ohren, und wenn er an Häusern vorbei kam, so schaute und lief er immer nur grad aus und dachte bei sich selbst: „Die schlafen eben noch, sonst würden sie nicht so reden.“ — Ein großes Anliegen war es ihm, daß seine Eltern und Brüder doch auch zum Glauben kommen möchten, und es gelang ihm, sie wenigstens zu einem Besuch in der Kapelle zu überreden. Dort sahen sie dann, daß alle Verleumdungen null und nichtig seien, und als wir das nächste Mal sie in ihrem Hause aufsuchten, bat die Mutter dringend um die hl. Taufe und kam seither auch sehr regelmäßig mit den Ihrigen den drei Stunden weiten Weg zum Gottesdienst nach Sungtheu. Sie hatte, wie sie meiner Frau anvertraute, mehrere merkwürdige Gebetserhörungen erlebt, wodurch ihr Glaube mächtig gestärkt wurde. Nun konnte ihre Bitte gewährt und sie mit ihrem Mann und zwei Söhnen getauft werden; die beiden andern Brüder wurden zurückgestellt, da sie noch nicht so weit in der Erkenntnis sind.

Eine andere alte Frau ist die 73jährige Großmutter des Gehilfen Tschung Yun-kong, welche vor Angst, die Aufgabe nicht lernen zu können, Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Als dann meine Frau gekommen war, half sie ihr dabei, auch an der Hand von Bildern, und abends zeigte ich die Laterna magica, welche das ganze Leben Jesu in Bildern vorführt. Da

wurde ihr dann manches klar, und was sie bei uns gehört hatte, ließ sie daheim ihren Enkel mit ihr wiederholen, so daß sie schließlich die Hauptsache doch behalten konnte.

Vom Markt Sungtheu war eine ganze Familie da, nämlich der Bruder des jüngst verstorbenen Gehilfen Tschung mit Frau und sechs Kindern, lauter Knaben. (Sein Taufname, sei nebenbei bemerkt, bildete den Schlußstein zu denen der drei älteren Brüder, indem die Enden der vier Namen zusammen einen Satz bilden, wie folgt: Reines — Licht — der wahren — Lehre. Eine solche Namengebung ist bei den Chinesen sehr gebräuchlich und wird auch von den Christen beibehalten, nur mit christlicher Bedeutung.) Lange hatte er der Mahnung des Gewissens widerstanden, es half ihn aber nichts, wider den Stachel zu löcken. Seine Söhne gingen zu einem heidnischen Lehrer in die Schule; da begab sich's letztes Jahr einmal, daß einige der Schüler ihm ein Huhn stahlen. Es kam zu einem unerquicklichen Handel, und er hatte dabei so viel Verdruß und erfuhr so recht die heidnische Hohlheit und Nichtswürdigkeit, daß er von da an beschloß, Christ zu werden. Die ganze Familie war darüber in einem Jubel, vom Größten bis zum Kleinsten. Nun stellte sich aber nicht lange vor der Taufe noch ein Hindernis ein. Zu den fünf Knaben kam noch ein kleiner Bruder hinzu, und nach chinesischer Sitte durfte nun die Mutter einen ganzen Monat lang nicht ausgehen, konnte darum auch nicht zum Taufunterricht kommen; und doch wären sie so gerne mit einander getauft worden! Was sollte man da machen? Meine Frau besuchte sie abends in ihrem Laden und fand, daß sie sich alle Mühe gegeben, etwas zu lernen. Ihre Schwägerin sprach es ihr vor, und sie sagte es nach, und obwohl sie mit den andern nicht Schritt halten konnte, so hatte sie doch eine klare Erkenntnis und ein großes Verlangen nach der hl. Taufe, weshalb sie dann am Sonntag mit ihrer Familie zugelassen wurde unter der Bedingung, daß sie das Fehlende vor dem ersten Abendmahlsgenuß noch nachhole. An das chinesische Verbot kehrte sie sich an dem einen Tage nicht und empfing freudestrahlend das hl. Sakrament.

So mußten noch manche Hindernisse überwunden werden. Ein Schneider hatte einen Laden in der Stadt Tschonglok, einem wirklichen Sodom; denn alle Sünden und Laster gehen dort im Schwange. Da er, selbst noch jung, als Heide den Versuchungen sich nicht gewachsen zeigte, so drangen die Kirchenältesten darauf, daß wenn er getauft werden wolle, er seinen Laden nach Sungtheu verlegen müsse, damit er mehr Anschluß an die Gemeinde habe. Während des Taufunterrichts war er noch in Unterhandlung wegen eines Lokals, welches sich dann schließlich auch fand, so daß ihm die Taufe zugesagt werden konnte. —

Am Sonntag Morgen wurde es schon früh lebendig in der Kapelle. Ganze Züge bewegten sich vom Markt und überall her, denn auch die heidnischen Verwandten wollten zusehen, wie ihre Angehörigen die Taufe empfingen; darunter auch solche, die selbst Taufbewerber, aber noch aufs Warten angewiesen sind. Unser kleines Zimmer wurde nicht leer von ab und zu Gehenden. Die Frauen wurden noch einmal geprüft, damit ihnen dies vor der Öffentlichkeit erspart bleibe. Um halb elf Uhr begann der Gottesdienst. Ich predigte über 1. Kor. 9, 24—10, 5 und hielt den Täuflingen vor, daß, wie Gott der Herr alles gethan, um sie zu retten, so sollten sie jetzt auch alles daran rücken, um das himmlische Kleinod zu erlangen. Si-
...rden jetzt zu einem Examen zugelassen durch Aufnahme in den

bund, ähnlich wie die Kinder Israels im alten Bund durch die Errettung aus Ägypten und die Gesetzgebung, einen [illegible]ramen, welches aber das ganze Leben daure und bei welchem der Sieger nicht einen vergänglichen Kranz, sondern das ewige Leben davon trage. Nach der Predigt traten die Männer vor den Altar und bekannten vor der Gemeinde den evangelischen Glauben. Dann wurden drei Fragen an sie gerichtet, und allemal antworteten sie mit einem laut betonten, fröhlichen Ja. Dann traten sie einzeln vor und wurden knieend getauft. Nachher kamen die Frauen an die Reihe, welche die vorgelegten Fragen nicht minder laut und freudig beantworteten, und endlich durften auch die Kinder teilhaben an der den Eltern gewordenen Gnade. Es war eine erhebende Feier, die einen tiefen Eindruck auf alle Teilnehmer machte. Als man auseinander ging, war es ein Uhr; bis aber alle die verschiedenen Anliegen angehört, die Namen der sich nach Tschongtshun und Nyenhangli anmeldenden Schüler notiert waren u. s. w., wurde es zwei Uhr.

Am Nachmittag redete der Gehülfe, nachdem er die Predigt abgefragt, über die Fußwaschung. Abends hatte ich einem Kranken das hl. Abendmahl zu bringen, und dann war nach Eintritt der Nacht die Kapelle wieder voll von Leuten, die noch einmal die Laterna magica sehen wollten. So schlossen wir endlich diesen Tag mit Lob und Dank gegen den Herrn, der uns ein solches Freuden- und Erntefest erleben ließ.

Aber auch noch andere Freuden wurden an diesem Tag uns zu Teil. Eine Freude war es, daß mir einer der Christen von Tschonglok mitteilen konnte, in der Stadt habe sich ein Predigtlokal gefunden, in welchem sich nun in Zukunft die dortigen Christen versammeln können, nachdem sie sich lange mit den immer nur schwach besuchten Zusammenkünften in ihren Privathäusern beholfen. Auch die Christen von Kungmukthung freuten sich darüber, denn auch sie wollen dann dort zur Sonntagspredigt gehen.

Eine andere Freude war es, daß ein christlicher „Bücherleser“ von Kungmukthung, dessen Fertigkeit im Schreiben schöner großer Zeichen weit herum bekannt ist, in seiner Heimat, wo eine Anzahl Christen und mehrere Taufbewerber wohnen, eine Schule einrichten konnte, wo er nun auch die Jugend in der hl. Schrift unterrichten will.

So möge denn Gott der Herr den ausgestreuten Samen reichlich segnen, die Neugewonnenen befestigen, daß sie immer mehr zunehmen nach dem inwendigen Menschen und ihr Licht leuchten lassen in der heidnischen Umgebung, und seine Gemeinde ausbreiten, stärken und gründen zu seines Namens Preis und Ehre!

## 6. Eine schwere Woche in Wongtshun.

Von Br. G. Ziegler in Hokschuha.

Das war eine schwere Woche vom 23.—28. Januar 1893! Am Montag in aller Frühe kam Botschaft vom Katechisten in Wongtshun: Der neue Kreismanderin Lyu von Honyen komme an diesem Tage nach Wongtshun, um u. a. auch die Angelegenheit wegen des Baues einer Kapelle ins reine zu bringen. Nach kurzer Beratung mit Br. Morgenroth entschloß ich mich, selbst dorthin zu gehen, um den Mandarinen selbst zu sprechen und überhaupt zu sehen, was er in der Sache thue. Voll froher Zuversicht legte ich den siebenstündigen beschwerlichen Weg zu Pferd zurück. Der Mandarin hatte kurz vorher den Ältesten befohlen, die Missethäter nebst den geraubten

Sachen nach Honyen auszuliefern; ich zweifelte deshalb gar nicht daran, daß es zum Frieden kommen werde, zumal da die Feinde vorher schon dazu geneigt waren. Als ich am Abend dort ankam, schickte ich den Katechisten Tsen Ki-lan mit meiner Visitenkarte zum Mandarinen und bat ihn, mich am andern Morgen empfangen zu wollen. Er nahm die Karte aus dem Umschlag, gab dieselbe aber sogleich wieder zurück mit den Worten, er nehme sie nicht an, wir müßten ganz nach chinesischer Sitte verfahren. Wir hätten vor einigen Tagen eine Eingabe an ihn geschickt, er habe sie nicht angenommen. Wenn er mich empfangen wolle, könne er mich nur, wenn er zu Gericht sitze, vorlassen — d. h. mit andern Worten, wie er es am andern Tag unverblümt sagte, ich müsse vor ihm knieen. Ferner sagte er, er habe Befehl vom Vizekönig bekommen, die Sache beizulegen. Wir hätten nicht nach dem Vertrag gehandelt (das war stets sein zweites Wort!), wir müßten zuerst dem Mandarinen Anzeige machen, wenn wir etwas kaufen wollten. Ferner müsse der Kaufbrief gestempelt sein (wir wollten das thun, allein der vorige Mandarin sagte, es sei bei Kapellen nicht nötig); und endlich müsse das Volk damit einig sein, nun sei aber das nicht der Fall. (Alle drei Punkte sind nur erfunden und stehen keineswegs im Vertrag.)

Am andern Morgen in aller Frühe ließ der Mandarin den Verkäufer des Bauplatzes, einen Christen, durch zwei Soldaten holen. Da der Mandarin mich nicht annehmen wollte, so schickte ich den Katechisten mit. Dieser gab seine Karte ab und verbeugte sich der Sitte gemäß tief vor dem Mandarin, während der Christ niederkniete. „Warum hast du dein Land an die Fremden (eig. „Barbaren") verkauft?" lautete die erste Frage. Der Christ antwortete: „Großer Vater, ich habe es nicht an die Fremden, sondern an die Gemeinde Wongtshun verkauft." Der Katechist bemerkte: „Im Kaufbrief steht nicht des ‚Lehrers' Namen." Der Mandarin schrie ihn an: „Kniee nieder!" Der Katechist erwiderte: „Wenn ich wegen meiner eigenen Angelegenheit käme, würde ich knieen; aber ich bin von meinem Lehrer hergeschickt." „Wenn dein Lehrer kommt, so muß er auch knieen!" Er schlug auf den Tisch und brüllte: „Kniee nieder!" und als der Katechist es nicht that, hieß er ihn fortgehen. Da der Katechist nicht vom Kreis Honyen ist und in meinem Auftrag kam, war er jedenfalls im Recht. Zu dem Christen sagte der Mandarin, er müsse das Geld zurückgeben, er habe Befehl vom Vizekönig. Der Christ erwiderte, er sei arm, er habe kein Geld mehr. (Es haben mehrere Verwandte davon empfangen.) „Wie wagst du, des Kaisers Berg an Fremde zu verkaufen? Schlagt ihn!" Er ließ ihm 30 Streiche geben und setzte ihn gefangen. Die Feinde, die von uns angeklagt waren, ermahnte er, den Fremden in Zukunft nicht zu beleidigen und seiner Lehre nicht zu glauben; dann durften sie gehen.

Gegen 11 Uhr kam der Mandarin im Tragsessel mit Gefolge und von einigen unsrer Feinde begleitet, um den Platz zu besichtigen. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, aus dem Sessel zu steigen, sondern einer der Feinde zeigte ihm auf einem Stück Papier, wo Gräber sich befänden. Er glaubte ihnen natürlich alles aufs Wort. In Wirklichkeit kommt nur ein Grab in Betracht, das aber einem andern Stamm angehört. Da der Mandarin nun auf einen zwei Stunden entfernten Markt zog, so ging ich am Mittwoch früh heim, um gleich an den deutschen Konsul in Swatau einen Bericht zu schreiben.

Am Donnerstag Morgen kam abermals ein Bote: Der Mandarin sei

am Mittwoch nach Wongtshun zurückgekommen und habe den Christen viermal verhört und ihn viermal prügeln lassen; im ganzen bekam er 300 Streiche. Die Aufregung unter den Leuten war natürlich groß, der ganze Markt war angefüllt; viele freuten sich über das Benehmen des Mandarins, während dagegen einzelne sagten, es sei ungerecht vom Mandarinen, so zu handeln. — Am Donnerstag Mittag reiste ich abermals nach Wongtshun, um unter allen Umständen mit dem Wüterich ein Wort zu reden. Bei Nacht kam ich dort an; den Katechisten und die Christen fand ich sehr niedergeschlagen. Die Feinde hatten nämlich den Kaufpreis, etwa 70 Dollar (= 240 Mark), zusammengelegt und dem Mandarinen übergeben. Nun sollte der Katechist und einige Christen gezwungen werden, das Geld anzunehmen. Die heidnischen Verwandten des Christen drohten auch: man solle das Geld annehmen, dann werde ihr Verwandter frei, im andern Fall würden sie gegen die Kapelle vorgehen. Der Katechist wollte nicht mit zum Mandarinen gehen; schließlich sagte ich ihm, er solle nur mitkommen. Bis 12 Uhr beratschlagte man; die andere Hälfte der Nacht verbrachte ich im Fieber; die Aufregung und Anstrengung war zu groß gewesen.

Am Freitag Morgen um neun Uhr ging ich in den Tempel, wo der Mandarin sich aufhielt, und ließ meinen Paß und meine Karte ihm bringen. Dieses Mal nahm er mich ohne weiteres an. Ich fragte ihn zuerst, warum er den unschuldigen Christen so geschlagen habe, während die Feinde nicht bestraft worden seien. Er berief sich auf das Schreiben des Vizekönigs, das er mich sehen ließ. Wir stritten uns ziemlich lange. Er sagte, ich solle das Geld annehmen; wenn wir dann wo anders einen Platz kauften und ihm vorher Anzeige machten, so könnten wir ja dort bauen, wenn das Volk damit einig sei. Es war das eine nichtssagende Phrase, denn ich sah deutlich, daß der etwa 36-jährige Mann ein hochmütiger und von Fremdenhaß erfüllter Mensch ist. Ich erwiderte ihm daher, davon könne keine Rede sein; es sei auf dem Platz kein Hindernis, er habe den Platz ja gar nicht untersucht, sondern glaube nur, was die Ältesten ihm sagten. Das wollte er nicht zugeben; er wolle die Ältesten rufen lassen. Ich sagte: „Gut, das ist mir sehr lieb!" Er schickte jemand, es erschien aber kein Ältester. Schließlich erklärte ich ihm, ich könne das Geld nicht annehmen, ich hätte die Sache bereits dem Konsul des deutschen Reiches übergeben; wenn die Ältesten uns einen andern günstigen Platz suchten, so sei ich bereit darauf einzugehen. Vor allem aber müßten die Übelthäter bestraft werden. Da gab er zur Antwort: „Es ist gar nicht wahr, daß man die Kapelle mit Steinen beworfen hat." Ich zeigte ihm nun meinen zerrissenen Paß; der Gehilfe sagte, er solle doch mitkommen, er könne jetzt noch die Kugelspuren sehen, zudem habe ja der vorige Kreismandarin die Sache bereits untersuchen lassen. Der Mandarin wußte im ersten Augenblick gar nicht, was antworten.

Ich besuchte nun den gefangenen Christen, der auf einem Bündel Stroh kauerte, weil er nicht liegen noch sitzen konnte. Er kniete vor mir und schrie: „Großes Elend, großes Elend!" Ich ging nochmals zum Mandarinen und bat ihn, den Gefangenen freizulassen, was er aber verweigerte. Am selben Tag ging ich noch heraus, um sogleich einen Extraboten an Herrn Konsul Streich in Swatau zu schicken.

Dem Mandarinen scheint es doch etwas bange geworden zu sein. Kurz nachdem ich fort war, schickte er den Gefangenen mit einigen Soldaten und seinem Dolmetscher in die Kapelle: man solle das Geld annehmen, dann

lasse er den Mann frei. Da es der Katechist nicht annahm, so wurde der Christ wieder zurückgebracht. Nun sollte ein Christ und nachher ein Heide Bürgschaft für den Gefangenen leisten, damit er ihn loslassen könne; beide wollten nichts davon wissen. Am Sonntag, 29. Januar, früh morgens schickte er den Christen in die Kapelle und ließ sagen: er habe nicht gewußt, daß er ein Christ sei, man solle der Sache nicht gedenken!! Vorher hatte er den Mann schlagen lassen, weil er ein Christ sei und deshalb sein Land an uns verkauft habe, und nun wollte er es nicht gewußt haben!

So stehen zur Zeit die Dinge in Wongtshun. Anfangs gab sich unter der Bevölkerung eine feindselige Stimmung kund; nachher als die Leute sahen, daß wir uns nicht einschüchtern ließen, wurde alles ruhig, und so ist es seither geblieben. Herr Konsul Streich hat versprochen, sich der Sache energisch anzunehmen. Möge es Gott gefallen, die Sache bald zu einem guten Ende hinauszuführen!

---

## C. Goldküste.

### 7. Ein Blick in die Arbeit auf der Station Ada.

Aus dem Jahresbericht von Br. Furrer.

Wenn wir das verflossene Jahr 1892 überblicken und die Wege Gottes überdenken, auf denen er uns geführt hat, so haben wir viel Ursache zum Loben und Danken. Zwar hat der Herr uns Geschwister oftmals heimgesucht mit schweren Krankheiten und die Geschwister Zurkuhl mußten nach nur kurzer Arbeitszeit Erholung in Europa suchen; aber dennoch hat der Herr uns gnädig angesehen und immer wieder durchgeholfen; Ihm sei Dank dafür!

In Beziehung auf unser Werk dürfen wir dankend bezeugen, daß der Herr mit uns gewesen ist. Wir können zwar nicht von großen Siegen reden, auch nicht von schnellen Fortschritten in der Mission, auch nicht von außerordentlichen Beweisen göttlichen Lebens in unsern Gemeinden; aber doch geht das Werk fort; Jesus, der gute Hirte, geht den Verlorenen nach, seine Liebe ist groß. Das haben wir auch im letzten Jahr erfahren, daß seine Liebe nicht umsonst ist; es werden Seelen angezogen von jener ewigen Liebe und gerettet. Das ist wahr, wenn irgend eine Seele sich vom Heidentum zu Jesu bekehrt, von der Sünde zur Gnade, so ist es nicht das Werk der Missionare oder der eingeborenen Gehilfen; es ist des guten Hirten Werk, der den Verlorenen nachgeht, bis er sie findet. Viele aus den Heiden würden wir nicht finden, wenn nicht Jesus uns den Weg zu ihren Herzen bahnen würde; dafür sagen wir ihm Lob und Dank.

Die Gesamtzahl unserer Christen im Ada-Distrikt ist nun 449. In diesem Jahr durften wir 78 Personen durch die heil. Taufe in die Gemeinde des Herrn aufnehmen, nämlich 36 erwachsene Heiden mit 26 Heidenkindern und 16 Neugeborene von Gemeindegliedern. Das ist die höchste Zahl, die in einem Jahr getauft werden konnte, seit wir hier Mission treibe[n]; wir danken dem Herrn für seine große Gnade.

Der Anfang des verflossenen Jahres brachte uns eine schwere Krankheit, Influenza, und Tausende von Christen und Heiden lagen auf dem Krankenbette. Da konnte man sehen, daß das Fetischwesen ihnen in solchen Tagen keinen Trost gewährt. Es kamen manche Einladungen von Christen und Heiden, ich solle doch kommen und die Leute bekehren und taufen, sie seien alle bereit. Ich sagte ihnen, daß ich nicht so ohne weiteres sie taufen dürfe, sie müßten zur Taufe vorbereitet werden und sich wirklich bekehren; dann würde ich sie taufen. Viele versprachen, sich zu bekehren, aber als der Herr mit seinen Gerichten vorüberging, dachten nur wenige an ihr Versprechen. Zwölf Glieder unserer Gemeinde verloren wir durch den Tod; wir trauern, aber nicht wie die, so keine Hoffnung haben. An manchen Kranken- und Sterbebetten haben wir den Eindruck bekommen: „Es ist doch etwas Großes geschehen an dem Menschen, und die Gnade Gottes war nicht vergeblich an ihm!“ So starb ein älterer Mann, Abraham Awaku in Fieve, nachdem er mit den umstehenden Christen noch einen Vers von dem Lied gesungen hatte: „Ich habe nun den Grund gefunden.“ Unser Kirchenältester Daniel Nate in Tamatoku hatte nur noch einen Wunsch, ehe er starb: wenn nur sein Weib und seine Kinder gerettet würden. Kurz vor seinem Tode sah ich ihn; da trug er mir auf, dem Komite zu schreiben, man solle Tamatoku nicht aufgeben, er wisse, es werde eine Zeit kommen, wo viele Heiden sich bekehren würden. Im letzten Jahre schien sich dies zu bestätigen, da acht Erwachsene sich zur Taufe meldeten; es konnten aber nur vier davon getauft werden.

Über das christliche Leben unserer Gemeindeglieder läßt sich nicht viel Neues sagen. Es ist zwar ein großer Unterschied zwischen dem Leben eines Christen und eines Heiden; dennoch fehlt ihnen noch manches, sie sind nur schwache Lichter, und nicht ohne Butzen. Aber doch können und dürfen wir uns freuen über das, was der Herr gethan hat und immer noch thut.

Das Wort Gottes wird auf allen unsern Stationen und Außenstationen reichlich gepredigt und willig aufgenommen und trägt an manchen Orten gute Früchte. In den Sonntagsschulen lernen manche der älteren Christen lesen und schreiben. Die Wochengottesdienste werden auch ordentlich besucht, und in manchen Häusern wird das Wort Gottes gelesen. Die Kindererziehung läßt viel zu wünschen übrig; doch sind auch eine Anzahl Christenfrauen da, die sich alle Mühe geben, ihre Kinder dem Herrn zu erziehen. Auch die Opferwilligkeit zeigt, daß viele Christen erkennen, was sie der Mission schuldig sind; so hat die Kollekte für das Missionsfest ein Opfer von 48½ Pfund Sterling (= 970 Mark) gegeben; auch die Kirchensteuer wurde von den meisten mit Freuden gegeben.

Die Arbeit an den Heiden wurde fleißig betrieben. Alle unsere eingeborenen Arbeiter, Pfarrer, Katechisten, Hilfskatechisten und Lehrer, sind eine große Anzahl Tage gereist, und es wurden beinahe alle Städte und Dörfer des Distrikts besucht, manche öfters. An verschiedenen Orten hatten wir aufmerksame Zuhörer, und verschiedene Bitten kamen an mich um Lehrer und Prediger. Das Licht beginnt zu scheinen in die Finsternis; viele Heiden wollen kommen — wenn ihnen nur das Thor etwas weiter gemacht würde! Es ist die Vielweiberei noch ein gewaltiges Hindernis; aber mit der Zeit wird auch diese Macht des Heidentums fallen müssen. Unser Gebet ist immer [illegible]cher, daß doch das Reich Gottes kommen möge; und welche Freude,

wenn einmal Scharen armer Heiden zu Jesu kommen, wenn dann die Zeit kommen wird, wo eine Herde und ein Hirte sein wird!

## 8. Aus der Akem-Mission (Stationsgebiet Begoro).

Aus dem Jahresbericht von Br. Mohr in Begoro.

Was die äußeren Verhältnisse der Stationen in Akem betrifft, so herrscht besonders auf den größeren rege Bauthätigkeit, ein Beweis dafür, daß die Akem-Gemeinden unserer Forderung, sich von den Heiden gesondert anzusiedeln, willig nachkommen und nach und nach verstehen lernen, daß dies vorerst um der Festigung der jungen Gemeinden willen segensreich ist. Christen, die nicht aufs Missionsland ziehen, sind in der Regel solche, die überhaupt nicht richtig stehen, und selbst bei den Heiden hat sich die Ansicht Geltung verschafft, daß Christen nicht ins Heidendorf gehören. Der äußere, tägliche Verkehr führt sie vielfach zusammen, so daß es unsern Christen nicht an Gelegenheit fehlt, als ein Licht zu leuchten. Ausgenommen Nsutam und Samang hat nun jedes Gemeindlein eigenes Land und sind Christen darauf angesiedelt.

Der äußere Wohlstand unserer Gemeinden wird in wenigen Jahren sich beträchtlich heben durch den überall eifrig betriebenen Anbau von Kaffee und Kakao. Selbst von den Heiden geschieht hierin viel. Eine stets fließende Einnahmequelle wie aus solchen Pflanzungen hat bisher gefehlt. Die reichen Gummi-Jahre sind dahin, auch haben da nur Händler den Rahm abgenommen; den Produzenten verblieb immer wenig. Erwerb aus regelmäßiger Arbeit ziemt den Christen am besten.

Das gespannte Verhältnis unserer Gemeinden, insbesondere der nun 429 Glieder zählenden Gemeinde Kyebi zum Hofe König Amoako Atas II. ist nun besser, um nicht zu sagen: gut — geworden. Der König überwarf sich mit seinen nächsten heidnischen Untergebenen, so daß die Lage eine Zeitlang sehr kritisch war. Als die Unzufriedenheit wuchs und der König merkte, daß er sich nicht länger halten könne, bat er die Christen um ihre Vermittlung. Tagelang zankten sich die Heiden mit ihrem König, bis sie sich bewegen ließen, vom König eine Summe von 50 Pfund (= 1000 Mark) zu ihrer Beschwichtigung oder Versöhnung anzunehmen. Der König mußte aber versprechen, mit den Christen Frieden zu schließen. Das hat er gethan. Zugleich erlaubte er wieder die Straßenpredigt in Kyebi, die seit Dezember 1886 verboten war.

Ein weiterer Umstand brachte die Kyebi-Gemeinde dem Hofe Atas II. näher. Die seit sechs Jahren durch Krankheit schwer geprüfte Schwester des Königs, Okyerewa, ließ nämlich die Gemeindeältesten mit Pfarrer Ofori zu sich kommen und bekannte ihnen, daß sie umsonst ihre Hoffnung auf die Fetische und Zauberer gesetzt habe; wenn jemand ihr noch helfen könne, so sei es allein Gott. Sie bitte daher die Christen, für sie zu beten. Um jene Zeit kam ich nach Kyebi und besuchte sie, als ich hörte, sie habe sich den Christen genähert. Ich bekam den Eindruck, sie könnte sich uns ganz anschließen, wenn der sogenannte „Stuhl" nicht wäre. Sie bekleidet nämlich die Würde einer Königin der Stadt Kyebi, und um dieses Hindernis kann sie nicht herum. Sie kam am Abend auf die Station und in die Gebetsstunde. Da beteten eben dieselben Männer, die Okyerewa einstens mißhandelt und beschimpft hatten, auf den Knieen für die Gesundheit

Verfolgerin. Seither kommt sie stets zur Gebetsstunde, und da es ihr leidlich gut geht, auch in die Kirche am Sonntag.

Ich hätte gewünscht, Amoako Ata II. zeige es auch der Regierung an, daß er sich mit den Christen ausgesöhnt habe; allen er ist so schlau, es nicht zu thun, um jederzeit seine Beschwerden melden zu können. Er schreibt öfter an den Gouverneur und droht bei jeder Kleinigkeit mit dem Berichten an seine Exzellenz. Weniger erwünscht ist es mir, daß der König seither gerne unsere Gemeindeältesten ruft, um seine Palawer zu schlichten, und so habe ich es nur zugegeben, wenn es Christen angeht. —

Der zahlenmäßige Zuwachs der Hauptstation Begoro ist ein ganz außerordentlicher, 111 Seelen, worunter 37 erwachsene Heiden und 24 Heidenkinder. Unter den Neugetauften befinden sich besonders viele ältere Frauen, die Br. Mohr selbst zur Taufe vorbereitete, da es ihm wegen Bauarbeit zeitweise nicht möglich war, auf Reisen zu gehen. Ein Fetischpriester und eine Fetischpriesterin sind unter den Getauften. Das zeigt, daß unser der Sieg ist. — Auch dieses Jahr haben wir darüber zu klagen, daß eine Anzahl junger Christen noch in der Heidenstadt lebt. Auf die Länge können wir dies, um der andern willen, nicht dulden. Entschuldbar sind sie nur noch so lange, als nicht genügende Unterkunft in den vorhandenen Häusern für sie ist. —

Mit Dank gegen den Herrn blicken wir auf die uns bescherte Ernte zurück. (Der Zuwachs in Akem beträgt insgesamt 286 Seelen.) Ist auch manche Ähre dünn, so ist doch dem Teufel viel entrissen und unter das Regiment Christi gestellt worden. Die Beweggründe zum Übertritt waren im vergangenen Jahre, besonders in Begoro, besonderer Art, insofern als die Furcht vor Hexen uns viele ältere Leute zuführte, d. h. solche, die als Hexen angesehen wurden. Es gehört bei den Heiden nicht viel dazu, als Hexe bezeichnet zu werden. Alte, alleinstehende Männer und Weiber müssen an allem möglichen Unheil schuld sein. Doch sagen die Heiden, sobald eine Hexe Christ werde, „lösche die Hexerei aus", verschwinde also. In den meisten Akem-Dörfern wurde von einem Zauberer Medizin verabreicht, wodurch versteckte Hexerei ans Licht kommen sollte; diesem Gifttrank sind denn auch manche zum Opfer gefallen. Daß der alte Fetischglaube abgewirtschaftet hat, ist augenfällig, daher wenden sich die Heiden gegen früher rascher zu uns. Mir fällt eine weitgehende Unbefriedigtheit, um nicht zu sagen: Unzufriedenheit, in der heidnischen Bevölkerung auf, und es bedarf oft nur eines kleinen Anstoßes, um den Bruch mit dem heidnischen Wesen herbeizuführen.

Bei allen Gemeinden gilt: die Christen haben mit dem Heidentum gebrochen und sind an Jesum gläubig geworden. Gebetet wird viel, und auch der Kirchenbesuch ist im allgemeinen befriedigend. Aber überall vermissen wir die nähere Bekanntschaft mit der Bibel. Bibeln werden — viele sagen des Preises von Mk. 4. 50 wegen — wenig gekauft; neue Testamente mehr. Möge der Herr einen Hunger und Durst nach Seinem Lebenswort in all unsern Gemeinden wecken und erhalten!

## 9. Zwei Außenstationen von Abetifi.

Aus dem Jahresbericht von Br. Ramseyer.

*Pepease* hat auch dieses Jahr eine schöne Garbe einheimsen können. *14 Erwachsene* und 6 Kinder durften dort durch die heilige Taufe in die

Gemeinde aufgenommen worden, und so zählt diese nun 62 Glieder. Alle haben sich aufs Missionsland angesiedelt, und diese Außenstation macht einen äußerst freundlichen Eindruck. Der dortige Katechist J. Martinson, obschon ziemlich alt, geht seiner Arbeit mit Freude nach. Seine kleine Schule, die 14 Schüler zählt, hat schon einige Schüler in die hiesige geschickt, die uns Freude machen.

Pepease hatte zwei Sterbefälle, ein Kind und ein etwa 70 Jahre alten Mann Namens Abraham Ofosu. Dieser war am 4. Oktober 1891 getauft worden und machte uns seither stets Freude, denn ein Wirken der Gnade war an ihm deutlich zu erkennen. Er war früher der angesehenste „Sprecher" des Häuptlings von Pepease. Unter „Sprecher" versteht man nicht nur denjenigen, der einen Fall oder „eine Sache" in gewählter Sprache vor das Gericht bringt; sondern er ist Advokat, Fürsprecher, vertritt die Partei, die seine Hilfe sucht, und je nachdem er Einfluß hat, kann er oft seinen Freund aus der Klemme heraus bringen. Die „Sprecher" zusammen sprechen zuletzt das „Schuldig" oder „Unschuldig". Daß hier das Geld eine große Rolle spielt, ist selbstverständlich. Abraham Ofosu hatte das Wort Gottes gehört, und der Gedanke, daß er als Sprecher oft betrogen und falsch gerichtet hatte, machte ihn — wie er selbst erzählte — unruhig. Das Wort des Herrn wirkte immer mehr an seinem Herzen, bis er eines Tages samt seiner Familie auf die Station übersiedelte, zum großen Staunen und Ärger seines früheren Herrn. Man versuchte natürlich, ihn von seinem Entschluß zurückzubringen, er blieb aber fest und war bald einer der eifrigsten Taufbewerber. Er wurde nun getauft und bewies seither bis zu seinem Tod, daß er sein Herz seinem Heiland geschenkt hatte. — Das Alter ließ sich aber immer mehr fühlen, und bald traten die ersten Spuren der Wassersucht hervor, an welcher er monatelang schwer litt. Die letzten Wochen waren besonders schwer, denn er konnte nicht mehr vom Lager aufstehen. Er war aber immer getrost, und bei unseren Besuchen sprach er es immer aus, daß seine Hoffnung auf dem Herrn gerichtet sei, der ihn bald heimholen werde. Zwei Tage vor seinem Heimgang hatte er, wie es bei unsern Negern nicht selten der Fall ist, einen Traum, der ihn ganz fröhlich machte. Er sah eine schöne, schöne Stadt, wo alles voller Lichter war, mit vielen Menschen darin. Er wachte auf und rief seine Frau, sie solle doch die wunderbare Stadt anschauen. Diese sah nichts, und Abraham erkannte, daß es ein Traum gewesen sei, der ihm aber von dieser Stunde an ein Vorgeschmack von dem neuen Jerusalem wurde, in welches er am 17. September eingehen durfte. — Sein Heimgang machte auf die Gemeinde und wohl auch auf viele Heiden einen tiefen Eindruck. Wir aber haben uns herzlich gefreut, denn hier durften wir wieder sehen, daß der Herr sich zu uns bekennt und daß unsere Arbeit und die unserer Angestellten nicht vergeblich ist.

Nun noch einige Worte über Asante-Akem. Unsere Außenstation daselbst, Bompata, ist unser Lieblingskind, teils weil es so weit von uns entfernt ist (17 Stunden, davon gegen 12 durch Urwald), teils weil es unser Vorposten ist Kumase zu; denn Asante und Kumase können wir nicht vergessen!

In Bompata ist im vergangenen Jahr das Katechistenhaus gebaut worden, was mit manchen Schwierigkeiten verbunden war, denn die Arbeiter mußten von hier aus geschickt werden. Nun haben wir dort ein bescheidenes aber gut gebautes Haus mit Erdwänden und Schindeldach, welches Raum

enthält für den Katechisten Boateng und ein Zimmer für den besuchenden Missionar. Das Haus soll der Stolz der Asante-Akemer sein, die von weither kommen, um ein solches „Haus mit Schindeldach“ anzuschauen. — Unser Freund Boateng hat im verflossenen Jahr fleißig gearbeitet, in Bompata selber, wie auch in der ganzen Provinz, wo er überall höchst freundlich empfangen wird.

Asante-Akem wurde von uns Missionaren fleißig besucht. Bei unserem letzten Besuche hatten wir die Freude, den Erstling von Bompata zu taufen. Dieser Erstling ist aus Wankyi, eine Stunde von Bompata, und war bis zu seinem Übertritt ein Unterhäuptling, der ziemlich Ansehen genoß. Als er übertrat und sich zu Katechist Boateng begab, erregte dies großes Aufsehen in Wankyi, denn so etwas war noch nie dagewesen. Es kam Gesandtschaft auf Gesandtschaft nach Bompata zu Katechist Boateng, um ihn zu bitten, Abrokwa (so heißt dieser Erstling) zurückzuschicken. Da das nichts half, baten sie Abrokwa selber, zurückzukommen; er sei ja ihr Anführer! Darauf hatte aber unser Freund die rechte Antwort, indem er erwiederte: „Das ist wahr, ich war euer Anführer; aber wenn es noch so ist, so folget mir nach und dienet dem wahren Gott.“ — Als nichts half, opferten sie in Wankyi ein Schaf zur Sühne; Abrokwa hätte es bezahlen sollen, aber wir gaben es nicht zu. Er ist nun getauft, und wir hoffen, daß er zu einem Sauerteig werde unter seinen Leuten und manche zu sich hinüberziehe. Er ist ein Mann in reiferen Jahren, und ich wünschte nur, er wäre etwas fleißiger, mit seinen Händen zu arbeiten, ein Fehler, dem wir hier überall begegnen.

Diese erste Taufe war aber nicht unsere einzige Freude. Bei meinem Besuch im Dezember hatten wir die große Freude, einen neuen Mitarbeiter als Evangelisten mit nach Asante-Akem zu nehmen, um ihn dort anzustellen. Dieser Evangelist ist Jakob Boama aus der Gemeinde Abetifi, der sich in besonderer Weise zum Reiseprediger eignet. Ueber seinen Lebenslauf wäre kurz folgendes zu berichten. Boama war früher einer der Haupttrabanten des hiesigen Häuptlings, und da er ein gescheiter Kopf ist, zog ihn dieser immer zu Rat. Als die Missionare im Jahre 1875 nach Okwawu kamen und das Wort Gottes auf der Straße zu predigen anfingen, und als im Juni 1878 die fünf Erstlinge getauft wurden, besprach, wie es scheint, der damalige Häuptling die neue Lehre mit Boama, und dieser mußte ihm einen Eid schwören, daß er diese Lehre nie annehmen werde. Der Herr war aber stärker als sein Meister. Boama wurde bald unruhig und vom Wort Gottes recht bearbeitet; er besprach sich mit den Neugetauften, die ihn natürlich ermutigten, und nun that er den Schritt und ließ sich als Taufbewerber aufschreiben. Er besuchte den Unterricht fleißig und konnte am 27. Mai 1879 getauft werden.

In den ersten Jahren war sein Wandel als Christ ein recht guter; bald aber zeigte es sich, das der Welt- und Fleischessinn die Oberhand bei ihm gewann. Er hatte sein Amt bei dem Häuptling niedergelegt, dann aber wieder angenommen. Er selber war sehr unruhig, und als er mich einmal fragte, ob es eine Sünde sei, wenn er dem Häuptling diene und als Zeltschirmträger bei seinem Meister bleibe, gab ich die Antwort, das Tragen des Schirmes an sich sei keine Sünde, aber er wisse selber, wie viele Versuchungen es mit sich bringe, „ein Königischer zu sein“; hier gelte, was der Herr Jesus sagt: „So dich deine rechte Hand ärgert, so haue sie ab u. s. w.“

Dies bearbeitete ihn sehr, und nach etlicher Zeit gab er sein Amt wieder ab. Er war aber doch sehr schwach, fiel in Sünde und mußte ausgeschlossen werden, was ihm sehr zu Herzen ging. Als wir im Jahre 1887 von Europa zurückkamen, war er wieder auf der Station, und da er flehentlich um Aufnahme bat und die Kirchenältesten seine Bitte unterstützten, wurde er wieder in die Gemeinde aufgenommen. Sein Wandel war wieder ein recht guter; doch war es mir nicht lieb, ihn so oft in die Stadt gehen zu sehen. Es ging lange ordentlich, doch war er hie und da mürrisch, und wieder mußte ich wie früher die Erfahrung machen, daß er die Ursache war, daß andere junge Christen sich frech und ungebührlich benahmen. In dieser Beziehung hat er mir früher viel Not gemacht, weßhalb ich ihn ganz besonders in der Fürbitte vor den Herrn brachte.

Oft rief ich ihn zu mir und ermahnte ihn; er erkannte jedesmal, daß ich recht hatte, und bat selbst, mit ihm zu beten. Man sah, wie zwei Menschen in ihm gegeneinander kämpften. — Wiederum mußte ich auch die Erfahrung machen, daß das Trinken von Palmwein ihm zum Fallstrick wurde; nicht daß er zu viel trank, aber es war bei ihm sogleich zu erkennen, wenn er nur ein Glas davon getrunken hatte. Er wurde aufgeregt und war nicht mehr derselbe Mann. Als ich einmal mit ihm und den Ältesten darüber sprach, erkannte er ganz zerknirscht, daß das Palmweintrinken der wahre Grund zu seinem bösen Wandel sei und bat mich damals, ich möge ihm verbieten, je noch Palmwein anzurühren. Ich erwiderte, dies könne ich nicht thun; er solle sich aber recht prüfen, ob er dem Herrn dieses Versprechen geben könne. Wenige Tage nachher (es war vor bald zwei Jahren) hörte ich mit Freude, aber auch mit Bangigkeit, daß Jakob vor den versammelten Ältesten und vor dem Herrn feierlichst versprochen habe, seine Lippen würden keinen Palmwein mehr berühren. Und durch des Herrn Gnade und Kraft hat er Wort gehalten, und wir dürfen auch zum Ruhm des Herrn, der unsere Gebete gehört hat, sagen: Jakob ist ein anderer Mensch geworden. Dies ist auch in der Stadt aufgefallen, wo sie nicht begreifen konnten, woher einer die Kraft nehmen könne, um nicht mehr zu trinken. Nachdem er sich in diesen zwei Jahren erprobt hatte, durften wir, wie es schon lange unser Wunsch war, ihn als Evangelisten zur Probe anstellen, und so nahmen wir ihn mit nach Asante-Akem als Stütze von Freund Boateng. Er ist vorerst in Petrensa, einem größeren Dorf, $2^1/_2$ Stunden von Bompata, hart an der Grenze von Asante, also noch weiter Kumase zu, angestellt. Der Herr stehe ihm bei und erhöre unser Flehen für unsere lieben zwei Mitarbeiter in Asante-Akem, die wir auch in ganz besonderer Weise der Fürbitte der lieben Freunde daheim empfehlen.

---

# D. Aus Kamerun.

## 10. Ein gesegnetes Jahr. Blicke in das Gemeindeleben.

Von Br. Scholten in Bonaberi.

Beim Rückblick auf das verflossene Jahr müssen wir mit dem Psalmiste sprechen: „Der Herr hat Großes an ihnen (den Heiden) gethan; der He

hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!" Es muß als etwas Großes bezeichnet werden, hier in Kamerun ein Jahr zurückzulegen, in welchem keines aus unserer Reihe gefallen und zu Grabe getragen werden mußte, ohne das Söhnlein der Geschwister Bohner. Etwas Großes ist es auch, ein Jahr so herrlicher Missionsarbeit erleben zu dürfen, wie das letzte Jahr. Der treue Gott hat die Station mit ihrem Arbeitsfeld reichlich gesegnet und die Arbeitskräfte in Gnaden bewahrt, ja noch um sechs Hilfskatechisten vermehrt. Wir haben also keine Toten zu beklagen, sondern freudig zu rühmen von der Lebenskraft, welche die Herzen der Heiden erfaßt und bewegt, ihre toten Werke und heidnischen Wege zu verlassen und sich zu dem lebendigen Gott zu bekehren.

Es ist ganz wunderbar; im Jahr 1891 hatte sich die Gemeinde durch 80 Heidentaufen gerade verdoppelt; in diesem Jahr hat sie sich durch 161 Taufen (152 Erwachsene und 9 Kinder) wieder verdoppelt und zählt nun 297 Seelen. 73 Taufen fanden im Laufe des Jahres statt, und gegen Ende des Jahres begehrte eine große Zahl, mehr als 120 Personen, die hl. Taufe; aber nur 86 Erwachsene und 2 Kinder konnten dieselbe am herrlichen Festtage, am Weihnachtsmorgen, empfangen. Bei der Prüfung und Auslese der Taufkandidaten geht es gewöhnlich folgendermaßen zu. Alle, welche die hl. Taufe verlangen, nachdem sie zum Teil mehr als ein Jahr vom Katechisten Unterricht erhalten, nehme ich vor und höre im Beisein des Lehrers, der Ältesten und einiger Christen, was sie gelernt: das Gebet des Herrn, die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und andere Abschnitte aus dem Katechismus, ebenso die biblische Geschichte 2c. Besonders bei den älteren Personen ist in diesen Stücken oft sehr viel zu wünschen übrig. Dann aber halte ich ganz besonders darauf, daß jeder einzelne ein klares Verständnis hat von des Menschen Fall, Elend und Erlösung; und giebt es hier unbestimmte und ungewisse Antworten, so werden sie zurück gestellt. Denn nur die guten Eindrücke unter dem Einfluß des Evangeliums und der Wunsch, getauft zu werden, ohne die Notwendigkeit der Erlösung erkannt und durch den Glauben an Christum dieselben erlangt zu haben, kann zu einem beständigen, freudigen und opferwilligen Christentum nicht ausreichen. Ich glaube, darin liegt der Grund, daß es aus früherer Zeit so viele ehemalige Christen gibt, welche aber wieder völlig ins heidnische Leben zurückgekehrt und zwar in den meisten Fällen durch Unzuchtsünden wieder in die Vielweiberei verstrickt worden sind. Ist hingegen ein klarer und fester Grund vorhanden, so ist auch zu erwarten, daß unsere Glieder gegenüber den heidnischen Gebräuchen und inmitten heidnischer Umgebung dennoch standhaft bleiben und als Lichter leuchten werden. So wird auch jedem Täufling bei der Prüfung das Versprechen abgenommen, bei allen Arbeiten an den Kapellen 2c. stets willig mithelfen zu wollen, und ferner, daß er uns bei der Einziehung der Kirchensteuer niemals Schwierigkeiten machen werde. Denn dadurch ist die Gemeindearbeit erheblich erleichtert, und ich bin bereits überzeugt, daß sich unsere Leute eine strengere Kirchenzucht gerne gefallen lassen und daß Rückfälle und Ausschließungen viel seltener sind als in früherer Zeit. Manche solcher Zurückgegangenen fühlen sich aber nicht wohl, und nicht selten fließen bittere Thränen der Reue, wenn man sie darauf hinweist, was sie sein und haben könnten und sollten, während sie so den Namen Christi zu Schanden machen. Auch machen einige solche Gefallene *bedeutende* Anstrengungen, sich wieder aus den Banden zu befreien und zur

Gemeinde der Kinder Gottes zurückzukehren. Leider mußten aber auch im vergangenen Jahre einige wegen Unzucht und anderer Sündenfälle von der Gemeinde ausgeschlossen werden, worüber wir uns schämen und demütigen müssen. Gott aber wolle in Gnaden Acht haben auf diese Verirrten und sie zu seiner Zeit wieder zur Herde zurückbringen.

Die Gehilfen der Station haben im allgemeinen zu meiner Zufriedenheit gearbeitet, wozu allerdings eine strenge Aufsicht und auch manche Zurechtweisung nötig war. Aber ohne solche wird es nie abgehen. Die Predigtvorbereitungen am Samstag werden von allen, welche dazu kommen können, sehr geschätzt und gereichen sowohl den Lehrern selbst als den Gemeinden zum Segen. Der Katechismus wurde von jung und alt fleißig studiert; viele können ihn bereits auswendig. Und von ganz besonderem Werte wird es sein für unsere Schulen und Gemeinden, demnächst auch ein neues, besseres Gesangbuch und die biblische Geschichte zu besitzen.

Was die Arbeit in Bonaberi selbst betrifft, so ist dieselbe prächtig vorwärts geschritten. Die Gemeinde zählt jetzt 62 Glieder. Nimmt man dazu die Taufbewerber und Schüler, so füllen diese allein fast das Schulhaus, welches nur stark hundert Personen faßt; für Heiden bleibt also nur wenig Platz. Sonntags sitzt immer eine Anzahl draußen, und für größere Versammlungen und Feste ist auf der Station gar kein Raum. Wir feierten so z. B. zu Weihnachten unser erstes Missionsfest, wozu eine große Festhütte gebaut werden mußte. Zuerst dachten wir, die neue Kapelle in der Stadt werde fertig und könne zu diesem Zwecke dienen, aber die Zeit reichte nicht, auch wäre sie viel zu klein gewesen; denn von allen Filialen, selbst vom fernen Bakundu wollte man zum Feste kommen. Die hiesigen Christen stellten deshalb, während ich auf den Filialeu Taufunterricht erteilte und die Täuflinge und Christen aufs Fest vorbereitete, ein mächtiges Dach neben dem Missionshause auf, und am Vorabend des Festes wurde es mit Palmblättern umstellt, und mit den Bänken der Station und der nahen Filiale und mit Brettern wurde die Halle bestuhlt. Auf diesem Wege war es uns möglich, das Missionsfest zu feiern, welches von großem Segen gewesen ist und, wenn möglich, alle Jahre stattfinden sollte.

Am Samstag kamen die Festbesucher, Christen, Täuflinge und Freunde, in großen Kanus von allen Richtungen singend herangefahren, und weil wir in der Bonaberi-Gemeinde nun eine hübsche Anzahl ganzer Familien haben, so konnten alle Gäste bei den hiesigen Christen untergebracht werden. Mehrere hatten bis zu 40 Personen zu speisen, und zwar zwei Tage lang. Natürlich mußte zur Speisung etwas nachgeholfen werden, wozu ein Teil der Kollekte des Tages (die im ganzen 187 Mark betrug) verwendet wurde; aber immerhin konnten die Auswärtigen sich an den opferwilligen Christen zu Bonaberi ein gutes Beispiel nehmen.

Dieser Tag war ein Siegesfest, welches noch lange in gesegneter Erinnerung bleiben wird. Die Gottesdienste verliefen etwa folgender Weise:

Morgens 8 Uhr: Nach dem Eingangssegen, Gesang und Gebet, die Predigt über Jes. 61, 1—4, von Br. Scholten. Gesang. Ansprache von Lehrer Sam. Nunam über Luc. 1, 76—79. Gesang. Verlesung der Taufliturgie mit Fragen und Antworten, Glaubensbekenntnis 2c. und Gebet. Taufe. Zu zweien knieten die Täuflinge vor dem Altar nieder und empfingen die hl. Taufe und den Segen, 86 Erwachsene und Kinder. Gebet. Gesang und Segen.

Nachmittags 2 Uhr: Gesang und Gebet, ein kurzer Bericht und Überblick über das Arbeitsfeld (Scholten). Dann Ansprachen von je 15 Minuten; die Lehrer waren vorbereitet worden. Zuerst Sadr. Priso über Luk. 2, 14; Andreas Mbunga über Joh. 1, 11—12. Gesang. Arn. Ndumbe, Ps. 126, 2—3; Philipp Bell, Hebr. 10, 39. Dann Herr Lehrer Christaller, an die Geburtsgeschichte anknüpfend. Gesang. Ansprache von Br. Walther, auf das hl. Abendmahl vorbereitend, über Joh. 7, 37—38. Gesang. Abendmahlsliturgie mit Gebet; das hl. Abendmahl selbst (263 Genossen); Dankgebet. Gesang und Segen.

Durch keine Störung war das Fest getrübt. Es gereichte uns allen so zum Segen, die ganze Stationsgemeinde versammelt und durch eine solche Schar von Täuflingen vermehrt, durch so viele freudige Zeugnisse und auch ernste Mahnungen gestärkt und endlich eine so große Schar zum Tische des Herrn kommen zu sehen. Es wird immer wieder ausgesprochen, daß der Tag einzig dastehe in seiner Größe.

Am Montag gingen die einzelnen Gemeindlein gesegnet und freudig wieder in ihren Kanus heimwärts und zwar mit ganz anderen Ideen vom Werke der Basler Mission und der Zusammengehörigkeit der ganzen Stationsgemeinde. Was also auf der Bonaberi-Station Bedürfnis ist, das ist ein größeres eigentliches Gotteshaus. Das Schulhaus ist zu klein selbst für Bonaberi allein. Jedenfalls wird die Station bald darum einkommen, eine Kapelle oder ein Kirchlein für etwa 600—800 Personen bauen zu dürfen. Die Gemeinde wird ihr Möglichstes dazu beitragen.

In Bakundu (s. Jahresbericht 1892) wollen sich die Christen nicht recht mit der Kirchensteuer befreunden, weshalb die Sache dort ein wenig stockt. Sie sagen, früher haben sie dem Losango (Fetisch) opfern müssen und seien deshalb zu nichts gekommen, und nun als Christen seien sie allerdings davon befreit worden, aber jetzt sollen sie als solche wieder Opfer darbringen: das wollen sie gar nicht verstehen. Die Leute sind ja arm, aber ich sage ihnen immer, sie können 1—2 Tage im Jahr opfern und in den Busch gehen, Gummi zu suchen, damit wäre ihre Kollekte bezahlt. Es wird sich darum handeln, darauf zu beharren, und die Sache wird sich machen. Der Häuptling Bebe konnte immer noch nicht getauft werden. Er behauptet, er könne nicht alle Frauen entlassen, damit würde er sein ganzes Ansehen verlieren. Mit den 3 Frauen, welche er jetzt noch hat, möchte er getauft werden. Aber ich hoffe zu Gott, daß er sich auch von diesen lösen und sich bedingungslos und von ganzem Herzen dem Heiland ergeben möge.

## 11. Das erste Jahr der Station Lobethal.

**Aus dem Bericht von Br. Schuler.**

Es war am 5. Januar, als wir die hiesige Station für ganz beziehen durften. Ein Obdach bot uns zunächst das neuerbaute Katechistenhaus, in das wir uns mit einem Teil unsrer Arbeiter und dem jungen Lehrer Soso redlich zu teilen hatten. Große Ansprüche in Bezug auf Bequemlichkeit durften natürlich nicht gemacht werden. Es war alles primitiv eingerichtet von dem alten Fenstergitter an, das auf kleine Lehmwände gelegt als Herd diente, und dem Backofen daneben, einer mit Lehm bestrichenen alten Petroleumbüchse, bis zum „Salontisch“, einer auf 2 leere Kisten genagelten Thüre. Es ging in manchem etwas „buschmannmäßig“ zu. Nun im Busch waren

wir ja auch, und unsere Schwarzen stießen sich nicht daran, ja sie meinten sogar noch, wir kleideten uns nobel, wenn auch die Hosen dann und wann einen nicht unbemerkbaren Riß hatten oder der Ellbogen durch den Hemdärmel hinausschaute. Wir hatten eben nicht immer Zeit zum Flicken.

Die Hauptarbeit war vor allem der Bau des Missionshauses, da die ersten Monate des Jahres ziemlich trocken und daher die günstigsten waren. Weil wir nun leider hier alles mit Waren kaufen müssen, die immer von dem Verkäufer ausgelesen werden, so ging manche Stunde mit Einkaufen und Auszahlen hin. Es galt vor allem, die Landespreise für Lebensmittel, Dachmatten u. s. w. herauszufinden, denn verraten thut die kein Neger. Er lügt, wenn man ihn darüber fragt, so dreist, daß man es mit Händen greifen kann, und schwört dazu mit solch ernster Miene, daß der Unkundige sich leicht täuschen läßt. So fragte ich einmal nach dem Preis von Jams; da sagten mehrere einstimmig und verschworen sich dabei: „Jeder Jamsknollen 1/2 Kru (= 6 M.)", obwohl der wirkliche Preis für 15 Stück ein Bar (etwa 50 Pfg.) ist. Hat man zufällig von ihnen selbst oder auch von fremden Händlern die richtigen Preise erfahren und zahlt fortan nicht mehr als jeder Schwarze, dann gibt es oft einen kleinen Streik, wo keiner mehr etwas bringt und, wer etwas bringen will, abgehalten wird. Sehen sie aber, daß man es ohne sie machen kann, indem man sich seine Sachen von weiter her holen läßt, dann ist alles bald wieder gut. Es heißt dann höchstens beim Einkaufen: „Du bist kein Europäer, du bist ein Schwarzer." „Du hast einen argen Hals" (bist geizig). Freilich einen kleinen Handel giebt es immer noch, selbst beim Einkaufen jedes Huhnes und jedes Eies. Es versucht jeder seine Kunst, ob er nicht den Weißen drankriegen und ihm „den Europäerpreis essen" kann. Der Europäer ist ja nach seiner Ansicht reich, und wer wäre ein solcher Thor und würde den nicht aussaugen!

Am 4. Juni, Samstag vor dem Pfingstfest, konnten wir das Haus — obwohl noch nicht ganz fertig — beziehen. Ich werde jenen Tag nicht so schnell wieder vergessen und die Gefühle, mit denen wir das neue Haus betraten. Es war mir zu Mute wie einem Vogel, dem man nach langer Gefangenschaft die Freiheit wieder schenkt. Die vier Monate in der Buschhütte waren Tage der Entbehrung in besonderem Sinne. Alles ging vor Staub und Schmutz zu Grunde, denn beständig fiel allerlei Unrat vom Mattendach, in dem Mäuse 2c. nisteten, herunter. Kam ein Gewitter, so nahm der Sturm die Matten in die Höhe, ja trieb welche fort, und mehr als einmal konnte man eine unfreiwillige Dusche bekommen. Dabei hatten wir nichts Verschließbares als zwei kleine Zimmer, in denen alle unsere Habseligkeiten, sowie die Waren zum Einkaufen und Zahlen, Reis und Salzfische für die Arbeiter waren. Über Kisten hinweg mußte man ins Bett steigen. Im neuen Hause nun war das alles anders; große, schöne, saubere Zimmer, eine schöne Veranda ums Haus herum; statt wie früher rings um die Hütte Busch, der schöne Fluß zu unsern Füßen, der so ruhig und doch so gewaltig daherströmt. Man kann die Blicke stundenweit flußauf- und abwärts schweifen lassen und sich an der großartigen Vegetation zu beiden Seiten des Flusses nicht satt sehen. Vor uns mitten im Fluß liegt eine schöne, große, mit Palmen übersäte Insel, in deren Bäumen Scharen von Papageien kreischen. Nachmittags weht eine angenehme Seebrise. Wie war das alles nach viermonatlicher Einschränkung und Entbehrung so köstlich! „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen," so durften wir auch in äußerer Hinsicht

Die Lage unseres Hauses ist eine sehr schöne und äußerst günstige und wird von Weiß und Schwarz als solche gerühmt. Unser Platz ist nach Ost und West von dichtem Busch begrenzt, was allerdings weniger angenehm ist, da wir dadurch beständig von unglaublich vielen Schlangen aller Art und Größe heimgesucht sind, die namentlich unserm Geflügel sehr zusetzen. Fast jede Woche einigemal giebt es ein Hallo; alles springt mit Buschmessern und Stecken: „Ein langes Tier, ein langes Tier!" (so nennen sie die Schlangen); und bald schleifen sie das tote Tier daher. Jeder will ihr natürlich zuerst eins versetzt haben, und so giebt es gewöhnlich einen ordentlichen Lärm. Ist nun das Opfer eine Riesenschlange, dann gibt es vielleicht beim Verteilen der Beute noch einen größeren Lärm, denn jeder will, da es ein Leckerbissen sein soll, das größte Stück haben.

Obwohl das Bauen, besonders im Anfang, namentlich auch durch die zeitraubenden Einkäufe und die Auszahlung mit Waren, mehr als einen Mann in Anspruch nahm und die Sorge ums tägliche Brot und manches andere ihre Forderung stellte, so durften wir die Missionsarbeit doch nicht liegen lassen, denn das Feld war reif zur Ernte, ganz besonders in **Mulimba**, auf das zunächst unser Hauptaugenmerk gerichtet war. Die Leute kamen selbst wiederholt und baten, man möchte doch zu ihnen kommen und ihnen Lehrer geben. Übersprang ich einmal auf der Reise ein Dorf, weil die Zeit nicht mehr reichte, oder kam ich an den einen Platz öfter als an den andern, oder fand gar die Bitte der einen Stadt um einen Lehrer bälder Gehör, als die einer andern, so mußte ich oft Vorwürfe hören, wie namentlich den: „Du liebst jene, uns aber liebst du nicht"; „Wir haben doch mehr Leute als jene; unsre Stadt ist auch schöner als jene; unser Verlangen nach der Mission ist größer als das jener; warum kommst du nicht zu uns? Wem gehören denn wir? Gehören wir nicht dir, wie jene auch? Sind wir nicht deine Kinder?" &c. „Wenn du uns heute sagst, wir bekommen einen Lehrer, dann bauen wir sofort ein Haus und eine Kapelle. Du wirst sehen, daß wir Kraft haben und die andern übertreffen." Freilich, wenn es dann wirklich an den Bau ging, konnte man nur in den ersten Tagen den Bau-eifer sehen. Wie alle Mulimba-Leute waren eben auch sie faul und saum-selig im Bauen, und es bedurfte mancher Standrede und mancher Appellation an ihr Schamgefühl, bis endlich das schon lange angefangene Haus seiner Vollendung entgegenschaute.

Die 111 Tage Predigtreisen, die von der hiesigen Station gemacht wurden, beschränken sich fast ausschließlich auf Mulimba, weil da das größte Verlangen nach dem Evangelium war. — An 3 Plätzen konnten wir daselbst Außenstationen errichten und an einen vierten einen Lehrer hinsetzen, obwohl noch keine Gebäulichkeiten da waren.

Ist Manye in gewisser Beziehung unser Sorgenkind, so ist unsere zweite Außenstation in Mulimba, Bongo, wohl diejenige, die mir bis jetzt am meisten Freude bereitet hat. Bongo ist eine der volkreichsten Mulimba-Städte. Die Leute, ein äußerst lebhaftes Völkchen, sind die besten Fischer Mulimbas, die nebenbei mit der 2 Tagreisen südlicher wohnenden Batanga-Bevölkerung Handel treiben. Als ich letzten März das erstemal nach Bongo kam, ließen mich die Leute nicht mehr fort, bis ich ihnen einen Zettel gab mit dem Versprechen, daß sie einen Lehrer bekommen würden. „Unsere *Kinder wollen* eine Schule, wir Männer wollen hören die Weisheit, die von *oben kommt,* und unsere Weiber wollen in die Versammlung, um das Wort

Gottes zu hören," sagte mir beim Weggehen eines der Häupter der Stadt. Den Bau ihrer Kapelle ließen sie sich viel kosten. Die schönsten Mangrove-Pfosten wurden gehauen, schön zugerichtet und aufgestellt. Die große Kapelle, die innen 14 Meter lang und 7 Meter breit ist, wurde nach allen Seiten mit einem großen Vordach versehen. Das Dach wurde doppelt mit Matten gedeckt, nicht, wie gewöhnlich, einfach. Die Arbeit wurde ihnen des Hungers wegen nicht immer leicht. So kam ich eines Tages hin, als eben die Dorfjugend damit beschäftigt war, die Mattenwände zu binden. Von Gesang hörte man diesmal nichts. Alles war an der Arbeit, aber betrübten Gesichtes, denn sie hatten, obwohl es schon 2 Uhr war, heute noch nichts gegessen. Man konnte den hier im Hungerlande Mulimba nicht seltenen Namen „Hungergesicht" verwirklicht sehen. Es war dies in der Zeit des Bakoko-Krieges, als sie für ihre Fische keine Früchte kaufen konnten. Nur einige Kokosnüsse wurden jetzt unter die vielen verteilt. „Wir können nicht mehr arbeiten," sagten sie, „der Hunger übermannt uns. Ja, wenn wir etwas zu essen hätten, wollten wir gerne weiter machen." — Bongo war einer der Hauptsitze des Dschengu- (Wassernixe) und Meli-Dienstes. Der Dienst des Meli ist einer der schrecklichsten Götzendienste, mit dem unzählige heimliche Morde verbunden sind, wodurch, wie die Leute selbst sagen, oft ganze Städte entvölkert worden sind. Der Dschengu-Dienst ist hauptsächlich in den Händen der Frauen mit Ausschluß von Sklaven; der Meli-Dienst hingegen in den Händen der freien Männer, und nur die Eingeweihten wissen um die Betrügerei. Wer von Uneingeweihten davon weiß oder gar darüber redet, wird ohne Gnade ermordet. Beide Götzendienste haben Geheimsprachen. In der Predigt und Schule wurden natürlich diese Götzengreuel nicht geschont, und bald fing die Schuljugend an, die Lieder beider Götzendienstarten bei der Arbeit an der Kapelle und als Rudergesang zn singen — natürlich zum Spott —, die Geheimsprachen vor aller Ohren zu reden und zu sagen: „Es gibt keinen Dschengu, und Meli ist ein Mensch, der im Busch redet." Das erregte Zorn bei den Anhängern dieser Greuel, deren Gewinn zu Grunde zu gehen schien, und sie fingen an, die Jugend zu bedrohen. Letztere ließ sich aber nicht einschüchtern, denn sie wußte, daß niemand ihr etwas thun werde aus Furcht vor dem Europäer. So mußten eben auch die Anhänger der Götzen gute Miene zum bösen Spiel machen (denn keiner hatte den Mut, mir ins Gesicht Vorwürfe zu machen) und diese Burgen des Satans dahinfallen sehen, denn niemand glaubte fortan daran; und die Jungen können nun ruhig ihre Dschengu-Lieder beim Rudern weiter singen, was sie noch vor einem Jahr teuer zu stehen gekommen wäre. Damit, daß diese Götzendienste in der einen Stadt abgeschafft waren, war es auch in den andern Städten Mulimbas um dieselben geschehen; denn schnell verbreitete sich die Kunde über die ganze Gegend.

Den Feldgeistern zu opfern, konnten jedoch die Bongo-Leute nicht unterlassen. Obwohl der Hunger bei ihnen groß war, so wurde doch das Beste, was sie auftreiben konnten, aufs feinste zubereitet, aufs Feld getragen und dort ausgeschüttet.

Wir hatten am Jahresschluß 65 regelmäßige und noch viele unregelmäßige Schüler hier, sowie 8 Taufkandidaten. Die Versammlungen wurden regelmäßig gut besucht. Da der Platz noch neu ist, so schien es geraten, mit der Taufe etwas langsam zu thun, obwohl die Taufkandidaten sehr nach derselben verlangten.

Der Häuptling übernahm die Verantwortung für die Station. — Die ganze Nacht räumten wir unter strömendem Regen aus, was wir konnten, da der Häuptling sagte, er könne nicht für Diebstahl stehen. So verließen wir schweren Herzens unsere Station, aber doch in der guten Hoffnung, bald wieder einziehen zu können. Wir gingen zunächst nach Dualla, von wo aus ich ziemlich regelmäßig über Mulimba nach Bakoko reiste. Wenn ich kam, verbreitete sich schnell die Kunde, und bald kamen viele herbei. Auch suchten mich manche Bakoko in Mulimba auf, namentlich gegen den Schluß des Krieges wegen Friedensunterhandlungen, die die Missionare mit der Regierung vermitteln sollten. Die Mulimba sahen es nicht sehr gerne, wenn ich nach Bakoko ging; sie fürchteten für mein Leben. Sie wollten sogar zuletzt einen Mann von Mongomandscho, der regelmäßig zu mir kam und diesmal als Abgesandter der Bakoko mich holen sollte, abhalten. Er ließ sich jedoch nicht abhalten. „Der Krieg kennt keinen Freund," sagte er, „aber er tötet den Vetter und Bruder nicht. Herr Schuler ist nicht unser Freund; er ist unser Bruder, ein Bakoko."

Diese Tage der Reisen waren schwere Tage. Sie fielen fast ausschließlich in die Tage der ärgsten Regenzeit, und der Weg mußte immer über Mulimba gemacht werden, da der Kwakwa gesperrt war. Ich mußte immer mit dem Boot durch die offene See reisen, und weil die Brandung nachmittags zu stark war, mußte ich immer die Nacht zum Reisen nehmen. Manche schlaflose Nacht saß ich am Steuerruder meines Bootes, oft bei Nacht von Gewitterstürmen auf offener See überfallen, wobei nicht nur ich sondern auch das Gepäck gänzlich durchnäßt wurde. Die Vorsichtsmaßregeln waren da, wie auch sonst so oft, schwer zu befolgen. Oft drohten die Wellen das kleine Boot zu verschlingen. Ich dankte Gott, so oft ich wieder mit dem leichten Fahrzeug durch die Sannaga-Brandung hindurch war. Mit Händen und Füßen mich haltend, saß ich am Steuerruder. Oft wenn es zu arg zu toben schien, warfen mir meine Ruderer einen fragenden Blick zu, denn Zeit zum Reden war nicht. Schon manchesmal hatten sie als Fischer die Brandung passiert, aber eben nicht dieser in Jahreszeit, wo die Brandung sehr heftig war.

Öde und wüst sah es in unserem Hause und um dasselbe aus, als wir am Tag vor dem Christfest wieder in Lobethal einzogen; aber dennoch waren es Lob- und Dankgefühle, die unsere Herzen bewegten. Ja, „der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!"

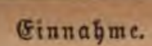
# Jahresrechnung pro 1892.

## I.

## General-Kasse.

### Einnahmen.

| A. An Beiträgen von Missionsgesellschaften und Vereinen. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| 1. **Aus der Schweiz.** | | | | |
| Von dem Verein im Kanton Appenzell | 3031 | 40 | | |
| „ den Vereinen im Kanton Baselstadt | 17372 | — | | |
| „ „ „ „ „ Bern | 13770 | 77 | | |
| „ „ „ „ „ Genf (Bazar Fr. 2700 und Fr. 1950) | 14437 | 50 | | |
| „ „ „ „ „ Neuenburg | 17480 | 73 | | |
| „ „ „ „ „ St. Gallen | 2966 | 35 | | |
| „ dem Verein „ „ Schaffhausen | 3717 | 05 | | |
| „ „ „ „ „ Thurgau | 1941 | 83 | | |
| „ den Vereinen „ „ Waadt | 6027 | 94 | | |
| „ „ „ „ „ Zürich | 31303 | 40 | 112048 | 97 |
| 2. **Aus Deutschland.** | | | | |
| Von den Vereinen in Baden | 21904 | 80 | | |
| „ „ „ „ Baiern | 1659 | 75 | | |
| „ dem Verein in Danzig | 682 | — | | |
| „ den Vereinen im Elsaß | 9720 | 83 | | |
| „ „ „ in Frankfurt a. M. | 4344 | 95 | | |
| „ dem Verein „ Hessen-Darmstadt Fr. 282. 80 Kollekte am Epiphaniasfest daselbst „ 4032. 55 | 4315 | 35 | | |
| „ den Vereinen in Hessen-Kassel | 2946 | 80 | | |
| „ dem Verein „ Leipzig | 2846 | 25 | | |
| „ „ „ „ Nassau | 445 | 50 | | |
| „ „ „ „ Ostfriesland | 1779 | 85 | | |
| „ „ „ „ der Rheinpfalz | 6026 | 10 | | |
| „ „ „ „ Sachsen-Weimar | 1791 | 65 | | |
| „ den Vereinen in Württemberg | 95932 | 87 | 154396 | 70 |
| Uebertrag | | | 266445 | 67 |



## Einnahme.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | 266445 | 67 |
| **3. Aus anderen Ländern.** | | | | |
| Von dem Verein in Schweden . . . . . | | | 6378 | 40 |
| Von sämtlichen Missionsgesellschaften und Vereinen . . | | | 272824 | 07 |
| Mit besonderer Bestimmung sind in dieser Summe inbegriffen: | | | | |
| a. Für Afrika: | | | | |
| Für die afrikanischen Erziehungsanstalten: vom Frauenverein in Basel Fr. 11,283. 62; vom Aargau Fr. 317. 50; Baselland Fr. 256. 65; Schaffhausen Fr. 67. 15; Zürich Fr. 70; Baden Fr. 603. 20; Elsaß Fr. 854. 20; Hessen Fr. 111. 60; Rheinpfalz Fr. 100; Sachsen Fr. 100; Rußland Fr. 200, zusammen . . . . . . | 13963 | 92 | | |
| Für die Knabenanstalt in Abetifi: vom Kollekteverein Bern und Neuenburg . . . . . . . . | 1260 | — | | |
| Für die Asante-Mission (Abetifi) aus Neuenburg . . | 950 | — | | |
| | 16173 | 92 | | |
| b. Für Ostindien: | | | | |
| Für die Waisenhäuser in Tschombala und Paraperi; von den Kindern der französischen Schweiz Fr. 1210. 10; Fr. 1070. 95; Fr. 82. 85; Fr. 1529. 85; Fr. 585; Fr. 992. 20; Fr. 1205. 60; Briefm.-Erlös Fr. 182. 15 u. Fr. 125. 33 | 6984 | 03 | | |
| Für die Waisenhäuser in Süd-Mahratta: vom Kollekteverein der deutsch-schweizer. Jünglingsvereine . . . . | 2755 | 95 | | |
| Für die Knabenanstalt in Udapi: vom Udapi-Verein in Bern Fr. 1000; Fr. 500; Fr. 479. 25; Fr. 350; Fr. 600 . | 2929 | 25 | | |
| Für das Predigerseminar in Mangalur: von dem Basler Verein Fr. 2990; aus Frankfurt a. M. Fr. 250 . . | 3240 | — | | |
| Für Erziehung verlassener Hindukinder: vom Fünferverein in Zürich . . . . . . . . . . | 100 | — | | |
| Für Landankauf: von demselben . . . . . . | 100 | — | | |
| | 16109 | 23 | | |
| c. Für China: | | | | |
| Für die Mädchenanstalt in Longheu (früher in Hongkong): vom Verein in Schweden Fr. 6378. 40; in Bern Fr. 840. 85; Württemberg Fr. 616. 35 . . . | 7835 | 60 | | |
| Für die Mädchenanstalten in Tschongtshun und Hinnen: vom Verein in Basel Fr. 1200; ferner von Zürich Fr. 150; Frankfurt a. M. Fr. 100; Wiesbaden Fr. 175 . . | 1625 | — | | |
| | 9460 | 60 | | |
| d. Für Verschiedenes: | | | | |
| Für Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern: vom Frauenverein in Basel . . . . . | 1566 | 20 | | |
| Für Unterstützung Zürcher Missionare und Missionsfrauen: vom Missionsverein in Zürich . . . . . . | 3000 | — | | |
| | 4566 | 20 | | |
| Uebertrag | | | 272824 | 07 |

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | | 272824 | 07 |

## B. Gaben einzelner Missionsfreunde.

(Worunter die direkt eingegangenen Vermächtnisse.)

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| **1. Aus der Schweiz.** | | | | | |
| Aus dem Kanton Aargau (1 Gabe Fr. 1500) | Fr. 5321. 01 | | | | |
| " " " Appenzell (Legat " 1000) | " 4423. 20 | | | | |
| " " " Baselstadt (Bazar-Ertrag Fr. 5890; Gabe Fr. 5000) | " 46497. 80 | | | | |
| " " " Baselland . . . | " 1899. 13 | | | | |
| " " " Bern (Legat Fr. 9000) . | " 22663. 31 | | | | |
| " " " Genf . . . . . | " 434. 20 | | | | |
| " " " Glarus (Gaben Fr. 1000; Fr. 500) . . . . . | " 1674. 04 | | | | |
| " " " Graubünden . . . . | " 1021. 80 | | | | |
| " " " Neuchâtel (Legat Fr. 1180) | " 3411. 53 | | | | |
| " " " St. Gallen . . . . | " 3721. 56 | | | | |
| " " " Schaffhausen . . . | " 1753. 27 | | | | |
| " " " Schwyz . . . . . | " 100. — | | | | |
| " " " Unterwalden . . . | " 27. 50 | | | | |
| " " " Uri . . . . . . | " 8. 50 | | | | |
| " " " Solothurn . . . . | " 80. 15 | | | | |
| " " " Tessin . . . . . | " 20. — | | | | |
| " " " Thurgau . . . . . | " 1444. 55 | | | | |
| " " " Waadt (Gabe Fr. 10,000) . | " 12677. 47 | | | | |
| " " " Zürich (4 Gaben zusammen Fr. 6000) . . . . | " 22639. 58 | 129818 | 60 | | |
| **2. Aus Deutschland.** | | | | | |
| Aus Baden (Legat *M* 3000, Fr. 1000) | . Fr. 13379. 94 | | | | |
| " Baiern (Legat *M* 1020) . . . | " 3253. 75 | | | | |
| " Elsaß-Lothringen (Legat *M* 1000) . | " 13291. 08 | | | | |
| " Frankfurt a. M. (Gabe *M* 1000) . | " 2562. 05 | | | | |
| " Hessen-Darmstadt . . . . . | " 7050. 26 | | | | |
| " Hessen-Kassel . . . . . . | " 8636. 96 | | | | |
| " Nassau . . . . . . . | " 3647. 06 | | | | |
| " Preußen . . . . . . . | " 2108. 98 | | | | |
| " der Rheinpfalz . . . . . . | " 1323. 65 | | | | |
| " dem Königreich Sachsen . . . . | " 339. 80 | | | | |
| " Württemberg (Legate *M* 3510, *M* 1076, Gabe *M* 1000 . . . . . . | " 60333. 11 | | | | |
| " dem übrigen Deutschland (Legat *M* 857) | " 1680. 70 | 117607 | 34 | | |
| **3. Aus andern Ländern.** | | | | | |
| Aus Australien . . . . . . . | " 4104. 15 | | | | |
| " Brasilien . . . . . . . . | " 1235. 75 | | | | |
| Uebertrag | Fr. 5339. 90 | 247425 | 94 | 27282 | |

| | | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag Fr. | | 5339. 90 | 247425 | 94 | 272824 | 07 |
| Aus England . . . . . . . . „ | | 861. 80 | | | | |
| „ Frankreich (Gabe Fr. 1000) . . „ | | 1387. 60 | | | | |
| „ Holland und Belgien . . . „ | | 262. 37 | | | | |
| „ Italien . . . . . . . . „ | | 169. 95 | | | | |
| „ Nordamerika (Legat $ 500) . . „ | | 14087. 14 | | | | |
| „ Oestreich (incl. Missions-Reise v. Miss. Limbach) . . . . . . „ | | 3370. 37 | | | | |
| „ Rumänien . . . . . . . „ | | 50. — | | | | |
| „ Rußland, incl. der Gabe d. St. Petersburger Vereins . . . . . „ | | 6432. 65 | 31961 | 78 | | |
| **4. Ohne Ortsangabe und Erlös aus Schmucksachen** | | | 1806 | 75 | | |
| **5. Aus dem eigenen Missionsgebiet.** | | | | | | |
| (Siehe auch die Einnahme unter Lit. F.) | | | | | | |
| Von der Goldküste: | | | | | | |
| Missionsfestopfer und Beiträge . . . Fr. | | 10115. 90 | | | | |
| (außerdem draußen gleich verausgabt Fr. 2089. 40) | | | | | | |
| Aus Ostindien: | | | | | | |
| Von Engländern . . „ | 3250. 88 | | | | | |
| „ Eingebornen . . „ | 711. 12 | | | | | |
| Pfennig (Pei)-Kollekte „ | 226. 20 | „ 4188. 20 | | | | |
| (außerdem draußen gleich verausgabt Fr. 3258. 90) | | | | | | |
| Aus China: Von Europäern . Fr. | 909. 30 | | | | | |
| „ Eingebornen „ | 145. 48 | | | | | |
| Chin. Christen in Honolulu „ | 455. 07 | „ 1509. 85 | 15813 | 95 | | |
| (außerdem draußen gleich verausgabt Fr. 2317. 94) | | | | | | |
| Zusammen von einzelnen Missionsfreunden . . . | | | | | 297008 | 42 |
| Mit besonderer Bestimmung sind in dieser Summe inbegriffen: | | | | | | |
| a. Für Afrika. | | | | | | |
| Für die afrikanischen Mädchenanstalten: aus Rußland . | | | 376 | 23 | | |
| „ die Asante-Mission (Abetifi): aus Bern Fr. 30; Genf Fr. 75; Neuchâtel Fr. 25; Waadt Fr. 10; Zürich Fr. 52. 75; Baden Fr. 27 . . . . . . | | | 219 | 75 | | |
| „ die Volta-Mission: aus dem Kanton Zürich . . | | | 96 | — | | |
| „ Akropong: aus Rußland . . . . . . . | | | 13 | — | | |
| „ die Erziehung eines Zöglings im Seminar in Akropong: aus Amerika . . . . . . . | | | 20 | — | | |
| „ den Bau der Schule in Abetifi: aus Württemberg . | | | 7 | 40 | | |
| „ Afrika im allgemeinen: aus Basel Fr. 55; Bern Fr. 37; St. Gallen Fr. 20; Tessin Fr. 20; Waadt Fr. 10; Zürich Fr. 270; Hessen-Kassel Fr. 12. 28; England Fr. 427. 40; Nord-Amerika Fr. 128. 75; ohne Ortsangabe Fr. 18. 60 . . . . . | | | 999 | 03 | | |
| Uebertrag | | | 1731 | 41 | 569832 | 49 |

## Einnahme.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | 569832 | 49 |
| **b. Für Ostindien:** | | | | |
| Zur Erziehung von 5 Anstaltsmädchen in Dharwar: aus Wiesbaden | 445 | 50 | | |
| " " von Waisenkindern in Kalikut: aus Rußland | 204 | — | | |
| " " der Anstaltskinder Priti und Angela: aus Bockenheim | 189 | 40 | | |
| " " von 2 Waisenkindern in Süd-Mahratta: aus Wiesbaden | 173 | 25 | | |
| " " von Catharine in Mulki: aus Basel | 50 | — | | |
| " " " blinden Kindern in Indien; aus Rußland | 69 | 40 | | |
| " " von einem Waisenknaben in Karwar: aus Württemberg | 8 | 65 | | |
| Für Mädchenschulen: aus St. Gallen Fr. 63; Baden (für Dharwar) Fr. 12. 35 | 75 | 35 | | |
| " indische Bibelfrauen: aus Basel | 30 | — | | |
| " indische Witwen: aus Baden | 21 | 55 | | |
| " Aussätzige: aus Württemberg | 12 | 35 | | |
| " Hungernde in Süd-Mahratta: aus Basel Fr. 50; Schaffhausen Fr. 4; Zürich Fr. 15; Baden Fr. 6. 45 | 75 | 45 | | |
| " Basarur: aus Basel | 35 | — | | |
| " Bettigeri: aus Basel | 5 | — | | |
| " Ostindien im allgemeinen: aus Basel Fr. 50; England Fr. 26. 45 | 76 | 45 | | |
| | 1471 | 35 | | |
| **c. Für China:** | | | | |
| Für die Knabenanstalt in Njenhangli: aus Herisau | 100 | — | | |
| " Missionar Schin-En: aus Rußland | 151 | 20 | | |
| " Erziehung blinder Chinesenmädchen: aus Württemberg | 13 | — | | |
| " Hinnen: aus dem Elsaß | 10 | — | | |
| " China im allmeinen: aus Basel Fr. 100; Bern Fr. 14; St. Gallen Fr. 25; Schaffhausen Fr. 10; Baden Fr. 12. 40; Frankfurt Fr. 241. 70; Hessen-Darmstadt Fr. 192. 65: Hessen-Kassel Fr. 26. 70; Württemberg Fr. 28. 70 | 651 | 15 | | |
| | 925 | 35 | | |
| **d. Für Verschiedenes:** | | | | |
| Für Befreiung von Sklaven: aus dem Aargau Fr. 57. 50; Bern Fr. 50; Zürich Fr. 6; Württemberg Fr. 12 | 125 | 50 | | |
| " Weihnachtsbescheerung für Heidenkinder: aus Hessen | 44 | 10 | | |
| " einen getauften Knaben: aus Baiern | 12 | 35 | | |
| " Heidenkinder: aus dem Aargau Fr. 3. 20; Baselland Fr. 5; Graubünden Fr. 3. 20; Zürich Fr. 32. 30 | 43 | 70 | | |
| Uebertrag | 225 | 65 | 569832 | |

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | | 569832 | 49 |

## C. An Ertrag der Halbbatzen- und Pfennig-Kollekte.

Vom 27. Dezember 1891 bis 10. Dezember 1892 (50 Wochen).

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| **1. Aus der Schweiz.** | | | | | |
| Aus dem Kanton Aargau . . . | Fr. 6240. 15 | | | | |
| " " " Appenzell . . . | " 2541. 90 | | | | |
| " " " Basel-Stadt . . . | " 9873. 22 | | | | |
| " " " Basel-Land . . . | " 3878. 40 | | | | |
| " " " Bern, deutscher Teil . | " 21844. 10 | | | | |
| " " " " französ. Teil . | " 2600. 75 | | | | |
| " " " Freiburg . . . . | " 272. 70 | | | | |
| " " " Genf . . . . | " 4940. — | | | | |
| " " " Glarus . . . . | " 258. 50 | | | | |
| " " " Graubünden (incl. Fr. 37. 50 Tessin) . | " 686. 95 | | | | |
| " " " Luzern . . . . | " 55. — | | | | |
| " " " Neuenburg . . . | " 5961. 70 | | | | |
| " " " St. Gallen . . . | " 4188. 50 | | | | |
| " " " Schaffhausen . . . | " 4281. 74 | | | | |
| " " " Solothurn . . . | " 66. 50 | | | | |
| " " " Thurgau . . . | " 3050. 90 | | | | |
| " " " Waadt . . . . | " 10303. 32 | | | | |
| " " " Zürich, außer der dort bestehenden Fünferkollekte | " 4931. 25 | 85975 | 58 | | |
| **2. Aus Deutschland.** | | | | | |
| Aus Baden . . . . . . | Fr. 36746. 63 | | | | |
| " Baiern . . . . . . | " 152. 15 | | | | |
| " Elsaß-Lothringen . . . . . | " 8802. 70 | | | | |
| " Frankfurt a. M. . . . . . | " 3398. 40 | | | | |
| " Hessen-Darmstadt . . . . . | " 8420. 65 | | | | |
| " Hessen-Kassel . . . . . | " 8644. 30 | | | | |
| " Lübeck . . . . . . . | " 354. 30 | | | | |
| " Nassau . . . . . . . | " 3275. 20 | | | | |
| " der Rheinpfalz . . . . . | " 8109. 40 | | | | |
| " Württemberg . . . . . | " 123722. 95 | | | | |
| " dem übrigen Deutschland . . | " 75. 40 | 201702 | 08 | | |
| **3. Aus anderen Ländern.** | | | | | |
| Aus Amerika . . . . . . | Fr. 1331. 95 | | | | |
| " England . . . . . . | " 333. 10 | | | | |
| " Rußland . . . . . . . | " 1373. 30 | | | | |
| " Frankreich Fr. 5. 25; Holland Fr. 50; Italien Fr. 29; Oestreich Fr. 20. 86 . . . . . | " 105. 11 | 3143 | 46 | | |
| Zusammen | | 290821 | 12 | | |
| Uebertrag | | | | 569832 | 49 |

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | 290821 | 12 | 569832 | 49 |
| Ab: Druck und Papier der Kollektenblätter und des Berichts, Anfertigung von Einnehmerbüchlein, Clichés, Packmaterial, Porti . . . . . . . . . | | 7809 | 90 | | |
| | | 283011 | 22 | | |
| wovon jedoch erst nach dem 31. Dezember 1892 eingegangen sind und in nächster Jahresrechnung erscheinen . . | | 61296 | 45 | | |
| | | 221714 | 77 | | |
| Dagegen kommen hinzu: die noch in die VI. Dekade 1891 gehörenden, aber erst nach dem 31. Dezember 1891 eingegangenen Gelder, laut vorjähriger Rechnung . . . | | 69762 | 10 | | |
| Zusammen als Ertrag der Halbbatzen- und Pfennigkollekte. | | | | 291476 | 87 |

## D. An Ertrag der Franken-(Mark-)Kollekte.

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| **1. Aus der Schweiz.** | | | | | |
| Aus dem Kanton Baselstadt . . . | Fr. 380. — | | | | |
| " " " Bern . . . . | " 130. — | | | | |
| " " " Zürich . . . . | " 211. — | 721 | — | | |
| **2. Aus Deutschland.** | | | | | |
| Aus Baden . . . . . . . . | Fr. 147. 60 | | | | |
| " Württemberg . . . . . . | " 7212. 89 | 7360 | 49 | | |
| | | 8081 | 49 | | |
| Ab: Druck und Papier von 4 Kollekteblättern . . . | | 136 | 05 | | |
| Zusammen als Ertrag der Franken-(Mark-)Kollekte . . | | | | 7945 | 44 |

## E. Beiträge für die Kamerun-Mission.

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| **1. Aus der Schweiz.** | | | | | |
| Aus dem Kanton Aargau . . . | Fr. 72. — | | | | |
| " " " Baselstadt . . . | " 130. — | | | | |
| " " " Baselland . . . | " 13. — | | | | |
| " " " Bern . . . . | " 385. — | | | | |
| " " " Genf . . . . | " 50. — | | | | |
| " " " Neuenburg . . . | " 30. — | | | | |
| " " " St. Gallen . . . | " 38. 90 | | | | |
| " " " Schaffhausen . . . | " 208. 94 | | | | |
| " " " Thurgau . . . | " 20. — | | | | |
| " " " Zürich . . . . | " 1132. — | 2079 | 84 | | |
| **2. Aus Deutschland.** | | | | | |
| Aus Baden (incl. Mk. 900 vom Jubiläums-Verein) . . . . . . | Fr. 4477. 86 | | | | |
| " Baiern . . . . . . . . | " 281. 80 | | | | |
| " Elsaß-Lothringen . . . . . | " 284. 75 | | | | |
| " Frankfurt a. M. . . . . . | " 562. 80 | | | | |
| Uebertrag | Fr. 5607. 21 | 2079 | 84 | | |

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | Fr. 5607. 21 | 2079 | 84 | 869254 | 80 |
| Aus Hessen-Darmstadt . . . . . | „ 392. 25 | | | | |
| „ Hessen-Kassel . . . . . . | „ 139. 20 | | | | |
| „ Lübeck . . . . . . . . | „ 314. 80 | | | | |
| „ Nassau . . . . . . . . | „ 101. 75 | | | | |
| „ Preußen: von der Königsberger Missionsgesellschaft Fr. 3772. 90; sonstige Gaben „ 1269. 99 | „ 5042. 89 | | | | |
| „ der Rheinpfalz . . . . . . | „ 236. 85 | | | | |
| „ Württemberg (incl. Mk. 100 für Lobethal) . . . . . . | „ 6213. 04 | | | | |
| „ dem übrigen Deutschland . . . | „ 209. 12 | | | | |
| Vom Verein für evangel. Mission in Kamerun (incl. Mk. 50 für Verbreitung h. Schriften und Mk. 15 für Schulen Mk. 11382) . . . . | „ 14103. 45 | 32360 | 56 | | |
| **3. Aus anderen Ländern.** | | | | | |
| Aus Amerika . . . . . . . . | Fr. 261. 95 | | | | |
| „ Rußland . . . . . . . . | „ 139. 70 | 401 | 65 | | |
| Zusammen Beiträge für die Kamerun-Mission . . . . | | | | 34842 | 05 |

Außerdem gingen ein für eine Erholungsstation: vom Kamerun-Verein Mk. 1033; sonst. Gaben aus Württemberg Mk. 70; aus Baden Mk. 20, zusammen Mk. 1123, die vorerst noch zurückgelegt wurden.

## F. Verschiedene Einnahmen.

### 1. Aus den Missionsgebieten:

| Durch unsre Generalkasse auf d. Goldküste: | £ | S. | P. | Fr. | Ct. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Kirchensteuer . . . . . . . . | 433. | 14. | 3. | 10929. | 55 | | | | |
| Sonntagsopfer (außer £ 207. = Fr. 5216. 40 die draußen gleich verausgabt wurden) . | 65. | 17. | 4. | 1659. | 84 | | | | |
| Zins aus dem Anstaltsfond . . . | 4. | 14. | 8. | 119. | 28 | | | | |
| Erwerb der Anstalten . . . . . | 52. | 10. | 5. | 1323. | 53 | | | | |
| Regierungsbeiträge für Schulen . . . | 618. | 9. | —. | 15584. | 94 | | | | |
| Schulgeld . . . . . . . . | 78. | 4. | 3. | 1970. | 96 | | | | |
| Güter-Ertrag . . . . . . . . | 4. | 2. | 6. | 103. | 95 | | | | |
| à 25. 20 | 1257. | 12. | 5. | | | 31692 | 05 | | |

| Durch unsere Generalkasse in Ostindien: | Rup. | A. | P. | Fr. | Ct. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Kirchensteuer . . . . . . . . | 2828. | 5. | 5. | 4695. | 05 | | | | |
| Sonntagsopfer Rp. 1184. 15. 1 = Fr. 1967. — wurden draußen gleich verausgabt . . | —. | —. | —. | —. | — | | | | |
| Subskriptionen für die Schulen . . | 238. | 13. | 10. | 396. | 51 | | | | |
| Kostgeldbeiträge . . . . . . . | 1252. | 12. | 11. | 2079. | 66 | | | | |
| Kollekte für die Anstalten . . . . | 166. | 5. | 4. | 276. | 12 | | | | |
| Aus der Casamajor'schen Stiftung . . | 2610. | —. | —. | 4332. | 60 | | | | |
| Zins vom Kundapur-Waisenhausfonds . | 120. | —. | —. | 199. | 20 | | | | |
| Ertrag der Udapi-Waisenhausländer . | 705. | 1. | 8. | 1170. | 47 | | | | |
| „ „ *Nagelfondsländereien* . . | 304. | 14. | 8. | 506. | 16 | | | | |
| *Uebertrag* | 8226. | 5. | 10. | 13655. | 77 | 31692 | 05 | 904096 | 85 |

| | Rup. | A. | P. | Fr. | Ct. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | 8226. | 5. | 10. | 13655. | 77 | 31692 | 05 | 904096 | 85 |
| Erwerb der Anstalten | 593. | 1. | 9. | 984. | 56 | | | | |
| Regierungsbeiträge für Schulen | 19110. | 10. | 5. | 31723. | 69 | | | | |
| Schulgelder | 20730. | 8. | 5. | 34412. | 16 | | | | |
| Hauszinse | 1555. | 14. | 10. | 2582. | 84 | | | | |
| Güter-Ertrag 2c. | 2945. | 15. | 11. | 4890. | 35 | | | | |
| Ertrag der Druckerei incl. Zinsen | 1684. | 15. | 9. | 2797. | 07 | | | | |
| " " Buchhandlung | 3107. | 10. | 6. | 5158. | 70 | | | | |
| Vergütungen und Rückerstattungen | 883. | 3. | 2. | 1466. | 11 | | | | |
| à 1. 66 | 58838. | 1. | 7. | | | 97671 | 25 | | |
| **Durch unsere Generalkasse in China:** | $ | c. | | Fr. | Ct. | | | | |
| Kirchensteuer | 631. | 07. | | 23'3. | 89 | | | | |
| Aus Kirchen- und Schulfonds: | | | | | | | | | |
| in Kayintschu . . . $ 66. 39 | | | | | | | | | |
| " Tschongtshun . . . " 80. — | 146. | 59. | | 546. | 03 | | | | |
| Sonntags-Opfer $ 246. 79 = Fr. 920. 53. draußen verausgabt | —. | —. | | —. | — | | | | |
| Kostgelder für die Anstalten | 762. | 25. | | 2843. | 19 | | | | |
| Erwerb der Anstalten | 49. | —. | | 182. | 77 | | | | |
| Güter-Ertrag 2c. | 33. | 50. | | 124. | 95 | | | | |
| Beitrag aus Honolulu zum Feldkauf | 100. | —. | | 373. | — | | | | |
| Vergütungen | 325. | —. | | 1212. | 25 | | | | |
| Regierungsbeiträge für Schulen | 532. | 62. | | 1986. | 67 | | | | |
| Schulgelder | 137. | 20. | | 511. | 75 | | | | |
| à 3. 73 | 2717. | 03. | | | | 10134 | 50 | | |
| **Durch unsere Generalkasse in Kamerun:** | Mk. | Pf. | | Fr. | Ct. | | | | |
| Kirchensteuer | 2234. | 94. | | 2765. | 74 | | | | |
| Sonntagsopfer | 361. | 45. | | 447. | 29 | | | | |
| Erwerb bez. Arbeitsverdienst | 200. | —. | | 247. | 50 | | | | |
| Schulgelder | 200. | —. | | 247. | 50 | | | | |
| Güter-Ertrag | 81. | 65. | | 101. | 04 | | | | |
| Miete des Buea Hauses | 671. | —. | | 830. | 36 | | | | |
| Vergütungen | 90. | —. | | 111. | 37 | | | | |
| à 123. 75 | 3839. | 04. | | | | 4750 | 80 | | |
| Zusammen aus dem eigenen Missionsgebiet | | | | | | 144248 | 60 | | |
| welche Beträge unter den betreffenden Ausgabe-Rubriken E. F. G. und H. in Abzug gebracht worden sind. | | | | | | | | | |
| 2. Gewinn der Missionshandlung u. Industrie pro 1891 | | | | | | 215000 | — | | |
| 3. Erlös aus dem durch Vermächtnis zugefallenen Haus des Herrn Merian-Holzach sel. | | | | | | 48787 | 50 | 263787 | 50 |

## G. Vergütungen und Rückerstattungen.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Ausbildungskosten des in die Indianer-Mission eingetretenen Br. Petter, dritte Rate | 1100 | — | | |
| Miete des frühern Mädchenhauses | 1500 | — | 2600 | — |
| Von der Fürst von Schönburg'schen Stiftung, an die Kosten des Predigerseminars in Mangalur | 745 | 35 | | |
| Aus dem Reisepredigerfonds: die Gehalte der eingeborenen Reiseprediger in Indien Fr. 4980. 75; Goldküste Fr. 1664. 60 | 6645 | 35 | | |
| (Bei den betreffenden Ausgabe-Rubriken schon abgezogen.) | 11390 | 70 | | |
| Uebertrag | | | | |

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | 1170484 | 35 |
| **H. Wechsel- und Geldagio.** | | | | |
| Zinsen der Betriebskasse . . . . . . . . | 3712 | 15 | | |
| Kursdifferenzen und Zinsen für vorübergehend angelegte Gelder. . . . . . . . . . . . | 3975 | 10 | 7687 | 25 |
| **Betrag sämtlicher Einnahmen** | | | 1178171 | 60 |
| Rechnen wir jedoch die von den betreffenden Ausgabe-Rubriken in Abzug gebrachten Einnahmen hinzu: Lit. F. Fr. 144248. 60; „ G. „ 11390. 70 | | | | |
| so haben wir eine Gesamt-Einnahme von Fr. 1333810. 90 | | | | |
| Die **Einnahmen** verteilen sich auf: | | | | |
| 1. Beiträge, Vermächtnisse und Kollekte aus der Schweiz . | 332632 | 46 | | |
| 2. „ „ „ „ „ Deutschland . | 513758 | 07 | | |
| 3. „ „ „ „ „ andern Ländern . | 41892 | 37 | | |
| 4. „ aus den Missionsgebieten . . . . . | 15813 | 95 | | |
| Andere Einnahmen aus den Letzteren Fr. 144248. 60 | | | | |
| 5. Verschiedene Einnahmen (Handlungsgewinn ꝛc.) . . | 263787 | 50 | | |
| 6. Vergütungen und Rückerstattungen . Fr. 11390. 70 | 2600 | — | | |
| 7. Wechsel- und Geldagio . . . . . . . . . | 7687 | 25 | | |
| Gesamtbetrag mit obiger Summe gleichlautend . . | 1178171 | 60 | | |
| und mit den bei den Ausgaben schon abgezogenen Posten . . . . Fr. 1333810. 90 | | | | |

# Ausgabe.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| **A. Missionsanstalt.** | | | | |
| 1. Haushaltungskosten, Bekleidung der Zöglinge, Heizung und Beleuchtung . . . . . . . . . | 45478 | 62 | | |
| 2. Arzt und Krankenpflege, Reisegelder für die Zöglinge . | 3691 | 72 | | |
| 3. Bücher, Einbände, Schreibmaterialien und andere Unterrichtsbedürfnisse . . . . . . . . | 4049 | 64 | | |
| 4. Lehrer- und Gehilfenbesoldungen . . . . . . | 18391 | 50 | | |
| 5. Bauliches und Lokalunterhalt, Oekonomie und Brandsteuer | 7934 | 07 | | |
| Zusammen | | | 79545 | 55 |
| **B. Verwaltungsausgaben.** | | | | |
| 1. Besoldung des Inspektors, Verwaltungschefs und der Angestellten des auf dem Sekretariat und der Verwaltung . . . . . . . . . . . . | 21332 | 65 | | |
| 2. Postporti, Frachten, Zölle, und Packmaterial . . . | 2912 | 75 | | |
| 3. Druckkosten, insbesondere des deutschen und französischen Jahresberichts, Schreibmaterialien rc. . . . . | 4966 | 23 | | |
| 4. Mehrausgabe für die französischen Missionsblätter . | 1577 | — | | |
| 5. Unentgeldliche Verbreitung von Traktaten . . . | 224 | 40 | | |
| Zusammen | | | 31013 | 03 |
| **C. Reiseprediger, Litteraten und Missionsreisen** . . . . . . . . . . . | | | 68586 | 31 |
| **D. Verschiedene Ausgaben.** | | | | |
| 1. Ausrüstungsgegenstände für Missionare (soweit nicht bei den einzelnen Missionsgebieten verrechnet) . . | 1560 | 85 | | |
| 2. Unterhalt und Kurkosten der zur Erholung in der Heimat befindlichen Missionare . . . . . . . | 96548 | 25 | | |
| 3. Deckung des Defizits der Kinderkasse . . . . | 42090 | 42 | | |
| 4. Deckung des Defizits der medizin. Mission . . . | 8612 | 85 | | |
| Zusammen | | | 148812 | 37 |
| **E. Goldküste-Mission.** | | | | |
| 1. Ausrüstungsgegenstände für nach der Goldküste gesandte 2 Ehepaare, 2 Brüder und 1 Fräulein; Bücher für die Sttionsbibliotheken, Telegramme, Spesen auf Sendungen rc. . . . . . . . . . | 1950 | 83 | | |
| Uebertrag | 1950 | 83 | 327957 | 26 |

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | 1950 | 83 | 327957 | 26 |
| 2. Reisekosten nach der Goldküste von 3 Ehepaaren, 2 Brüdern und 3 Fräulein . . . . . . . | 9858 | 05 | | |
| 3. Reise und Aufenthalt in England von Missionar Schopf . | 661 | 90 | | |
| 4. Dito von Br. Joh. Mayer . | 601 | 35 | | |
| 5. Teilweise Heimreisekosten von 5 Ehepaaren, 1 Bruder und 1 Fräulein . . . . . . . . | 7758 | 85 | | |
| 6. Spesen auf Silbergeld-Sendungen . . . . | 3624 | 40 | | |
| 7. Sämtliche Auslagen auf der Goldküste pro 1892 laut Jahresrechnung unseres Generalkassiers Br. H. L. Rottmann: | | | | |

| | £ | S. | P. | Frkn. | Ct. |
|---|---|---|---|---|---|
| a. Persönliche Ausgaben der Geschwister | 3657. | 9. | — | 92167. | 74 |
| b. Reisen auf der Goldküste . . . | 450. | —. | 6 | 11340. | 68 |
| c. Sprachlehrer . . . . . . | 13. | 2. | 3 | 330. | 44 |
| d. Pfarrer-, Katechisten- und Hilfskatechistenbesoldungen . . . . | 3204. | 13. | 8 | 80758. | 03 |
| e. Porti und Frachten . . . . | 396. | 19. | 6 | 10003. | 77 |
| f. Bibliotheken . . : . . | 17. | 16. | 6 | 449. | 19 |
| h. Medizin und Erholungsreisen . . | 132. | 17. | 3 | 3348. | 13 |
| i. Schulen und Lehrerbesoldungen . | 1287. | 10. | 7 | 32445. | 74 |
| k. Knabenanstalten . . . . | 41. | 12. | 11 | 1049. | 48 |
| l. Mädchenanstalten . . . . | 40. | 17. | 4 | 1029. | 84 |
| m. Mittelschulen, Lehrer- und Prediger-seminar . . . . . . . | 388. | 12. | — | 9792. | 72 |
| n. Bauten und Käufe . . . . | 1761. | 8. | — | 44394. | 03 |
| o. Oekonomie . . . . . | 5. | 12. | — | 141. | 12 |
| q. Teilweise Heimreisekosten von 5 Ehepaaren, 1 Bruder, 1 Fräulein und 5 Kindern . . . . . . . | 184. | 19. | 6 | 4661. | 37 |
| r. Mobiliar- und Umzugskosten . . | 393. | 17. | — | 9925. | 02 |
| s. Verwaltungs- und sonstige Ausgaben | 77. | 18. | 5 | 1963. | 60 |
| | 12055. | 6. | 5 | 303800. | 85 |
| Hievon gehen ab: | | | | | |
| Einnahmen auf dem Missionsgebiet Lit. F | 1257. | 12. | 5 | 31692. | 05 |
| à 25. 20 | 10797. | 14. | — | | |

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| | 272108 | 80 | | |
| Total der Ausgaben für die Goldküste-Mission . . . | | | 296564 | 18 |

## F. Ostindische Mission.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| 1. Ausrüstungsgegenstände für nach Ostindien gesandte 5 Ehepaare, 4 Brüder und 2 Fräulein; Bücher für die Stationsbibliotheken, Spesen auf Sendungen rc. . | 4687 | 54 | | |
| 2. Reisekosten nach Ostindien von 6 Ehepaaren, 5 Brüdern und 2 Fräulein, abzügl. Fr. 257. 60. Überschuß der Heimreisekosten . . . . . . . . . | 22750 | 96 | | |
| . Reise und Aufenthalt in England von 4 Brüdern . | 2430 | 65 | | |
| Dito von Missionar Fischer . . | 434 | 95 | | |
| Sämtliche Auslagen in Ostindien pro 1892 laut Jahres-hnung unseres Generalkassiers Br. Th. Elsäßer: | | | | |
| Uebertrag | 30304 | 10 | 624521 | 44 |

| | Rup. A. P. | Frkn. Ct. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | 30304 | 10 | 624521 | 44 |
| a. Persönliche Ausgaben der Geschwister | 77408. 3. 6 | 128497. 64 | | | | |
| b. Reisen in Indien . . . . . | 19200. 15. 7 | 31873. 60 | | | | |
| c. Sprachlehrer . . . . . . | 1128. 12. — | 1873. 72 | | | | |
| d. Pfarrer-, Katechisten- u. Hilfskatechistenbesoldungen . . . . | 31167. 3. 8 | 51737. 60 | | | | |
| e. Porti und Frachten . . . . . | 1430. 15. 4 | 2375. 39 | | | | |
| f. Bibliotheken . . . . . . | 203. 7. — | 337. 71 | | | | |
| g. Gemeindeunterstützung . . . | 572. —. — | 949. 52 | | | | |
| h. Medicin und Erholungsreisen . . | 3762. 2. 1 | 6245. 14 | | | | |
| i. Schulen und Lehrerbesoldungen . | 59359. 7. 7 | 98536. 73 | | | | |
| k. Knabenanstalten . . . . . | 9954. 14. 10 | 16525. 18 | | | | |
| l. Mädchenanstalten . . . . . | 8759. 3. 6 | 14540. 30 | | | | |
| m. Mittelschulen, Lehrer- und Prediger-seminare . . . . . . . | 16410. 4. — | 27241. 02 | | | | |
| n. Bauten und Käufe . . . . . | 24689. 2. 4 | 40983. 98 | | | | |
| o. Oekonomie . . . . . . . | 3928. 14. 7 | 6522. — | | | | |
| p. Verbreitung von heiligen Schriften Traktaten ꝛc. . . . . . . | 5371. 13. 7 | 8917. 27 | | | | |
| q. Heimreisekosten von 5 Ehepaaren, 1 Bruder und 15 Kindern . . . | 10337. 8. — | 17160. 25 | | | | |
| r. Mobiliar- und Umzugskosten . | 2413. 3. — | 4005. 89 | | | | |
| s. Verwaltung und sonstige Ausgaben | 1856. 5. 3 | 3081. 51 | | | | |
| | 277954. 7. 10 | 461404. 45 | | | | |
| Hievon gehen ab: | | | | | | |
| Einnahmen a. dem Missionsgebiet s. Lit. F. | 58838. 1. 7 | 97671. 25 | | | | |
| à 1. 66 | 219116. 6. 3 | 363733. 20 | | | | |
| Einnahme siehe Lit. G. | | | | | | |
| Ein Drittel der Kosten des Predigerseminars in Mangalur pro 1891 . | | 4745. 85 | 358987 | 85 | | |
| Total der Ausgaben für die ostindische Mission . . | | | | | 389291 | 95 |

## G. Chinesische Mission.

| | $ c. | Frkn. Ct. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. Ausrüstungsgegenstände für nach China gesandte 1 Ehepaar und 2 Fräulein, Bücher für Stationsbibliotheken, incl. Spesen . . . . . . . . . | | | 722 | 11 | | |
| 2. Reise nach China von 1 Ehepaar und 2 Fräulein . | | | 3928 | 45 | | |
| 3. Druck und Einband von Schulbüchern abzüglich Erlös . | | | 2292 | 90 | | |
| 4. Teilweise Heimreisekosten von 2 Ehepaaren . . | | | 216 | 55 | | |
| 5. Sämtliche Ausgaben in China pro 1892 laut Jahresrechnung unseres Generalkassiers Br. Fr. Kircher: | | | | | | |
| a. Persönliche Ausgaben der Geschwister | 17310. 14 | 61566. 82 | | | | |
| b. Reisen in China . . . . . | 1249. 75 | 4661. 57 | | | | |
| c. Sprachlehrer . . . . . . | 611. 50 | 2280. 89 | | | | |
| d. Pfarrer-, Katechisten- und Hilfskatechistenbesoldungen . . . . | 3966. 39 | 14794. 63 | | | | |
| e. Porti und Frachten . . . . . | 915. 70 | 3415. 56 | | | | |
| f. Bibliotheken . . . . . . | 114. 70 | 427. 83 | | | | |
| h. Erholungsreisen . . . . . | 225. 06 | 839. 47 | | | | |
| i. Schulen und Lehrerbesoldungen . | 1841. 73 | 6869. 65 | | | | |
| Uebertrag | 26234. 97 | 97856. 42 | 7160 | 01 | 1013813 | 39 |

| | $ | c. | Frkn. | Ct. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | 26234. | 97 | 97856. | 42 | 7160 | 01 | 1013813 | 39 |
| k. Knabenanstalten . . . . | 2436. | — | 9086. | 28 | | | | |
| l. Mädchenanstalten . . . . | 913. | — | 3617. | 39 | | | | |
| m. Mittelschulen, Lehrer- und Prediger-seminar . . . . . . . | 1481. | — | 5524. | 13 | | | | |
| n. Bauten und Käufe . . . . | 5063. | 80 | 18887. | 97 | | | | |
| o. Oekonomie . . . . . . . | 148. | 98 | 555. | 70 | | | | |
| p. Verbreitung von Traktaten, Schulbücher . . . . . . . | 343. | 98 | 1283. | 05 | | | | |
| q. Heimreisekosten von 2 Ehepaaren und 2 Kindern . . . . . . | 1097. | 10 | 4092. | 18 | | | | |
| r. Mobiliar- und Umzugskosten . . | 1062. | 41 | 3962. | 79 | | | | |
| s. Verwaltung und Verschiedenes . . | 196. | 86 | 734. | 29 | | | | |
| | 39008. | 10 | 145500. | 20 | | | | |
| Hievon gehen ab: Einnahme auf dem Missionsgebiet Lit. F. | 2717. | 03 | 10134. | 50 | | | | |
| à 3. 73 | 36291. | 07 | | | 135365 | 70 | | |
| Total der Ausgaben für die chinesische Mission . . . | | | | | | | 142525 | 71 |

## H. Kamerun Mission.

| | Mk. | Pf. | Frkn. | Ct. | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. Ausrüstungsgegenstände für ein nach Kamerun gesandtes Ehepaar, Kirchenbücher, Bücher für Stationsbibliotheken, Telegramme und sonstige Spesen . . . | | | | | 889 | 40 | | |
| 2. Reisekosten nach Kamerun von 1 Ehepaar, 1 Bruder und 1 Neger . . . . . . . . . . | | | | | 3388 | 90 | | |
| 3. Reise und Aufenthalt in England von Miss. Walker . | | | | | 703 | 70 | | |
| 4. Heimreisekosten von 2 Ehepaaren und 1 Bruder . . | | | | | 3940 | 65 | | |
| 5. Anschaffung von Schulbüchern abzüglich Erlös . . | | | | | 580 | 70 | | |
| 6. Sämtliche Auslagen in Kamerun pro 1892 laut Jahresrechnung unsres Generalkassiers Br. J. Klöti: | | | | | | | | |
| a. Persönliche Ausgaben d. Geschwister | 28539. | 50 | 35317. | 62 | | | | |
| b. Reisen in Kamerun . . . . | 4545. | 40 | 5624. | 93 | | | | |
| c. Sprachlehrer . . . . . | 106. | 50 | 131. | 79 | | | | |
| d. Pfarrer-, Katechisten- und Lehrer-besoldungen . . . . . | 14850. | 10 | 18377. | — | | | | |
| e. Porti und Frachten . . . . | 1664. | 98 | 2060. | 41 | | | | |
| f. Bibliotheken . . . . . . | 176. | 84 | 218. | 84 | | | | |
| g. Medicin und Erholungsreisen . . | 630. | — | 779. | 62 | | | | |
| i. Schulen (Lehrerbesoldungen s. u. d) | 235. | — | 290. | 81 | | | | |
| m. Mittelschule . . . . . | 4850. | — | 6001. | 87 | | | | |
| n. Bauten und Käufe . . . . | 35127. | 71 | 43470. | 54 | | | | |
| o. Oekonomie . . . . . . . | 8041. | 62 | 9951. | 50 | | | | |
| q. Teilweise Heimreisekosten von 2 Ehepaaren, 1 Bruder und 2 Kindern . | 1370. | — | 1695. | 37 | | | | |
| r. Mobiliar- und Umzugskosten (nach Abzug von Mk. 1467. 60. Ausl. für Boote) . . . . . . . | 2987. | 50 | 3697. | 03 | | | | |
| s. Verwaltung und Verschiedenes . . | 345. | 95 | 428. | 12 | | | | |
| | 103471. | 10 | 128045. | 45 | | | | |
| Hievon gehen ab: Einnahmen auf d. Missionsgebiet Lit. F. | 3839. | 04 | 4750. | 80 | | | | |
| à 123. 75 | 99632. | 06 | | | 123294 | 65 | | |
| Total der Ausgaben für die Kamerun-Mission . . . | | | | | | | 132798 | — |
| Uebertrag | | | | | | | 1289137 | 10 |

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts |
|---|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | 1289137 | 10 |
| **I. Ausgaben für Amerika.** | | | | |
| Rückvergütung der Ausbildungskosten des nach Nordamerika übergesiedelten Br. Vetterli . . . . | 4276 | 75 | | |
| Unterstützung eines Bruders in Brasilien . . . | 250 | — | | |
| Total der Ausgaben für Amerika . . . . . . | | | 4526 | 75 |
| Summa aller Ausgaben | | | 1293663 | 85 |
| **Uebersicht der Ausgaben:** | | | | |
| A. Für die Missionsanstalt in Basel . . . . . . | 79545 | 55 | | |
| B. Für Verwaltungsausgaben . . . . . . . . | 31013 | 03 | | |
| C. Für Reiseprediger, Litteraten und Missionsreisen . | 68586 | 31 | | |
| D. Für verschiedene Ausgaben . . . . . . . | 148812 | 37 | | |
| E. Für unsere Goldküste-Mission . . . . . . | 296564 | 18 | | |
| F. Für unsere ostindische Mission . . . . . . | 389291 | 95 | | |
| G. Für unsere chinesische Mission . . . . . . | 142525 | 71 | | |
| H. Für unsere Kamerun Mission . . . . . . | 132798 | — | | |
| I. Für Amerika . . . . . . . . . . | 4526 | 75 | | |
| Gesamtbetrag mit obigem gleichlautend | 1293663 | 85 | | |

## Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Die Ausgaben betragen . . . . . . . | 1293663 | 85 | | |
| Die Einnahmen betragen . . . . . . . | 1178171 | 60 | | |
| Es ergibt sich somit eine Mehr-Ausgabe von . . | 115492 | 25 | | |

## Stand der Finanzen.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Am 31. Dezember 1891 ergab der Finanz-Etat der Evang. Missionsgesellschaft einen Passiv-Saldo von . | 28363 | 48 | | |
| Ab: im Jahre 1892 durch die Schuldentilgungskasse eingegangen incl. Mehr-Erlös aus einem Acker (siehe Hilfskasse D.) . . . . . . . . . | 15827 | 55 | | |
| bleiben | 12535 | 93 | | |
| Hiezu kommt die Mehrausgabe in diesem Jahr . . | 115492 | 25 | | |
| Somit ergibt sich ein Passiv-Saldo prö 31. Dez. 1892 von | 128028 | 18 | | |

## Bilanz am 31. Dezember 1892.

### Activa.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Kassenbestand der Generalkasse in Basel . . . . . | 61348 | 67 | | |
| " in Ostindien . . . . . . . . | 48163 | 81 | | |
| " auf der Goldküste . . . . . . | 43450 | 33 | | |
| " in China . . . . . . . . | 23493 | 59 | | |
| Guthaben bei J. Riggenbach & Cie. in Basel . . . . | 17162 | 80 | | |
| " " Adolfo Molo in Genua . . . . . | 7 | 33 | | |
| | | | 193626 | 53 |

### Passiva.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Guthaben der Betriebskasse in Basel . . . . . . | 150000 | — | | |
| " der Generalkasse in Kamerun . . . . . | 10273 | — | | |
| " der Missions-Handlungsgesellschaft . . . . | 78371 | 24 | | |
| von J. P. Werner in London . . . . | 49099 | 46 | | |
| " " Verschiedenen . . . . . . . | 33911 | 01 | | |
| | | | 321654 | 71 |
| Somit ergibt sich ein Passiv-Saldo von. . . . . gleichlautend mit dem Resultat des vorstehenden Finanz-Etats. | | | 128028 | 18 |

**Paul Ensinger.**

Obige Rechnung samt Bilanz mit den Büchern verglichen und richtig befunden zu haben, bescheinigen

Basel, den 6. Juni 1893.

**C. Stähelin-Burckhardt.**
**W. Preiswerk-Imhoff.**

II.

# Hilfs-Kassen.

## A. Betriebskasse.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Bestand am 1. Januar 1892 . . . . . . . | 259290 | — | | |
| Hiezu im Jahr 1892, 2 Legate . . . . . . | 625 | — | | |
| (Zinsen Fr. 3712. 15 siehe Generalkasse, Einnahme Lit. H.) | | | | |
| Bestand am 31. Dezember 1892 . . . . . . | | | 259915 | — |
| bestehend: in Guthaben bei der Generalkasse (siehe Bilanz) | 150000 | — | | |
| „ „ angelegten Kapitalien . . . . . | 109915 | — | | |
| | 259915 | — | | |

## B. Invaliden- und Witwenkasse.

### Einnahme.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| 1. Ertrag des Missionsmagazins und Heidenboten pro 1892 | 9000 | — | | |
| 2. Ertrag der Missionsbuchhandlung . . . . . | 9000 | — | | |
| 3. Ertrag des 1892er Missionskalenders . . . . | 1500 | — | 19500 | — |
| 4. Beiträge a) aus der Schweiz: | | | | |
| aus dem Kanton Aargau Fr. 50. — | | | | |
| „ „ „ Baselstadt „ 1272. 60 | | | | |
| „ „ „ St. Gallen „ 20. — | | | | |
| „ „ „ Waadt „ 15. — | | | | |
| „ „ „ Zürich „ 120. — | 1477 | 60 | | |
| b) aus Deutschland: | | | | |
| aus Baden . . . Fr. 741. 30 | | | | |
| „ dem Elsaß . . . . „ 3. 70 | | | | |
| „ Preußen . . . . „ 3. 75 | | | | |
| „ Württemberg . . . „ 614. 50 | 1363 | 25 | 2840 | 85 |
| 5. Zinsen . . . . . . . . . . . . | | | 24630 | 20 |
| Zusammen | | | 46971 | 05 |

### Ausgabe.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Unterstützungen und Pensionen . . . . . . . | | | 54076 | 55 |
| Somit Mehrausgabe . . . . . . . . . | | | 7105 | 50 |

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Der **Vermögensstand** betrug am 1. Januar 1892 . | 628201 | 70 | | |
| Hiezu: Beiträge und Legate zur Vermehrung des Capitalfonds aus Zürich Fr. 2000; Preußen Fr. 93. 75; Württemberg Fr. 1305 . . . . . . . . . . | 3398 | 75 | 631600 | 45 |
| ab: obige Mehrausgabe . . . . . . . . . | | | 7105 | 50 |
| Somit Vermögensstand am 31. Dezember 1892 . . . (darunter Fr. 71,875. — Stiftungskapitalien mit Zinsvorbehalt) | | | 624494 | 95 |
| Das Vermögen besteht in: Angelegte Kapitalien . . | 512300 | — | | |
| Haus in Stuttgart . . . | 90000 | — | | |
| Kassenbestand . . . . . | 22194 | 95 | | |
| | 624494 | 95 | | |

## C. Missionskinderkasse.

(Nach dem gedruckten Bericht derselben.)

### Einnahme.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Beiträge und Legate aus Basel (incl. Fr. 1300. 70 vom Kollekteverein) . . . . . | 9632 | 17 | | |
| " " " vom Kanton Zürich . . . . . | 6361 | 05 | | |
| " " " aus der übrigen Schweiz . . . . | 7049 | 92 | | |
| " " " " Württemberg . . . . . | 1904 | 68 | | |
| " " " " dem übrigen Deutschland . . | 2312 | 08 | | |
| " aus England (Extragabe £ 50. —) . . . | 1284 | 95 | | |
| " " anderen Ländern und Anonym . . . | 832 | 05 | | |
| Zusammen Beiträge | 29376 | 90 | | |
| Vergütung der Missionshandlungsgesellschaft in Basel für 35 Kinder ihrer Angestellten . . . . . . . | 18659 | 55 | | |
| Vergütung der Invalidenkasse für 4 Kinder . . . | 1475 | — | | |
| Zinsen aus dem Kapitalfonds . . . . . . . | 8753 | 90 | | |
| Zusammen | | | 58265 | 35 |

### Ausgabe.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| Haushaltungskosten, Kleider und Schuhe, Heizung und Beleuchtung, Schulmaterialien, Arzt, Löhne ꝛc. im Knabenhaus Fr. 18678. 89; im Mädchenhaus " 18389. 05 | | | | |
| Zusammen für 45 Knaben und 38 Mädchen | 37067 | 94 | | |
| Kostgelder für 106 auswärts untergebrachte Kinder . . | 35694 | 63 | | |
| Schlußverwilligungen für 18 ausgetretene Kinder . . | 14855 | — | | |
| Lehrer- und Gehilfenbesoldungen . . . . . . | 6834 | 56 | | |
| Unterhalt der Gebäulichkeiten, Brandsteuer ꝛc. . . . | 4240 | 24 | | |
| Druck des deutschen und französischen Berichts, Zinsen ꝛc. | 1663 | 40 | | |
| Zusammen | | | 100355 | 77 |
| Somit ergibt sich ein Defizit von . . . . . welches von der Generalkasse gedeckt wurde (siehe Ausg. D. 3.) | | | 42090 | 42 |
| *Kapital-Fonds* beträgt . . . . . . . . *wovon Fr. 20,000 mit Zinsvorbehalt.* | 250500 | — | | |

## D. Schuldentilgungskasse.

Für dieselbe sind im Jahr 1891 eingegangen:

| | | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| **1. Aus der Schweiz.** | | | | | |
| Aus dem Kanton Aargau . . | Fr. 404. — | | | | |
| " " " Basel . . | " 1525. — | | | | |
| " " " Bern . . . | " 537. 55 | | | | |
| " " " Glarus . . | " 510. — | | | | |
| " " " Genf . . . | " 30. — | | | | |
| " " " Neuchâtel . . | " 31. — | | | | |
| " " " St. Gallen . | " 15. — | | | | |
| " " " Schaffhausen . | " 20. — | | | | |
| " " " Thurgau . . | " 21. — | | | | |
| " " " Waadt . . | " 3. — | | | | |
| " " " Zürich . . | " 1075. — | 4171 | 55 | | |
| **2. Aus Deutschland.** | | | | | |
| Aus Baden . . . . . . | Fr. 2. 50 | | | | |
| " dem Elsaß . . . . . | " 903. 05 | | | | |
| " Frankfurt a. M. . . . . | " 370. 80 | | | | |
| " Hessen-Darmstadt . . . | " 8. 65 | | | | |
| " Hessen-Kassel . . . . | " 12. 35 | | | | |
| " Preußen . . . . . . | " 11. 65 | | | | |
| " der Rheinpfalz . . . . | " 2. 50 | | | | |
| " Württemberg . . . . . | " 1130. 45 | 2441 | 95 | | |
| **3. Aus anderen Ländern.** | | | | | |
| Aus Holland . . . . . | Fr. 5. — | | | | |
| " Oesterreich . . . . . | " 2. 50 | | | | |
| " Rußland . . . . . | " 65. — | | | | |
| " Nord-Amerika . . . . | " 507. — | 579 | 50 | | |
| | | 7193 | — | | |
| 4. Mehr-Erlös eines Ackers . . . . . . . | | 8634 | 55 | | |
| Zusammen | | | | 15827 | 55 |

## Stand der Schuld.

| | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|
| Dieselbe betrug am 31. Dezember 1891 . . . . . | 28363 | 48 |
| ab obige Einnahmen . . . . . . . . . . | 15827 | 55 |
| bleibt Rest der Schuld vom Jahr 1891 | 12535 | 93 |
| Hiezu Mehrausgabe der Generalkasse pro 1892 . . | 115492 | 25 |
| so daß die Schuld der Generalkasse am 31. Dezember 1893 betrug . . . . . . . . . (gleichlautend mit dem Finanz-Etat und der Bilanz.) | 128028 | 18 |
| Vom 1. Januar bis 30. Juni 1892 gingen für die Schuld ein . . . . . . . . . . . | 21524 | 80 |
| so daß am 1. Juli 1893 noch zu decken bleiben . . | 106503 | 38 |

## E. Medizinische Mission.

### Einnahme.

| | Frkn. | Cts. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|
| **1. Beiträge aus der Schweiz:** | | | | |
| Aus dem Kanton Aargau | 222 | 10 | | |
| " " " Basel (mit 1 Gabe von Fr. 3000) | 4686 | 35 | | |
| " " " Bern | 4 | 95 | | |
| " " " Genf | 33 | 50 | | |
| " " " Glarus | 10 | 20 | | |
| " " " Graubünden | 20 | — | | |
| " " " Neuenburg | 270 | — | | |
| " " " Schaffhausen | 10 | — | | |
| " " " Thurgau | 202 | 61 | | |
| " " " Waadt | 79 | 65 | | |
| " " " Zürich | 1535 | — | | |
| | | | 7074 | 36 |
| **2. Aus Deutschland:** | | | | |
| Aus Baden | 99 | 24 | | |
| " Baiern | 47 | 75 | | |
| " dem Elsaß | 32 | 15 | | |
| " Frankfurt a. M. | 210 | 80 | | |
| " Hessen-Darmstadt | 2 | 50 | | |
| " Nassau | 2 | 50 | | |
| " Preußen | 514 | 05 | | |
| " der Rheinpfalz | 52 | 90 | | |
| " Württemberg (Extragabe Fr. 5459 siehe unten) | 6388 | 55 | | |
| | | | 7350 | 44 |
| **3. Aus anderen Ländern:** | | | | |
| Aus England | 179 | 30 | | |
| " Frankreich | 5 | — | | |
| Aus Rußland | 5 | 75 | 190 | 05 |
| Zusammen Beiträge | | | 14614 | 85 |
| Mit besonderer Bestimmung sind in dieser Summe inbegriffen: | | | | |
| Für den Neubau in Odumase: aus Württemberg | 5459 | — | | |
| " " Missionsspital in Kalikut: aus Württemberg Fr. 49. 25; aus Basel Fr. 125 | 174 | 45 | | |
| " " Unterhalt eines Bettes in diesem Spital: aus Frankfurt a. M. | 87 | 50 | | |
| " Anwendung des homöopath. Heilverfahrens: aus dem Kanton Aargau | 61 | — | | |
| " einen Missionsarzt in China: aus dem Kt. Thurgau | 5 | — | | |
| " einen solchen in Kamerun: aus Württemberg | 24 | 70 | | |
| | 5811 | 65 | | |
| Uebertrag | | | 14614 | 85 |

| | Frkn. | Cts. | F |
|---|---|---|---|
| Uebertrag | | | 14 |

## Ausgabe.

| | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|
| 1. Ausbildungskosten des Br. Wittenberg in Tübingen . | 1639 | 20 |
| 2. " des Br. Stokes in Edinburg . . | 1615 | 10 |
| 3. " des Br. Hey in Basel . . | 405 | 10 |
| 4. " des Br. Lörcher in Tübingen . | 617 | 15 |
| 5. Hälfte der Kolleggelder für Br. Spengler in Basel . | 80 | — |
| 6. Medikamente u. Verbandmaterial für Dr. Liebendörfer | 256 | 25 |
| 7. Auslagen für den medizinischen Bericht . . . | 211 | 95 |
| 8. Ausbildungs- und Reisekosten nach Afrika von Fräulein Clara Finkh . . . . . . . . . | 1267 | 15 |
| | 6091 | 90 |

9. Ausgaben der Br. Fisch und Eckhardt, sowie für Frln. Finkh auf der Goldküste pro 1892:

| | £ | S. | P. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| a. Persönliche Ausgaben . . . | 436. | 10. | — | 10999. | 80 |
| b. Reisen auf der Goldküste . . | 80. | 17. | — | 777. | 40 |
| c. Medikamente und Verbandstoffe . | 75. | 8. | 1 | 1900. | 20 |
| d. Bücher . . . . . . . | 4. | 9. | 11 | 113. | 30 |
| e. Auslagen für das Sanitarium . | 12. | 15. | — | 321. | 30 |
| | 560. | —. | — | 14112. | — |
| Hievon gehen ab: Für ärztl. Behandlung und Medikamente | 202. | 4. | 6 | 5096. | 05 |
| à 25. 20 | 357. | 15. | 6 | | |

| | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|
| (9.) | 9015 | 95 |

10. Ausgaben von Br. Liebendörfer in Ostindien pro 1892:

| | Rup. | A. | P. | Frkn. | Cts. |
|---|---|---|---|---|---|
| a. Persönliche Ausgaben . . . | 1522. | —. | — | 2526. | 52 |
| b. Reisenauslagen in Indien . . | 268. | 3. | — | 445. | 19 |
| c. Bücher und Zeitschriften . . | 68. | 2. | — | 113. | 08 |
| d. Ausbildung von zwei Studenten . | 442. | —. | — | 733. | 72 |
| e. Medikamente . . . . . | 30. | 12. | 6 | 51. | 10 |
| f. Möbel-Reparatur . . . . | 12. | —. | — | 19. | 92 |
| g. Porti und Diverses . . . | 46. | —. | — | 76. | 36 |
| h. Für den Spitalbau in Calicut . | 4017. | 7. | 8 | 6669. | 01 |
| i. Sonstige Auslagen für den Spital | 381. | 8. | 3 | 633. | 32 |
| | 6788. | 1. | 5 | 11268. | 22 |
| Hievon geben ab: für ärztl. Behandlung und Medikamente R. 1523. 5. 9 Fr. 2528. 78; für den Bau des Spitals " 373. 4. — " 619. 59 | 1896. | 9. | 9 | 3148. | 37 |
| à 1. 66 | 4891. | 7. | 8 | | |

| | Frkn. | Cts. | F |
|---|---|---|---|
| (10.) | 8119 | 85 | |
| Zusammen Ausgaben | | | 23 |
| somit bleibt ein Defizit von . . . . . . . | | | 8 |
| welches von der Generalkasse (s. Ausg. D4) gedeckt werden mußte. | | | |

Paul

# Inhaltsübersicht.

## Statistische Notizen.



## Allgemeine Anzeigen.



## Beilagen zum Jahresbericht.

### A. Aus Indien.



### B. Aus China.



### C. Von der Goldküste.



### D. Aus Kamerun.



## Jahresrechnung pro 1892.

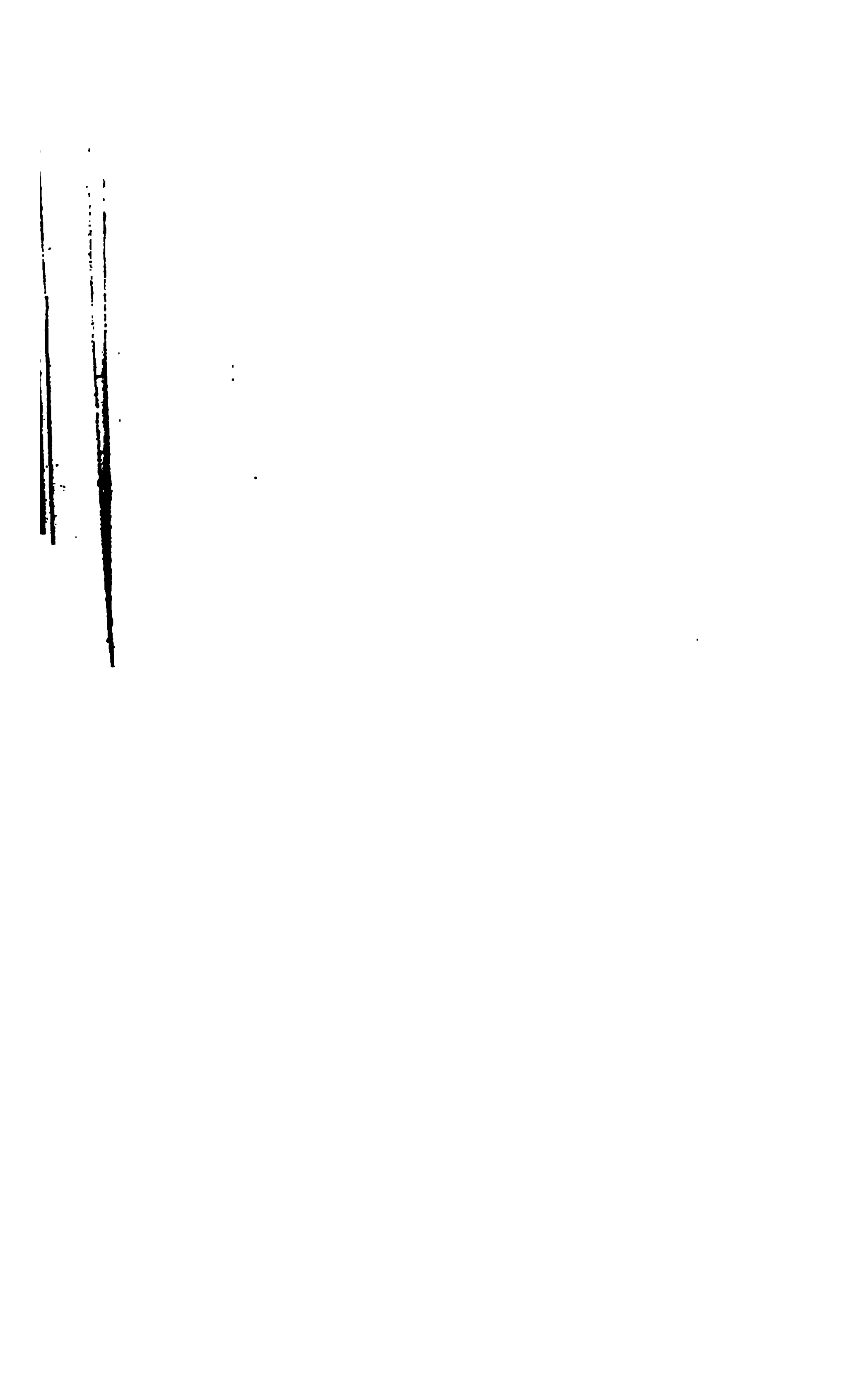



Druck von Adolf Geering in Basel.

# Gemeindecensus: Indien.

nuar 1893. Tabelle I.

| Stationen. | m zen en iges hr. | | Neuer Stand der Gemeinde. | | | | In der Pflege der Mission stehende Heiden. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | ng. | | munikanten. | Nicht- munikanten. | r. | samtzahl der indeglieder. | umenen. | . Angestellte. | ische Schüler. | ma. |
| | 10 | . | 48 | . | 43 | 91 | 19 | 6 | 138 | 163 |
| Palghat … | 24 | . | 75 | 3 | 69 | 147 | 25 | 3 | 211 | 239 |
| | . | 2 | 13 | . | 17 | 30 | . | . | 20 | 20 |
| | . | . | 5 | . | 7 | 12 | 1 | 1 | 38 | 40 |
| | 22 | . | 93 | 3 | 93 | 189 | 26 | 4 | 269 | 299 |
| Kett . … | 5 | . | 63 | 1 | 53 | 117 | 5 | . | 45 | 50 |
| | 11 | . | 23 | . | 32 | 55 | . | . | 5 | 5 |
| | . | . | 5 | . | 5 | 10 | . | . | . | . |
| | 4 | . | 3 | . | 1 | 4 | . | . | . | . |
| | 5 | . | 3 | . | 2 | 5 | . | . | . | . |
| | 3 | . | 2 | . | 1 | 3 | . | . | . | . |
| | 5 | . | 2 | . | 3 | 5 | . | . | . | . |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 46 | 46 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 42 | 42 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 20 | 20 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 33 | 33 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 27 | 27 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 23 | 23 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 15 | 15 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 23 | 23 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 22 | 22 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 14 | 14 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 15 | 15 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 35 | 35 |
| | 33 | . | 101 | 1 | 97 | 199 | 5 | . | 365 | 370 |
| Kotageri .. | 3 | . | 50 | 1 | 59 | 110 | 9 | . | 26 | 35 |
| | . | 1 | 9 | 5 | 10 | 24 | . | . | . | . |
| | . | . | 6 | . | 4 | 10 | . | . | . | . |
| | 2 | . | 7 | . | 4 | 11 | . | . | . | . |
| | 1 | . | 5 | 1 | 6 | 12 | . | . | 22 | 22 |
| | 3 | . | . | 5 | 5 | 10 | . | . | . | . |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 16 | 16 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 21 | 21 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 12 | 12 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 22 | 22 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 20 | 20 |
| | . | . | . | . | . | . | . | . | 16 | 16 |
| | 8 | . | 77 | 12 | 88 | 177 | 9 | . | 155 | 164 |
| | 03 | . | 5699 | 178 | 4991 | 10868 | 415 | 112 | 4408 | 4935 |

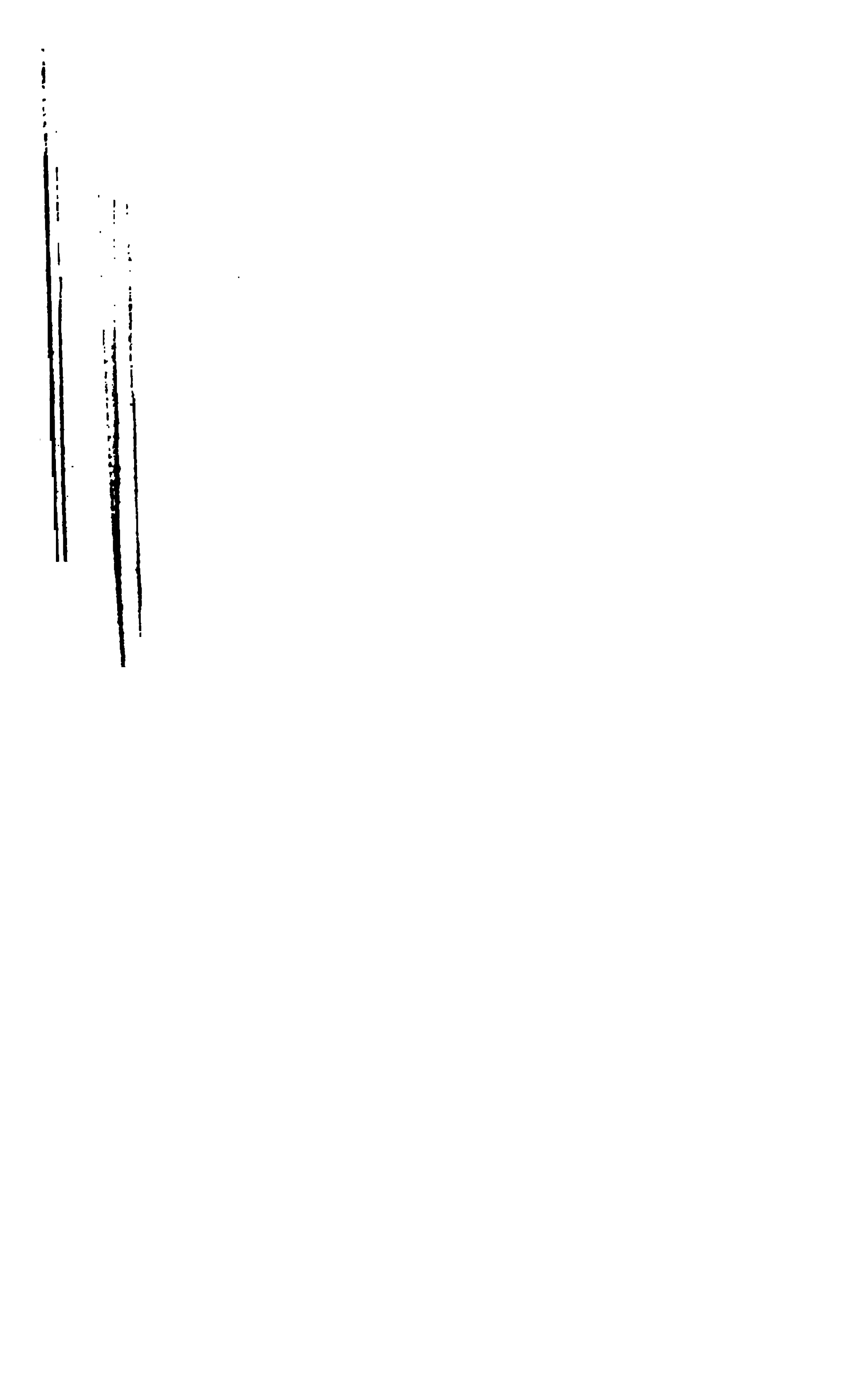


# Gemeindecensus: China.

Tabelle II.

| Am | Neuer Stand der | In der Pflege der |
|---|---|---|

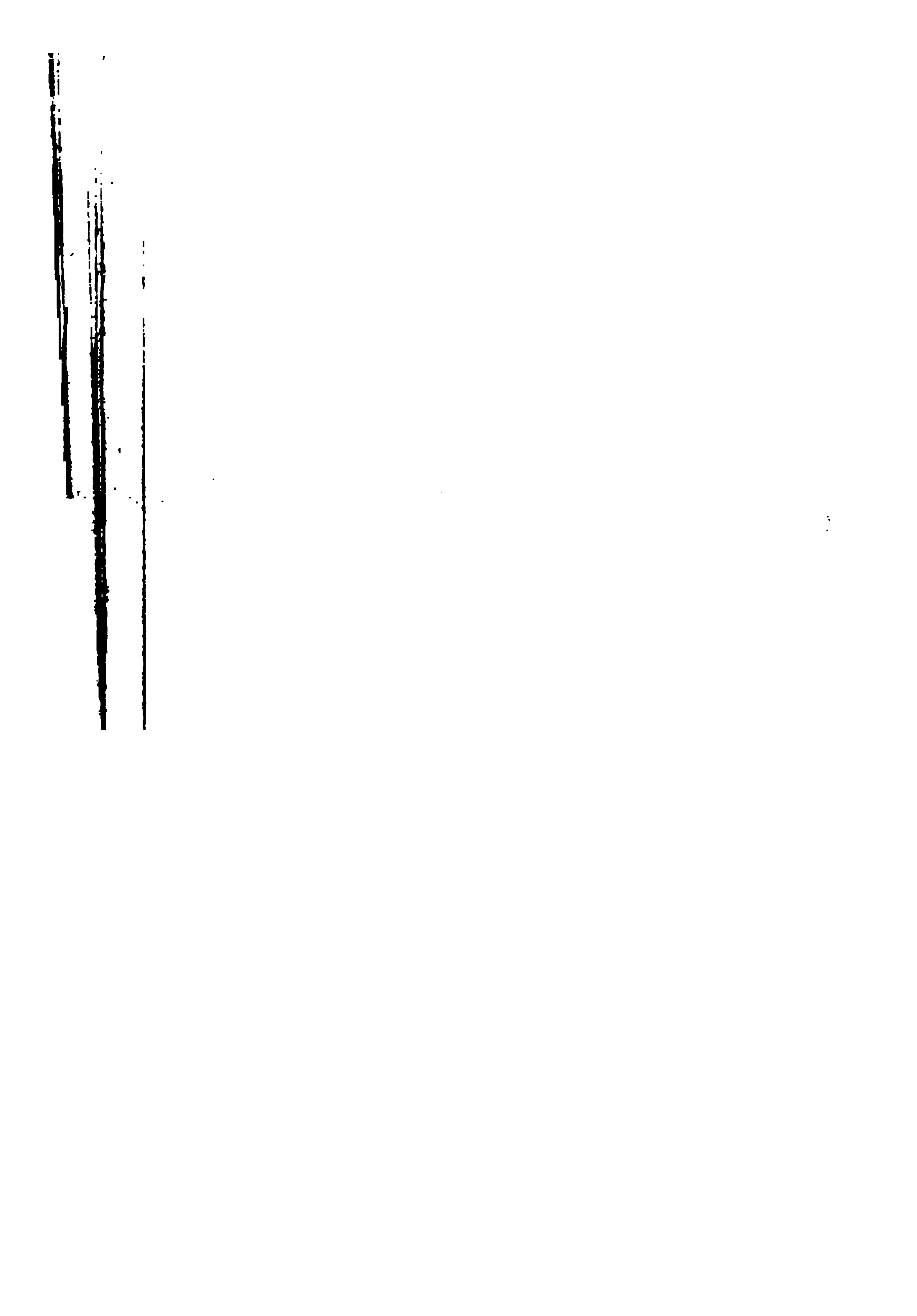
| 620 | 19 | 85 | 675 | 855 | . | 1137 | [illegible] |
|---|---|---|---|---|---|---|---|



## …s: Goldküste & Kamerun.

Tabelle III.

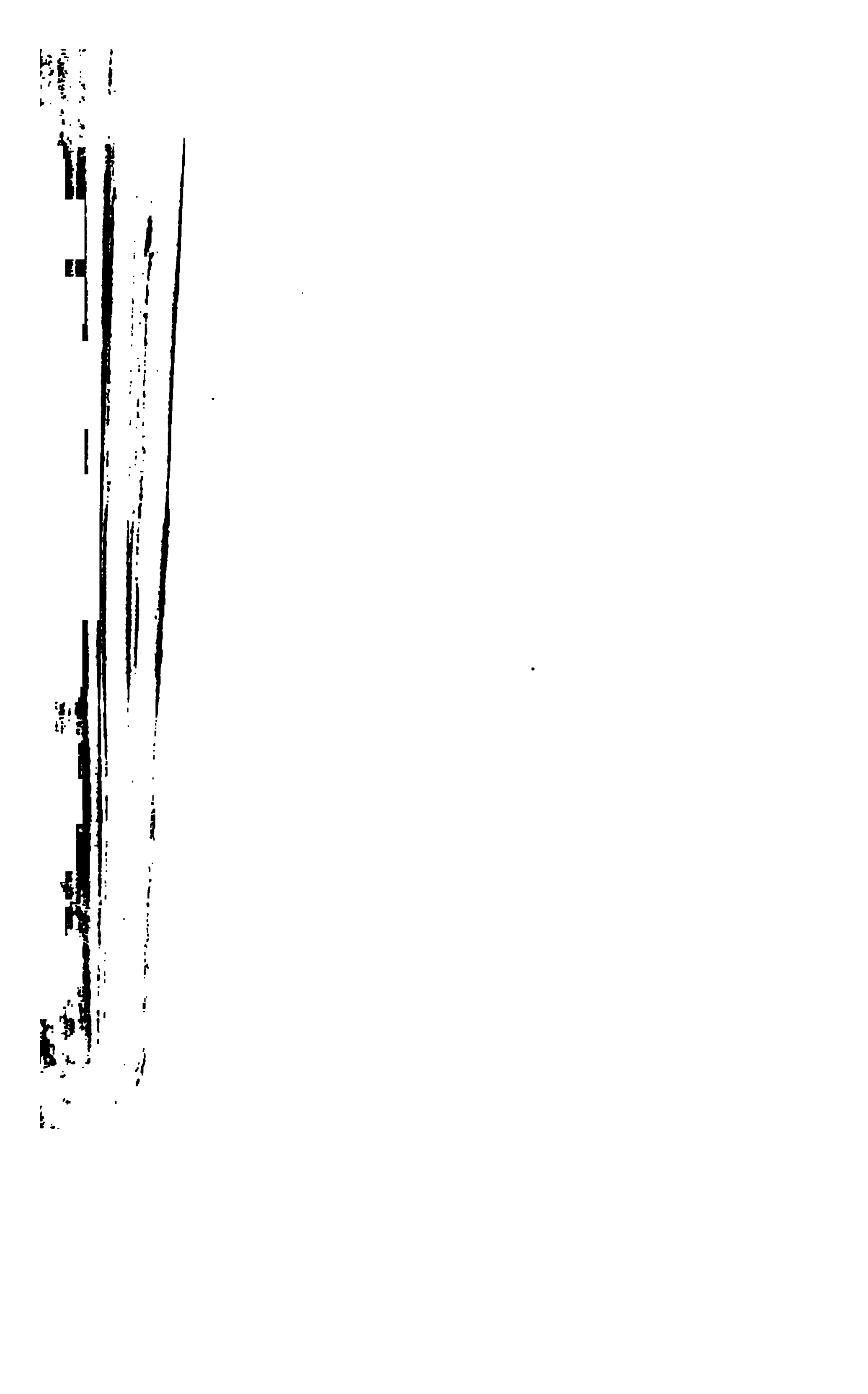
| Stationen | Neuer Stand der Gemeinde. Kommunikanten. | Nicht-Kommunikanten. | Kinder. | Gesamtzahl der Gemeindeglieder. | In der Pflege der Mission stehende Heiden. Katechumenen. | Heidn. Angestellte. | Heidnische Schüler. | Summa. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 17 | 18 | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 |
| | 85 | . | 103 | 188 | . | . | 2 | 2 |
| | 14 | . | 25 | 39 | . | . | . | . |
| | 4 | . | . | 4 | . | . | 16 | 16 |
| | 19 | 2 | 4 | 25 | 16 | . | 27 | 43 |
| | 6 | . | . | 6 | 10 | . | . | 10 |
| | 28 | 1 | . | 29 | 4 | . | 60 | 64 |
| | 23 | 2 | . | 25 | 20 | . | 38 | 58 |
| | 18 | 1 | . | 19 | 26 | . | 23 | 49 |
| | 13 | . | . | 13 | 4 | . | 10 | 14 |
| | 29 | . | . | 29 | 8 | . | 31 | 39 |
| | 21 | 2 | . | 23 | 2 | . | 18 | 20 |
| | 6 | . | . | 6 | 7 | . | 18 | 25 |
| | **273** | **10** | **14** | **297** | **137** | . | **423** | **560** |
| Mangamba . … | 41 | . | 8 | 49 | 6 | . | 35 | 41 |
| | 23 | . | . | 23 | 7 | . | 5 | 12 |
| | 10 | . | 1 | 11 | 4 | . | . | 4 |
| | 32 | . | . | 32 | 6 | . | 18 | 24 |
| | 1 | . | . | 1 | 3 | . | . | 3 |
| | . | . | . | . | 4 | . | . | 4 |
| | 12 | . | 2 | 14 | 8 | . | 26 | 34 |
| | 8 | . | . | 8 | 7 | . | 20 | 27 |
| | . | . | . | . | 9 | . | 25 | 34 |
| | 1 | . | . | 1 | . | . | . | . |
| | 4 | 1 | . | 5 | 4 | . | . | 4 |
| | 1 | . | . | 1 | 9 | . | . | 9 |
| | 2 | . | . | 2 | 14 | . | 20 | 34 |
| | 1 | . | . | 1 | 15 | . | . | 15 |
| | . | . | . | . | 3 | . | 17 | 20 |
| | **136** | **1** | **11** | **148** | **99** | . | **166** | **265** |
| Lobethal … … | 2 | 1 | . | 3 | 3 | . | . | 3 |
| | 7 | 2 | . | 9 | 6 | . | 25 | 31 |
| | 1 | . | . | 1 | 10 | . | 65 | 75 |
| | 1 | . | . | 1 | 8 | . | 68 | 76 |
| | 1 | . | . | 1 | 6 | . | 56 | 62 |
| | **12** | **3** | . | **15** | **33** | . | 214 | **247** |
| Viktoria … … | 12 | . | . | 12 | 12 | . | 15 | 27 |
| | 20 | . | . | 20 | 8 | . | 25 | 33 |
| | 24 | . | . | 24 | 15 | . | 77 | 92 |
| | 2 | . | 1 | 3 | 2 | . | 50 | 52 |
| | 6 | . | . | 6 | . | . | . | . |
| | **64** | . | **1** | **65** | **37** | . | **167** | **204** |
| | **620** | **19** | **36** | **675** | **355** | . | **1197** | **1552** |







nuar 1893. Tabelle IV.

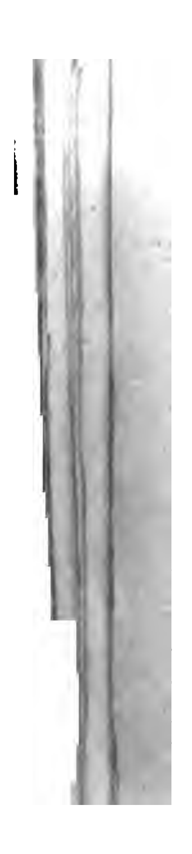


# Schulcensus: China.

## Tabelle V.

| …k-…en. | | | Summa der Schüler jeder einzelnen Schule. | | | | | Sonntagsschulen. | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | | | Erwachsene. | | | | Kinder. | | | | Zusammen. |
| …en. | Mädchen | | Männlich. | | Weiblich. | | Zusammen. | Männlich. | | Weiblich. | | Knaben. | | Mädchen. | | |
| Heiden. | Christen. | Heiden. | Christen. | Heiden. | Christen. | Heiden. | | Christen. | Heiden. | Christen. | Heiden. | Christen. | Heiden. | Christen. | Heiden. | |
| 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 |
| | . | . | 7 | 27 | 12 | 23 | 69 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | | . | 1 | 44 | . | . | 45 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | 1 | 30 | 4 | 3 | 38 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | 1 | 19 | . | . | 20 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | **10** | **120** | **16** | **26** | **172** | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | 72 | 8 | . | . | 80 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | 18 | . | . | . | 18 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | 6 | 2 | 8 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | . | 1 | 2 | 3 |
| . | . | . | . | 8 | . | . | 8 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | . | **90** | **16** | **6** | **2** | **114** | . | . | . | . | . | . | **1** | **2** | **3** |
| . | . | . | 4 | 16 | . | . | 20 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |

*) Heiden



# chulcensus: Goldküste & Kamerun.

Tabelle VI.

| | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | . | 54 | 83 | 43 | 19 | 199 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | 72 | 1479 | 719 | 865 | 192 | 3255 | 111 | 72 | 57 | 35 | 13 | 28 | 16 | 8 | 340 |
| . | . | 40 | . | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | 5 | 32 | . | . | 37 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . | . | 6 | 30 | 4 | 10 | 50 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | . | . | . | . | . | 8 | 1 | 2 | 2 | 2 | 15 | 1 | 9 | 40 |
| . . | . | 2 | 25 | 4 | 9 | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | . | . | . | . | . | 8 | 1 | 2 | 2 | 2 | 15 | 1 | 9 | 40 |
| . . | . | 5 | 30 | 2 | 21 | 58 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | . | . | . | . | . | 8 | 2 | 3 | 1 | 2 | 16 | 1 | 7 | 40 |
| adi . | . | 2 | 19 | . | 13 | 34 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | . | . | . | . | . | 2 | . | . | . | . | 11 | . | 7 | 20 |
| . . . . | . | . | 40 | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| . . . | . | . | 40 | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| a . . . | . | . | 30 | . | . | 30 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| ngkembe . | . | . | 35 | . | . | 35 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | 60 | 281 | 10 | 53 | 404 | 26 | 4 | 7 | 5 | 6 | 57 | 3 | 32 | 140 |
| aberi . . | . | . | 28 | . | . | 28 | 18 | 10 | 12 | 8 | . | 20 | . | 7 | 75 |
| onafama . . | . | 1 | 8 | . | 2 | 11 | 4 | 2 | 3 | 5 | 2 | 8 | . | 6 | 30 |
| onamatumbe | . | 2 | 14 | . | 5 | 21 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| ebari . . . | . | 3 | 17 | . | 8 | 28 | 6 | 4 | 1 | 6 | 3 | 22 | . | 3 | 45 |
| onambongo . | . | 2 | 16 | . | 4 | 22 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bonandale . . | . | 4 | 58 | . | 18 | 80 | 7 | 5 | 2 | 16 | 4 | 37 | . | 13 | 84 |
| Basa . . . . | . | . | 14 | . | . | 14 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Wasedibo . . | . | 3 | 16 | . | . | 19 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bomono . . . | . | 5 | 20 | . | 3 | 28 | 8 | 8 | . | 12 | 5 | 42 | . | 23 | 98 |
| Bwanyumba . | . | 7 | 33 | . | 5 | 45 | 7 | 17 | 3 | 12 | 16 | 46 | . | 28 | 129 |
| Dibombari . . | . | 15 | 44 | . | 16 | 75 | 6 | 4 | 4 | 10 | 7 | 58 | . | 18 | 107 |
| Bonabweng . | . | 2 | 23 | . | 4 | 29 | 9 | 7 | 2 | 4 | 2 | 38 | . | 7 | 69 |
| Bonako (Mongo | . | 14 | 10 | . | . | 24 | 9 | . | 2 | 8 | 4 | 16 | . | 5 | 44 |
| Bonamune „ | . | 3 | 21 | . | . | 24 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bakundu . . | . | 3 | 14 | . | 4 | 21 | 5 | 2 | . | . | 3 | 10 | . | . | 20 |
| Bakake . . . | . | . | 18 | . | . | 18 | 6 | 4 | . | 2 | . | 8 | . | 4 | 24 |
| | . | 64 | 354 | . | 69 | 487 | 85 | 63 | 29 | 83 | 46 | 305 | . | 114 | 725 |
| Mangamba . | . | 5 | 35 | . | . | 40 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Kunang . . . | . | 4 | 5 | . | . | 9 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bwapaki . . | . | 6 | 18 | . | . | 24 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bwene . . . | . | 2 | 26 | . | . | 28 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bonjo . . . | . | . | 20 | . | . | 20 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Munjamusadi . | . | . | 25 | . | . | 25 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Boneko . . . | . | . | 20 | . | . | 20 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bonandolo . . | . | . | 17 | . | . | 17 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | 17 | 166 | . | . | 183 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Lobethal . . | | | | | | | | | | | | | | | |
| Manye . . . | . | 1 | 16 | 1 | 9 | 27 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bongo . . . | . | . | 50 | . | 15 | 65 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Mulongo . . | . | . | 55 | . | 13 | 68 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Mulimbe Jeru | . | . | 27 | . | 29 | 56 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | 1 | 148 | 1 | 66 | 216 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Viktoria . . | . | 2 | 11 | . | 2 | 15 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | . | . | . | . | . | 2 | 1 | . | 1 | 2 | 12 | . | 2 | 20 |
| Bota . . . . | . | . | 18 | . | 7 | 25 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Bimbia . . . | . | . | 52 | . | 25 | 77 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| Dikolo . . . | . | . | 39 | . | 11 | 50 | . | . | . | . | . | . | . | . | . |
| | . | 2 | 120 | . | 45 | 167 | 2 | 1 | . | 1 | 2 | 12 | . | 2 | 20 |
| | . | 144 | 1069 | 11 | 233 | 1457 | 113 | 68 | 36 | 89 | 54 | 374 | 3 | 148 | 885 |

*) Heider

